This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS III A 39

A. F. E. Langbein's

prosaische Schriften.

Neue Auflage in zwölf Bänden.

Elfter Band

enthält:

Kleine Romane und Erzählungen.

Mit sechs Stahlstichen.

Stuttgart:

Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.

1847.

TAYLOR INSTITU
30 JUL 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Kleine

Romane und Erzählungen.

I.

Der lustige Tischrath.

1.

In der guten Vorzeit, da die Menschen noch fröhlicher waren, als wir es jetzt, leider! seyn können, gab es bekanntlich an den meisten fürstlichen Höfen Schalksnarren oder sogenannte lustige Tischräthe. Diese Sitte war in mancher Rücksicht nicht ohne Nutzen, und mit Recht sagt Logau zu ihrer Vertheidigung:

Ein Herr, der Narren hält, thut gar nicht übel dran,
Weil, was kein Weiser darf, ein Narr ihm sagen kann.

Der Herzog Hilarius von Granaten — wie wir ihn und sein Land hier nennen wollen — war vielleicht in Deutschland der letzte Fürst, der förmliche Hofnarren im Sold hatte. Er konnte nicht ohne solche Lustigmacher leben; sie wurden aber in seinem Dienste nicht alt. Es entlief oder starb einer nach dem andern; und da sich dergleichen Possenreißer von Handwerk bei der steigenden Sittenverfeinerung immer seltener machten, so war Hilarius sehr bestürzt, als ein kurzweiliger Rath,

den er vor allen andern geliebt hatte, plötzlich schlafen ging, ohne einen Nachfolger in seinem Amte zu hinterlassen.

Der Herzog forderte seine Räthe zusammen und verlangte von ihnen die Angabe eines würdigen Hauptes, auf das man die erledigte Schellenkappe wieder pflanzen könnte. Aber die alten Perücken versicherten, sie wüßten keinen Pickelhering aufzutreiben, immaßen es ihnen an Bekanntschaft mit dergleichen muthwilligen Personen gänzlich ermangele. Das war freilich gegründet; doch, hätten sie auch dem Herzog mit Rath und That an die Hand gehen können, sie würden es nicht gethan haben: denn ein Dorn in ihren Augen waren die vermaledeiten Tischräthe, die vor den höchsten Staatsbeamten weder Furcht noch Scheu hatten, und den Herzog mit vielen Dingen, die er nicht wissen sollte, bekannt machten.

Unzufrieden, daß ihm die Rathsversammlung keinen Trost gab, war er eben im Begriff, sie wieder auseinander gehen zu lassen, als ein Hofdiener ein versiegeltes Schreiben überreichte. Hilarius erbrach es und blickte hinein. „Hm! eine seltsame Erscheinung!“ sprach er: „Ich bekomme da einen Brief in Versen, der also wahrscheinlich kein Geheimniß enthält. Nehmt ihn hin, Herr Kanzler, und leset ihn laut!“

Der Kanzler, ein abgesagter Feind der Poesie, zog mit verbissenem Unwillen die Brille aus der Tasche und las:

Durchlauchtigster Herr!
ich habe vernommen,
Ihr seyd um Euren Narren gekommen;
Der Klappermann hat in verwichener Nacht

Dem armen Teufel das Garaus gemacht.
Ach! ihn, der so lustige Possen gerissen,
Was werdet Ihr ihn bei der Tafel vermissen!
Wie Stroh wird Euch schmecken der zarte Fasan,
Und der Wein wie ein Trunk aus dem Ocean.
Drum müßt Ihr, um euch nicht mit Grillen zu quälen,
Stracks einen neuen Tischrath erwählen.
Verleiht mir das Aemtchen! Es soll Euch nicht reun;
Ich will Euch mit herrlichen Schwänken erfreun.

Mein Vater, ein ehrlicher Ludimagister,
Erzog mich zu einem steifsteifen Philister:
Sobald er mich springen und kurzweilen sah,
Gleich war er mit seinem Schulscepter da.
Ich sollte mich immer als Sauertopf zeigen
Und gar einst die Kanzel des Dorfes besteigen:
Allein, trotz allen Pedanten der Welt,
Behält die Natur in dem Menschen das Feld.

Zwar zog ich nach Leipzig, um dort zu studiren,
Zahlt' auch den Professorn ihre Gebühren,
Doch hielt ich's nicht lang' in den Hörsälen aus,
Und wählte dafür das Komödienhaus.
Da saß ich mit offnen Augen und Ohren,
Es ging mir kein Wort, kein Gesichtszug verloren,
Und mehr als die trockne Dogmatik gefiel
Mir sonderlich Harlekins fröhliches Spiel.
Ich jammerte laut, als den drolligen Buben
Gottsched und die Neuberin förmlich begruben.*
Nun wurde mir Leipzig ein trauriger Ort,
Ich machte des folgenden Tages mich fort;
Doch thät ich zuvor in der Nacht mich erfrechen,
Den Tod meines Lieblings am Mörder zu rächen:
Ich warf mit manchem gewaltigen Stein
Dem düstern Professor die Fenster ein.

* Auf den seichten Rath des Professors Gottsched veranstaltete die Neuberin, die damals einer Schauspielergesellschaft in Leipzig vorstand, diese pedantische Feierlichkeit im Jahre 1737.

Seitdem durchpilgert' ich Deutschlands Provinzen,
Erbot mich zu Diensten bei Grafen und Prinzen;
Allein mich floh das geflügelte Glück,
Und überall wies man mich schnöde zurück.
Je nun, ich werde mich drob nicht erhenken,
Wenn Ihr geruht, Eure Gunst mir zu schenken.
Ernennt mich zu Eurem kurzweiligen Rath
Und rechnet auf Nutzen für Euch und den Staat!
Nicht selbst Narr, mach' ich Jagd auf die Narren,
Und auf die plumpen, zweibeinigen Farren,
Die gegen die Söhne der Klugheit das Horn
Der Dummheit aufwerfen mit schnaubendem Zorn.
Ich denke, dieß Kampfspiel soll baß Euch ergötzen;
Doch werd' ich die Wölfe des Landes auch hetzen,
Die Placker des Volks, deren trotziger Schritt
Wie Gewürm die Armen zu Boden tritt.
Ihr sollt, Herr! durch mich manches Schelmstück erfahren,
Das Andre vor Euch als Geheimniß bewahren!
Das Völklein der Hofschranzen mummelt gar fein
Die Wahrheit in Schleier und Mäntelchen ein:
Ich aber werde sie nackend Euch zeigen,
Und freimüthig reden, wenn Duckmäuser schweigen.
Ein plaudernder Hofnarr nutzt mehr in der That,
Als ein zur Unzeit geheimer Rath! —

„Bei Gott! da hat er Recht!" rief der Herzog mit einem schallenden Gelächter, das den Räthen durch die Seele ging. „Wie heißt der ehrliche Kerl?"

„Peter Schönbart hat er sich unterschrieben," sagte der Kanzler.

„Er soll mein Hofnarr seyn!" sprach Hilarius und klingelte. Schnell kam der Diener, der den Brief überreicht hatte. Der Herzog fragte, wie er in seine Hände gekommen sey?

„Durch einen Fremden, der Ew. Durchlaucht Antwort im Vorsaal erwartet."

„Laß ihn hereintreten!“

Da erschien ein kleiner, dicker, ungefähr vierzigjähriger Mann. Er trug eine runde, verwitterte Perücke, ein schwarzes Kleid und von gleicher Farbe einen kurzen Mantel, der ihm nur bis an die Kniee reichte. „Ich bin Peter Schönbart,“ sprach er mit Gravität, und strich, ohne sich eben stark zu verbeugen, mit dem rechten Fuß weit hinter sich aus. Der Herzog lachte über die seltsame Gestalt. Die Räthe sahen einander ernst und schweigend an.

„Du hast wohl ein wenig den Sonnenschuß?“ fragte der Fürst.

„Ei, ei!“ versetzte Schönbart: „Ihr haltet Euch also für eine Sonne?“

„Wer sagt das?“

„Ihr selbst! — Ein Pferd, das lange in der Sonne steht, bekommt den Koller, den man den Sonnenschuß nennt: und so, denkt Ihr, mußt' es auch mir ergehen, sobald ich von Euch und Eurem Glanze bestrahlt wurde.“

„Dein Gleichniß hinkt. Bist du ein Gaul?“

„O, ich finde mich sehr geehrt, wenn Ihr mich nicht tiefer im Range stellt! Ich kenne große Herren, die jeden armen Schlucker für nichts weiter als einen Hund halten.“

„Du nimmst kein Blatt vor den Mund!“

„Das sind auch verdammte Blätter! Damit verdirbt man euch Fürsten!“ —

Der Herzog, der in diesem Wortgefechte nicht länger den Kürzern ziehen wollte, entließ die mürrischen Beisitzer, um Peters Bestallung mit ihm allein abzumachen. Die Räthe brachen mit Vergnügen auf; denn das Ge-

ſpräch, das ſie anhören mußten, war ihnen höchſt ärgerlich. Auf der Schloßtreppe ſchüttelten ſie die großen Wollenperücken und flüſterten einander zu: „Da hat uns der böſe Feind wieder eine rechte Neſſel in den Hofgarten gepflanzt!“ —

2.

Schönbart begnügte ſich ohne Widerſpruch mit dem mäßigen Jahrgehalte, den ihm der Herzog anbot; doch bedung er ſich als Zugabe eine tägliche Weinlieferung, die ſo anſehnlich war, daß Hilarius, darüber ſtaunend, ſie abſchlug. „Entweder — oder!“ ſagte Peter und ſah ſich nach der Thür um. „Glaubt ihr denn, ihr Großen, der Weinſtock wachſe blos für euch? — Ich begehr' auch meinen Theil von der edlen Gottesgabe.“

„Du forderſt nur zu viel,“ verſetzte der Herzog. „Denn könnte und wollte man allen Wein, der auf Erden wächst, unter das lebende Menſchengeſchlecht vertheilen, ſo käme gewiß Tag für Tag auf deine Perſon nicht mehr als ein Stutzgläschen.“

„Das iſt möglich;“ ſprach Peter: „allein ich habe von hundert Bauern, von fünfzig gemeinen Soldaten, von dreißig Dorfſchulmeiſtern und von mehrern ſolchen Waſſervögeln Eures Landes Vollmacht erhalten, die ihnen gebührenden Weinportionen zu trinken.“

„Aber auf meine Kellerei,“ ſagte der Herzog, „konnten dich doch dieſe Leute nicht anweiſen.“

„Das thaten ſie allerdings!“ erwiederte Peter. „Sie ſagten einſtimmig: Ihr nähmet den Wein, der ihnen von Rechtswegen gehöre, Jahr aus Jahr ein in Beſchlag.“ —

Lachend bewilligte der Herzog die Forderung. Aber nun erhob sich ein neuer Streit über des Tischraths künftige Tracht. Hilarius verlangte, er solle nach dem Beispiel seiner Vorfahren eine bunte, abenteuerliche Narrenjacke anlegen und eine Schellenkappe mit Eselsohren auf den Kopf setzen. Doch Peter verbat dieses Schandzeichen der Dummheit, weil er, wie er sagte, mit dem grauen Müllerthiere nicht im entferntesten Grade verwandt sey. Er bestand darauf, ihm sein bisheriges Gewand (das er von den vormaligen Meistersängern und Spruchsprechern in Nürnberg entlehnt hatte) unangetastet zu lassen; und der Herzog bequemte sich auch zu dieser Bedingung.

Peter trat sein Aemtchen an, gewann durch lustige Einfälle, die sich über die niedrige Possenreißerei gemeiner Stocknarren erhoben, die Gunst seines Herrn, und war ehrlich genug, die Pfeile seines Witzes immer nach einem guten Ziele zu schießen. Nie verwundeten sie den Busen eines Biedermannes; aber schwarze Herzen waren vor ihnen keinen Augenblick sicher. Seine Possen hatten selten blos die kahle Absicht, zu belustigen und Lachen zu erregen. Es lag gemeiniglich eine scharfe Rüge oder eine nützliche Lehre im Hinterhalte. Mit lachendem Munde war er ein strenger Sittenrichter der Höflinge und Räthe, die beiderseits, von des Fürsten blinder Nachsicht verzogen, mancherlei thaten, was nicht recht war.

Von Schönbarts Schwänken dieser Art ließe sich ein dickes Buch schreiben; wir wollen hier aber nur einige Blätter darauf verwenden.

3.

Peter war des Herzogs Schatten. Er begleitete ihn sogar ins Conferenzzimmer, wo sich die geheimen Räthe versammelten. Man kann sich vorstellen, daß ihnen der schwarze Narr — so nannten ihn seine Hasser — kein angenehmer Ohrenzeuge ihrer zum Theil arglistigen und auf Eigennutz abzielenden Vorträge war. Doch was half's? Sie mußten ihn dulden.

Einst brachten sie in seiner Gegenwart eine neue Auflage in Vorschlag. Sie war, wie damals gewöhnlich, blos auf den Bürger- und Bauerstand berechnet; der Adel sollte davon befreit bleiben. Der Herzog, im Ganzen kein schlimmer Regent, verweigerte seine Genehmigung, weil er dem schon genug bedrückten Volke keine neue Last aufbürden wollte. Doch die Herren Räthe ließen fort und fort frische Hülfstruppen staatswirthschaftlicher Bewegungsgründe anrücken; der Herzog stand im Begriff, sich zu ergeben.

Schönbart war indessen an den Wänden herumgeschlichen und hatte Fliegen gehascht, als ob er sich um das, was an der grünen Tafel vorging, nicht bekümmere. Aber seine nicht müßigen Ohren erlauschten jedes Wort, ungeachtet die Räthe, die immer unter den grauen Augenwimpern hervor nach ihm hinschielten, mit möglichst gedämpften Tönen sprachen. Sie waren dießmal sehr zufrieden mit dem schwarzen Narren, weil er sich nicht, wie er wohl sonst that, in die Sache mischte; und schon glaubten sie gewonnenes Spiel zu haben, als der Herzog die Feder ergriff, um den ihm vorgelegten Steuerplan durch seine Unterschrift zu be-

ſtätigen. Aber jetzt ſtimmte plötzlich Herr Peter, ſeine Fliegenjagd fortſetzend, im tiefen Baßtone eines Kirchenſängers folgendes alte Volkslied an:

„Wo der Geier auf dem Dache ſitzt,
Da gedeihen die Küchlein ſelten.
Es dünkt mich fürwahr ein Narrenſpiel,
Wenn der Herr ſeinen Räthen gehorcht zu viel,
Und der Unterthan muß es entgelten.“

Der Herzog legte horchend die Feder aus der Hand und fragte am Ende: „Bin Ich damit gemeint?“ —

„Nehmt's, wie Ihr wollt!“ antwortete Schönbart.

„Ich befehle dir, Peter, dich deutlicher zu erklären!“

„Ach, ſprecht doch dort mit Euren Hochweisheiten! Ich habe ſchon wieder vergeſſen, was ich ſang, und denke jetzt an einen gewiſſen Bauer und ſein Pferd. Es war eine tragiſche Geſchichte.“

„Erzähle ſie!“

„Ich ging einſt im Winter über Land. Da begegnete mir ein Bauer, der einen dürren, mit vier großen, ſchweren Säcken beladenen Gaul am Zaume hinter ſich her ſchleppte. Ich beklagte das arme Thier; aber der rohe Kerl antwortete: dieſe Kreatur ſey geſchaffen, ihn zu ernähren, und das gehe auch trefflich von Statten; er führe Tag für Tag anſehnliche Frachtladungen von einem Orte zum andern und ſtehe ſich wohl dabei. — Aber, mein Freund, fiel ich ein, Ihr ſolltet doch das gute Thier, das Euch nährt, dankbar und menſchlich behandeln; Ihr ſolltet es beſſer füttern und mehr ſchonen: denn, vom Hunger entkräftet, muß es über kurz oder lang unter ſolchen Kameelbürden erliegen. — O, das hat keine Noth! ſagte der Klotz. Die Mähre ge-

wöhnt sich täglich mehr an die schwere Arbeit, und sie muß froh seyn, wenn ich ihr Heu und Häckerling reiche. — Indem er so sprach, schlug er das unglückliche Pferd mit einem Zaunpfahle, um es zu einem schnellen Gange zu treiben. Angstvoll und mühselig trabt' es einige Schritte; aber es strauchelte bald, stürzte einen mit Eis bedeckten Hügel hinab, die ungeheuern Säcke schoßen ihm aufs Genick und es verschied vor meinen Augen. — Nun wollte sich der Bauer die Haare ausraufen; aber ich beklagt' ihn nicht: er hatte sich selbst durch Geiz und Grausamkeit um das nützliche Hausthier gebracht." —

„Ich verstehe dich, ehrliche Haut!" sagte der Herzog, und schnell zerriß er den Steuerplan, warf die Stücke unter seinen Sessel und gebot zornig den Räthen: sie sollten, so lang' Er regiere, keine neue Volkssteuer aufs Tapet bringen.

4.

Der Oberjägermeister des Herzogthums Granaten, ein rauher Weidmann, liebte die Hirsche und wilden Schweine mehr als die Menschen. Jene hegt' und pflegt' er nach Möglichkeit, und diesen fuhr er, wie selbst ein grimmiger Eber, auf den Hals, wenn sie über unerträgliche Wildschäden klagten. Die werthen Sauen wurden von ihrem Patron sogar gegen den Landesherrn geschützt und waren ihm unverletzlich. Vergebens ging er bisweilen auf die Jagd, um einige Saatenverwüster zu erlegen. Denn der Ober-Nimrod ließ sie durch seine Untergebenen freundschaftlich warnen, und aus den Gegenden, wo für sie Gefahr zu besorgen war, hinwegweisen.

Dieſer Vorſicht ungeachtet, gerieth einſt ein hauendes Schwein, das den Wink ſeines Gönners und Freundes entweder nicht verſtanden oder nicht befolgt hatte, unter die herzoglichen Hunde und ward von höchſter Hand mit dem Fangeiſen getödtet. Einige Tage ſpäter prangte ſein ſchwarz geſenkter Kopf, mit Gold und Blumen geſchmückt, auf der fürſtlichen Tafel. Der Oberjägermeiſter, der eben bei Hof ſpeiste, betrachtete dieſes Schaugericht ſchweigend und finſter, und trocknete zuweilen ſeine von Natur etwas thränenden Augen.

„Beſter Herr Oberjägermeiſter!“ begann Schönbart, „laßt Euch dieſes edlen Ebers Tod nicht zu ſehr zu Herzen gehn! Bedenkt, daß er eine zahlreiche und blühende Nachkommenſchaft hinterließ, die eben ſo rüſtig, wie weiland er ſelbſt, die Aecker der Bauern bearbeitet, damit dieſes ungeſchlachte Volk durch geſegnete Ernten nicht ſtolz und übermüthig werde! — Doch will ich gar nicht tadeln, wenn Ihr wegen des Euch betrübenden Todesfalles Waldtrauer anlegt; und ich bin erbötig, Euch dazu auf acht bis vierzehn Tage meinen ſchwarzen Mantel zu leihen.“ —

Der Oberjägermeiſter gab nach ſeiner gewöhnlichen Art einen Kernfluch zur Antwort; der Herzog und ſeine Gäſte lachten; übrigens aber blieb der Scherz ohne Wirkung. Die Keiler und Bachen und ihre lieben Kinder, die Friſchlinge, ſpielten fort und fort auf den Getreidefeldern den Meiſter.

Doch Schönbart hatte ſich's in den Kopf geſetzt, die ſeufzenden Landleute von dieſen ungeladenen Gäſten zu befreien.

Eines Tages, als der Oberjägermeiſter wieder vom Herzog zur Tafel gezogen war, ging Peter ſtumm und

kopfhängend im Speisesaale auf und ab. Hilarius fragte, was er für Grillen habe?

„Sorgen der Nahrung, gnädigster Herr!“

„Seltsamer Mensch, dagegen schützt dich doch dein guter Gehalt!“

„Ich reiche damit nicht aus; ich muß mir durch einen Nebengewinn unter die Arme greifen, und damit beschäftigen sich eben meine Gedanken. — Was meint Ihr, gnädigster Herr, würde sich wohl durch einen Handel mit Bildern ein Erkleckliches verdienen lassen?“

„Warum nicht? Wenn die Gemälde gut sind.“

„O, das versteht sich! Ich entwerfe sie selbst, wähle lauter spaßhafte Gegenstände, lasse sie in Kupfer stechen, mit lebendigen Farben ausmalen, und verkaufe sie an die Bilderkrämer, die an den Straßenecken feil haben. — Ich will Euch doch hier zur Probe das Blatt zeigen, womit ich mein Geschäft anzufangen gedenke.“

Er zog eine Leinwandrolle unter dem Mantel hervor und wickelte sie auf. Der Herzog blickte kaum hin, so brach er in ein Gelächter aus; und das Bild war drollig genug. Es stellte, zum Sprechen getroffen, den Oberjägermeister in ganzer Figur vor, wie er eine große schwarze Sau freundschaftlich — umarmte. Sie stand auf den Hinterfüßen und hatte die vordern auf seine Schultern gelegt. In dieser Stellung küßte sich das zärtliche Paar, und unten las man die Worte:

„Zum Schaden und zum Trotz den Bauern,
Soll unsre Freundschaft ewig dauern.“

Das Bild ging bei der Tafel von Hand zu Hand, und jedermann lachte darüber. Nur der Held des Lust-

spiels griesgramte, und ward vor Aerger im Gesichte so schwarz wie seine umarmte Freundin.

Nach aufgehobener Tafel zog er den Hofnarren traulich bei Seite. „Was geb' ich Euch," sprach er, „daß Ihr dieses Spottbild vernichtet?" —

„Das geschieht nicht um all' Euer Gold!" antwortete Peter. „Laßt Ihr aber innerhalb vier Wochen zweihundert Stück wilde Schweine im Lande niederschießen, so schenk' ich Euch das Bild. Widrigen Falls hängt es nächstens, in Kupfer gestochen und mit Naturfarben illuminirt, an allen Straßenecken und ist für wenige Groschen zu kaufen." —

Der Oberjägermeister sträubte sich gewaltig gegen diesen Bluthandel; doch unter des Herzogs Vermittlung kam er zu Stande und wurde von beiden Theilen pünktlich erfüllt. Die Landleute frohlockten darüber.

5.

Ein anderer Feind des gemeinen Besten, den Schönbart aufs Korn nahm, war der Kammer- und Bergrath von Muff, der Oberaufseher der Landstraßen.

Diese befanden sich in der jämmerlichsten Verfassung. Der Herzog wies zum Bau derselben jährlich starke Summen an; doch damit besserte Herr von Muff nicht die Straßen, sondern seine Vermögensumstände. Jene mochten sich verschlimmern, so viel sie nur selbst wollten: er störte sie nicht. In allen Reisebeschreibungen standen die Mordwege des Herzogthums Granaten am Pranger. Wer in seinem Leben nicht geflucht hatte, der lernt' es auf dieser Folterbank.

Hilarius las keine Reisebeschreibungen und reiste selbst nicht; der Heerstraßen Gräuel blieb ihm also verborgen. Die kurzen Wege, die er nach seinen Lustschlössern befuhr, waren glatt und eben wie ein Tisch. Dafür sorgte der schlaue Herr von Muff.

Schönbart hatte ihn schon oft wegen seiner treulosen Amtsführung bestichelt; allein es fruchtete nichts. Wer nicht hören will, muß fühlen! dachte der Tischrath, und traf mit Bewilligung des Herzogs geheime Vorkehrungen, dieses Sprüchwort mit dem Herrn von Muff zu spielen. Doch war diesem nur eine leidende Rolle dabei zugetheilt.

Wohlgedachter Herr und sein Busenfreund, der Pater Eusebius (ein selbstsüchtiger Bauchpfaff, aber als herzoglicher Beichtvater bei Hofe viel geltend) begleiteten meistens den Fürsten, wenn er auf ein Lustschloß fuhr, um sich dort einen halben oder ganzen Tag mit der Jagd zu vergnügen. Bei dergleichen Landreisen saßen jene Herren immer selbander in einer für sie besonders gebauten, sehr geräumigen und bequemen Karosse: denn so beschaffen mußte sie seyn, weil beide ungemein wohlbeleibt waren und neben einander viel Platz brauchten.

Einst hatte sie im Gefolge des Herzogs ihr sanfter Leibwagen aufs Land hinaus geschaukelt. Die Rückreise verzog sich bis zum Anbruch der Nacht. Sie schwankten, ein wenig berauscht, zu ihrem Fuhrwerke hin, und freuten sich auf ein Schläfchen, das sie unter Weges zu machen gesonnen waren. Als sie aber von dem Wagen Besitz genommen hatten, schien er ihnen ungewöhnlich enge. Wie Heringe zusammengepreßt, äußerten sie mit stammelnden Zungen ihre Verwunderung darüber

und wollten die Urſache dieſes Drangſals unterſuchen; doch der Hofbediente, der ſie hineingehoben hatte, verläugnete ſeine Ohren, warf den Schlag zu, und ſechs ſchnaubende Roſſe führten die beſtürzten Freunde im Fluge fort.

Plötzlich fühlten ſie ſich von ihren Sitzen emporgeſchleudert. Sie ſtießen mit den Köpfen an die Decke, fielen zurück, flogen wieder auf, und waren ſo wie ein Pochwerk in einer raſtloſen, wilden Bewegung. Der Wagen rollte nicht; er hüpft' und ſprang, gleich einer Elſter, auf dem Steindamme hin. Sie riefen um Hülfe; kein Menſch hörte ſie oder wollte ſie hören. Die Vorreiter jagten wie Sturmwinde durch die öde Nacht. Die unglücklichen Freunde! Sie hielten ſich für bezaubert, und baten einander tauſendmal um Verzeihung wegen der grauſamen Stöße, die ſie ſich mittheilten. Um dieſem Uebel abzuhelfen, warf ſich einer auf den Rückſitz; doch die Sache ward dadurch ſchlimmer. Ihr feindliches Geſchick bekam nun um ſo mehr Raum und freie Hand, mit ihnen ſchrecklich zu ſpielen. Es ſchüttelte ſie, wie Würfel in einem Becher, drunter und drüber, bis die unbegreifliche Höllenmaſchine im Schloßhofe ſtillhielt.

Mehr todt als lebendig ward der jämmerlich zerſtauchte Pater Euſebius zuerſt herausgehoben. Ihm folgte Herr von Muff in einem nicht viel beſſern Zuſtande. Deſſen ungeachtet war der härtere Weltmann noch beſonnen genug, daß er den Marterwagen zur Unterſuchung ziehen wollte; allein man hatte mit gutem Bedacht die Fackeln und andre Leuchten entfernt, und in dem Augenblick, da ſein Fuß den Wagentritt verließ, raſſelte das teufliſche Fuhrwerk von dannen. Er ent-

deckte alſo nicht, was auf Anſtiften des luſtigen Rathes geſchehen war. Man hatte nämlich der dicken Freunde herrlichen, auf Springfedern ſchwebenden Wagen mit einem andern vertauſcht, deſſen Kaſten feſt auf der Achſe ſaß; und um dieſe drehten ſich, ſtatt der Räder, ſtumpfeckige Sterne. Daraus entſtand für die beiden Märtyrer eine Erſchütterung, die einem anhaltenden Erdbeben glich. War es ſo ein Wunder, daß ſie aus der Haut fahren wollten?

Am folgenden Morgen klagten ſie dem Herzog, wie es ihnen ergangen war, und baten dringend, den ihnen geſpielten Streich ſcharf unterſuchen zu laſſen und die Thäter hart zu beſtrafen.

„Wer ſind ſie?“ fragte mit Scheinzorn Hilarius.

„Gott kennt die Buben!“ ſeufzte der Pater, und trug menſchenfreundlich darauf an, die beiden Stallknechte, die ihn und den Herrn von Muff gefahren hatten, allenfalls durch die Folter zum Bekenntniß der Wahrheit zu zwingen: denn die Mißhandlung eines Geiſtlichen, ſprach er, ſey ein himmelſchreiendes Verbrechen, das, unbeſtraft, gleich einer Blutſchuld auf dem Lande haſte.

„Ich hielt bereits im Hofmarſtalle vorläufige Nachfrage,“ fiel der Kammerrath ein: „Aber man ſtellt ſich unwiſſend, man behauptet: der hochwürdige Herr und ich wären in unſerm gewöhnlichen Wagen gefahren. Dieſen nahm ich in Augenſchein, und er ſtand, wie ſonſt, ganz unverdächtig da.“

„Iſt's möglich?“ ſagte Schönbart. „Er ſteht noch? — Steht noch unzertrümmert? — Und auch die Pferde, die ihn geſtern zogen, haben nicht Hals und Beine gebrochen?“

Herr von Muff versicherte, sie befänden sich, wie der Wagen, im besten Wohlseyn.

„Welche Kette von Wundern!“ rief Schönbart. „Ich wollte sie verschweigen die grausen Erscheinungen, die ich sah; aber ich muß reden, damit nicht auf den Antrag Sr. Hochwürden Unschuldige gefoltert werden. — Gestern Abend im Zwielicht, ehe noch Befehl zum Anspannen der Wagen gegeben war, wandelte ich einsam zwischen den schauerlichen Felsenwänden, die sich hinter dem herzoglichen Lustschloß erheben. Plötzlich hörte ich über mir ein Rauschen gewaltiger Flügel, und siehe! der Schutzgeist des Landes, den ich recht wohl zu kennen die Ehre habe, schwebte aus den Wolken herab. Er stampfte dreimal mit dem Fuß auf die Erde und rief: Nemesis, strafende Nemesis! steig' empor mit vierzig gigantischen Dienern, um dein Amt an einem Schuldigen zu verwalten! — Schnell öffnete sich der Felsengrund, und mit Flammenblicken entstieg ihm eine furchtbare weibliche Gestalt, die mir die Haare zu Berge trieb. Sie hatte statt des Fächers eine mächtige Geißel von Drahtstricken in der nervigen Faust, und an ihrem Gürtel blickte Dolch an Dolch. Ihr folgten vierzig Sklaven, vom Schlage jener Riesin, die in der Unterwelt die größten Berge wie Pappenschachteln zusammentrugen und über einander stellten, um mit Hülfe dieser Sturmleiter den Olymp zu erobern. — Willkommen, Nemesis! sprach unser Schutzgeist. Ich klage den Oberaufseher der Land- und Heerstraßen im Herzogthum Granaten wegen Pflichtvergessenheit an und fordere dich auf, ihn zu bestrafen. Befiehl deinen Dienern, die nächste ungebaute Straße vom Rücken der Erde loszubrechen und mit derselben den Weg zur Hauptstadt zu

bedecken, damit Muff, auf diesem Chaos dahin fahrend, am eignen Körper empfinde, welche Martern er, der verstockte Unterlassungssünder, allen Reisenden in diesem Lande bereitet. — Beifall nickend, winkte Nemesis den aufhorchenden Sklaven. Sie eilten fort und brachten bald eine gräßliche, mit Steinklippen und Untiefen besäete Straße, die sie, um besser damit fortzukommen, in zwanzig ungeheure Tafeln zertheilt hatten. Jede derselben, tausend Schritte lang und vier Ellen im Durchschnitt, trugen zwei Sklaven wie ein leichtes Brett; und diese zwanzig Tafeln reichten gerade hin, den Weg vom Lustschlosse bis zur Hauptstadt zu belegen. Doch geschah dieß nur auf der halben Breite desselben. Die andere Seite blieb wegen unserer Schuldlosigkeit verschont. Drum fuhren wir sanft und bequem, wie immer; aber Euer Gespann, Herr von Muff, ward von der Nemesis gelenkt und gezwungen, mit Euch auf Leben und Tod über die Berg' und Thäler der aufgeschichteten Landstraße zu rennen. — Das alles sah und hörte freilich niemand, als ich, der ich ein Sonntagskind bin." —

Der Erfolg dieses Scherzes, bei dem wir uns nicht länger aufhalten wollen, war ernsthaft. Herr von Muff mußte nach einer wider ihn angeordneten fiskalischen Untersuchung die in seinen Nutzen verwandten Gelder herausgeben; der Straßenbau ward einem treuern Staatsbeamten übertragen, und die Reisenden dankten dem Himmel und dem Herzog dafür.

6.

„Mein Gott! wie ausgehungert sind diese Menschen!" rief Hilarius, als er nach dem siebenjährigen Kriege

sein kleines Reichskontingent, das Friedrich dem Großen wenig Schaden zugefügt hatte, aus dem Felde zurückkehren sah. „Es ist mir unbegreiflich!“ fuhr er fort. „Ich habe nichts gespart, meine Leute gut verpflegen zu lassen, und dennoch gleichen sie Gerippen!“ —

„Gnädiger Herr,“ sprach Peter, „ich wette darauf, daß wir wenigstens Einen Dickbauch darunter finden.“ —

Und er hatte Recht. In einem schwerbepackten Reisewagen, der den Zug schloß, saß ein runder, blühender Mann, ein leibhaftes Bild des Ueberflusses und Wohllebens. Es war der Herr Proviantkommissär.

„Seht,“ sagte Peter, „das ist der Schwamm, der alle Nahrung, die dem ganzen Häuflein bestimmt war, in sich sog!“ —

„Meinst du?“ sprach Hilarius. „Ich werde den Burschen vor Gericht stellen.“ —

Es geschah, und der Rundbauch ward überwiesen, daß er die ihm anvertrauten Verpflegungssummen unterschlagen, sie an üppig besetzten Tafeln und in Spiel- und Buhlhäusern vergeudet, und die armen Soldaten dem Hunger preisgegeben hatte.

„Rathe mir, Peter!“ sagte der Herzog, „wie straf' ich diesen Verbrecher?“

„Uebergebt ihn der rächenden Nemesis!“ —

Der Herzog verstand Peters Antwort und verurtheilte den untreuen Haushalter: drei Monate lang bei Commißbrod und Wasser gefangen zu sitzen, und dann als gemeiner Musketier der Trommel zu folgen.

Dieses gerechte Urtheil — das sich vielleicht noch bisweilen anwenden ließe — ward vollstreckt, und in kurzer Zeit war der dickbäuchige Schwelger eben so schlank,

als seine jetzigen Kameraden, die keine Gelegenheit versäumten, sich durch Hohn und Spott an ihm zu rächen.

7.

Herr Wiedehopf, ein altes, aus Geiz und Eitelkeit zusammengesetztes Männchen, war einer der seltsamsten Menschen in der Hauptstadt. Er aß täglich bei verschlossenen Thüren so schlecht als ein Bettler; doch nachher fuhr er in einem prächtigen Wagen spazieren, und legte sorgfältig eine Hand, an welcher ein halbes Dutzend kostbare Ringe funkelten, auf den offnen Schlag zur Schau. Kein Armer bekam von ihm einen Bissen Brod; aber er gab verschwenderische Gastmähler, um sagen zu können: „Die und die Grafen und Barone speisten bei mir.“ — An feierlichen Hoftagen warf er sich in ein Staatskleid, ging mit Pfauenschritten ins Schloß, schlich einige Stunden auf dunkeln Treppen und Gängen umher, besuchte höchstens einen Kammerdiener, und machte, wenn er zurückkam, einfältigen Leuten weiß, er habe der Assemblee beigewohnt und lange mit dem Herzog gesprochen.

Lüstern nach der Wirklichkeit dieses erdichteten Glücks, bewarb er sich um ein Hofamt; da er aber nicht von Adel war, wies man ihn zur Ruhe. Er wandte sich nun an den Tischrath und bat um dessen Fürsprache. Schönbart machte mit dem übel berüchtigten Filz wenig Umstände. „Wunderlicher Mensch!“ fuhr er ihn an: „wie könnt Ihr Euch so hohe Dinge in den Kopf setzen? Ihr seyd ja ein armer, lumpichter Teufel!“

Wiedehopf erschrack und betheuerte, er sey ein sehr begüterter Mann.

„Wie?“ rief Schönbart: „Ihr seyd reich und nicht wohlthätig gegen die Armuth? — Ich weiß, daß kein Hülfsbedürftiger von Euch einen Pfennig erhält.“ —

„Liebster Herr Schönbart,“ flehte Wiedehopf, „helft mir zu einem Hofämtchen, so will ich das Versäumte nachholen. Ich erbiete mich, ein Kapital von mehrern tausend Thalern zur Armenkasse zu zahlen.“

„Nun, das ist ein vernünftiges Wort! Dieser Vorschlag verdient Ueberlegung.“

„Aber“ — setzte Wiedehopf geschwind hinzu — „aber das Hofamt muß auch seyn, wie ich's wünsche. Es muß mir mit einem gut ins Ohr fallenden Titel Freiheit und Gelegenheit verschaffen, mich der höchsten Person zu nähern.“

„Das wird schwer halten! Ihr seyd kein Edelmann. Doch — da fällt mir gleich etwas ein. Man müßte für Euch eine neue Bedienung erfinden.“

„Desto besser! Das macht um so mehr Aufsehen.“

„Wollt Ihr Oberhof-Lichtputzer werden?“

„O! — Herr Schönbart scherzen mit Dero gehorsamsten Diener!“

„Ganz und gar nicht. Dünkt's Euch denn keine Ehre, an Gallatagen hinter dem Herzog zu stehen und die Wachskerzen des Tisches, woran er spielt, mit einer goldenen Lichtscheere zu schneuzen?“

„Ei ja!“

„Und man könnt' Euch allenfalls das Vorrecht ertheilen, das Zeichen Eurer Würde, die goldene Lichtputze, wie die Kammerherrn den Schlüssel, am Rocke zu tragen.“

„O, eine göttliche Idee! Nur der Titel — der Titel will mir nicht klingen.“

„Nun, so verschönert man ihn. Wie gefällt Euch Oberhof-Kerzenrath?“ —

Wiedehopf fiel vor Entzücken und Dankbarkeit auf die Knie. Zufrieden, wie ein Gott, erbat er sich nur noch das Vorwörtchen „Geheim,“ weil es, wie er sagte, gleichsam auf Adlersflügeln über den Pöbel erhebe.

„Gut!“ sagte Schönbart. „Ihr sollt Geheimer Oberhof-Kerzenrath werden, wenn Ihr sogleich zehntausend Thaler zur Armenkasse zahlt, und Euch überdieß noch zu einem jährlichen Almosenbeitrage von fünfhundert Thalern verpflichtet.“

Wiedehopf stutzte und wollte von diesen Summen etwas abdingen; da aber Schönbart durchaus nichts nachließ und lieber die ganze Sache rückgängig machen wollte, so fügte sich der eitle Thor in die harten Bedingungen.

Der Herzog genehmigte zum Besten der Armen den geschlossenen Handel, und am nächsten Gallatage verwaltete Wiedehopf sein Amt. Der Hofmarschall wies ihm, um ihn dem öffentlichen Spott auszustellen, mitten im Prunksaale, vier Schritte hinter des Herzogs Sessel, seinen Posten an. Hier stand er, von muthwilligen Kammerjunkern und Edelknaben geneckt, einige Stunden wie ein Fels im Meere, richtete seine Augen starr auf die pflegbefohlenen Kerzen, und erlauerte den seligen Augenblick, da er sich, um sie zu bedienen, dem Fürstentische nähern konnte. Es war anmuthig zu sehen, mit welcher Zierlichkeit und Vorsicht er die goldene Lichtscheere handhabte. Nur ein einziges Mal widerfuhr ihm das Unglück, eine Kerze, die er putzen wollte, auszulöschen. Doch der Unfall verwandelte sich plötz-

lich in ein überschwengliches Glück. Der Herzog schlug ihn lächelnd mit der Karte auf die Hand. Welche Gnade! Er war außer sich; Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, und hundert Mal küßte er die geschlagene Stelle.

Die Hofzeitung verkündigte seine Standeserhöhung mit der Anzeige, was er dafür zur Armenkasse bezahlt und noch ferner zu bezahlen versprochen hatte. Auch ließ der Herzog zugleich bekannt machen: er sey nicht abgeneigt, mehrere dergleichen Hofämter für denselben Preis zum Vortheil des Armenwesens zu errichten. Doch fand Wiedehopfs Beispiel keine Nachfolger.

Könnte man nicht heutiges Tages seinen Titel für reiche Leute etwas anlockender machen, wenn man ihn in Aufklärungs-Rath umbildete? — Denn jetzt ist man doch wohl an den Höfen dem Worte „Aufklärung" nicht mehr so feind, wie hie und da in früheren Jahren.

8.

An einem Weihnachtstage machte Schönbart verschiedenen hohen Personen satirische Christgeschenke, die er in einem Zimmer des Schlosses aufgestellt hatte. Dahin führte er den Herzog und sämmtliche Herrschaften, denen Bescheerungen zubereitet waren.

Einem alten General, der sich durch militärische Pedanterei lächerlich machte, schenkte er eine große Puppe, die einen Grenadier vorstellte. „Hier, Papachen!" sprach er: „Setz' dich an deinen warmen Ofen und spiele mit diesem Burschen! Kleid' ihn aus und an, und laß ihn mit Hülfe dieses Drahtzugs marschiren. Uniform, Hut,

Locken und Zopf sind vollkommen mustermäßig geschnitten; die Kamaschen sitzen, wie sich's gebührt, und haben keinen Knopf zu wenig oder zu viel. — Ach! hielten sich ganze Armeen so schön in Ordnung: was könnte man für Thaten damit thun! — Nicht wahr, Papachen?" —

Der gute Wackelkopf nickte freundlich und schämte sich nicht, auf der Stelle die Kamaschenknöpfe zu zählen.

„Gnädige Frau," — sagte Schönbart hierauf zu einer bejahrten Hofdame, die eine scharfe Zunge besaß und bei der Herzogin eine gefährliche Ohrenbläserin war — „Ihnen verehr' ich eine Fliegenklatsche." — Er überreichte zugleich eine von zierlicher Arbeit, und erregte besonders dadurch ein lautes Gelächter, daß er, als er den Namen des Geschenks aussprach, die beiden ersten Sylben kaum hören ließ, die letztern aber laut und stark betonte. Mit feuerblitzendem Gesicht ergriff die Dame das Instrument, gab ihm damit einen derben Schlag und warf es bei Seite.

Einige Hofherren, die sich als schamlose Schmeichler auszeichneten, begabte er mit Fuchsschwänzen; und sie blieben sich auch jetzt so gleich, daß sie ihm mit der lieblichsten Freundlichkeit viel Artiges darüber sagten.

Einem Obersten, der einst unter dem Beistande seines ganzen Regiments drei Kriegsgefangene gemacht hatte und von dieser That unaufhörlich großsprach, überreichte der Tischrath eine Guckguckspfeife, die des genannten Vogels Stimme täuschend nachahmte. Der Held verstand den Sinn der Gabe nicht. Er nahm die Pfeife höflich in Empfang und sagte: er wolle sich von seinem Söhnlein ein Stückchen darauf vorblasen lassen. „Da thut Ihr sehr wohl!" versetzte Schönbart. „Denn

es heißt im Sprüchwort: Wie die Alten sungen, zwitschern auch die Jungen.“ —

Dem habsüchtigen Finanzminister spendete er einen ungeheuren Sack, der von der Decke des Zimmers bis zum Boden herabhing. „Ich werde den Herrn Schönbart zuerst hineinstecken!“ sagte der Minister.

„O, gewiß nicht!“ war die Antwort: „Ich bin ein zehrendes Kapital, und Ihr liebt nur die nährenden.“ —

Mehrere solche Geschenke vertheilte der lustige Tischrath. Doch die ihm bestimmten Blätter sind voll, und es ist nun Zeit, von ihm Abschied zu nehmen.

II.

Die Lehrstunde.

Nach Philander von Sittewald.*

In meiner Jugend, sagt Philander, war ich ein lustiger Springinsfeld, vergeudete mein väterliches Erbgut und sah mich endlich gezwungen, den freien Nacken unter das Joch eines Nahrungsgeschäftes zu beugen. Das Hofleben lachte mich an; ich bekam Lust, ein Staatsmann zu werden und einem auswärtigen Fürsten meine Dienste anzutragen. Ich machte mich schnell auf den Weg und wanderte rastlos, bis ich in einem Walde vor Müdigkeit niedersank und einschlief.

* Sein wahrer Name war Hans Michael Moscherosch. Er lebte im siebenzehnten Jahrhundert und schrieb Satiren unter dem Titel: Wunderliche und wahrhaftige Gesichte (Erscheinungen), von welchen er in der Vorrede sagt: „Ich will nicht meynen, daß ich je dadurch einem Menschen geschadet, vielen aber hoffe ich trefflich genutzt zu haben. Darum diejenigen, denen meine Schriften nicht gefallen, selbige entweder aus Mangel an Verstand nicht begreifen, oder sich im Gewissen übel staffirt befinden. Einem Biedermann ist in allen meinen Schriften nichts zuwider geredet.“

Nach einiger Zeit fühlte ich einen ſanften Schlag auf die Schulter. Ich öffnete die Augen und erblickte vor mir einen ſeltſam gekleideten Greis mit einem langen ſilberweißen Barte. „Steh' auf!“ redete er mich an: „Ich will dich an einen Ort bringen, wo du in einer Stunde die Staatskunſt erlernen kannſt.“ — Dieſer Antrag erfreute mich, und ich folgte dem Alten auf dem Fuße nach.

Er führte mich über ein ſteiles, mit Nebel bedecktes Gebirge in eine anſehnliche Stadt, die mit vielen Thürmen prangte. „Hier, mein Sohn,“ ſprach er, „iſt das Hoflager eines mächtigen deutſchen Fürſten, der gern mit ſeinen langen Händen raſch zugreift, wenn er in der großen Reichsſchüſſel einen Leckerbiſſen bemerkt. — Du wirſt ihn ſogleich von Perſon kennen lernen. Es iſt vor wenigen Tagen einer ſeiner Geheimen Räthe geſtorben; die Wahl eines neuen ſoll eben vor ſich gehen; wir wollen bei dieſer Feierlichkeit zugegen ſeyn.“ Er benetzte hierauf ſeine Stirn und die meinige mit einem Tropfen Balſam und verſicherte, wir wären nun beide ſo unſichtbar als der Wind.

Uns ſelbſt ſahen wir. Doch unbemerkt von allen Andern ſchlüpften wir gleich Sommerlüftchen durch eine dichte Volksmenge, die in den Straßen auf und nieder wogte. So kamen wir in die Hofburg und in den Saal, wo der Fürſt, von ſeinen Staatsräthen umgeben, im vollen Glanze ſeiner Herrlichkeit auf dem Throne ſaß. Vor ihm ſtanden drei Männer. Sie waren aus einem halben Hundert Candidaten, die ſich um das Amt beworben hatten, ausgehoben worden, und der Fürſt ſelbſt wollte ſie prüfen.

„Was iſt die erſte und vornehmſte Tugend eines Ge-

heimen Rathes?" fragte er den, der ihm mit gesenkten Augen und gefalteten Händen zunächst stand und wie ein Herrnhuter aussah.

„Die Gottesfurcht," antwortete Dieser, und legte mit einer tiefen Verbeugung die Hand aufs Herz.

„Was ist die zweite Tugend?"

„Die Gottesfurcht." —

„Und die dritte?"

„Die Gottesfurcht." — Dabei blieb er. Der Fürst lachte, hieß ihn abtreten und sagte zu den Geheimen Räthen: „Versorget diesen frommen, einfältigen Tropf mit einem Schulmeisterdienste!"

Er wandte sich nun zu dem Zweiten mit der Frage: „Welches sind die Haupteigenschaften eines guten Regenten?"

Der Candidat (dem ein gewisser, mit pedantischem Eigendünkel verschmolzener Hochsinn aus den Augen blickte) beugte sich minder tief, als der Vorige, räusperte sich, machte sonst noch allerhand Anstalten zu einer weitschweifigen Rede, und begann hierauf: „Plato, Aristoteles und — Ich behaupten: ein Fürst sey nichts anders, als der erste Diener des gemeinen Wesens, und es liege daher ihm ob, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, des Landes Wohlfahrt auf alle Weise zu befördern und seine Unterthanen so zu behandeln, wie er selbst wünschen würde, behandelt zu werden, wenn Er ein Unterthan wäre.

Was Du von Andern ungern hast,
Damit thu' niemand Ueberlast.

Dieser Sittenspruch ist die untrügliche Goldwage menschlicher Handlungen, die uns die Natur ans Herz hängte.

— Wägt ein Fürſt ſeine Thaten darauf ab, ſo wird er von ſeinem dankbaren Volke wie ein Vater verehrt und geliebt. Herrſcht er aber ſtreng und nach Willkür, drückt er die Staatsbürger und verſchwendet den ihnen abgepreßten Schweiß durch eitlen Prunk, ſo trifft ein, was ein alter Poet ſagt:

Die Menſchen können 's nicht laſſen,
Wen ſie fürchten, den müſſen ſie haſſen." —

Mit einiger Beſtürzung ſah der Fürſt während dieſer Rede den verſammelten Staatsrath nach der Reihe ſcharf an, als wollt' er ſagen: Wie klingt das? Dieſer Vogel pfeift anders, als Ihr, meine lieben Getreuen! —

Herr Pakomus, der Ober-Heimliche (wie unſere Altvordern den Vorſitzer einer Geheimenrathsſtube nannten) war ein alter ſchlauer Höfling, der ſich in dieſer bedenklichen Lage recht gut zu benehmen wußte. Er verlarvte ſeine Verlegenheit durch ein hohnlächelndes Antlitz, ſchüttelte mißbilligend die große Wolkenperücke gegen den Redner hin, und fiel ihm, indem ſchon der Fürſt, um ſeine Befremdung laut auszuſprechen, mit den Lippen zuckte, ſchnell ins Wort: „Genug der Anmaßung! — Sr. Durchlaucht hohe Weisheit und Edelherzigkeit bedürfen keiner Regierungslehren." —

Dieſe entſchloſſene Schmeichelei hatte die beabſichtigte Wirkung: ſie brachte bei dem Fürſten alles wieder ins Gleiche. Er warf einen finſtern Blick auf den Freimüthigen und befahl ihm, ſich zu entfernen.

Der dritte Amtswerber, ein kaum bebarteter Jüngling, behandelte nach dem Beiſpiele des Ober-Heimlichen ſeinen Vorgänger wie einen Pinſel, und mäkelte

durch Achselzucken und Kopfschütteln jedes seiner Worte, um sich mit dieser stummen Kritik dem Fürsten zu empfehlen. Er bekam zu seinem Antheile die Frage: „Worauf hat ein Monarch seine höchste Sorge zu richten?“ —

„Auf drei Punkte;“ sprach er rasch, und bückte sich so tief, als wollt' er auf dem Kopfe stehen oder ein Rad schlagen: — „Erstens, auf Vermehrung der fürstlichen Einkünfte; zweitens, auf Erweiterung der Landesgränzen; drittens, auf Erhaltung seiner Würde als Erdengott.“ —

„Sehr vernünftig gesprochen!“ rief der Fürst und ernannte ihn auf der Stelle zum Geheimen Rath.

Wir Unsichtbaren sahen einander an, und der Greis raunte mir ins Ohr: „Der junge Gleißner, der so geschmeidig nach dem Herzen des Fürsten sprach, ist der Eidam des Ober-Heimlichen. Dieser unter Hofränken ergraute Schalk legte dem Fürsten die Frage und seinem Tochtermann die Antwort in den Mund; drum paßten Topf und Deckel so gut zusammen. Er wird seinem Schwiegersohne nachher bei verschlossenen Thüren eine Lehrstunde geben, der wir beiwohnen wollen; denn sie war der eigentliche Zweck unserer Reise.“

Der Fürst entließ die Versammlung. Pakomus faßte seinen neuen Collegen am Arm. „Komm, mein trauter Sohn!“ sprach er: „Ich will dir aus väterlicher Zuneigung die verborgensten Geheimnisse der Staatskunst und Staatswirthschaft enthüllen.“ — Hiermit führte er ihn durch enge dunkle Gänge in den entlegensten Flügel der Hofburg, wo sich ein Saal befand, dessen eherne Pforte mit sieben Schlössern verwahrt war. Dieses Heiligthum schloß er behutsam auf und zwängte

ſich mit ſeinem Begleiter durch eine ſchmale Oeffnung der Thür, damit kein Ungeweihter hineinblicken oder gar einſchleichen möchte. Wir aber waren längſt neben ihnen durchgewiſcht, und hörten und ſahen folgende wunderliche Dinge.

Pakomus öffnete einen Schrank, worin verſchiedene Mäntel von Sammt oder feinem Tuch in bunter Reihe hingen. Sie waren von außen köſtlich verbrämt, inwendig aber mit rauhen wollenen oder härenen Futtern verſehen, und zum Theil mit Wolfs- und Fuchsbälgen ausgeſchlagen.

„Iſt das die Gewandkammer des Fürſten?“ fragte der junge geheime Rath.

„Mit nichten!“ ſprach der Alte: „Es ſind Staatsmäntel, die gebraucht werden, wenn man dem Volke eine widrige oder mißliche Sache vorzubringen hat. Einem ſolchen häkligen Dinge muß man ein zierliches Mäntelchen umgeben. Darum heißt dieſer mit goldenen Franſen beſetzte Scharlachmantel: Volksglück; der zweite von grünem Sammt: Flor des Landes; der dritte, mit Silber bordirte: Das gemeine Beſte; und ſo weiter.

Mit ernſtem Geſichte beſah der Lehrling einen nach dem andern. Aber am Ende konnte er ſich des Lachens nicht enthalten, als ſeine Augen eine ganz abgetragene und verblichene Hülle trafen. „Himmel!“ rief er aus, „wie kommt dieſes alte Fähnlein unter die prächtigen Staatsmäntel?“

„Laß dich das nicht wundern!“ verſetzte Pakomus. „Dieſer Mantel glänzte vormals eben ſo herrlich als ſeine Nachbarn; ihn haben nur die ungeheuern Strapatzen, die er ausgeſtanden hat und noch immerfort er-

dulden muß, so kläglich entstellt. Er heißt: Gute Absicht, und ist an Fürstenhöfen gleichsam das tägliche Brod. Sitzt, zum Beispiel, einmal statt der Klugheit die Thorheit am Ruder und treibt unbesonnen das Staatsschiff an Klippen: dann wickelt man sich, indem es kracht und bricht, in diesen Mantel und ruft: die Absicht war gut! — Damit bringt man Jeden, der auf den Trümmern des Schiffbruchs ein Klagelied anstimmt, zum Schweigen. — Mancher Staatsfehler ist freilich ein so gewaltiger Riese, daß Ein Mantel nicht hinreicht, ihn zu bedecken. In diesem Falle wirft man sie alle zugleich über ihn und begräbt ihn darunter." —

Die Musterung der Mäntel war nun vorbei. Pakomus öffnete einen Schrank voll Larven.

„Ah, herrliche Masken!" rief der neue Rath. „Sie werden wohl bei Mummereien und feierlichen Aufzügen gebraucht?"

„Ja wohl!" antwortete lächelnd der Schwätzer: „Ja wohl zieht man damit auf! — Es sind Staatslarven, und sie haben mit jenen Mänteln eine gleiche Bestimmung. Darum gleichen sie natürlichen Menschengesichtern, und Biedersinn spricht aus allen ihren Zügen." — Er bedeckte jetzt mit einer Larve sein Gesicht. „Sieh!" sprach er: „Hab' ich nicht so recht die ehrliche Miene eines braven Patrioten, der freudig dem Vaterlande Gut und Blut opfert?" —

„Auf meine Ehre!" rief der junge Herr und klatschte jubelnd in die Hände.

Sie gingen dann in eine Nebenkammer, die mit einer Bad- und Barbierstube die vollkommenste Aehnlichkeit hatte. Scheermesser, Lanzetten und Schröpfköpfe lagen überall umher. „Dieser Kram," sagte Pakomus, „ist

das Handwerksgeräth der Finanzbeamten, Rentmeister und Schösser. Damit scheeren sie ihre Schäfchen, die Bürger und Bauern, zapfen ihnen Mark und Blut ab und schröpfen sie tüchtig. Haben aber diese Schwämme genug in sich gesogen, so drückt eine höhere Hand sie wieder aus und wirft sie bei Seite." —

Jetzt führte der Meister seinen Jünger in den Saal zurück und schlug den Deckel eines mit Brillen angefüllten Kästchens auf. „Von diesen Staatsbrillen," sprach er, „haben wir drei verschiedene Sorten. Die erste Gattung macht die Gegenstände wunderbar groß: die Mücke wird ein Elephant, der Silberpfennig ein harter Thaler. Mit diesen Vergrößerungsgläsern waffnet man die Augen der Unterthanen, wenn sie z. B. ein ihnen geschenktes Stämmchen Holz für einen ganzen Forst ansehen, und überhaupt ein Senfkorn von Wohlthat als ein unermeßliches Glück betrachten sollen. — Die zweite Gattung verkleinert Berge zu Maulwurfshügeln, und ist daher bei neuen Steuern und Gaben sehr nützlich zu brauchen. — Die dritte Art verwandelt Schwarz in Weiß und verbreitet über alles einen blendenden Schimmer." —

„Köstliche Brillen," rief der Rath und versuchte einige derselben mit lebhaftem Beifall.

Des Ober-Heimlichen Falkenaugen machten jetzt, wie unsicher vor Lauschern, eine Runde durch den Saal, und mit leiser Stimme fuhr er fort: „Diese Brillen, besonders die verkleinernden, empfehlen wir Räthe, im Vertrauen gesagt, bisweilen sogar Sr. Durchlaucht zu höchsteigenem Gebrauche, ohne den guten Herrn mit einer langweiligen Erklärung der Beschaffenheit solcher Gläser zu belästigen. Wir thun das zum Exempel,

wenn uns daran liegt, daß dem Fürsten ein frischer Griff in den Volkssäckel minder bedeutend erscheine, als es der Fall seyn würde, wenn wir ihn diese Dinge mit seinen natürlichen gesunden Augen betrachten ließen." —

„Und das Mittel schlägt an?" fragte der Rath mit einer bedenklichen Miene.

„Probatum est!" rief Pakomus mit Nachdruck, und sie schüttelten sich fröhlich die Hände.

„Aber wofür hältst du dieß rosenfarbene Pülverchen?" fragte der alte Herr.

„Mich dünkt's Zahnpulver," war die Antwort.

„Falsch gerathen, Herr Sohn! Wie kannst du glauben, daß sich der Staat um die Zähne seiner Unterthanen und Diener bekümmere? — Es wäre besser, sie hätten gar kein Gebiß: so würden sie weniger essen."

„Nun, was ist's denn sonst?" sagte der Beschämte.

„Augenpulver! — Ein unschädlicher Staub, den man den Menschen gelegentlich in die Augen streut. — Eine gleiche Bewandtniß hat es mit jener fest zugepfropften und versiegelten Flasche. Sie enthält den berühmten blauen Dunst." —

„Ich muß gestehen," sprach der Rath, „hier ist für wohlthätige Blindheit trefflich gesorgt!"

Pakomus lächelte schlau und wiegte bejahend den Kopf.

Indessen bemerkte sein Söhnlein einen großen sammtenen Beutel, und zog aus demselben einen kolossalen goldenen Stimmhammer, der schier eine Elle lang und verhältnißmäßig dick war.

„Laß liegen!" schalt der Alte verdrießlich und wollte das Instrument bei Seite bringen; aber Jener hielt es fest und forschte dringend, wie es damit bewandt sey.

Der Ober-Heimliche wollte anfangs mit der Sprache nicht heraus; doch endlich begann er so zu beichten: „Vor einiger Zeit wünschte eine auswärtige Macht, von unserm gnädigsten Herrn eine gewisse Gefälligkeit zu erhalten; allein er war wenig geneigt dazu, weil er Nachtheile für sich und den Staat besorgte. Bei dieser Gelegenheit empfing ich von dort her diesen kostbaren Stimmhammer nebst einem huldvollen Schreiben, worin ich scherzhaft ersucht ward, mit beifolgendem Werkzeuge das Gemüth meines Fürsten zum Einklang mit jenem Hofe zu stimmen. — Wer kann solchen Artigkeiten widerstehen? — Und wer öffnet nicht gern die Herzenspforte, wenn mit einem solchen Hammer angeklopft wird?"

„Ei, das versteht sich!" sprach der hoffnungsvolle Sohn.

Hierauf zeigte Pakomus ein Fäßchen voll Erbsen vor und äußerte dabei: diese sonst unschuldigen Körner würden bisweilen in der Hand eines heimtückischen Hofschranzen gefährlicher als Flintenkugeln. — „Aber ich trage fast Bedenken, dir dieses Schelmstück zu entdecken;" fuhr er fort. „Ich muß befürchten, daß du es einst, wenn ich dir zu lange vor den Augen herumgehe, wider mich selbst anwendest." —

Der Eidam schlug an seine Brust und betheuerte höchlich, er sey ein Biedermann.

„Versteh' doch Scherz!" versetzte der Alte. „Nur ein Erzböswicht macht von diesen Erbsen Gebrauch. Er streut sie in der geheimen Rathsstube, in der Kanzlei und überhaupt auf den spiegelglatten Fußböden der Hofgemächer umher, damit diejenigen, so dem bübischen Säemanne verhaßt sind oder im Wege stehen, ausglei-

ten und ſtürzen. Und das begegnet am erſten denen, die ihre Bahn ſtracklich wandeln und aller Vorſicht überhoben zu ſeyn glauben, wenn ſie mit dem Fuße des guten Gewiſſens feſt auftreten.“ —

Mich überlief ein Schauer. Ich ſeufzte mit dem ehrlichen Froſchmäusler:

Hofſuppen, ſo lieblich ſie ſchmecken,
Sind ſtark gewürzet mit Schrecken!“ —

Und plötzlich verſchwand vor meinen Augen der ganze Rüſtſaal der Staatskunſt, ſammt dem Ober-Heimlichen und ſeinem Eidam.

„Nun, wie gefiel dir dieſe Lehrſtunde?“ fragte mich mein alter Gefährte.

Ich zuckte die Achſeln und wußte nicht, was ich antworten ſollte.

„Meinſt du etwa,“ fuhr er fort, „ich hätte dich hieher geführt, damit du lernteſt, Mantelrollen ſpielen, Trugbrillen ſchleifen und goldne Stimmhämmer verdienen? — Nein, da ſey Gott vor! Ich lehrte dich im Gegentheil Gifte kennen, um ſie zu meiden; ich enthüllte dir die verborgenen Künſte unredlicher Staatsdiener, damit du verſtändiger und billiger, als die blinde Menge, manchen guten edelherzigen Fürſten beurtheileſt, der nach dem ſchönen Ziele, ſein Volk zu beglücken, auf der Bahn der Tugend und Gerechtigkeit hinſtrebt, aber von täuſchenden Irrlichtern böſer und unweiſer Rathſchläge, die ſein argloſer Sinn für treue Wegweiſer hält, auf falſche Pfade geleitet und an Abgründe geführt wird. — Fluch Jenen und Segen dir, Jüngling, wenn du dem Herrſcher, der einſt das Heil ſeines Volkes auf deine Schultern legt, redlicher dieneſt! — Greif

muthig in der Selbstsucht und Habgier geheimes Räderwerk und bring' es zum Stocken! Aber hüte dich dann auch vor den Fallkugeln, womit man deinen Weg reichlich besäen wird!" —

Mit dem letzten Hall dieser Worte zerfloß die greise Gestalt wie ein Dunstbild, und ich befand mich unter dem Baume, wo ich geruht hatte. Ich stand auf. Da war mir, als fühlt' ich schon die Hoferbsen unter meinen Füßen, und das benahm mir Lust und Muth, meine Reise fortzusetzen.

III.

Die Mäuſefalle

oder

die Predigt für Kunſtrichter.

„Nein, ich halt' es nicht länger aus!“ rief der Dichter Ottkar und warf ein gelehrtes Zeitungsblatt, das er durchlaufen hatte, verdrießlich auf den Tiſch. „Dieſe Menſchen fahren fort, mich durch überſpannte Schmeicheleien zu ärgern.“

„Ei, ſo laſſen Sie ſich doch loben!“ ſagte Hugo, ein Gelehrter, der ihn eben beſuchte. „Wer wird ſich darüber erhitzen!“

„Ich, mein Freund!“ ſprach Ottkar. „Man entzieht mir mehr Ehre, als man mir zuwendet; man macht mich lächerlich, wenn man die flüchtigſte Tändelei meiner Feder als ein unübertreffliches Meiſterwerk ausruft. Muß die Welt nicht glauben, ich füttere dieſe Staarmätzchen, um mich Jahr aus Jahr ein von ihnen loben zu hören?“

„Sorgen Sie nicht! Man kennt Ihren anſpruchloſen Charakter.“

„Sie, Hugo, kennen mich; aber wie wollen Sie mir für den Wahn der Menge bürgen? — Und könnten Sie es auch, es stellte mich nicht zufrieden. Ich schäme mich in meine eigene Seele, immer und immer von einer gewissen kunstrichterlichen Genossenschaft als Dichter vergöttert zu werden. Aller Menschen Geist hat seine schwachen Stunden, und dem meinigen hängt überdieß die Unart an, daß er bisweilen gerade in solchen Stunden nichts lieber, als leichte Verse macht. Sie sind freilich im schlimmsten Falle erträgliches Mittelgut, und gefallen wohl auch, wenn man sie mit Bescheidenheit dem Publikum darbringt; wird aber darüber in die Posaune gestoßen, so schütteln Kunstverständige den Kopf und sagen mit Spottlächeln: Viel Lärm um nichts!" —

„Ja, von dieser Seite betrachtet, ist Ihre Unzufriedenheit nicht ohne Grund. Aber können Sie dem Unwesen steuern?"

„Ich hoff' es. Das Haupt jenes Bundes ist Herr Flaus, den Sie kennen. Dieser Mensch hat sich auf eine mir unbegreifliche Weise zu einem kritischen Tonangeber aufgeschwungen; denn alle seine Aussprüche plappert ein Chor von Papageien getreulich nach. Er ist's, der des verhaßten Weihrauchs so viel an mich verschwendet, daß ich beinahe im Dampf ersticke. Aber warum thut er's? — Meynen Sie etwa, er umräuchere mich immer aus reiner Ueberzeugung, daß ich dieser Ehre werth sey? — Keineswegs! Er handelt blos aus Egoismus und Eigennutz; er sucht sich bei mir einzuschmeicheln, weil er meine Tochter heirathen will." —

„Das erste Wort, das ich davon höre."

„Auch wahrscheinlich das letzte. — Herr Flaus will

mich durch Weihrauchwolken blenden, daß ich den Unwerth seiner Person und seines ganzen Wesens nicht bemerken und genau untersuchen soll. Meine Sidonie verräth nicht die geringste Neigung zu ihm; aber sie liebt, wie ihr ganzes Geschlecht, alles Glänzende und folglich auch den Ruhm. Sie kommt jederzeit ungemein fröhlich nach Hause, wenn man ihr in Gesellschaften gesagt hat, ich sey wieder in irgend einem Journal tapfer herausgestrichen worden. Drum wär' es möglich, daß sich Flaus auf diesem Wege bei ihr beliebt machte. Um dem Dinge vorzubeugen, will ich der Maus, die sich bei mir einzunisten sucht, eine Falle stellen, und Sie, Freund Hugo, sollen sie mir bauen helfen."

Ottkar holte jetzt aus seinem Schreibepulte einige Blätter. „Hier sind sechs Gedichte," sprach er: „drei gute und drei schlechte. Lesen Sie, Freund! und sondern Sie die Spreu von den Körnern: dann wollen wir weiter darüber sprechen."

Hugo las und entschied nach seinem Gefühl sehr richtig.

„Diese drei Gedichte halten Sie also für gut?" fragte Ottkar.

„Es sind die vortrefflichsten, die ich jemals von Ihnen gelesen habe."

„Und das andere Kleeblatt?"

„Gleicht jenem so wenig, als die Nacht dem Tage."

„Sie sprechen viel zu sanft von diesen unreifen Früchten schwacher Stunden. Es sind jugendliche Stümpereien, die seit zwanzig Jahren in meinem Pulte begraben liegen und schon längst von mir zur Vernichtung bestimmt waren. — Doch jetzt haben wir es hauptsächlich mit jenen zu thun. Seyn Sie so gefällig, sie in

dieſen Bogen Papier einzuſchlagen, und mit dem Petſchafte, das an Ihrer Uhr hängt, zu verſiegeln."

Hugo that es, und überſchrieb dann auf Ottkars Verlangen den Umſchlag mit folgenden, ihm in die Feder geſagten Worten:

„Ich bezeuge, daß ich inliegende Gedichte, deren „Verfaſſer Ottkar iſt, am heutigen Tage mit eige„ner Hand in ſeinem Zimmer eingeſiegelt habe."

„Aber wozu dieſe Anſtalten?" fragte der Geheimſchreiber, als er noch das Datum und ſeinen Namen hinzugeſetzt hatte.

„Erlauben Sie mir, Ihnen die Antwort für jetzt ſchuldig zu bleiben;" erwiederte Ottkar. „In zwei oder drei Monaten wird ſich das Räthſel löſen. Indeſſen erbitte ich mir die ſtrengſte Verſchwiegenheit über dieſen Vorgang unter unſern vier Augen."

Hugo gab ſein Wort darauf, und ſie ſprachen nun von dieſer Sache nicht weiter.

Am folgenden Tage überſandte Ottkar eine ſchon bereit liegende Abſchrift der drei eingeſiegelten Meiſterſtücke, mit dem erdichteten Namen Rolf unterzeichnet, dem Herausgeber eines Muſenalmanachs; und einige Tage ſpäter ließ er auch die drei ſchwachen Lieder, mit ſeinem eigenen vollen Namen unterſchrieben, denſelben Weg gehen.

Der Almanach erſchien zu ſeiner Zeit. Herr Flaus fiel geſchwind über das Büchlein her und zog es durch die kritiſche Hechel. Ottkarn erhob er, wie gewöhnlich, bis in den Himmel; aber den Neuling Rolf fuhr er grimmig an, und bedeutete ihn ernſtlich, ſich nie wieder auf dem Parnaß blicken zu laſſen, weil er ſich eher zum Schuſter, als zum Dichter ſchicke.

Ottkar hatte dieſe erwünſchte Recenſion kaum geleſen, als ihm Herr Flaus ſeine Aufwartung machte.

„Böſer Mann!“ ſprach der Dichter im Tone eines ſcherzhaften Vorwurfs: „Ich erſuchte Sie mehrmals, mich nicht durch übertriebene Lobſprüche dem Neide der Welt bloßzuſtellen; aber deſſen ungeachtet geſchah's wieder! Denn dieſe noch preßfeuchte Recenſion des neuen Muſenalmanachs, den ich eben auch erhalten habe, iſt doch unſtreitig von Ihnen.“

Er legte ihm die Recenſion vor. Flaus bekannte ſich lächelnd dazu, und betheuerte bei ſeinem Kunſtrichtergewiſſen, er habe ihm, dem göttlichen Sänger, ein viel zu geringes Ruhmopfer gebracht.

„Das ſey dahingeſtellt!“ ſagte Ottkar. „Aber dem armen Wicht, dem Rolf, ſpielen Sie doch gar zu übel mit.“ —

„Verdient er's beſſer?“ fuhr der Krittler auf. „Zeigt er wohl die geringſte Anlage zur Dichtkunſt? Und iſt er nicht doppelter Streiche werth, da er ſich offenbar erfrecht, den großen Ottkar nachzuahmen? — O des armſeligen Nachtlämpchens, das einen Wettſtreit mit der Sonne beginnen will!“ —

„Rolf iſt und bleibt alſo ein ausgemachter Stümper?“ fragte Ottkar.

„Mein Urtheil iſt unwiderruflich;“ erwiederte Flaus.

„Ich halte Sie beim Worte!“ ſagte der Dichter und überreichte ihm das von Hugo verſiegelte Päckchen, mit dem Erſuchen, es zu erbrechen, vorher aber die Aufſchrift zu leſen.

Flaus las, und eine Unglücksahnung ergoß eine feurige Röthe über ſeine Wangen. Als aber nach geöffnetem Umſchlage des gemißhandelten Rolfs Mantel und

Larve plötzlich fielen und er als Ottkar hervortrat, da überzog Todtenblässe des Kunstrichters Antlitz, und stumm und starr glich er einer Bildsäule der beschämten Einfalt.

„Sehen Sie, mein Herr!“ sagte Ottkar, „Sie haben durch diese Recension, wie schon durch mehrere, beurkundet, daß es Ihnen an allen Eigenschaften eines guten Kunstrichters mangelt. Ein solcher, wenn er Achtung verdienen soll, muß ein eben so redlicher als verständiger Mann seyn. Sie sind beides nicht. Mir höfeln Sie kriechend wegen gehaltloser Reime, die ich längst verworfen hatte, und jetzt blos in der Absicht drucken ließ, um Sie zu beschämen; und gegen den Luftmann Rolf, den ich mit drei Gedichten, die ich für die schönsten Blüthen meines Geistes erkläre, in den Almanach stellte, gegen diesen führen Sie, wie Don Quixotte im Kampf mit den Nebelriesen, gewaltige Schwertstreiche und wollen ihn auf ewig vernichten, weil ein solcher Strohkopf in der poetischen Welt nicht zu leben verdiene. — Zeugt diese That von Kunstkenntniß? Zeugt sie von Rechtschaffenheit? — Ich vermisse jene wie diese, und ich begreife nicht, wie Sie in dem Falle, daß ein Dichter Rolf wirklich lebte, das ihm zugefügte Unrecht Stirn gegen Stirn verantworten wollten. Ich vergeb' es Ihnen an seiner Statt von Herzen; aber ich rathe wohlmeinend, entsagen Sie der Kritik, weil sich weder Ihr Geist, noch Ihr Gemüth dazu eignet. Verschonen Sie wenigstens mich von nun an mit Ihrer lästigen Lobhudelei; Sie würden mich sonst reizen, die Geschichte dieses Vorfalls theils zu meiner Nothwehr, theils zur Lehre und Warnung für andere parteiliche Kritiker Ihres Schlages drucken zu lassen.“

Unter dem Donner dieſer Strafrede ging Herr Klaus, zerknirſcht und keines Lautes mächtig, einen allmäligen Krebsgang vom Fenſter nach der Thüre und drückte ſich bei dem letzten Worte hinaus. Er wagte ſich ſeitdem nicht wieder über Ottkars Schwelle, und mit Kränkung erfuhr er, daß ihn die ſchöne Sidonie ganz und gar nicht vermiſſe.

TAYLOR INST. OXFORD

IV.

Das Geſtift der frommen Bertha.

1.

Bertha.

Ein biederber Ritter, Osmund von Roſenberg, der vor länger als vierhundert Jahren mit dem Tode turnirte und von dem Unbezwinglichen in den Sand geſtreckt ward, erfreute ſich auf ſeiner irdiſchen Pilgrimſchaft einer ſchönen, ſittigen und treuen Gefährtin. Doch hätte ſich Bertha — dieß war ihr Name — mit den vornehmen Frauen der heutigen Welt in vieler Betrachtung nicht meſſen können. Sie redete nicht in fremden Zungen, wetteiferte nicht mit den Tänzerinnen der Schaubühne, ſpielte weder den Flügel, noch die Guitarre, that ſich in der Malerei nicht hervor und fuhr vollends nicht in der Hochgelahrtheit dunkle Schachten hinab, um mit der Ausbeute in Geſellſchaften zu glänzen. Ihr Acker und Pflug war das Hausweſen und ihrer Ehepflänzchen ſorgſame Wartung. Auch nahm ſie ſich mit einer Aengſtlichkeit, die man jetzt an manchen Theetiſchen ver-

lachen würde, wohl in Acht, den Spiegel ihrer Tugend vom Hauch böser Gerüchte rein zu erhalten.

Insonders zeichnete sich Bertha durch Wohlthätigkeit und hülfreiche Theilnahme an den Schicksalen der Unglücklichen aus. Sie war in einem weiten Umkreise des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, der Waisen Mutter, der Armuth Schatzmeisterin. Ein „Gott vergelt's Euch!“ klang ihr lieblicher, als die melodischen Kunsttöne eines welschen Sängers, deren flüchtiger Hall oft von Händen, die der Armuth einen Kupferpfennig verweigern, mit Gold bezahlt wird.

2.

Das alte Schloß.

Nicht unerhört blieb der dankbare Wunsch, der für Bertha und ihren Gemahl täglich gen Himmel stieg. Goldene Ernten bedeckten Osmunds Gefilde, und die Trefflichkeit seiner weidenden Heerden war ein Dorn im Auge der Scheelsucht.

Sein Schloß nur, die Wiege der Ahnen,
Sah ruhig der schielende Neid,
Denn ihr Zerstörungsrecht übte
Daran die gewaltige Zeit.

Sie stürzte die Zinne des Thurmes
Vom Berge nieder ins Thal;
Sie wandelte, Mauern zerspaltend,
Durch Hallen, Gemächer und Saal.

Ein Volk gefügelter Mäuse
Bewohnte jeglichen Ritz,
Und Käuzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurms in Besitz.

Auch unter des Schloſſes Geſinde
Begann die Sage zu gehn:
Es ließen oft, ſpielend und lachend,
Sich zwerghafte Hausgeiſter ſehn.

Und das hatte ſeine Richtigkeit. Es war ſeit uralten Zeiten dem Geſchlechte von Roſenberg eigen, daß ſich kleine, kaum zwei Spannen hohe, doch ungemein zierliche und manierliche Weſen zu ihm hielten. Sie ſchlüpften ſelten aus ihren unterirdiſchen Wohnungen hervor und bezeigten ſich dann immer als gute Geiſter, die an den Freuden und Leiden der Familie den innigſten Antheil nahmen. Nur den dienenden Buben und Mägdlein jagten ſie bisweilen ein unbedeutendes Schrecken ein.

3.

Die Geſandtſchaft.

„Lieber Osmund," ſagte Bertha eines Tages, „unſer Schloß zerfällt immer mehr; wir mögen forthin weder mit Ehre, noch mit Bequemlichkeit darin wohnen. Laß uns eine neue Burg bauen! Gott ſegnete uns, daß wir's ausführen können."

„Und wir wollen's," ſprach der Ritter, dem die Rede ſeiner verſtändigen Hausfrau gefiel.

In der folgenden Nacht erſchien vor dem großen Himmelbette des Ehepaares eine Geſandtſchaft der kleinen Leutlein, deren wir vorhin erwähnten. Der Führer trug ein Mäntelchen von Goldſtoff, und war übrigens ſo ſtattlich angethan, wie ſich prachtliebende Hofſchranzen

damals zu kleiden pflegten. Er machte den Herrschaften im Bette einen tiefen Reverenz und hub an:

„Zu uns hinab ist das Gerücht erklungen,
Daß ihr der Väter Schloß zerstören wollt,
Das lang' und rühmlich mit der Zeit gerungen,
Und der Natur die alte Schuld nun zollt;
Der Panzer seiner Mauern ist zersprungen,
Des Thurmes Haupt ins Thal hinabgerollt;
Drum reißt die mürbe Burg der Ahnen vollends nieder,
Bringt nur ins neue Schloß die alte Tugend wieder!"

Ueberrascht und auf keine Antwort gefaßt, erwiederte Osmund diese Anrede mit freundlichen Bewegungen der Hand; die Gesandtschaft begnügte sich an dieser stummen Höflichkeit und trat mit feierlichen Verbeugungen ab.

Dem Ritter und seiner Ehewirthin hob dieser Besuch eine Last vom Herzen. Sie hatten vorher besorgt, die Zwerge möchten über die bevorstehende Schleifung der Burg, unter deren Grundfesten sie wohnten, einige Unruhen erregen. Nun aber ging Osmund, ihrer hohen Genehmigung versichert, mit einem geschickten Baumeister muthig zu Rathe, ließ Eichen fällen, Steine brechen, und begab sich, sammt allen den Seinigen und aller fahrenden Habe, aus der verwitterten Stammburg, die den Namen Wittgau führte, auf einen Meierhof, den er in der Nähe besaß. Die Eulen und Fledermäuse erlustigten sich einige Nächte lang ungestört in den öden Ruinen; aber bald rückte eine Schaar von Maurern an, vertrieb sie aus ihren Klüften, machte das alte Schloß dem Erdboden gleich, und begann auf derselben Stelle den Bau eines neuen, das innerhalb drei Jahren vollendet seyn sollte.

Das Werk ging frisch und fröhlich von Statten. Os-

munds Unterthanen verrichteten aus freiem Willen doppelt so viel Hand- und Spanndienste, als sie nach ihrer Frohnpflicht zu leisten schuldig waren. Sogar die Zwerge blieben nicht unthätig; sie führten bei Nacht Steine und andern Baustoff zu. Eines Morgens fand man einen kleinen saubern Schiebekarren, den sie auf der Baustelle vergessen hatten. Ein Arbeiter nahm ihn zu sich, um seine Kinder damit zu erfreuen. Indem er ihnen aber nach gemachtem Feierabend das Geschenk übergab und ihnen dessen Gebrauch zeigen wollte, entrollte das possierliche Ding seinen Händen, lief geschwind zur Stube hinaus, und zugleich erscholl ein vielstimmiges helles Gelächter, das aus den Wänden hervorzubrechen schien und ihm die Haare zu Berge trieb.

4.

Der süße Brei.

Als nun im dritten Jahre die Schwalbe schied und die Drossel schon von der reifenden Frucht des Eibischbaums naschte, begab sich einst Bertha zur Baustätte, sah mit Wohlgefallen das Ameisengewühl der Meister, Gesellen und Handlanger, und sagte liebreich zu ihnen: „Fördert das Werk, so viel ihr könnt, ihr fleißigen Männer! Der Winter ist im Anzuge, und mein Eheherr und ich tragen großes Verlangen, das enge Häuslein, worin wir jetzt ungemächlich wohnen, zu verlassen. Drum haltet euch wacker und eilt mit der Arbeit zu Ende! Ich gelobe und verspreche, euch dann mit einem süßen Brei zu bewirthen, und er soll auch fortan, so lange dieses Schloß steht, euch und euren Kindern und

Kindeskindern alljährlich an demselben Tage von mir und meinen Nachkommen gereicht werden.“ —

Die Einladung auf einen süßen Brei war im Mittelalter kein verächtliches Wort. Man verstand darunter eine förmliche, schüsselreiche Gastung, so wie man jetzt auf eine Suppe einladet, und es dabei nicht bewenden läßt. Der eigentliche süße Brei, ein Lieblingsgericht unserer Altvordern, war ein mit Honig zubereitetes Muß, das festliche Mahlzeiten gewöhnlich beschloß.

Den Bauleuten wässerte der Mund; sie regten lustig die Hände, und ehe noch der Winter seine strenge Regierung antrat, stand das neue Schloß Wittgau zum Einzuge fertig.

Worthaltend ließ Bertha den Gewerken und allen Andern, die bei dem Bau hülflich gewesen waren, ein herrliches Gastmahl bereiten. Es mußte wegen der Menge der Theilhaber unter freiem Himmel gehalten werden. Das Wetter bezeigte sich Anfangs günstig; als aber der süße Brei auf den Tafeln rauchte, fiel der Winter dem Herbste plötzlich ins Land und warf die ersten Schneeflocken in die Schüsseln. Solches verdroß die geschäftige Wirthin gar sehr. „Können wir uns doch künftig,“ sagte sie, „vor dergleichen Unbilden sichern! Wir wollen von nun an in allen Folgejahren das heutige Fest am ersten Tage des Rosenmonats feiern. — Schickt uns allenfalls der Winter auch dann noch den Nachtrab seiner Stürme auf den Hals, so lachen wir seines letzten ohnmächtigen Zorns und lassen uns dadurch in unserer Freude nicht stören.

Drauf labte jeden ersten Mai
Der wohlgedachte süße Brei
Der Gäste mumres Heer.

Man räumte zu dem großen Schmaus
Der Bienen ganze Werkstatt aus,
Und fischte Teiche leer.

Das Fest ward weit umher bekannt,
Und mancher hungrige Vagant
Kam mit bestäubtem Schuh,
Blieb bei der offnen Tafel stehn,
Und sah dem frohen Wohlergehn
Der Schmauser lüstern zu.

Da sagte denn die Ritterin:
„Setzt, guter Freund, setzt euch dahin,
Und kostet unser Mahl!“
Gelockt von dieser Gastbarkeit,
Vermehrte sich von Zeit zu Zeit
Der Tischgenossen Zahl.

Bertha befestigte die Stiftung des süßen Brei's durch einen eisernen Brief, der allen künftigen Besitzern der Burg Wittgau die Verbindlichkeit auflegte, solches Gastgebot jährlich auszurichten, und dabei so zu gebaren, daß die Speisenden völlig zufrieden seyn könnten. „Ich würde,“ fügte sie am Schluß hinzu, „keiner ruhigen Urstätte unter der Erde genießen, wenn sich nach meinem letzten Stündlein irgend ein Burgherr unterfangen sollte, das Gestift zu vernachläßigen oder ganz aus den Augen zu setzen.“ —

Dieser Stiftungsbrief ward von einem Rechtskundigen sauber auf Pergament geschrieben, von Bertha und ihrem ehelichen Vormund unterzeichnet und mit angehangenen Siegel im Briefgewölbe des Schlosses aufbewahrt.

5.

Die Erscheinung.

Zwanzig Jahre hatte Bertha den süßen Brei ausgetheilt, als plötzlich ihr letztes Stündlein schlug. Ihr Begräbniß war ein Trauerfest für alle Gauen umher. Tausende von Leidtragenden folgten dem Sarge zur Erbgruft, wo schon zwei frühverblühte Töchterlein ruhten. Auch der Ritter Osmund ward bald nachher auf der Rennbahn des Lebens vom Tode besiegt. Ulrich von Rosenberg, des frommen Paares einziger Sohn und Erbe, waltete nun auf Wittgau und befolgte viele Jahre lang seiner Mutter wohlthätige Verordnung, wie es einem guten Sohne eignet und geziemet.

Aber die Fehden jener Jahrhunderte führten ins Herz des Landes feindliche Kriegsvölker, und diese vertrieben den Ritter Ulrich von seiner Burg. Ein Feldherr — den wir Dominik nennen wollen — wählte sie zum Hauptlager, spielte darin den unumschränkten Gebieter, nahm alle Renten in Beschlag und erpreßte mit Feuer und Schwert von den Unterthanen das letzte Hemd. Ein alter Burgvogt war von Rosenbergs Dienern der einzige, der im Schlosse geduldet ward, damit der Usurpator immer einen Vollzieher seiner endlosen, meistens auf Wohlleben abzweckenden Befehle bei der Hand hatte.

Der übermüthige Feldhauptmann war von niedrigem Herkommen, war bei der magersten Kost erzogen, hatte vom gemeinen Kriegsknecht hinauf gedient und manches Hundert schwarzer Soldatenbrode mit Behagen verzehrt; aber jetzt, da er auf fremde Kosten seinen Gau-

men kitzeln konnte, war ihm nichts köstlich genug. Fasanen, Tokayer und andere fremde Schleckereien mußten von weiten Orten herbeigeschafft werden. Kurz, er führte eine so üppige Tafel, als wär' er ein Königssohn und von Jugend auf mit den feinsten Genüssen vertraut. Fußfällig bat der Burgvogt: er möge sich aus Barmherzigkeit mit der Hälfte der geforderten Schüsseln begnügen, indem sonst in kurzer Zeit alle Rosenbergische Unterthanen ein Raub des Hungers werden müßten. „Was kümmert's mich!" sagte der Wütherich. „Es bleibt beim Alten. Man ist das nicht anders gewohnt." —

Während der Regierung dieses Despoten nahte sich der Wonnemond. Bekümmert dachte der Burgvogt an die Stiftung der frommen Bertha; doch die Hände waren ihm gebunden; er konnte, von Geld und Einkünften entblößt, das gewöhnliche Maifest nicht veranstalten; und daß die habsüchtige Kriegsgurgel aus dem Schatze ihrer Erpressungen eine Summe dazu hergeben würde, das war nicht zu erwarten. So erschien der erste Mai, und die Speisung unterblieb.

Nachts drauf war der wilde Schwelger,
Von dem Geist der Reben trunken,
Auf das Dunenbett gesunken,
Und behaglich schlief er ein.
Plötzlich sprangen mit Getöse
Schloß und Riegel aus der Krampe,
Und es trat mit einer Lampe
Eine greise Frau herein.

Sie umwallt ein weißer Schleier,
Dessen Schweif den Boden feget,
Und an ihrer Hüfte reget
Klirrend sich ein Schlüsselbund.

Langſam naht ſie dem Erwachten,
Und er ſchnaubt: „Was will belieben? —
„Lies und thu, was hier geſchrieben!“
Sagt ihr todtenbleicher Mund.

Und indem der Mann im Bette
Bald erglühet, bald erkaltet,
Steht ſie vor ihm und entfaltet
Ihm ein pergamentnes Blatt;
Und ſie leuchtet mit der Ampel,
Bis er mit verſtörten Augen,
Die vor Angſt ihm wenig taugen,
Ihre Schrift durchlaufen hat.

Dann, vom Lager ſich entfernend,
Legte ſie das Blatt zuſammen,
Und es blitzten Zornesflammen
Aus der Augen Ring hervor,
Als ſie, hoch die Rechte hebend,
Und dem ſtarren Martisjünger
Drohend mit dem Zeigefinger,
Wie ein Dunſtbild ſich verlor.

6.

Das Commißbrod.

Morgens darauf hielt Dominik ein ſcharfes Kriegsgericht über die Schildwachen, die während der vergangenen Nacht in den Gängen des Schloſſes und beſonders vor ſeinem Zimmer angeſtellt geweſen waren. Sie hatten insgeſammt die Erſcheinung nicht geſehen. Der Burgvogt, den Dominik nun ins Verhör nahm, entſetzte ſich, denn er vermuthete ſogleich, daß die verſchleierte Matrone Bertha's Geiſt geweſen ſey. Er unterrichtete den Feldherrn von der Stiftung des ſüßen

Brei's und von der Urkunde, die darüber abgefaßt und in die Briefkammer niedergelegt worden war. Dominik befahl, die Schrift zu holen. Er hatte sich zwar schon vorher des Schloßarchivs bemächtigt, doch nur diejenigen Documente, auf welche Geld einzunehmen war, an sich gerissen, alle andere hingegen, die auf Ausgaben abzielten, liegen gelassen. So war denn auch Bertha's Stiftungsbrief noch vorhanden, und der Burgvogt brachte ihn.

„Bei Gott!" rief Dominik, „dasselbe Blatt wurde mir von dem Nachtgespenste vor die Augen gehalten!"

Der Alte zeigte ihm die Stelle, die auf ewige Zeiten alle Besitzer des Schlosses verbindlich machte, die Unterthanen am ersten Mai zu speisen.

„Was geht das mich an?" sprach Dominik. „Ich bin nicht des Schlosses Besitzer."

„Jetzt allerdings, Ew. Gestrengen!" erwiederte der Burgvogt.

„Also meint Ihr wohl," sagte Jener, „ich sey ebenfalls schuldig, Eurem Volke einen Schmaus zu geben? — Ha! ha! ha! ein so einfältiger Tropf bin ich nicht! Der Sieger nimmt ein, der Besiegte gibt aus: das ist Kriegsregel, und weder Himmel noch Hölle sollen mich davon abbringen."

Der Burgvogt ging mit Achselzucken fort; der General hielt die Sache für abgethan; allein schon am nächsten Mittage ward er anders belehrt.

Er gab den Häuptern seiner Schaar
Ein fürstlich Gastgebot,
Doch sieh, bei seinem Teller lag
Ein grobes Söldnerbrod.

„Was soll das?“ fuhr er zornig auf.
„Hinweg bei Mord und Tod!“
Erschrocken sah die Dienerschaft
Das schwarze Wunderbrod.

Drei Buben faßten es geschwind,
Und hoben schier sich lahm,
Und staunten, daß der schwere Ball
Nicht von der Stelle kam.

Wie eingewachsen in den Tisch,
Wich er und wankte nicht.
Den Feldherrn fiel ein Grauen an
Und bleichte sein Gesicht.

Nach seinem Brödlein griff er schnell,
Doch welches seine Hand
Nur mit der Finger Saum bestrich,
Das hob sich und verschwand.

Er langte nach dem Weinpokal,
Trank stutzig und rief jach:
„Verdammt! wer schöpft statt Ungarweins,
Mir Wellen aus dem Bach?“

Und alles, alles, was er noch
Dem Munde weiter bot,
Das schmeckte wie des Baches Fluth
Und wie Soldatenbrod.

Gezwungen und ganz wider seine Gewohnheit ging er an diesem Tage unberaüscht zu Bette, nachdem er zuvor in der Burg doppelte Wachen ausgestellt und besonders alle Wege zu seinem Schlafzimmer mit zahlreicher Mannschaft besetzt hatte.

7.

Die Zwerge.

Eh' er noch ſchlief,
Der Wächter rief:
„Die Glocke hat zwölf geſchlagen!
Der barſche Held,
Ein Löw' im Feld,
Begann vor Geiſtern zu zagen.

Und horch! es bewegt ſich,
Es raſchelt und regt ſich
Schon unter dem Bett,
Und hervor kommt mit Haufen
Ein Zwergvolk gelaufen,
Gar winzig, doch nett.
Sie ſchwirren wie Hummeln,
Poltern und rummeln,
Drängen und tummeln
Sich haſtig hervor,
Springen wie Ratzen,
Klettern wie Katzen
Auf's Bett empor,
Und tapfer mit Schellen,
Die weidlich gellen,
Grüßt jeglicher Wicht
Des Helden Geſicht.

Er will zur Wehre ſich ſtellen,
Er wirft ſofort
Ein Dutzend der kleinen Geſellen
Raſch über Bord;
Doch, als hätten ſie Schwingen,
Sind ſie huſch! wieder oben, und bringen
Mit doppelter Pein
Die Säumniß ein.

Sie kneipen
Und ſäupen
Mit frechem Geſpötte
Den Feldherrn baß.
Sie wälzen ſogar wie ein Faß
Den dicken Mann aus dem Bette,
Und tanzen zum Ende vom Liede,
Auf ſeinem Leichnam ſich müde.

Nach dieſem Balle
Verſtoben ſie alle,
Die heilloſen Rangen,
Indem ſie ſangen:
„Beſtelle den ſüßen Brei,
Sonſt plagen wir dich auf's Neu!“ —

Aber Herr Dominik hatte nicht Luſt, ſeinen Raubſchatz durch Bewirthung der Roſenberg'ſchen Unterthanen zu ſchwächen; doch war er auch eben ſo wenig geneigt, ſeinen wohlgenährten Leib fernerhin zu einem Tanzboden herzuleihen. Es gab einen Mittelweg: er konnte ſein Hauptlager an einen andern Ort verſetzen. Dazu entſchloß er ſich um ſo lieber, da die Gegend um Wittgau von den Heuſchrecken des Krieges ſchon ganz ausgezehrt war. Er rückte alſo am folgenden Tage mit ſeinem Heerhaufen einige Meilen weiter. Man glaubte allgemein, dieſer plötzliche Aufbruch hänge mit dem Plane des Feldzugs zuſammen. Das ließ ſich der General ſehr gern gefallen, und entdeckte keinem Menſchen, daß ihm die Zwerge ein Treffen geliefert und ihn auf's Haupt geſchlagen hatten.

Kaum war er fort, ſo fand der Burgvogt in einer ausgeplünderten Truhe, deren Deckel er mit Thränen aufſchlug, einen ſchweren Geldſack, und auf einem angebundenen Zettel Bertha's unverkennbare Handſchrift

in den Worten: „Zur Ausrichtung des süßen Brei's.“ — Der Greis erschrack; doch freudig und ehrlich verwandte er die willkommene Spende zu einer guten Mahlzeit, bei welcher die armen Gäste einige Stunden lang ihres Jammers und Elends vergaßen.

8.

Die furchtbare Kindwärterin.

Der süße Brei — denn mit dessen Geschichte haben wir es hauptsächlich zu thun — lebte nun ohne weitern Anstoß ein Jahrhundert fort. Es erwuchsen sogar jüngere Geschwister um ihn her, Die meisten nachbarlichen Ritter gaben nach und nach ihren Dorfschaften ein ähnliches Jahrfest. Doch thaten sie es nicht gerade am ersten Mai, sondern sie wählten dazu ihre Geburtstage oder andere merkwürdige Zeitpunkte ihres Lebens.

So ging die Sache trefflich ihren Gang, bis Waldemar von Rosenberg, Osmunds Urenkel, an die Reihe kam, auf Wittgau zu herrschen.

Auf diesem Manne ruhte nicht der Geist seiner edlen Väter. Er behandelte seine Unterfassen stolz und hart. Auch besaß ihn der Geiz, und daher war ihm der Mai kein Wonnemond, weil ihm das große Volksmahl eine verdrießliche Ausgabe verursachte. Er hätte dieses Fest ganz aufgehoben, wenn ihm nicht bange gewesen wäre, einen unangenehmen Besuch von seiner Urgroßmutter zu erhalten. Der süße Brei ward also zwar aufgetischt, aber mit solcher Kargheit, daß der Stifterin Geist darob zürnte. Darum war es gemeiniglich in der folgenden Nacht auf der Burg nicht geheuer.

Unsichtbar durchlief es murrend
Alle Zimmer,
Schlug die Thüren fast in Trümmer,
Rasselte mit vielen Schlüsseln
Wie mit Ketten,
Rüttelte der Schläfer Betten,
Und zerschmetterte die Schüsseln,
Die beim Schmaus, um Geld zu sparen,
Nicht gefüllt gewesen waren.

In späterer Zeit vermählte sich Waldemar. Seine Gattin war gutherzig, vermochte viel über ihn, und bediente sich ihrer sanften Gewalt zum Besten der Unterthanen; aber sie starb schon im ersten Jahre der Ehe, indem sie ein Söhnlein geboren hatte, das den Namen Hermann erhielt.

Der Wittwer schritt bald zu einer neuen, minder glücklichen Wahl. Dem kleinen Hermann fiel das schlimme Loos, eine böse Stiefmutter zu bekommen. Sie übergab das ihr verhaßte Kind den Händen und der Willkühr einer rohen, leichtsinnigen Dirne, die den Knaben oft einige Stunden lang in banger Einsamkeit hungern, dursten und weinen ließ, und indessen mit den Knappen und andern Hausdienern kurzweilte.

Einsmals hatte sie im Garten
Eine halbe Sommernacht
Mit dem Gärtner, ihrem Buhlen,
In geheimer Lust verbracht.

Leise wie ein Schatten wandelt,
Eilte sie mit scheuem Blick,
Vor der Lampen Strahl sich schämend,
In die todte Burg zurück.

Und sie hält sich für geborgen,
Als sie vor dem Zimmer steht,
Und den Schlüssel in dem Schlosse
Mit geübter Vorsicht dreht.

Doch im Zimmer — welches Schrecken!
Das verlaßne Knäblein liegt
In den Armen einer Greisin,
Die es zärtlich herzt und wiegt.

Aus verblichenen Gewändern,
Deren Form vor Zeiten galt,
Ragte hoch und hehr die fremde
Furchtgebietende Gestalt.

Aehnlich einem Steingebilde
Stand die Maid bestürzt und sprach:
„Wie seyd Ihr hereingekommen
Ins verschlossene Gemach?“ —

„Alle Thüren sind mir offen;“
War die Schreckensantwort drauf:
„Dieses Würmleins Klagen riefen
Aus dem Grabe mich herauf.

Ich, die Ahnfrau des Geschlechtes,
Das in dieser Burg gebeut,
Kann nicht ruhn, weil meinem Enkel
Auf der Welt ein Unstern dräut.

Ausgeartet ist sein Vater,
Seine Mutter starb dahin,
Und das Weib an ihrer Stelle
Hegt der Rabenmütter Sinn.

Sie vertraut das theure Leben
Einer sittenlosen Magd,
Die, wenn ihre Buhlen winken,
Pfleg' und Wartung ihm versagt.

Nimmer kann dieß zarte Pflänzchen
In so rauher Luft gedeihn;
Drum will Ich es zu mir nehmen,
Und dann wird ihm besser seyn.

Armes Kindlein, süßes Liebchen,
Schlafe noch ein Weilchen hier!
Früher als der Morgen leuchtet
Führt ein Engel dich zu mir.“ —

Küssend trug sie's in die Wiege,
Wandte sich, erhub die Hand,
Und wie leichte Wellen theilte
Sich zu einer Thür die Wand.

Lächelnd schlummerte der Knabe,
Wang' und Lippen rosenroth,
Doch der erste Blick des Morgens
Fand ihn schon erbleicht und todt.

Der Stiefmutter Freude über des Kindes Ableben war von kurzer Dauer. Sie selbst mußte nach Verlauf weniger Monate dieselbe Straße wandeln. Auch Waldemar stürzte bald nachher auf der Hetzjagd in die Ewigkeit hinüber. Es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß dieses Geschlecht, das die Tugendbahn seiner Ahnen zu verlassen anfing, aussterben sollte.

Doch ungeachtet sie verschwanden,
Die zeither auf der Bühne standen,
Ist's mit dem Mährchen nicht vorbei:
Die Hauptperson, der süße Brei,
Ist auf dem Schauplatz noch vorhanden.

9.

Willbold von Eisenbart.

Die Burg Wittgau und das dazu gehörige Gebiet fiel an einen Lehensvetter, den Ritter Willbold von Eisenbart. Er war ein wilder, unbiegsamer, eherner Mann, der seinen harten Kopf für einen Mauerbrecher hielt, womit er überall durchzustürmen glaubte. Einen anmuthigen Abstich gegen ihn machte Hilda, sein einziges Kind, ein eben so schönes als gutes Mädchen, dessen Mutter frühzeitig ein Opfer der Härte ihres Gemahls geworden war. Er lebte seitdem als gezwungener Wittwer, weil er unter den vielen Jungfrauen, denen er seine schlagfertige Hand antrug, kein geduldiges Schäflein fand, das sich seiner landkündigen Haustyrannei unterwerfen wollte.

Es war im Anfange des Brachmonds, als er aus einer fernen Gegend herkam, um das ihm angefallene Lehn in Besitz zu nehmen. Vier Wochen zuvor waren die Kosten des süßen Brei's wie gewöhnlich aus den Einkünften des Gutes bestritten worden, und man hatte dießmal etwas mehr als zu anderer Zeit aufgehen lassen, um die Unterthanen für die knappen Speisungen unter der vorigen Herrschaft zu entschädigen. Willbold schalt und tobte darüber. „Das soll mir nicht wieder begegnen!" setzte er hinzu. „Ich müßte den Bettelstab ergreifen, wenn ich jährlich ein so verschwenderisches Bankett ausrichten sollte. Nein, nein! Künftig erhalten die Leute, ohne alle weitere Nebengerichte, einen süßen Brei, und damit gut!" —

Bald darauf beſchloß er, der Mutter Bertha den ſchuldigen Gehorſam ganz aufzukündigen. Dazu verhetzte ihn ein Mann, deſſen Bild folgendes Kapitel aufſtellt.

10.

Der Frohntanz.

Es lebte dort ein rieſenhafter Ritter,
Herr Hans von Haſenfeld.
Er ſprach ſo laut wie donnernde Gewitter,
Und ſchien ein großer Held.

Ihn trug, ob ſeines Leibes ſchwerer Bürde,
Kaum noch das ſtärkſte Pferd,
Und furchtbar krönte ſeines Anſehns Würde
Ein ungeheures Schwert.

Er that mit ſeiner langen Todesſenſe
Der Zungenthaten viel;
Doch ward ſchon beim Geziſch erboster Gänſe
Dem Helden etwas ſchwül.

Er war aber nicht nur eine lächerliche Perſon, ſondern auch ein ſchlechter Wicht. Das ließe ſich aus hundert Thatſachen beweiſen; wir wollen jedoch nur einige, die mit unſerm Gegenſtande verwandt ſind, hier anführen.

Ritter Hans beſaß in der Nähe von Wittgau ein Schloß, zu welchem ein Dörflein gehörte. Als es nun bei mehrern Rittern, die um ihn her wohnten, Sitte ward, ihre Bauerſchaft jährlich an einem gewiſſen Tage mit Speiſe und Trank zu erfreuen, ſo ergriff er dieſe Gelegenheit, ſich einen hämiſchen Spaß zu bereiten. Er ließ ſeine Dorfſaſſen zu einer Mahlzeit zuſammenrufen

und ihnen, als sie an einer langen Tafel Platz genommen hatten, Mann für Mann durch seine Diener ins Ohr raunen: „der süße Brei, den man auftragen werde, sey auf dem Boden der Schüsseln mit funkelneuen Silbermünzen gewürzt; wer also mit seinem Löffel am schnellsten und tiefsten bis auf den Grund tauche, der werde die reichste Silberbeute gewinnen.“ — Das war den armen Leuten eine höchst erfreuliche Kunde. Sie hielten ihren Löffel hoch in der Hand, wie ein Reiter den Säbel, womit er einhauen will. Die Schüsseln wurden aufgesetzt; ein siedendheißer Brei qualmte darin; wie Blitze schossen alle Löffel hinein und brachten eine feurige Ladung zurück, woran sich die geldbungrigen Esser Mund und Gaumen verbrannten. Das ging nicht ohne gräßliche Gesichtsverzerrungen ab. Darauf hatte der edle Herr gerechnet, und frohlockte mit einem unmäßigen Gelächter darüber. Aber seine Haupttücke bestand darin, daß der Höllenbrei nicht einen einzigen Pfennig enthielt, und an und für sich ein ungenießbares Gericht war. Die Brandbeschädigten mußten also, da man ihnen kein Voressen aufgetischt hatte, ungesättigt nach Hause gehen.

Im nächsten Jahre machte er sich ein noch wohlfeileres Vergnügen. Er berief seine Bauern und Häuslinge abermals zu einer vorgeblichen Lustbarkeit zusammen. Sie erschienen mit dem festen Vorsatze, sich den Mund nicht wieder zu verbrennen, sondern langsamer zu essen. Doch dieser gemeinschaftlich gefaßte Entschluß war ganz überflüssig. Sie fanden auf dem freien Platze, wo sie im vorigen Jahre bankettirt hatten, keinen Tisch gedeckt. Herr von Hasenfeld hatte daselbst blos für sich und einige Gäste eine Trinktafel aufschlagen lassen. Neben

ihm standen zwei oder drei Bockpfeifer, die ländliche Tänze spielten.

Als nun die Gemeinde versammelt war, forderte er sie mit donnernder Stimme auf, vor ihm zu tanzen. Die Burschе drehten und schwenkten sich eine Weile mit ihren Mädchen herum; aber bei Hunger und Durst erlahmten die Beine sehr bald; Niemand wollte sie förder heben. Da trat ein plumper Gerichtsknecht auf und sagte gebieterisch: „Rührt euch, ihr träges Volk! Es ist jetzt nicht die Frage, ob ihr zum Tanzen Lust habt oder nicht: ihr müßt heute zur Frohne tanzen! Das ist des gnädigen Herrn Wille und Meinung. Wornach sich zu achten!“ — Hierbei erhob der Scherge seinen dicken Stock und zwang damit Junge und Alte, nach der Bocksmusik so lange zu hüpfen und zu springen, bis sie sämmtlich athemlos niedersanken.

Ritter Hans rühmte sich hernach in vielen Gesellschaften, er habe seinen Bauern ein herrliches Tanzfest veranstaltet. Der schamlose Prahler ward deßhalb von Vielen, die ihn nicht besser kannten, für einen recht guten Vater seines Volkes gehalten. Da er auf eine so leichte Art zu diesem Ehrenruf kam, so muß man sich wundern, daß nicht auch harte Fürsten der damaligen Zeit bisweilen in ihren seufzenden Ländern einen allgemeinen Frohnball ausschrieben. Man findet davon keine Spur in der Geschichte. Aber einige Dorfsultane von Hansens Gelichter mögen es wirklich gethan haben. Der Schreiber dieses Mährchens erinnert sich, daß er vor geraumen Jahren irgendwo las: es beständen noch in verschiedenen Gegenden Deutschlands sonderbare, aus der Vorzeit herstammende Frohntänze, bei welchen der Gerichtsdiener, als Tanz- und Freudenmeister, eine große

Rolle spiele, den Ball eröffne, und jeden Anwesenden, der seine Füße schonen wolle, mit pflichtmäßigem Ernst antreibe, sich in Bewegung zu setzen.

11.

Geheime Liebe.

Ritter Willbold und Herr von Hasenfeld wurden bald mit einander bekannt und kamen oft freundschaftlich zusammen. Einst sprachen sie von dem süßen Brei. „Es ist doch verdammt ärgerlich," sagte Jener, „daß ich mir von einem Weibe, das schon weit über hundert Jahre im Grabe modert, eine Schatzung muß auflegen lassen."

„Gehorche nicht, so ist der Handel abgemacht!" versetzte Hans.

„Weit gefehlt, Herr Bruder!" sprach Willbold. „Bertha's Geist bringt auf Gehorsam, und im Weigerungsfalle spukt er zornig umher."

„Mir sollt' er kommen!" rief der Bramarbas, und schlug auf sein Schwert. „Ich mache dir's zur Ehrensache, Willbold, den einfältigen süßen Brei abzuschaffen, sonst erklär' ich dich Angesichts der ganzen Ritterschaft für eine feige Memme!" —

Ein solcher Triumph aus dem Munde eines Mannes, den sein Freund noch so wenig ergründet hatte, daß er ihn für einen tapfern Kämpen hielt, that volle Wirkung. Willbold schwur, Bertha's Stiftung nicht zu achten und nie einen Heller darauf zu verwenden.

„Das ist brav!" sagte Hans. „So kann auch unser einer aufhören, seine Bauern jährlich einmal abzufüt-

fern. Dieser hier eingerissene abgeschmackte Gebrauch hat mir bisher ansehnliche Summen gekostet."

Bei diesem Zwiesprach war Fräulein Hilda zugegen, und Ritter Hans empfahl sich ihr jetzt noch übler, als er sich ihr schon früher durch Zärtlichkeiten und gewagte Liebkosungen empfohlen hatte. Der alte widrige Hagestolz buhlte förmlich um ihre Gunst und ihre Hand.

Doch er hatte nicht zu hoffen
Der Gewährung süßes Heil.
Hilda's Herz war schon getroffen
Von der Liebe Flammenpfeil.

Ritter Toralds Jugendblüthe
Und sein hoher Edelsinn,
Der für alles Gute glühte,
Rissen sie auf ewig hin.

Und auch ihm war ihre Minne
Seines Lebens Element.
Nicht um Reichs- und Throngewinne
Hätt' er sich davon getrennt.

Aber die Liebenden mußten unter der Maske der kältesten Gleichgültigkeit mit einander umgehen; denn Hilda's Vater war dem jungen Manne nicht sonderlich gewogen. Er sah ihn wegen seiner stillen Bescheidenheit für einen furchtsamen Kalmäuser an. Ueberdieß heischte er einen reichbegüterten Eidam, und als einen solchen konnte sich Torald nicht darstellen. Er war arm, und ward täglich ärmer, indem er den Wohlstand der wenigen Bauern, über die er zu gebieten hatte, durch Aufopferung seiner eigenen Habe immer blühender machte.

12.

Die Auswanderung.

Der Wonnemond nahte sich; Willbolds Erbleute rechneten um so mehr auf eine stattliche Bewirthung, da es der erste Festschmaus war, den sie von ihrem neuen Herrn zu hoffen hatten; auch Hilda lag dem Vater fleißig an, den bösen Eingebungen des dicken Ritters nicht zu folgen, sondern der Stiftung redlich Genüge zu thun; aber er sagte Nein und immer Nein, und berief sich auf seinen Eidschwur. Am Ende bestieg er, um von der lästigen Sache nichts weiter zu hören, in den letzten Tagen des Blumenmonats seinen Gaul und ritt zum Besuch fernwohnender Freunde.

Der erste Mai kam; die Bauersleute legten ihre Sonntagskleider zurecht, um bei dem Gastmahle, dessen sie gewärtig waren, geschmückt zu erscheinen; doch schon am frühen Morgen eilte Hilda in das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf hinab, ging von Haus zu Haus, entschuldigte den dießmaligen Wegfall des süßen Brei's mit der Abwesenheit ihres Vaters, und hinterließ überall ein so reichliches Vergütungsgeschenk, daß sämmtliche Einwohner mit diesem Tausche vollkommen zufrieden waren. In den weiter entlegenen Dörfern, die bei der Burg Wittgau zu Lehen gingen, that Torald, von dem Fräulein dazu beauftragt und mit dem nöthigen Gelde versehen, ein Gleiches. So erschöpfte Hilda aus eigener Bewegung ihre Sparkasse, um der Bauern gerechten Anspruch zu befriedigen und die Burg vor nächtlichem Geisterspuk sicher zu stellen.

Acht Tage darauf kam Willbold von seiner Reise zurück. Er war neugierig, zu wissen, ob sich die Unterthanen am ersten Mai eingestellt hätten und wie man mit ihnen auseinander gekommen sey; doch da er etwas Unangenehmes zu hören vermuthete, so fragte er lieber gar nicht darnach, und nun verschwieg auch Hilda ihre eigenmächtige Geldvertheilung, worüber sie doch mehr Tadel als Lob zu erwarten hatte.

Es wurde Nacht, der Ritter schlief,
Bis ihn eine Stimme beim Namen rief.
Er schrak empor, er war allein,
Erloschen war der Ampel Schein,
Doch aus der Mauer fuhr eine Hand
Und schrieb mit Flammen an die Wand:
„Thu in den nächsten sieben Tagen,
Was du am ersten Mai versäumt;
Sonst wird nach schweren Plagen
Dieß Schloß von dir geräumt.“ —

Willbold schüttelte trotzig den Kopf, schlief wieder ein, erinnerte sich am Morgen der Erscheinung so gleichgültig wie eines Traumgesichts, und ließ die siebentägige Frist ungehorsam verstreichen. Um ihn dafür zu züchtigen, rückte in der nächst darauffolgenden Nacht ein zahlloses Heer von Zwergen bei ihm ein.

Wie wenn Schaaren der Bienen daherziehn, dichtes Gewimmels,
Aus dem gehöhleten Fels in beständigem Schwarm sich erneuend *.

So brachen die Pygmäen im Schlafzimmer des Ritters aus allen Wänden hervor, und zwackten ihn noch

* Homers Ilias von Voß, zweiter Gesang.

ſchlimmer, als weiland ihre Voreltern den General Dominik. Aber nicht ſo ſchnell und feige wie dieſer, räumte Willbold das Feld. Er ließ im Mittelpunkt eines weiten, hochgewölbten Saales ſein Bett an Ketten aufhängen, ſtieg auf einer Leiter hinein und hielt ſich nun vor den Befehdungen der kleinen Kobolde ſicher; doch auch dieſes ſchwebende Lager überfielen ſie wie geflügelt, und warfen den Inhaber auf den gepflaſterten Fußboden hinab. Seine Gebeine waren wie zermalmt; er konnte ſich nicht ohne Beiſtand emporrichten; und als man ihn am Morgen aufhob, hörte er von allen Seiten laute Klagen über mancherlei Mißhandlungen, die in der vergangenen Nacht ſämmtliche Bewohner des Schloſſes von ſichtbaren und unſichtbaren Geiſtern erfahren hatten. Nur Hilda war verſchont geblieben. Das Hausgeſinde forderte einſtimmig ſeinen Abſchied, und drohte, im Weigerungsfall zu entlaufen. Der Ritter ſelbſt, der durchaus ſeinen eiſernen Nacken unter das Hausgeſetz der Stiftung nicht beugen wollte, fand es bei den gegenwärtigen Umſtänden für rathſam, ſich aus dem Staube zu machen und ein nicht weit entlegenes kleineres Schloß zu beziehen, das einer ſeiner Vorfahren zu einem Wittwenſitze gebaut hatte. Dahin erhob er ſich, ehe der Abend einbrach, mit ſeiner Tochter und ſeinem ganzen Hofſtaate. In der Burg Wittgau blieb keine Seele zurück.

13.

Der Geiſterbanner.

Als ſich Willbold in ſeinem Aſyl, wo er ruhige Nächte genoß, eingerichtet hatte, ließ er einige ſeiner Freunde

und Bekannten zu einem Mittagsmahl einladen. Wir erwähnen von den Gästen nur der Ritter Hans und Torald, und eines Dritten, der ein ungemein lustiger Kompan war, immer Lieder und Schwänke auf der Zunge hatte, und bei der Tafel folgenden Sang anstimmte:

Ich und mein Fläschlein sind immer beisammen;
Niemand verträgt sich so herrlich als wir!
Stehe der Erdball in feindlichen Flammen,
Spricht's doch die zärtlichste Sprache mit mir.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Liebliche, schöne,
Zaubrische Töne!
Und sie verstehet der Mohr und Kalmuk.

Mancher vertändelt mit Weibern sein Leben,
Höfelt und schmachtet und härmet sich krank,
Denn auch den rosigsten Lippen entschweben
Oft genug Grillen und Launen und Zank.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Sagt nur die Schöne,
Welcher ich fröhne,
Und sie begehret nicht Kleider, nicht Schmuck.

Wenn sich das Schicksal, mit Wettern gerüstet,
Wider mich frohen Gesellen erbost,
Und mir den Garten der Freude verwüstet,
Dann ist das Fläschlein mein kräftiger Trost.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Flüstert die Treue,
Und wie ein Leue
Trotz' ich dem Schicksal und sage nicht Muck.

Ich und mein Liebchen wir scheiden uns nimmer,
Bis mir der Lustbach des Lebens verrinnt,
Und in des Schreiners verhaßtem Gezimmer
Schreckbar ein ewiges Dursten beginnt.

Gluck, gluck, gluck, gluck!
Dich muß ich miſſen,
Dorthin geriſſen,
Unter des Grabſteins umnachteten Druck!

Sie nur, ſie durften nicht, die ihn erleben,
Den einſt die Todten erweckenden Ruf.
Köſtlichen Wein muß es oben doch geben,
Wo er regiert, der die Reben erſchuf.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Klingt es dort wieder;
Himmliſche Brüder
Reichen mir einen verjüngenden Schluck.

„Ein feines Liedlein!“ donnerte Hans in den letzten Ton hinein. „Aber das zweite Reimgeſetz ſollte man herausreißen und durch Henkershand verbrennen laſſen, angeſehen es das liebenswürdige Geſchlecht beleidigt, von welchem ein Inbegriff aller ſeiner Tugenden und Reize hier vor uns ſitzt.“

Hiermit erſtand er ſchwerfällig vom Stuhle, verbeugte ſich vor dem Fräulein und trank einen großen Becher auf ihre Geſundheit aus.

„Schmeichler!“ rief Willbold, ehe ſich der Sänger vertheidigen konnte, „verrücke dem Mägdlein nicht den Kopf und zärtle nicht! Es werden ohnedieß ſchon genug minnigliche Blicke hier gewechſelt.“ — (Er ſchielte mit einem Auge den Ritter Torald, mit dem andern ſeine Tochter finſter an.) „Aber es komme mir Niemand mit Freiersgedanken ins Haus!“ fuhr er fort. „Ich laſſe mein Kind, die Luſt meines Alters, noch nicht ſobald mit einem Gemahl ziehn; es fände ſich denn ein beherzter Mann, der Geiſter bewältigen und ſie aus der Burg Wittgau bannen könnte, dem wollt' ich zum Danke

das Mägdlein und das verwünschte Schloß obendrein geben." —

„Ist das Ernst?" fragte Hans.

„Auf Ritterwort und Ehre!" versetzte Willbold.

„Nun, um diesen Preis stürm' ich die Hölle!" schrie Jener, und schlug mit seiner Riesenfaust so gewaltig auf den Tisch, daß einige Becher umstürzten.

Indem man diesen Eifer belachte, faßte Toralb, über Hansens Erklärung nicht wenig erschrocken, schnell den Muth, mit ihm zugleich in die Schranken zu treten. „Ritter Eisenbart," begann er bescheiden, „da Ihr männiglich zum Geisterbann auffordert, so ist es wohl auch mir erlaubt, einen Versuch zu machen?"

„Warum nicht?" antwortete Willbold mit einem frostigen Tone.

Toralds Einmischung war dem dicken Ritter ungelegen. Sie zerstörte einen schlauen Plan, den er im Kopfe hatte. Er wollte sich nämlich mit dem Geisterbanne gar nicht befassen, sondern um die Schule herumgehen und hernach aufschneiden: er habe einige Nächte lang in der Burg mit Unholden gekämpft und sie endlich zum Weichen gezwungen. Es schien ihm leicht, durch solche leere Prahlereien das Fräulein zu gewinnen; denn da Niemand in der Burg wohnte, so stellte er sich vor, man würde ihm die Schlüssel zu treuen Händen übergeben, und ihn nicht weiter beobachten. Doch das alles ging anders, wenn sich ihm ein Zeuge seines vorgespiegelten Muthes aufdrang. Dieser Ungemächlichkeit mußte vorgebeugt werden. Er wandte sich daher zu Toralb und sprach: „Es ist löblich, daß Ihr Euch so wenig als ich vor Gespenstern fürchtet; mir aber gebührt der Vortanz, und ich bedinge mir dazu

drei Nächte, die ich allein in der Burg ausharren will, um den Ruhm, den ich einzuernten gedenke, nicht hinterher mit einem andern theilen zu müssen. Bleibt nach diesen drei Nächten — wie ich nicht glaube — noch etwas zu thun übrig, dann steht Euch das Feld offen." —

„So sey es!" sprach Willbold, und Torald konnte nichts dagegen einwenden.

Wohlgemuth foderte Hans nach der Tafel die Schlüssel der Burg, unter dem Vorgeben, daß er sogleich die folgende Nacht dort zubringen wolle. Willbold, der dem Großsprecher nicht mehr ganz traute, erbot sich, ihn hineinzubegleiten. Hans erschrack; doch blieb ihm noch die Hoffnung, vor Einbruch der Nacht wieder aus der Burg zu entschleichen. Sie ritten gegen Abend dahin. Willbold führte ihn in ein Zimmer, das nur eine Thür hatte; diese verschloß er ohne Umstände hinter ihm, drückte draußen sein Wappen darauf, wünschte ihm durch's Schlüsselloch eine gute Nacht, und versprach, sich in der Frühe des künftigen Tages nach seinem Befinden zu erkundigen.

14.

Der Ritter am Spinnrocken.

So war Hans wie eine Maus in der Falle gefangen. Nur ein Felsensprung aus dem Fenster konnte ihn retten; aber er stürzte sich lieber in das vor ihm stehende Bett und wühlte sich so tief als möglich hinein.

Als er, wie ein Igel zusammengerollt, einige Stunden geschwitzt hatte, trippelt' und trappelt' es um sein Lager

herum; das Deckbett ward ihm entrissen, und Schläge und Nadelstiche zwangen ihn, sich aufzurichten und die festgeschlossenen Augen zu öffnen. Himmel! da stand ein unabsehbares Volk von Zwergen vor ihm! Die vordern erstiegen auf Leitern sein Bett, hoben eine Kohlenpfanne, auf welcher eine Schüssel dampfte, mit großer Anstrengung hinein, und sangen dazu:

Hier bringen wir
Einen süßen Brei;
Er schmecke dir
Wie geschmolzen Blei,
Damit du mögest erfahren,
Was jenes verspottete Häuflein empfand,
Mit dem sich dein Herrschertingstrotz unterstand,
Vor Zeiten so zu gebaren.

Einige Männlein mit Löffeln in den Händen sprangen ihm rechts und links auf die Schultern, und fingen an ihn zu füttern. Der Brei war so heiß, daß er noch in den Löffeln Blasen aufwarf. Hans sträubte sich verzweifelt gegen diesen Genuß; allein er war auf allen Seiten mit Zwergen umgeben und gleichsam eingemauert; sie brachen ihm Lippen und Zähne auf, schoben ihm das glühende Muß mit Gewalt hinein und sangen:

Frisch geschluckt!
Nicht gezuckt!
Ha! ein Mund, der oft vermessen
Ungeheure Thaten thut,
Der kann auch mit Heldenmuth
Dieses Höllenfeuer essen.
Frisch geschluckt!
Nicht gemuckt!
Hast den süßen Brei gescholten,
Der durch Bertha's Huld entstand,
Und darob, mit Recht vergolten,
Dir den Frevelmund verbrannt.

Nach dieser Speisung ließen sich zwei oder drei kleine Bockpfeifer mit einer lieblichen Musik hören, und der König der Zwerge, der einen Zoll höher war als die längsten Männer seines Volks, forderte mit höhnischen Worten den Ritter auf, ein Tänzlein zu machen.

„Dazu hätt' ich eben Lust!" brummte Hans bei Seite.

„Lust oder nicht!" sprach seine Majestät.
„Du mußt vor mir zur Frohne tanzen!
Ihr Schergen, kommt herbei und sehr,
Ob er sich wacker schwenkt und dreht!
Wo nicht, so mögt ihr ihn koranzen."

Stracks trieben ihn einige mit Stöcken bewaffnete Wichtlein aus dem Bette heraus, und hetzten ihn eine Weile unter dem Gelächter der Zuschauer im Kreise herum. Darauf nahte sich ihm eine alte Zwergin mit einem Spinnrocken, der dreimal größer war als sie selbst, und überreichte ihm denselben mit den Worten:

„Du pochst und prahlest mit furchtbaren Waffen,
Doch für den Rocken bist du geschaffen!
Nimm hin, und spinne bis morgenden Tag,
Und wenn du feierst, so straft dich ein Schlag!"

Athemlos sank er mit dem Rocken im Arme auf einen Stuhl, und wie Spreu, die der Wind entführt, verschwanden die Zwerge.

Er pries sich glücklich, daß er so leicht durchgekommen war, und entwarf im Kopfe einen Siegsbericht, den er seinem Freunde abzustatten gedachte. Den Rocken, der seine Relation verdächtig machen konnte und der ihm überdieß als Sinnbild seiner Feigheit unangenehm war, wollte er zum Fenster hinauswerfen; doch indem er es in dieser Absicht öffnete, ward der Flachs-

Kopf wie lebendig, schlug ihn rechts und links an die Ohren, drückte ihn rückwärts auf einen Stuhl, und eine unsichtbare Macht zwang ihn, die Spindel zu ergreifen und mit ihr zu arbeiten. So oft er ruhen wollte, geschah ihm nach des Mütterleins Verheißung, und jeder neue Schlag, den er aus der Luft empfing, übertraf an Kraft seine Vorgänger.

Mit Erstaunen fand Willbold am Morgen den emsigen Spinner, der dennoch trotz dieser Strafarbeit den Begebenheiten der Nacht eine schöne Farbe zu geben suchte. Aber bei jeder Unwahrheit, die er aussprach, versetzte ihm die Spinnmaschine einen tüchtigen Kopfstoß. Das bewog ihn zuletzt, aufrichtig zu beichten und dem Geisterbannen auf immer zu entsagen. Nun trennte sich der Rocken plötzlich von ihm und ging kerzengerade wie ein Mensch zur Thür hinaus.

15.

Der Schatz.

In demselben Zimmer eingeriegelt und eingesiegelt erwartete Toralb am folgenden Abend, was ihm begegnen würde. Die Augen auf die Thür geheftet, saß er bis gegen Mitternacht, ohne daß er etwas Unheimliches vernahm. Endlich hörte er hinter seinem Rücken ein sanftes Geräusch; und als er sich umsah, erblickte er eine verschleierte Gestalt, die ihm winkte. Er stand auf; sie klopfte leise an die Wand; die schweren Quader wichen von einander; es zeigte sich ein hohles Gewölbe und darin eine große eiserne Truhe, die bis an den Rand mit Gold- und Silbermünzen gefüllt war.

„Torald!“ — sprach der Geist — „deines bescheidenen Muthes und deiner Biederkeit Belohnung sey dieß und — Hilda!“ —

„O, wie beglückst du mich, wohlthätiges Wesen!“ rief Torald. „Aber Hilda's Vater —“

„Wird einwilligen!“ sagte der Geist. „Und weder ich noch die Zwerge werden hier jemals wieder erscheinen, wenn du das von mir gestiftete Maifest jährlich veranstaltest. Hierzu ist dieses Geld bestimmt. Damit aber deinem künftigen Schwiegervater keine böse Lust ankomme, es als sein Eigenthum zu betrachten, so schließe die Wand sich jetzt wieder, und öffne sich nur dir, wenn du den Namen Hilda aussprichst.“ —

Sofort ergänzte sich die Mauer und der Geist verschwand.

Mit Anbruch des Tages stürmte Willbold ins Zimmer. „Nun, Freund Torald, wie steht's? Ich hatte eine Trauererscheinung, die mir verkündigte: wir wären die Geister los und hätten dafür einen Schatz gefunden.“

„Euch hat nichts Unwahres geträumt;“ versetzte Torald, und brachte sogleich mit dem süßen Zauberworte, das er mit Erröthen aussprach, den verborgenen Schatz zum Vorschein.

„Ha! ein herrlicher Fund!“ rief Willbold, und wühlte mit Lust in dem Gelde.

„Mir ward dabei zu einem noch köstlichern Schatze Hoffnung gemacht;“ sagte Torald mit zitternder Stimme und gesenkten Augen.

„Ich verstehe;“ sprach Willbold. „Doch über meine Tochter hat Mutter Bertha nicht zu schalten. Ihr Versprechen erkläre ich für null und nichtig; aber ich

halte das meinige; ich gebe dir Hilda zum Weibe, und diese Burg sammt allen Zubehörungen zur Aussteuer.“ —

Dankbar stürzte ihm Torald in die offenen Arme.

Mit schüchterner Besorgniß, seinen künftigen Schwäher verdrießlich zu machen, erwähnte nun noch der Jüngling: daß auf dem Schatze der süße Brei als Bedingung hafte.

„In Gottes Namen!“ rief Jener mit lachendem Munde. „Der windige Hans verleitete mich zu dem Schwur, nie einen Heller aus eigenen Mitteln auf das Gestift zu verwenden; und ich hätte den Eid gehalten, wär' ich auch darüber zu Grunde gegangen. Da aber Frau Bertha nun die Kosten selbst dazu hergab — in Gottes Namen!“ —

Und so erneuerten Torald und Hilda, die bald darauf ein glückliches Paar wurden, das unterbrochene Fest, und ihre Nachkommen feierten es fort, bis die Burg, deren Bau es veranlasset hatte, wieder in Trümmer zerfiel.

V.

Der Unverſöhnliche.

„Weg mit Hartſinn und Verhöhnung!
Reiche mir die Friedenshand!
Ach, ſonſt trennt wohl ohne Söhnung
Uns des Todes Scheidewand!
Trüglich ſchwankt des Lebens Brücke,
Wie ein Draht, hin über's Grab,
Und im nächſten Augenblicke
Stürzen wir vielleicht hinab.“ —

Mit dieſen Worten ſchloß der Hofrath Lambert einen rührenden Brief an den Präſidenten Dornfeld, der vormals ſein Buſenfreund geweſen war und ihn jetzt feindlich verfolgte.

Sie waren Jugendgeſpielen und akademiſche Freunde. Es ſchien, als könnten ſie nicht ohne einander leben. Dornfelds harter und ſelbſtſüchtiger Charakter trennte ſie nur bisweilen einige Stunden lang. Lamberts nachgebender Edelſinn ſtellte immer die alte brüderliche Eintracht ſogleich wieder her. Die Freundſchaft begleitete ſie von der Univerſität ins Geſchäftsleben, und war auch auf dieſer Laufbahn noch zehn Jahre ihre treue

Gefährtin. Dornfeld hob sich, ungeachtet er an Kenntnissen tief unter seinem Freunde stand, durch den Hebel des Reichthums schnell über ihn empor. Tausende fanden das unrecht; Lambert aber freute sich über das Glück dessen, den er mehr als sich selbst liebte.

Schon waren sie Männer von fünfunddreißig Jahren, als die Liebe einen Zankapfel unter sie warf. An Einem Tage und in Einer Stunde sahen sie die schöne, geistreiche Amalie, und verließen mit gefesselten Herzen das Haus, wo sie diese Bekanntschaft gemacht hatten. Der Schlaf floh in der folgenden Nacht einen wie den andern, und ließ ihnen Muße zu der Entschließung, sich um das treffliche Mädchen zu bewerben. Dieser Vorsatz war das erste Geheimniß, das sie einander nicht vertrauten. Still ging jeder seinen eigenen Weg nach dem vorgesteckten Ziele.

Dornfeld, der sich um diese Zeit aus leidigem Uebermuthe in den Adelstand erheben ließ, betrachtete Rang und Gold als die stärksten Magnete für ein weibliches Herz. Er glaubte, seine doppelt wichtige Person sey das Augenmerk aller jungen unverheiratheten Damen und der Gegenstand ihrer feurigsten Wünsche. Voll dieses Dünkels zeigte er im Umgange mit Amalien ein kühnes, zwangloses Selbstvertrauen, das ihr Zartgefühl beleidigte, und ihm, als er sich ihr mit der Miene der Herablassung zum Gemahl antrug, eine abschlägige Antwort zuzog. Er verließ sie mit Beleidigungen, und in seinem Busen traten Haß und Rachgier an die Stelle der Liebe.

Amaliens Gunst hatte sich schon zuvor seinem bescheidenern Freunde zugeneigt. Er konnte ihr zwar von allen schimmernden Herrlichkeiten, die man Glücksgüter

nennt, wenig oder nichts anbieten; aber er entfaltete in Worten und Handlungen ein edles Gemüth, das sie mit Recht für die reinste und sicherste Quelle häuslicher Glückseligkeiten ansah. So begegneten sich Liebe und Gegenliebe; der Bund ward geschlossen; Amaliens Eltern bestätigten ihn.

Wonnetrunken flog Lambert zu seinem Freunde und stellte sich ihm als Bräutigam dar. Staunend und mit erglühendem Gesicht fuhr der Präsident vom Stuhl auf, schmähte heftig auf Amalien, entdeckte im Zorne das bisher noch nicht ruchbar gewordene Geheimniß seiner abgewiesenen Anwerbung, und forderte von dem Hofrathe als Opfer der Freundschaft: Amalien aufzugeben, sich nie mit ihr zu verbinden, und ihren Umgang ewig zu meiden.

„Freund, du verlangst zu viel!" antwortete Lambert. „Gönne mir den Genuß eines Glücks, das dir vom Schicksal nicht beschieden ward."

„O, darüber wächst mir kein graues Haar!" sagte der Präsident mit höhnischem Auflachen. „Aber bestraft muß sie werden, die Thörin, bestraft durch Dich, meinen innigsten Freund! — Räche mich an ihr, ziehe dich zurück und laß sie als alte Jungfer verblühen!" —

Lambert unterdrückte seinen Unwillen, den er bei dieser harten Sprache fühlte; er bat sanft, ihn mit der Zumuthung eines schändlichen Wortbruchs zu verschonen. Allein Herr von Dornfeld wollte seine Rache gebieterisch durchsetzen. Er befahl geradezu, als ob er einen Sclaven vor sich hätte. Dadurch empört, erklärte sich endlich der Hofrath: er sey ein freier Mann, und werde seiner Neigung und Denkart unbeschränkt folgen. „Auf deine Gefahr!" donnerte der Präsident, und Wuth und

Tücke blitzten aus seinen rollenden Augen. Lambert antwortete nicht. So trennten sie sich.

Bald nachher vollzog der Hofrath seine Verbindung mit Amalien. Herr von Dornfeld nahm die Meldungskarte, die ihm Jener zusandte, nicht an.

Dieser abgeschmackte Trotz vertrat bei ihm die Stelle einer Kriegserklärung. Er hob allen geselligen Verkehr mit seinem vieljährigen Freunde plötzlich auf, und ließ ihn, so oft er zum Besuch erschien, vor der Thüre abweisen. Desto mehr machte er sich in Amtsgeschäften mit ihm zu thun. Er spielte gegen ihn, kalt und steif, den hohen Vorgesetzten, und benahm sich völlig so, wie ein kleiner, hämischer Geist zu handeln pflegt, wenn er einem verhaßten Untergebenen das Leben verbittern will. Die schwersten und verdrießlichsten Arbeiten wurden dem Hofrath in einem solchen Uebermaß aufgebürdet, daß er selten einer freien Stunde genießen konnte, und oft ganze Nächte am Schreibtische durchwachen mußte. Er duldete diesen Druck ohne Murren; aber es that ihm weh, daß seine lobwürdigsten Aufsätze bitter getadelt und bisweilen ganz als unbrauchbar verworfen wurden. Bei diesen Anfeindungen ließ es der Präsident nicht bewenden. Er sprach von dem Hofrath in allen Gesellschaften übel, und als dieser an der Reihe stand, in eine höhere Besoldung zu rücken, ward ihm durch einen geheimen widrigen Bericht an den Fürsten diese gerechte Hoffnung vereitelt.

Er hatte bis jetzt alle Bedrückungen mit stummer Geduld ertragen. Da er aber indessen Vater von mehrern Kindern geworden war, und seine dadurch erweiterte Haushaltung bei dem geringen Einkommen, dessen er noch zur Zeit genoß, nicht länger bestehen konnte, so

entschloß er sich zum Versuch einer Aussöhnung mit dem feindseligen Manne, der Macht und Neigung hatte, ihm bei jedem Schritte, durch den er seine häusliche Wohlfahrt befördern wollte, Hindernisse in den Weg zu legen. Aus diesem Grunde schrieb Lambert an ihn den Brief, dessen im Eingange dieser Erzählung gedacht ist. Allein Herr von Dornfeld antwortete nicht, und fuhr unverändert fort, sich in Dienstsachen abhold und widerwärtig zu betragen. Einige andere Annäherungen, die der Hofrath in der Folge wagte, fruchteten eben so wenig. Doch triumphirte der Präsident darüber in seinen Zirkeln, und verkündigte laut: Lambert krieche vor ihm zum Kreuze; er werde ihn aber, wie er sich sehr niedrig ausdrückte, bis an den jüngsten Tag zappeln lassen.

Um diese Zeit saß Lambert eines Abends, mit drückenden Arbeiten beschäftigt, am Schreibtische. Plötzlich trat einer seiner jüngern Collegen, der Hofrath von Bühren, mit hastigen Schritten und verstörtem Gesicht in sein Zimmer. „Bester Freund," sprach er ganz außer Athem, „ich werfe mich in einer der dringendsten Verlegenheiten meines Lebens in Ihre Arme. Ich bedarf in diesem Moment fünfhundert Thaler. Ehre und Leben stehen auf dem Spiele. Retten Sie mich!"

Lambert staunte. Bühren gehörte nicht unter die Zahl seiner Freunde. Im Gegentheil hatte ihm dieser zweideutige Mann, der ein vertrauter Liebling des Präsidenten war, manchen geheimen Rank gespielt und ihn bisher immer über die Achsel angesehen. Doch Lamberts weiches Herz vermochte nicht, ihm jetzt in der

Stunde der Noth darüber Vorwürfe zu machen. Er betheuerte vielmehr mit den freundlichsten Worten: er würde ihm mit wahrem Vergnügen dienen, wenn es möglich wäre; allein er habe nicht den zehnten Theil der verlangten Summe vorräthig.

So verhielt es sich in der That. Aber er hatte eine öffentliche Kasse unter den Händen, und sie befand sich in seiner Wohnung. Herr von Bühren, der das natürlich wußte, that den unerwarteten Vorschlag, ihm diese Hülfsquelle zu öffnen. „Verschonen Sie mich mit diesem Ansinnen!“ sagte Lambert. „Ich selbst würde lieber Hungers sterben, als die mir anvertrauten Gelder pflichtvergessen berühren.“ — Dessen ungeachtet wiederholte Jener unabläßig und mit herzerschütternden Worten seine Bitte. Er that schreckliche Eidschwüre, daß er das erbetene Darlehn unfehlbar innerhalb acht Tagen zurückzahlen wolle, und drohte Selbstmord, wenn ihm nicht augenblicklich geholfen würde.

Der gute Lambert schwankte zwischen Pflicht und Mitleiden. Endlich gewann das letztere die Oberhand; denn mit ihm verband sich der Gedanke, daß Herr von Bühren, der vielvermögende Günstling des Präsidenten, die geschickteste Person sey, einen erwünschten Frieden zu stiften, und sich aus Erkenntlichkeit dazu werde bereitwillig finden lassen. Voll dieser Hoffnung öffnete Lambert mit zitternder Hand die eiserne Kasse, und reichte ihm daraus einen Beutel mit fünfhundert Thalern. „Sie sehen,“ sprach er, „ich thue mehr für Sie, als ich in der größten Bedrängniß für mich selbst gethan hätte. Schweigen Sie nur und halten Sie Wort; Sie machen mich sonst unglücklich.“ — Bühren um-

armte ihn, gelobte redliches Verhalten, versprach ewige Dankbarkeit und eilte mit dem Gelde fort.

Von Arbeit gedrängt, hatte Lambert jetzt nicht Zeit, über diesen Vorgang und dessen mögliche Folgen nachzudenken. Er warf sich schnell wieder an sein Pult und schrieb ruhig bis gegen Mitternacht. Nun aber umfingen ihn auf seinem Lager quälende Sorgen, die ihm sein eigenmächtiges Schalten mit anvertrautem Gute als eine gefahrvolle Unbesonnenheit darstellten. Er konnte vor Angst nicht schlafen; und schloß er ja minutenlang die Augen, so plagten ihn schwere Träume, die ihn in schaudervolle Kerker versetzten. Er sprang, sobald es Tag wurde, von dieser Folterbank auf. Unruhe und Bangigkeit machten ihm seine Zimmer zu enge. Sie trieben ihn fort zu einem Freunde, dem er sein Geheimniß vertraute.

„Ja, ja!“ sagte der Freund nach bedenklichem Kopfschütteln; „das gute Herz hat dem Verstande ins Amt gegriffen! — Hier ist nichts zu thun, als sich auf den schlimmsten Fall gefaßt zu machen und die Lücke der Kasse so schnell als möglich wieder auszufüllen.“

„Dazu weiß ich leider kein Mittel!“ seufzte Lambert.

„So will ich Rath schaffen,“ sprach sein Freund. „Ich bin zwar in diesem Augenblicke nicht Herr über fünfhundert Thaler; sie sollen aber zuverlässig binnen drei Stunden in Ihren Händen seyn. Gehen Sie indessen ohne weitern Kummer nach Hause!“

Lambert ging. Es war kaum acht Uhr, als er in seine Wohnung zurückkam. Er fand bei Amalien zwei angesehene Staatsbeamten, die ihn erwarteten. Ihr Anblick erschreckte ihn. Sie wollten ihn allein sprechen. Er führte sie in ein anderes Zimmer. Hier zeigten sie

ihm einen an sie ergangenen landesherrlichen Befehl, den Zustand der ihm zur Verwaltung übergebenen Kasse zu untersuchen. Welcher Donnerschlag für ihn! Es nahte sich ihm eine Ohnmacht; doch der Gedanke, daß sein Vergehen von keiner schändlichen Art sey, hielt ihn aufrecht. Er bekannte sofort den beiden Beamten den Mangel der Kasse, entdeckte ihnen mit strenger Wahrheit (nur Bührens Namen verschweigend) alle Umstände, und ersuchte sie, ihn nicht ins Verderben zu stürzen, da er die fehlende Summe nach einigen Stunden vor ihren Augen wieder ersetzen werde. Sie zuckten die Achseln, sagten zu seiner Bitte weder Ja noch Nein, durchzählten den übrigen Bestand der Kasse, versiegelten sie und eilten hinweg, ohne sich auf ein beruhigendes Versprechen einzulassen.

Zwei Stunden darauf übersandte Lamberts Freund die zugesagten fünfhundert Thaler. Aber mit seinem Boten fast zugleich kam eine Gerichtsperson, die dem Hofrath im Namen des Fürsten Hausarrest ankündigte und eine Wache vor seine Thür stellte. Nun war es außer Zweifel, daß Dornfeld hinter dem Vorhange stand und die Maschine regierte. Entrüstet schrieb Lambert an ihn: „Herr Präsident, ich nenne Sie ohne Rückhalt den Urheber meines Unglücks! Sie legten mir durch den Hofrath Bühren einen Fallstrick, und ich ging leider hinein, weil ich durch den Dienst, den ich Ihrem Günstling erzeigte, Ihnen selbst gefällig zu werden glaubte. Aber Schmach und Gefangenschaft sind mein Lohn. Wie weit wollen Sie Ihre Rache noch treiben? Ich bitte Sie, seyn Sie menschlich! Befreien Sie mich aus dem Netze, womit Sie mich umspannen! Es wird Ihnen leicht werden, mein Verderben in der Geburt zu

erſticken, da ich das zur Ergänzung der Kaſſe nöthige Geld durch Beiſtand eines Freundes ſchon wieder angeſchafft habe.“ —

Keine Antwort. Es wurde zwar, in Hinſicht auf den geleiſteten Erſatz, noch an demſelben Tage die Wache von ſeiner Thüre abgerufen; er bekam aber zugleich eine richterliche Weiſung, ſich für jetzt aller Amtsgeſchäfte zu enthalten und das Collegium zu meiden. Die Unterſuchung ging nun mit zahlreichen Verhören ihren Gang. Man zieh ihn grundloſer, aus der Luft gegriffener Verbrechen, die ein ſo rechtſchaffener Mann, als er, nicht im Traume begehen konnte.

Als man ihn einen Monat lang ſo gemißhandelt hatte, ſchrieb ihm ein theilnehmender Freund: „Ich erfahre in dieſem Augenblicke, daß Ihr Schickſal entſchieden iſt. Ihr Prozeß wird niedergeſchlagen; Sie verlieren aber Aemter und Würden. Der Präſident von Dornfeld kann, wie ich von ſehr guter Hand weiß, dieſen harten Schlag von Ihnen abwenden; doch müſſen Sie noch heute ſeine Vermittelung ſuchen. Morgen iſt es zu ſpät.“ —

Lambert entſetzte ſich, als würde ihm ein Todesurtheil verkündet. Er fühlte, daß er dieſen unverdienten Schimpf nicht überleben könne. Von dem verſteinerten Präſidenten war keine Hülfe zu erwarten. Um jedoch das letzte Rettungsmittel noch zu verſuchen, ſchrieb er an ihn, und ließ durch ſeinen Diener, den er mit dem Billet abſchickte, mündlich bitten, es unverzüglich zu leſen. Herr von Dornfeld feierte eben ſeinen Geburtstag und hatte viel Geſellſchaft in ſeinem Hauſe. Es war ſchon Abend, als er, am Spieltiſche ſitzend, den Brief empfing. Er ſteckte ihn in die Taſche, ungeachtet

ihm Lamberts Bitte um schleunige Erbrechung gemeldet wurde. „Es wird Zeit haben," sprach er, und dachte nicht weiter daran.

Eine Stunde vor Mitternacht ging die Gesellschaft zur Tafel. Unter den aufgepflanzten Trinkgeschirren zeichnete sich ein großer krystallener Pokal aus, den Lambert vor mehreren Jahren dem Präsidenten an dessen Geburtstage geschenkt hatte. Die Namen des Gebers und des Empfängers glänzten in goldenen Zügen neben einander; es war daher zu bewundern, daß sich Herr von Dornfeld noch jetzt dieses Bechers bediente und ihn ohne Gewissensangst vor sich sehen konnte. Er füllte ihn, als eben die Glocke zwölf schlug, ganz unbefangen mit Wein, um ihn nach alter deutscher Sitte in die Runde geben zu lassen.

Aber indem er den Wein seinen Gästen kredenzte und den Rand des Glases mit den Lippen berührte, erschreckte ihn ein heller, schwirrender Ton, der dem Becher entklang und von allen Anwesenden mit Befremdung gehört würde. Man untersuchte den Pokal am Lichte, und entdeckte daran einen frischen Sprung, der Lamberts Namenszug durchrissen hatte. Schaudernd erinnerte sich jetzt Dornfeld des ganz vergessenen Briefes, den er seit sechs Stunden in seiner Tasche trug. Er eilte von der Tafel in ein Nebenzimmer, erbrach ihn, und las: „Ich stehe auf dem Scheidewege zwischen Leben und Tod. Die Nachricht, daß ich morgen meines Amtes entsetzt, und, mit Schmach bedeckt, in die Klasse der Bettler gestoßen werden soll, hat mich an die Gränze meines Daseyns gebracht, und ich bin zu einem muthigen Schritte hinüber entschlossen. Dornfeld, das ist Dein Werk! Aber noch ist es Zeit, mich

zu retten, und Du wirst es, Du mußt es thun, wenn noch ein menschlicher Blutstropfen in Deinen Adern fließt. Sende mir als Zeugniß Deines redlichen Willens nur einen Zettel, mit Ja und Deinem Namen beschrieben. Dieß oder ein anderes Trostzeichen von Deiner Hand will ich bis Mitternacht geduldig erwarten. Eile damit, so Du nicht willst, daß Dein Geburtstag mein Sterbetag sey! Denn ich mag die Sonne nicht sehen, die mich als verurtheilten Verbrecher bescheinen soll." —

Dornfelds Gewissen ward durch diesen Brief mächtig erschüttert. Er sah nach der Uhr; die Mitternachtsstunde war vorüber; er fürchtete das Schrecklichste und stürzte fort, um eine That zu verhindern, die seine Stirn mit dem Brandmale des öffentlichen Abscheues zu bezeichnen drohte. Aber sie war leider schon geschehen. Er fand vor Lamberts Wohnung einen Auflauf von Nachbarn, die ein Pistolenschuß aus dem Schlafe geschreckt hatte. Mit verhülltem Gesicht, und ohne zu fragen, was vorgehe, drang der Präsident durch die Schaar der Neugierigen ins Haus. Laute Jammertöne leiteten ihn an ein Zimmer. Er riß mit Angst und Zittern die Thür auf. Lamberts blutiger Leichnam starrte ihm entgegen. Amalie kniete, ganz in Schmerz aufgelöst, vor dem Ruhebette, auf welchem er ausgestreckt lag. Sie sah sich um, und schauderte wie vor einem Gespenste, als sie auf der Thürschwelle den Todfeind des Entseelten erblickte. Er wollte näher treten; sie wies ihn mit vorgestreckten Händen von sich ab. „Ich beschwöre Sie, entfernen Sie sich!" rief sie. „Das Blut meines Mannes schreit über Sie gen Himmel!" — Er bebte mit Entsetzen zurück und floh in

sein Haus. Aber er hatte nicht den Muth, vor seinen Gästen zu erscheinen. Er ließ sich unter dem Vorwand einer ihm plötzlich zugestoßenen Krankheit bei ihnen entschuldigen, und verbarg sich wie ein flüchtiger Verbrecher.

Lambert ward allgemein bedauert. Die Ursache seines Selbstmordes blieb kein Geheimniß. Jeder Rechtschaffene verabscheute den Präsidenten. Sein Rang schützte ihn vor öffentlicher Ahndung; aber ein strenges Blutgericht nahm Sitz in seinen Busen, und verurtheilte ihn, keine ruhige Stunde mehr auf Erden zu haben. Er sank in Schwermuth, die bald in Wahnsinn überging. Ueberall ward er, wie er glaubte, von Lamberts Geiste verfolgt. Mit dieser Erscheinung sprach er oft laut, bot ihr mit strömenden Thränen die Hand, und stieß dann aus Verzweiflung, daß ihm das Luftgebild die angetragene Aussöhnung zu verweigern schien, den Kopf gegen die Mauer. Er fiel am Ende völlig in Raserei. Man mußte ihm Fesseln anlegen, von welchen ihn erst nach Jahren der Tod befreite.

Weg mit Hartsinn und Verhöhnung!
Reich dem Feind die Friedenshand!
Ach, sonst trennt wohl ohne Söhnung
Euch des Todes Scheidewand!
Trüglich schwankt des Lebens Brücke,
Wie ein Draht, hin über's Grab,
Und im nächsten Augenblicke
Stürzet ihr vielleicht hinab.

VI.

Der Heirathsvertrag.

„Mein Himmel! in was für einer verkehrten Welt lebt man jetzt!“ rief Herr Peter Aſten, und warf ſeine dampfende Pfeife aus der Hand. „Jedes Ei will klüger ſeyn, als die Henne, und ein ehrlicher Vater muß ſeine widerſpenſtigen Kinder mit Donnerwettern des Zorns in die Arme des Glücks treiben! — Kurz, Ferdinand, Ein Wort für tauſend: du heirathеſt die für dich gewählte Braut, und hälſt dich auf den Abend bereit, den Ehevertrag zu unterzeichnen!“ —

Ferdinand wollte neue Vorſtellungen beginnen; aber der Vater ſprang ungeſtüm auf, ſchob ihn, ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit beiden Händen zur Thür hinaus und verriegelte ſie.

Traurig ging der junge Mann in ſein Zimmer und ſchrieb einen langen, rührenden Brief, worin er dem Vater das bis jetzt verſchwiegene Bekenntniß that: ſein Herz ſey nicht mehr frei, ſondern das ewige Eigenthum eines armen, aber edeln Mädchens. — Verlorne Mühe! Herr Peter Aſten ſandte den Brief unerbrochen

zurück, betrieb die Verlobungsanſtalten mit doppeltem Eifer, und gegen Abend ſammelte ſich in ſteifen Feierkleidern die von ihm eingeladene Geſellſchaft, worunter Herr Joachim Olfen und deſſen bräutlich geſchmückte Tochter Dorothea die Hauptperſonen waren.

Die Herren Aſten und Olfen hatten ſich dreißig Jahre lang täglich auf der Börſe geſehen und geſprochen, hatten manches gute Geſchäft mit einander gemacht, und waren ſo nach und nach Gewohnheitsfreunde geworden. An Einem Tage legten ſie, durch die Stürme der Zeit dazu bewogen, ihre Handlungen nieder und traten ſie Fremdlingen ab; denn Olfens Tochter war ſein einziges Kind, und Aſtens Sohn, der ebenfalls keine Geſchwiſter hatte, bezeigte von Jugend auf eine ſo unüberwindliche Abneigung gegen die Kaufmannſchaft, daß ſich der Vater nach langen, fruchtloſen Kämpfen entſchließen mußte, ihn ſeinem Hange zu Künſten und Wiſſenſchaften zu überlaſſen. Als ſich die alten Herren, die beide Wittwer waren, zum letzten Mal auf der Börſe ſahen, trafen ſie gelegentlich und mit ſo kaltem Blute, als ſprächen ſie von einem Wollhandel, die Uebereinkunft, ihre Kinder mit einander zu vermählen. Keinem von Beiden fiel es ein, daß die jungen Leute andern Sinnes ſeyn könnten. Darum erſtaunte Herr Aſten nicht wenig, als Ferdinand die Vollziehung des auf der Börſe geſchloſſenen Vertrages von ſich ablehnte. Dorothea hingegen machte nicht die geringſte Schwierigkeit, den auf ſie geſtellten Herzenswechſel zu honoriren. Dieſen kindlichen Gehorſam konnte ſie ſich aber in der That nicht als ein ſchweres Opfer anrechnen; denn Ferdinand war an Körper und Geiſt ein liebenswürdiger Mann und einſt der Erbe eines Vermögens,

das sogar den ansehnlichen Reichthum ihres Vaters weit überwog.

Doris Olsen (so nannte sie sich, weil ihr der Name Dorothea zu altfränkisch klang) hatte kurz zuvor ihren zweiundzwanzigsten Geburtstag mit großem Gepränge begangen. Die Zahl XXII glänzte mit Zuckerschrift auf Torten, brannte mit Feuerzügen im erleuchteten Garten, stand den poetischen Glückwünschen einiger Hausschmarotzer auf die Stirn gedruckt, und war noch an vielen andern Orten angebracht, um das Kirchenbuch, das der Königin des Festes eine Last von dreißig Jahren aufbürden wollte, Lügen zu strafen. Wer aber von der überall in's Auge springenden Ziffer hinweg in Dorchens Angesicht sah, stellte der geistlichen Urkunde vollen Glauben bei, und würde sogar ihre Wahrhaftigkeit nicht bezweifelt haben, wenn sie auch ein Jahrzehend mehr angesagt hätte. Es machte daher einen widrigen Eindruck, daß sich die reizlose Dame noch jetzt, da der Herbst ihres Lebens mit starken Schritten hereinbrach, wie ein erst aufblühendes Mädchen schmückte, und die kindische Naivheit der aus Kotzebue's Indianern in England bekannten Gurli nachäffte. Diese lächerliche Ziererei, die sie überall zur Schau trug, hätte den ernsten und geradsinnigen Ferdinand von ihr zurückgeschreckt, wenn er auch sonst geneigt gewesen wäre, sich mit ihr zu verbinden.

Die beiden Alten hatten sich über die Punkte der Ehestiftung unter vier Augen verglichen, und das Geschäft, sie in eine rechtskräftige Form zu bringen, dem erfahrenen Notar Kilian überlassen. Dieser gute und ziemlich betagte Mann war in dergleichen Angelegenheiten der gewöhnliche Schriftsteller, und hatte in sei-

nem langen, arbeitsamen Leben gegen tausend Ehezärter* entworfen, ohne eben dadurch viel zärtliche Ehen zu stiften. Doch seine Schuld war es nicht, daß bisweilen die von ihm verfaßten Bundesverträge einen ewigen Hauskrieg zur Folge hatten. Er schrieb, was man verlangte; kein Jota zu viel oder zu wenig. Mit dieser Pünktlichkeit hatte er auch den Auftrag der Herren Asten und Olfen vollzogen, und überbrachte jetzt die gefertigte Schrift, die in einer großen Papierrolle aus der Tasche seines breiten Ehrenkleides hervorragte.

Die Gesellschaft setzte sich in bunter Reihe um eine mit Erfrischungen beladene runde Tafel. Diesem glänzenden Bogen fehlte nur noch der Schlußstein — der Bräutigam. Er kam nicht. Unruhig blickte Herr Asten oft nach der Thüre, stand endlich auf und eilte mit starken Schritten in's Hinterhaus, wo sein Sohn ein paar Zimmer bewohnte, und jetzt in häuslicher Kleidung, den Kopf auf den Arm gestützt, in einem Sorgestuhle saß.

„Nun, was heißt das? Warum kommst du nicht?" polterte der Vater. „Die Braut ist da, der Notar ist da, der Kontrakt ist fertig!" —

„Ich kann ihn nicht unterschreiben;" sagte Ferdinand mit weicher, wehmüthiger Stimme. „Vater, ich beschwöre Sie, stehen Sie von dieser Forderung ab, zwingen Sie mich nicht, Ihnen öffentlich in dieser Sache den willigen Gehorsam zu verweigern, den Sie in allen andern Fällen ohne Ausnahme von mir erwarten können. Ich stürze mich auf Ihren Wink lieber

* Ehezärter oder Ehezarter, eine noch an vielen Orten gewöhnliche Benennung der Ehestiftungs-Urkunde.

in ein Feuer, als in die Arme des Frauenzimmers, das Sie mir aufdringen wollen.“ —

„Wunderlicher Mensch!“ versetzte der Vater mit erzwungener Kälte. „Du geberdest dich, als wäre von einem Drachen die Rede!“ —

„Es ist nicht möglich; ich kann mein Herz nicht theilen;“ fuhr Ferdinand fort. „O, hätten Sie doch meinen heutigen Brief gelesen! Er enthielt ein Geständniß, das ich Ihnen nicht länger verschweigen kann. Ich liebe ein tugendhaftes Mädchen; die arme Tochter eines verstorbenen Malers; Luise Baumgarten ist ihr Name.“ —

Der Alte gerieth außer sich. Eine arme Schwiegertochter war ihm ein verhaßter, ein unerträglicher Gedanke. Ferdinand hielt standhaft, doch mit unverletzter Achtung gegen seinen Vater, den Sturm aus und wankte nicht. Herr Asten mußte sich allein und ohne etwas ausgerichtet zu haben, zur Gesellschaft zurückbegeben. Er brachte vor der Thüre des Versammlungssaales seine verstörten Gesichtszüge so viel als möglich wieder in Ordnung, trat mit erkünstelter Unbefangenheit hinein und sagte: „Meine Damen und Herren, ich muß die Abwesenheit meines Sohnes bei Ihnen entschuldigen. Der junge Sausewind hat sich bei einem Spazierritte, den er am heutigen Morgen in zu leichter Kleidung gemacht hat, eine Verkältung zugezogen, die ihn wohl nöthigen wird, einige Tage das Bett zu hüten.

Mit tragischen Worten und Geberden legte die ganze Gesellschaft ihr Bedauern an den Tag, und Doris-Gurli flog sogar mit einem lauten Schrei nach der Thüre, um den Kranken zu besuchen. Aber ihr Vater ereilte und führte sie mit einem verdrießlichen Gesichte

auf ihren Stuhl zurück. Ihm war das Wort Verkältung sonderbar aufgefallen, und hatte ihn erst an den Gegensatz erinnert, daß er bei dem jungen Asten nie eine Spur von zärtlicher Wärme gegen Dorotheen bemerkt habe. Das war freilich jetzt, in der Stunde, da die Ehestiftung vollzogen werden sollte, eine sehr späte Entdeckung. Aber sie früher zu machen war auch beinahe nicht möglich gewesen. Doris und Ferdinand hatten sich bisher nur dann und wann im Getümmel großer Gastmähler gesehen und gesprochen, und nicht im Traume daran gedacht, ein Liebes- und Ehebündniß mit einander aufzurichten. Den auf der Börse getroffenen Seelenhandel erfuhren sie erst an dem Tage, da ihnen Abends nach einer kurzen, ernst- und scherzhaften Einleitung der Heirathsvertrag vorgelegt und die Feder zur Unterschrift in die Hand gegeben werden sollte. Mit einem solchen Machtstreiche wollten die alten soliden Herren, denen das sonst gewöhnliche Vorspiel der Liebe ein ganz entbehrliches Getändel schien, die Sache kurz und gut abthun.

Daß dieser schöne Plan wenigstens jetzt mißglückte, ging dem Herrn Olfen stark im Kopfe herum, und allerdings hatte seine Tochter am meisten dabei zu verlieren. Schmollend nahm er an dem lebhaften Geschwätz um ihn her keinen Theil, und sah mit einem wahren Eulengesichte bald nach der Uhr, bald nach der Gegend, wo er seinen Hut uud Stock hingelegt hatte. Diese drohende Auflösung der Gesellschaft setzte einige Mitglieder, die ihre sehnsuchtsvolle Erwartung eines leckern Nachtschmauses nicht gern aufgeben wollten, in große Bestürzung. Aber scherzend strich der Hausvater seinem grämlichen Freunde die Runzeln von

der Stirn und erklärte mit möglichſter Heiterkeit, daß jener unangenehme Vorfall die Freude des Tages nicht ſtören dürfe. Es ſey jetzt, ſetzte er hinzu, um ſo nöthiger, beiſammen zu bleiben und auf Beſſerung des Kranken gemeinſchaftlich und tapfer zu trinken.

Olfen ließ ſich beruhigen, und man zechte brav; doch Ferdinand's Geſinnungen wurden nicht beſſer. Der Vater, bis zur Wuth aufgebracht, ſchied ſich am folgenden Tage mit ihm vom Tiſche, verwies ihn ganz aus ſeinen Augen, und drohte mit Enterbung. Das Letztere hielt er für das ſchrecklichſte Donnerwort, das ſich ausſprechen laſſe; und es machte dennoch zu ſeinem Erſtaunen nicht den geringſten Eindruck auf den Jüngling, der ſein geliebtes Mädchen um kein Peru oder Eldorado vertauſcht hätte. Aber der Zwiſt an und für ſich ſelbſt, in den er mit einem kindlich verehrten Vater gerathen war, ſchlug ſeinem weichen Gemüthe ſo tiefe Wunden, daß er erkrankte. „Geht zum Doktor!“ ſagte der Zürnende kalt, als er durch einen Diener davon Nachricht erhielt. Er bekümmerte ſich um den Leidenden nicht weiter.

Der verſtändige Arzt ſah bald, daß hier mit der Kunſt des Hippokrates nichts auszurichten war. Die kranke Seele mußte geheilt werden. Er, Hausarzt und Hausfreund zugleich, nahm es auf ſich, das in dieſem Falle einzig wirkſame milde Oel der Verzeihung und des Nachgebens aus dem ſteinernen Vaterbuſen zu preſſen.

Das ſchwere Geſchäft gelang; nur war das gewonnene Oel von harten Miſchtheilen nicht rein. „Ich vergebe dem Schwärmer, und er heirathe, wen er will! Aber er bringe mir nie ſein Weib vor die Augen, und ich leb' oder ſterbe, ſo hat er von mir nichts mehr zu

hoffen." — Das war nach langer Verhandlung der letzte unabänderliche Beschluß.

Ferdinand, durch diesen Halbtrost genesen, eilte zum Vater und dankte ihm dafür. „Du kannst jetzt thun, was du willst;" sagte dieser. „Doch es bleibt dabei, daß ich mein mühsam erworbenes Vermögen in einer unbesonnenen Ehewirthschaft nicht versplittern lasse." —

„Ich entsage mit Freuden;" antwortete der Sohn. „Das Wiedergeschenk Ihres Vaterherzens macht mich reich." —

„Schöne Worte und weiter nichts!" versetzte der Alte. „Du hättest dich bei der Ehestiftung, die der Notar schon in der Tasche hatte, besser befunden. — Geh nun," fuhr er bitter fort — „geh hin zu ihm mit deiner holden Braut, und schließt einen Vertrag, so gut als ihr könnt! Er wird verdammt kahl ausfallen." —

„Sie scherzen, mein Vater!" erwiederte der Sohn in einem gutmüthigen Tone. „Aber ich werde Ernst daraus machen." —

Er verbeugte sich ehrerbietig und trat ab. Der Vater schickte ihm ein unväterliches Hohngelächter nach.

An einem der nächsten Tage kam der Notar Kilian mit ungewöhnlichen Doppelschritten zu ihm. „Mein werther Herr Asten," begann er keuchend, „ich halte mich für verpflichtet, Ihnen zu melden, daß Dero Herr Sohn eben in meiner Behausung war und anfragte: wann er mit seiner Verlobten, einer gewissen Luise Baumgarten, bei mir erscheinen könne, um einen Heirathsvertrag zu vollziehen. Ich stutzte — und da ich um keinen Preis etwas thun möchte, das Ihnen, mein Hochverehrter, entgegen wäre — —"

„Schreiben Sie in Gottes Namen, was der Thor begehrt!“ fiel Herr Aſten ein. „Er hat mir meine Einwilligung abgetrotzt; das Mädchen ſoll übrigens gut und rechtſchaffen ſeyn. Ich begreife nur nicht, was die armſeligen Menſchen einander zuſichern wollen, da ich meinem Sohn Enterbung angekündigt habe.“ —

„Enterbung?“ fragte der Rechtsgelehrte in einem langgezogenen Tone. „Sie haben in die Heirath gewilligt — des Mädchens Ruf iſt unbeſcholten — und dennoch Enterbung? — Dieſer Entſchluß dürfte wohl bei jenen Umſtänden von den Geſetzen für ungültig erklärt werden.“ —

„Pah! pah! der Reiche macht ſich ſeine Geſetze ſelbſt.“ —

„Streiten wir darüber nicht, mein theuerſter Gönner!“ ſagte der Notar. „Mir iſt's genug, daß Sie die Abſchließung des Heirathsvertrages erlauben. Unter dieſer Vorausſetzung habe ich das junge Paar heute Nachmittags um vier Uhr zu mir beſchieden.“ —

„In Gottes Namen!“ rief Herr Aſten, und der Notar empfahl ſich.

Die kurzen Entſcheidungsgründe, die der Juriſt gegen die vorhabende Enterbung angeführt hatte, verſenkten Jenen in ein langes Nachdenken. Er ging zu einem andern Rechtsfreunde, trug ihm den Fall vor, und erhielt gleichen Beſcheid. „Hm! hm!“ ſprach er zu ſich auf dem Heimwege; „ich habe mich alſo in einer unauflöslichen Schlinge gefangen! Ich kann als ehrlicher Mann mein Jawort nicht zurücknehmen; und alles wohl überlegt, möcht' ich ſelbſt die Närrin Doris nicht heirathen. Die Malerstochter hingegen lobt Jeder, der ſie kennt. — O, wäre ſie nur nicht ſo arm! — Aber

ich bin doch neugierig, ſie zu ſehen. Man hat ja, wie die Krämer ſagen, das Anſehen umſonſt."

Es war Nachmittags gegen vier Uhr, als er auf der Straße dieſes Alleingeſpräch hielt. Schon nahe vor ſeinem Hauſe kehrte er plötzlich um, ſchlüpfte durch eine Hinterthür in Kilian's Wohnung, und überraſchte den öffentlichen kaiſerlichen Schreiber mit der haſtigen Bitte: „Erlauben Sie mir, Freund, mich in Ihrem Alkoven einzuquartiren! Ich will hinter dem Vorhang der Glasthüre die Braut meines Sohnes in Augenſchein nehmen."

„Thun Sie, als wären Sie hier zu Hauſe!" ſagte der Notar. In demſelben Augenblicke zog ſchon Ferdinand die Klingel des Vorſaals, und Herr Aſten flüchtete geſchwind in den Alkoven.

Wahrlich! das Geſchäft eines Notars wäre das angenehmſte von der Welt, wenn täglich im Schreibzimmer ſo reizende Mädchen erſchienen, als jetzt eins mit geſenkten Taubenaugen hereintrat. Luiſe, in der Roſenblüthe ihres achtzehnten Jahres, war eine ſo zarte, wunderliebliche Geſtalt, daß bei ihrem Anblick ſogar im Buſen des greiſen Rechtsgelehrten die längſt erſtorbenen Gefühle des Schönen erwachten. Mit verklärtem Geſichte, aus welchem alle finſtre Wolken, die ſich ſeit vierzig ſchwülen Geſchäftsjahren darauf gelagert hatten, plötzlich verſchwanden, zwang er ſeinen ſteifen Rücken zu zehn und mehrern behenden, wellenförmigen Beugungen, die leider nicht ſo zierlich geriethen, als er es wünſchte. Ungeſtüm warf er dann einen dicken, ſchlafenden Mops aus dem verjährten Beſitze des Sopha's, und führte Luiſen, wie ein Ceremonienmeiſter der Vorzeit, mit den äußerſten Fingerſpitzen an den geräumten Platz.

Auch hinter der Glasthüre ward bei der Ankunft des schönen Mädchens ein Ausruf des Beifalls schier laut. Er galt nicht sowohl der Huldin selbst, als vielmehr ihrer netten, aber möglichst einfachen Kleidung, die dem Lauscher die erfreuliche Zusicherung gab, daß seine künftige Schnur kein eitle Zierpuppe sey, die durch zügellose Putzverschwendung ihren Gatten zu Grunde richten werde.

„Hier sind wir, mein Herr Notarius," begann Ferdinand, „um Ihnen einen schon entworfenen Heirathsvertrag zur Beglaubigung zu überreichen. Ich fürchte fast, Sie werden uns damit auslachen; denn er gehört in der That nach seinem Ton und Inhalt nicht ganz in Ihr Amtsfach. Doch gewisse Ursachen bestimmen mich, unsere Gesinnungen und Grundsätze, mit welchen wir zum Altar geben, meinem Vater in einer von Ihnen bekräftigten Urkunde vorzulegen." —

„Ich stehe von ganzem Herzen zu Diensten;" antwortete der Notar, und griff nach der unentbehrlichen Brille, deren sich der alte Geck in Gegenwart des blühenden Mädchens fast schämte. — O Zeiten! o Sitten! Im laufenden Jahre 1812 schämen sich beinahe die jüngsten Zierlinge, sich auf der Straße und vor ihren Liebchen ohne Brille sehen zu lassen. —

„Ist es Ihnen gefällig, uns diesen Aufsatz vorzulesen?" sagte Ferdinand, indem er einen Bogen Papier aus der Tasche zog.

Räuspernd stimmte Herr Kilian seine Kehle, um auch den Ohren im Alkoven verständlich zu werden, und las dann mit lauter Stimme wie folgt:

Erster Artikel.

Wir lieben uns innig, wir fühlen, daß wir ohne

einander nicht glücklich seyn können, und verbinden uns daher auf ewig zu treuen Gatten.

Art. 2.

Ferdinand weiht und heiligt sein ganzes Daseyn Luisen, um ihr durch rastlosen Fleiß ein bequemes und sorgenfreies Leben zu verschaffen.

Art. 3.

Luise wird sich dagegen bestreben, durch häusliche Wirthlichkeit sich und ihn auf der goldnen Mittelstraße des ehrlichen Auskommens zu erhalten.

Art. 4.

Da im Ehestande oft Kleinigkeiten die Quelle großer Zwiste sind, so verpflichten wir uns, einander in unbedeutenden Dingen ohne den leisesten Widerspruch nachzugeben.

Art. 5.

In der Tracht zum Beispiel, richtet sich jeder Theil nach des andern Geschmack. Ferdinand enthält sich einer allzu nachläßigen Kleidung, um Luisens Auge nicht zu beleidigen, und Luise vermeidet, sich durch übertriebenen Schmuck vor der Welt den Schein zu geben, als wollte sie fremde Männer fesseln. — Die Hauptzierde unsers Körpers sey — Reinlichkeit, weil das Gegentheil bei Personen, die in einem nahen Verein leben, unfehlbar Abneigung und Widerwillen erzeugt.

Art. 6.

Die gebieterischen Worte: ich will, ich bestehe darauf, ich befehle — werden in unserm häuslichen Wörterbuche ganz ausgestrichen.

Art. 7.

Luise wird sich nie in Gesellschaften das geringste Scheinzeichen von Nichtachtung ihres Mannes entgleiten

laſſen; denn jede Gattin, die ſich ſolche zweideutige Aeußerungen leichtſinnig erlaubt, gibt dadurch andern Männern gleichſam ein Signal, ſich ihr mit Siegeshoffnung zu nahen.

Art. 8.

Ferdinand wird Luiſen öffentlich ehren, damit ſie auch von Andern geehrt werde. Er wird keinem andern Frauenzimmer durch ſchmeichelhafte Huldigungen, die über die Schranken der geſelligen Höflichkeit hinausgehen, einen kränkenden Triumph über ſeine Gattin geſtatten.

Art. 9.

Wir wollen beide in der Wahl unſers Umganges vorſichtig ſeyn, und beſonders keine falſchen und argliſtigen Hausfreunde dulden, die, gleich Schlangen im Buſen, die ruhigen Freuden unſers Bundes vergiften könnten.

Art. 10.

Zwiſchen Mein und Dein findet keine Gränzſcheidung unter uns Statt. Unſer höchſtes Gemeingut iſt unſre gegenſeitige Liebe; und dieſer Schatz, der oft in andern Herzen von der eilenden Zeit verzehrt wird, ſoll unter ihren Flügeln bei uns wachſen bis an unſer Grab. — —

„Edle Seelen!“ rief jetzt beim Schluß des Vertrages der Notar, und Thränen der Rührung entfloſſen ihm. „Ich ſtehe dafür, mein junger, wackrer Freund, daß ſich Ihr Vater über dieſes ſchriftliche Zeugniß Ihres trefflichen Gemüths höchlich erfreuen wird.“ —

„Wahr geſprochen!“ ſagte Herr Aſten und trat aus dem Alkoven hervor. Die Liebenden ſtaunten und ſtarrten ihn an. „Mein guter Ferdinand!“ fuhr er fort und ſchloß ihn in die Arme. „Jedes Mißverſtändniß

zwiſchen uns ſey gehoben und vergeſſen! Ich billige deine glückliche Wahl, und erkenne dieſes ſchöne, ſittſame Kind mit Vergnügen für meine liebe Tochter.“ —

Dankbare Entzückungen und Freudenthränen waren der Lohn dieſer unerwarteten Milde.

Ferdinand wollte nun ſeinen Aufſatz, als nicht weiter nöthig, zurücknehmen; aber der Notar hielt ihn feſt. „Erlauben Sie mir,“ ſprach er, „das von kaiſerlicher Majeſtät mir verliehene Siegel darauf zu drücken; denn rühmen möcht' ich mich gern, dieſen vollherzigen Heirathsvertrag, der jedem andern zum Vorbilde dienen ſollte, beglaubigt zu haben.“

VII.

Der kluge Mann.

Baron Hall, dessen ländlicher Wohnsitz eben kein Tempel der Gastfreundschaft war, ließ eines Tages alle seine Nachbarn vom Ritterstande zu einem Mittagsmahl einladen. Sie erschienen zahlreich, fanden die Tafel trefflich bestellt, aßen und tranken vergnügt, und grübelten im Stillen, was dieses ungewöhnliche Fest bedeute. Das erfuhren sie beim Nachtisch, indem ihnen jetzt der Wirth erklärte: er habe sie bei sich versammelt, um auf einige Zeit von ihnen Abschied zu nehmen.

Alle Augen der Tafelrunde vergrößerten sich; denn eine Reise, die sich über die nächsten Marktflecken hinaus erstreckte, war bei unserm Reichsfreiherrn etwas ganz Unerhörtes. Das Erstaunen der Gäste wuchs, als er ihnen eröffnete: er begebe sich in die Hauptstadt, um eine Erbschaft zu heben.

„Diese Bereicherung" — setzte er mit selbstzufriedenem Lächeln hinzu — „verdanke ich, ohne Ruhm zu melden, dem Bischen Klugheit, das ich besitze. Ich weiß nicht, ob einer von Ihnen den alten Obersten Raufberg gekannt hat. Ich war von mütterlicher Seite

mit ihm verwandt; wir haben uns aber nie von Angesicht gesehen. Dessen ungeachtet war ich mit seinen Schwächen vertraut und behandelte ihn, wie er behandelt seyn wollte. Er liebte das Geld; jeder ersparte Pfennig machte ihm Freude. Ueberdieß that es ihm wohl, wenn man seiner vormaligen Heldenthaten, so zweifelhaft sie auch waren, schmeichelnd erwähnte. Ich schickte ihm daher von Zeit zu Zeit Hühner, Gänse, Hasen und Rehe, und ermangelte dabei nie, in meinem Sendschreiben mit langen und breiten Worten zu wünschen: daß die Vorsehung unserm Vaterlande seinen tapfersten Vertheidiger noch lange erhalten möge. — Das gefiel dem alten Degen. Ich empfing von ihm nach jeder Küchenlieferung einen zwar unfrankirten, aber höflichen Dankbrief, worin er mir immer mit vorsichtig abgewogenen Ausdrücken zu verstehen gab, daß er am Rande seines Grabes meiner bestens gedenken wolle. Und er hielt Wort, der ehrliche Mann. Sein letzter Wille bestimmte mir zwanzigtausend Thaler in Golde, die vermuthlich schon zur Hebung bereit liegen."

Die Gesellschaft jubelte laut und wünschte Glück. Einige, die sich im Nu entschlossen, ihn um ein Darlehn zu ersuchen, erhoben sich sogar von den Stühlen und verbeugten sich tief. Alle insgesammt nannten ihn feierlich Herr Baron, anstatt daß man ihn sonst ohne Umstände nur Herr von Hall zu nennen pflegte. Kurz, Verehrung und Liebe drängten sich ihm von allen Seiten entgegen. Aber einstimmig widerriethen ihm seine theilnehmenden Freunde die beschlossene Reise. „Die Hauptstadt ist voll Schlangen und Füchse;" sagten sie. „Ein so argloser und zutraulicher Mann, wie der Herr Baron, ist dort den größten Gefahren ausgesetzt."

„Sorgt doch nicht für mich!“ sprach er lachend. „Unser einer weiß sich in allen Fällen gegen List und Betrug zu bewahren.“

Nach aufgehobener Tafel führten ihn verschiedene Herren bei Seite, und in einer halben Stunde waren schon drei Theile der Erbschaft gegen annehmliche Sicherheiten untergebracht.

Er kam in der Hauptstadt an, trat im vornehmsten Gasthofe ab, und seine erste Sorge war, sich mit einem Lohnbedienten zu versehen. Der Wirth wollte ihm einen treuen Mann zuweisen; allein er verbat es. „Mein Grundsatz ist: Trau, schau, wem!“ sprach er. „Stellen Sie mir die Menschen vor, die gewöhnlich in diesem Hause die Fremden bedienen. Ich will mir einen davon erkiesen, und hoffe keinen Fehlgriff zu thun, da ich mit der Gesichts- und Mienenkunde ein wenig bekannt bin.“

Es erschienen drei Candidaten. Zwei derselben traten ernst und schweigend mit mäßigen Verbeugungen auf. Der dritte bückte sich so tief als möglich, küßte dem Wahlherrn die Hand und erbot sich mit geläufiger Zunge Sr. Excellenz zu unterthänigsten Diensten. Der Titel Excellenz kitzelte den Baron, weil er ihm nicht zukam; die freundliche Gesichtsbildung des Gunstschleichers gefiel ihm; er schickte die Sauertöpfe fort und wählte den kriechenden Lächler. Der Hauswirth schüttelte darüber den Kopf, und fing an, die gerühmten physiognomischen Kenntnisse seines Gastes zu bezweifeln.

Am folgenden Tage fuhr der Baron ins Sterbehaus, um die ererbten Goldstücke in Empfang zu nehmen. Das ging aber nicht so geschwind, als er dachte. Der

Junge Mann hatte zwar Geldsäcke mitgebracht, aber die ihm von dem Gerichtshofe zugefertigten Rechtsbeweise auf seinem Gute gelassen. Der Haupterbe, ein alter barscher Kriegskamerad des Verstorbenen, wies ihn deßhalb mit leeren Händen ab. „Sie begreifen," sagte er, „daß es eine Unbesonnenheit wäre, dem Ersten dem Besten, der sich Baron Hall nennt, ein so beträchtliches Legat auszuzahlen. Stellen Sie mir wenigstens drei hier angesessene Zeugen und Bürgen, daß sie der rechte Mann sind."

„Es kennt mich leider hier niemand;" antwortete der Baron.

„So haben wir für jetzt nichts mit einander zu thun;" sagte Jener. „Sorgen Sie für gehörige Legitimation und kommen Sie in drei oder vier Wochen wieder, denn eher ist Ihr Geld ohnehin nicht beisammen."

Der Baron schrieb an seinen Gerichtsverwalter, um die nöthigen Urkunden zu erhalten, und war dann nicht wenig verlegen, was er in einem so fremden Elemente, als die Hauptstadt für ihn war, einen Monat lang mit seiner Zeit anfangen sollte. Kauz, sein Lohnbedienter, schlug ihm mancherlei vor. „Wollen Ew. Excellenz die Bibliothek, den Bildersaal, die Kunstkabinette und andere Merkwürdigkeiten sehen? — Soll ich Hochdieselben auf Kaffeehäuser und in Tanzgesellschaften führen?" — Der Baron verwarf alles, rauchte eine Pfeife Tabak nach der andern zum Fenster hinaus und belustigte sich an dem bunten Gewühl der Straße. Als ihm aber der Abend diesen Guckkasten schloß, ließ er sich aus langer Weile überreden, ins Schauspiel zu gehen.

Es war das erste Komödienhaus, das er von innen sah. Der Glanz der dort versammelten schönen Welt

machte daher einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Manche Dame schien ihm eine vollendete Göttin, und die artigsten Landmädchen, die ihm jemals gefallen hatten, kamen ihm jetzt wie Fratzenbilder vor. Er durchmusterte unermüdet die Logen, die gerade an diesem Tage sehr angefüllt waren. Nur die nächste an seiner linken Seite war leer. Doch, indem das Schauspiel angehen sollte, traten auch in diese zwei Damen, dem Ansehen nach Mutter und Tochter. Die letztere glich an Schönheit und Anmuth einem überirdischen Wesen. Der Baron vergaß alle andere Frauen, die er kurz zuvor unter die Götter versetzt hatte, und blickte nur seine himmlische Nachbarin an.

Hier wird es Zeit, über sein Alter und seine Gestalt mit der Sprache herauszugehen. Er war kein Jüngling mehr: ein halbes Jahrhundert drückte schon seinen Nacken; aber, durch Ausschweifungen nicht entnervt, trug er sich noch fest und aufrecht wie ein Eichbaum. Ein schöngebildeter Mann war er übrigens nicht und war es nimmer gewesen. Er hatte schon als Kind das Antlitz eines alten Männleins. Dieser Naturmakel, den man im gemeinen Leben das Alter nennt, entstellte den kleinen Junker so sehr, daß sich seine gnädige Mama darüber höchlich betrübte, und ihn — wie der Aberglaube des Pöbels in solchen Fällen zu thun pflegt — mehrmals in den Backofen schob, um ihn wieder jung aufzubacken. Diese Semmelkur schlug natürlicher Weise bei ihm nicht an. Das Alter nahm es vielmehr übel, daß man es hatte vertreiben wollen, und verbollwerkte sich sehr frühzeitig auf seinen Wangen durch starke Runzeln, die mit Hülfe seines ein wenig zu groß gerathenen Kopfes ein grimmiges Löwengesicht bildeten, das zu seinem zahmen

Gemüthe nicht paßte. Es machte ihn überdieß nicht schöner, daß er über die Gebühr dickleibig und in allen seinen Bewegungen, die nie ein Tanzmeister geregelt hatte, schwerfällig war.

Auch seine Kleidung konnte den Augen der Hauptstadt nicht gefallen. Ein altmodischer grüner Jagdrock schlotterte um ihn her, und seine lange Weste von gleicher Farbe war mit dem handbreiten goldenen Gehenke eines Hirschfängers umgürtet. Dabei trug er schlaffe, über die Knie hinauf gerollte Stiefeln und eine häßliche Zopfperücke, denn zu seiner Zeit war es noch schlechterdings nothwendig, daß ein deutscher Mann von Stand und Bedeutung längstens in seinem dreißigsten Jahre den üppigen Jugendschmuck des eigenen Haares ablegen und sein ehrbarlich sein Haupt mit Ziegenhaaren oder gar mit einer drähternen Haube bedecken mußte.

Das war also die Außenseite des Ritters, dem eine seltsame Laune des Glücks an diesem Abende seinen Platz neben der Schönsten der Schönen angewiesen hatte. Sie fesselte nicht nur seine Blicke, sie fesselte auch sein Herz, das trotz seines Alters noch kein ausgebrannter Vulcan war, sondern vielmehr jetzt zum ersten Male Flammen der Liebe durch die Augen auswarf. Doch in der Nebenloge schien man diese Feuerströme nicht zu bemerken.

Er hatte dem Lohnbedienten befohlen, ihm ungefähr in der Mitte des Schauspiels einen Becher Chocolade zu bringen. Kauz kam; der Baron lehnte sich zurück und gab ihm leise den Auftrag, sich nach Stand und Namen der beiden Nachbarinnen zu erkundigen. „Darüber kann ich auf der Stelle Auskunft geben;“ sagte der Lakai: „Es ist eine verwittwete Frau von Riedau mit ihrer Tochter. Sie halten sich seit einigen Mona-

ten als Fremde hier auf, gehen täglich ins Schauspiel und befinden sich immer in derselben, von ihnen gemietheten Loge."

„Kann man Logen auf eine gewisse Zeit in Beschlag nehmen?" fragte der Baron hastig.

Kauz bejahte.

„Nun, so geh' Er geschwind und mieth' Er für mich auf einen Monat diese Loge. Sie ist mir zur Ansicht des Schauspiels vor allen andern bequem."

Der dienstbare Schalk lächelte seitwärts. Er wußte besser, wozu die Loge bequem war. Indessen riß der Baron die Börse aus der Tasche, zahlte den Preis, drängte den Bedienten fort und sagte: „Mach' Er schnell! Laß er mir die Loge ja nicht entgehen! Sonst sind wir geschiedene Leute."

Die Loge war zu haben und ward gemiethet. Der glückliche Inhaber legte den Versicherungsschein mit freudiger Vorsicht in seine Brieftasche, und machte sich selbst ein Compliment über den klugen Einfall, den er gehabt hatte.

Gegen das Ende des Schauspiels faßte er, nach einem langen Kampfe mit seiner ländlichen Schüchternheit, den kühnen Entschluß, die Damen an ihren Wagen zu führen und sie zu benachrichtigen, daß er künftig immer die Ehre haben werde, ihr getreuer Nachbar zu seyn. Doch, indem er noch über die dabei zu beobachtende Förmlichkeit mit sich berathschlagte, standen sie schon auf und verließen die Loge. Er, dieses voreiligen Aufbruchs nicht gewärtig, konnte vor Bestürzung seinen Hut nicht finden, ungeachtet er ihm vor den Augen an einem Nagel hing, und so zeigte ihm für jetzt der erwünschten Bekanntschaft fliehende Gelegenheit blos ihr

kahles Hinterhaupt, an welchem sie sich nicht ergreifen und festhalten ließ.

Verdrießlich kam er nach Hause und machte sich Vorwürfe, dießmal nicht ganz klug gehandelt zu haben. Er saß, Tabak schmauchend, in so tiefen Gedanken, daß er die immer erlöschende Pfeife von Minute zu Minute wieder anzünden mußte. Am Ende gab diese Kalmäuserei keine andere Ausbeute, als den Vorsatz, des folgenden Tages wachsamer zu seyn und die Gelegenheit an ihrer behaarten Stirn zu fassen.

Unabläßig den Hut in der Hand, schielte er während des nächsten Schauspiels immerfort in die Nachbarloge hinüber; doch kein Gegenblick belohnte diese Aufmerksamkeit. Das Fräulein benahm ihm bisweilen sogar die Aussicht auf ihr Lilien- und Rosengesicht, indem sie den Fächer vorhielt, als wollte sie sich vor den Strahlen des nahen Kronleuchters schirmen. So kam die Zeit heran, daß am Schluß des Stücks der Vorhang fiel und die Zuschauer fortgingen. Frau von Riedau und ihre Tochter zögerten noch ein wenig. Der Baron stand lauschend und horchend. Endlich hörte er ihre Logenthür aufgehen. Er stürzte aus der seinigen. Aber eine tosende Menschenfluth, die ihn ganz betäubte, wogte draußen vorüber, und hatte schon das geliebte Mädchen verschlungen. Voll Verzweiflung sah er den geschwätzigen Strom hinab. Er glaubte das Engelsköpfchen in einer kleinen Entfernung zu entdecken. Rasch warf er sich in die Fluth, theilte mit starken Armen die Wellen, erreichte die junge Dame, die er im Auge hatte, ergriff beherzt ihre Hand, und sah mit Schrecken, daß ihm eine ganz fremde Person ins Gesicht lachte. Verblüfft zog er sich mit einem linkischen Kratzfuß zurück und ver-

wickelte ſich dadurch mit ſeinen Sporen in das Kleid einer andern Dame. Sie kreiſchte laut. Ihr Führer, ein milchbärtiger Zierbengel, hielt unwillig den fortſchreitenden Ritter auf, brachte Kleid und Sporn auseinander, und ſagte ſchneidend: „Quelle rusticité!“ — Der Baron verſtand kein Franzöſiſch; aber des Gauchbarts übermüthiger Hohnblick dolmetſchte ihm das ausländiſche Schimpfwort, und der Umſtehenden Gelächter war ihm überdieß eine deutliche Gloſſe. „Knäbchen! Knäbchen!“ rief er, und drohte dazu mit einer ſo groſſen und nervigen Fauſt, daß es der Deutſchfranzoſe nicht für räthlich fand, den hingeworfenen Fehdehandſchuh aufzuheben, ſondern eilig davonging.

Auch der Baron begab ſich in ſeine Wohnung, zerbrach vor Aerger ein halbes Dutzend Tabakspfeifen und machte zuletzt den Lohnbedienten, der ſich bei ihm ſehr eingeſchmeichelt hatte, zum Vertrauten ſeiner Leidenſchaft. „Ich ſeh' aber wohl,“ ſetzte er hinzu, „daß es mir im Komödienhauſe nicht gelingt, Bekanntſchaft zu machen. Das Geleit zum Wagen verunglückte mir ſchon zweimal; und mich über die Bruſtlehne meiner Loge hinauszubeugen und das Fräulein anzureden, das wag' ich aus Klugheit nicht; denn es wäre leicht möglich, daß ſich das liebe Mädchen aus Scheu vor den Gaffern mit jungfräulichem Geziere von mir abwendete und mir ſo zu ſagen einen öffentlichen Korb gäbe. Himmel! was würde mich das loſe Volk im Parterre auslachen!“

„Dazu dürfte Rath werden;“ ſagte Kauz. „Ew. Excellenz glauben nicht, wie ſchadenfroh unſer Publikum iſt!“

„Man muß ihm alſo keine Blöße bieten,“ verſetzte der Baron. „Unter vier Augen darf man noch eher ein

Wageſtück unternehmen. Ich werde mich morgen geradezu bei der Frau von Riedau anmelden laſſen."

Das geſchah des folgenden Tages kurz vor Tiſche. Er ließ um Erlaubniß bitten, die Damen zur Komödie abzuholen. Aber Kauz kam mit der Antwort zurück: ihre häusliche Eingezogenheit, die ſie ſich zum Geſetz gemacht hätten, erlaube nicht, Beſuch anzunehmen.

„Abermal eine Niete!" brummte der Baron.

„Vielleicht kann ich Ew. Excellenz noch heute zu einem Gewinn verhelfen," ſagte Kauz. „Ich hörte von der Kammerjungfer, daß ihre Herrſchaft eben im Begriff ſtehe, nach Pfauenfeld zu fahren und dort zu ſpeiſen." —

„Pfauenfeld? Was iſt das für ein Ort?" —

„Ein angenehmes, von der hieſigen feinen Welt ſtark beſuchtes Dörfchen, drei Stunden von hier." —

„Ei, ſo will ich doch auch dahinfahren! Geſchwind einen Wagen!" —

Kauz war vermuthlich zu bequem, einen Gang darnach zu thun; denn nachdem er ſich einige Zeit entfernt hatte, erſchien er wieder mit der Meldung: es ſey jetzt ſogleich in der Stadt keine Miethkutſche zu bekommen, doch finde man immer einige vor dem Thore zu Jedermanns Dienſten bereit. Der Baron beſann ſich nicht lange; er eilte mit ſeinem Nachtreter hin auf den Platz, wo die Fiaker hielten.

Zum Unglück war nur ein einziger da, und in dieſen ſtieg eben ein junger Laffe vom Schlage des naſeweiſen Französlers, der Abends vorher die ſchwere deutſche Hand des Barons beinahe gefühlt hätte. „Wollen Sie mit nach Pfauenfeld fahren?" rief der Kutſcher den Ankommenden zu. „Ja, ja!" ſagte der Baron und eilte

zum Wagen. Der Fant, der schon davon Besitz genommen hatte, maß mit frechen, finstern Blicken den beträchtlichen Umfang des einsteigenden Reisegefährten, und zischte vor Verdruß wie eine getretene Schlange, als sich der breite Mann neben ihm einsenkte. Kauz trat hinten auf. Die Reise ging fort.

Der Weg war mitunter rauh, und harte Wagenstöße warfen oft die ganze Last des gediegenen Glücksritters auf den städtischen Weichling. Dieser trug eine halbe Stunde lang mit ziemlicher Geduld das unvermeidliche Uebel. Aber plötzlich fing er an, sein Gesicht zu verzerren und zuckte dabei wie von Krämpfen befallen mit allen Gliedern.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte theilnehmend der Baron.

„Nichts, nichts!“ antwortete Jener, und ward wieder ruhig.

Fünf Minuten nachher begann das gräßliche Mienenspiel von Neuem; die Verzuckungen wurden heftiger; die Augen rollten wie bei einem Wahnsinnigen wild herum.

„Mein Herr, Sie sind wirklich krank! Sie setzen mich in die größte Besorgniß!“ —

„Seyn Sie ruhig! der Anfall wird nicht sogleich ausbrechen.“ —

„Um des Himmels willen! was für ein Anfall?“ —

„O, wenn Sie mich doch nicht fragten! — Ich hatte neulich das Unglück, von einem tollen Hunde gebissen zu werden.“ —

„Halt, Kutscher, halt!“ schrie der Baron, riß den Wagenschlag auf, stürzte hinaus, warf ein Stück Geld für den Fuhrmann auf die Straße und lief so lange

quer feldein, bis er den Wagen wieder fortrasseln hörte.

„Puh! puh!“ schnob er entathmet. „In welcher Gefahr befand ich mich! Aber, Gott sey Dank! meine Klugheit und Entschlossenheit haben mich gerettet.“

„Verzeihen Ew. Excellenz!“ sagte Kauz, der hinten auf dem offnen Fiaker ein aufmerksamer Zeuge des Vorfalls gewesen war: „Ich, an Dero Stelle, wäre ruhig im Wagen geblieben und hätte den Gelbschnabel hinausgeworfen.“

„Pfui, Kauz, wer wird seine Hand an einen Unglücklichen legen!“ —

„Guter, gnädiger Herr! wir hatten es hier mit keinem Unglücklichen zu thun. Es war ein arglistiger Schuft, der sich für toll ausgab, um einen unbequemen Nachbar loszuwerden.“ —

„Ha! wäre das möglich?“

„Glauben Sie mir! Ich kenne den Geist dieser muthwilligen Buben.“ —

Erröthend schämte sich der Baron seiner überlisteten Klugheit und betheuerte mit erhobenem Stock: er wolle den Schelm in Pfauenfeld aufsuchen und ihn tüchtig ausprügeln.

Wenn der gute Mann nur erst dort gewesen wäre! In der Einöde, wo er sich jetzt befand, war kein anderes Fuhrwerk zu bekommen; er mußte sich entschließen, die derbe Meile, die er noch vor sich hatte, mit eigenen Füßen zu bestreiten, und das war für den wohlbeleibten Herrn eine doppelt schwere Aufgabe, da er, um keine Zeit zu versäumen, das Mittagsmahl im Stiche gelassen hatte, und sein unbefriedigter Kostgänger die starke Portion, an die er gewöhnt war, dringend verlangte.

Doch der Magen muß schweigen, wenn die Liebe gebietet. Der Baron setzte seinen Wanderstab getrost auf Pfauenfeld zu, und war nach einer dreistündigen heißen Pilgerschaft so glücklich, die Dorfmark zu erreichen.

An den ersten Häusern ließ er sich die Stiefeln sorgfältig abstäuben und eilte dann nach dem Gasthause, wo er das schöne Fräulein und eine gute Mahlzeit zu finden hoffte. Zwanzig Schritte davon rollte ihm ein Wagen entgegen. Die Damen, die er suchte, saßen darin und fuhren leider schon wieder im schnellsten Trabe nach der Stadt zurück. Erschrocken sprang er auf die Seite, machte einen ungeheuren Bückling, erhielt dafür eine nachlässige, kalte, sogar Befremdung ausdrückende Kopfneigung und sah einige Minuten wie versteinert des Wagens Staubwolken nach.

Kauz, der hungrig und müde war, ärgerte sich selbst über diese Heimfahrt; denn er besorgte, daß sein verliebter Herr nun sogleich den Rückweg wieder unter die Füße nehmen würde. Er rühmte daher, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, die Trefflichkeit der Küche und des Kellers im Gasthause, und erinnerte an den hohen Entschluß, den von der Hundswuth befallenen Kranken mit ungebrannter Asche zu arzneien. Aber wie taub rannte der Baron hin an den Gasthof, wo er einige angespannte Kutschen stehen sah, und rief mit lauter Stimme: „Wer einen Louisd'or verdienen will, fahre mich schnell nach der Stadt!“ — Es entstand ein allgemeines Wagenrennen nach ihm hin; er warf sich in die nächste Kalesche und kam binnen einer Stunde mit dampfenden Pferden vor dem Komödienhause an.

Das Schauspiel hatte schon begonnen; er glaubte festiglich, das entflohene Vögelein im Käfig der Loge zu

finden; doch diese war leer, und blieb — um eine Ewigkeit von Liebesschmerzen mit drei Worten auszusprechen — blieb acht Abende leer. —

Der arme, verlassene Ritter fehlte nie. Aber grämlich wie Minervens Vogel saß er da, stützte den Arm unter den Kopf und kehrte, wenn ein Lustspiel gegeben ward, der Bühne den Rücken. Dagegen nahm er an Trauerspielen, deren Gegenstand unglückliche Liebe war, den innigsten Antheil, und feuchtete bei rührenden Auftritten sein Taschentuch mit unaufhaltsamen Thränen. Zu Hause war er ein unerträglicher Murrkopf. Eine Fliege an der Wand hinderte ihn. Zum Glück empfand seine bösen Launen nur der gleißnerische Lohnbediente, der einzige Mensch, mit dem er sprach. Er wollte sich durchaus nicht zerstreuen; er wollte nur immer und immer an das angebetene Fräulein denken.

Und wie Noah aus seinem schwimmenden Kasten eine Taube fliegen ließ, um zu erfahren, ob das Gewässer der Sündfluth gefallen sey, so sandte der Baron täglich aus seines Zimmers einsamer Arche seinen Kauz ab, um den Wasserstand des Kaltsinns im Hause der Geliebten zu untersuchen; doch sein Kundschafter kam nie wie Noah's Taube mit dem Oelblatte einer guten Nachricht zurück. Frau und Fräulein von Riedau befanden sich zwar einen Tag wie den andern sehr wohl; allein sie hatten nach vertraulicher Aussage der Kammerjungfer gewisse geheime Ursachen, das Schauspielhaus zu meiden.

Es war offenbar, daß man ihm auswich. Da gerieth der Sohn einer abergläubigen Mutter, die ihn einst im geheizten Backofen zu verjüngen hoffte, auf den seltsamen, seiner Erziehung angemessenen Einfall, sich das

Fräulein durch sympathetische Mittel und Zauberei günstig zu machen. Aber, wird man fragen, was sagte seine Klugheit dazu? — Sie sagte nichts und konnte nichts sagen, weil sie ein nichtiges Lustspiel war, das ihm seine Frau Mama in den Kopf gesetzt hatte. Denn da er kein schönes Kind war, so gab sie ihn zum Ersatz für ein kluges Kind aus, rühmte ihn als ein solches vor allen Leuten, und that das so oft in seiner Gegenwart, daß es ihm von Jugend auf zur Gewohnheit wurde, sich weise zu dünken und mit dieser Einbildung zu prahlen. Jetzt aber sah er sich von seiner Weisheit verlassen; und weil er sich für ungemein klug hielt und sich dennoch nicht zu helfen wußte, so schien es ihm überhaupt nicht möglich, daß ihm ein glücklicher Ausweg, den er selbst vergebens suchte, von einem andern gewöhnlichen Menschen gezeigt werden könnte. Er wünschte daher, eine in übernatürlichen Künsten bewanderte Person zu erforschen und sich von ihr mit Rath und That an die Hand gehen zu lassen.

Kauz, dem er dieses Verlangen entdeckte, zuckte die Achseln. „Es gibt hier wohl," sprach er, „verschiedene alte Mütterchen, die aus Karten und Kaffeeschalen wahrsagen, und mitunter auch von recht angesehenen Leuten als Orakel verehrt und befragt werden; aber Ew. Excellenz würden sich fruchtlos herabwürdigen, wenn Sie zu solchen unwissenden Sibyllen ihre Zuflucht nehmen wollten."

Mit dieser kalten und vernünftigen Antwort verließ er eines Abends seinen unzufriedenen Herrn; doch am folgenden Tage pfiff er aus einem andern Tone. „Ich habe Ew. Excellenz eine höchst wichtige und angenehme Nachricht zu bringen," sprach er, indem er am Morgen

ins Zimmer trat oder vielmehr sprang. „Es befindet sich jetzt in unsern Mauern ein großer, weltberühmter, schon seit einigen Jahrhunderten auf Erden wandelnder Meister, der die geheimsten Dinge weiß, die Neigungen der Menschen nach seinem Gefallen lenkt und sogar Jugend und Schönheit mittheilen kann."

„Ah! das ist ein Mann für mich!" sagte der Baron. „Wie heißt dieser Halbgott?" —

„Cagliostro." —

„Cagliostro? — Graf Cagliostro?" — rief der Freiherr, und stürzte vor freudigem Schrecken beinahe vom Stuhle. „Ist's möglich? ist dieser Wundermann hier? — Und Er Träumer sagte mir das nicht früher!" —

„Ich erfuhr es eben erst jetzt," antwortete Kauz. „Er reiset incognito durch, hält sich nur wenige Tage hier auf und gibt Niemanden Gehör. Doch vielleicht macht er, in Rücksicht meiner Wenigkeit, mit Ew. Excellenz eine Ausnahme; denn ich hatte vor mehrern Jahren das Glück, ihn einen Monat lang zu bedienen und mir durch Gewandtheit und Treue seine Gnade zu erwerben."

Es fehlte nicht viel, so hätte der Baron seinen Bedienten umarmt. „Lieber, bester Kauz," bat er, „führ' Er mich bei dem wunderthätigen Grafen ein! Ich will Ihn fürstlich dafür belohnen."

Wer Cagliostro war, das mögen sich junge Leser von ältern Freunden erklären lassen. Jetzt ist er freilich beinahe vergessen; aber damals — vor einigen zwanzig Jahren — sprach ganz Europa von ihm, und es war also ganz natürlich, daß unser Baron in seiner Lage und bei seinem Wunderglauben vor Begierde brannte, dem mächtigen Groß-Cophta (unter welchem Namen ihn Goethe verewigt hat) vorgestellt zu werden.

Kauz verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, und eilte fort. Er blieb einige Stunden aus, kam mit einem frohen Geſichte zurück und meldete: Caglioſtro habe ſich durch anhaltendes Bitten bewegen laſſen, Sr. Excellenz auf den Abend um zehn Uhr eine Audienz zu bewilligen.

Der Baron freute ſich und zitterte zugleich, mit dem Grafen zu ſprechen. Er wollte ſein Anliegen zu Papier bringen und den Aufſatz auswendig lernen; aber der Lakai verſicherte ihn: er habe dieſe Vorbereitungen nicht nöthig, indem Caglioſtro ein Herzenskündiger ſey, und alles ſchon wiſſe, was man ihm ſagen wolle.

Gegen zehn Uhr führte Kauz ſeinen Gebieter nach der gräflichen Wohnung. Sie war ſo weit entfernt, daß ſie länger als eine halbe Stunde unter Weges zubrachten. Ein ſeltſames, in ein langes weißes Gewand gehülltes, geſpenſterhaftes Weſen empfing ſie an der Thür eines unbedeutenden Hauſes und öffnete ihnen im unterſten Stockwerk ein Zimmer. Da ſaß hinter einem Tiſche, der mit verſchiedenen, von einer Sphinx bewachten Zaubergeräthen bewacht war, ein alter, ſilberbärtiger Mann. Ihn umfloß ein weiter ſchwarzer Talar, und auf dem Haupte trug er eine ellenhohe, pyramidenförmige rothe Mütze. Bebend beugte ſich der Baron vor der erhabenen Geſtalt, die ſich ſo wenig als ein Felſen bewegte. Als er aber eine ſtammelnde Anrede begann, ſagte ſie mit einem hohlen, langſamen Tone: „Spart Eure Worte! Ihr ſteht vor Caglioſtro, den ſeine Geiſter bereits von Eurer Angelegenheit unterrichtet haben. — Doch Ihr ſeyd nicht allein. Wollt Ihr, daß Euer Begleiter ein Zeuge unſerer Unterredung ſey?“

„O ja! — wenn es Ew. Hochweisheit erlauben," stotterte der furchtsame Baron.

„Also zur Sache!" sagte Cagliostro. „Ihr liebt! — Kennt Ihr die Schicksale Eurer Geliebten?" —

„Nein, Herr Graf!" —

„Wünscht Ihr darüber Aufklärung zu erhalten?" —

„Ja, Herr Graf!" —

„Geht hin, verriegelt die Thür, damit uns Niemand störe!" —

Kauz vollstreckte den Befehl. Es war außer ihm und den beiden Herren Niemand im Zimmer. Der Graf wirthschaftete unter den Zaubergeräthen, und nachdem er zum Schrecken des Barons die vor ihm stehenden zwei Lichter ausgelöscht hatte und das Zimmer nun so finster war, daß man nicht die Hand vor den Augen sehen konnte, rief er mit starker Stimme: „Astarot! — Astarot, erscheine!" —

Plötzlich erhellte sich ihm gegenüber die Wand, und ein kleiner schwarzer Kobold gaukelte auf diesem Lichtfelde herum.

„Sey ruhig und beantworte die Fragen, die ich dir vorlegen werde!" —

Der Kobold stand aufmerksam still, wie ein Schüler vor seinem Lehrer.

„Hast du Kenntniß von dem Fräulein, das gegenwärtiger Freiherr von Hall liebt?" —

„Ja, Meister!" sprach eine dumpfe, doch sehr vernehmliche Stimme.

„Wie heißt das Fräulein?" —

„Antonie von Riedau." —

„Sag' an, was weißt du von ihr?" —

„Antonie von Riedau ist die Tochter eines Obersten,

der vor neun Monaten auf dem Schlachtfelde starb. Der brave Mann erwarb sich aber durch seinen Heldentod wenig Dank; denn der Sohn des Fürsten, dem er sein Leben geopfert hatte, verfolgte kurz nachher die sanfte, tugendhafte Antonie mit wollüstigen und so gefährlichen Nachstellungen, daß sie, begleitet von ihrer trefflichen Mutter, aus ihrem Vaterlande flüchten mußte."

„So kämpfen sie wohl hier unter einem fremden Himmel mit dem Elend des Mangels?" —

„Nein, sie sind reich und haben ihr Vermögen gerettet." —

„Für jetzt wissen wir genug, treuer Astarot! — Verschwinde!" —

Der Kobold verschwand; die Lichter entzündeten sich wie von selbst; der Baron athmete freier.

„Seyd Ihr mit Astarots Berichte zufrieden?" fragte Cagliostro.

„Ich bin darüber entzückt!" antwortete der Baron: „Aber — —"

„Ich verstehe dieses Aber," fiel der Graf ein. „Ihr trauert, weil Antonie Euch flieht; Ihr wünscht, daß ich meine Macht, die Herzen der Menschen zu lenken, für Euch anwende."

„Ach, wenn es möglich wäre," seufzte der zärtliche Schäfer.

„Kleingläubiger, mir ist nichts unmöglich! — Laßt Euch nach neunmal neun Stunden bei der Frau von Riedau anmelden; Ihr werdet Zutritt erhalten. — Doch erwartet nicht, daß Euch die sittsame Antonie sogleich als ihren Auserwählten behandle. Die Zeit bringt erst Rosen. — Kommt heute über acht Tage gegen Mitternacht wieder zu mir. Ich werde Euch dann sagen, was

Ihr weiter thun sollt, um zu einem glücklichen Ziele zu gelangen." —

Frohes Muthes bedankte sich der Baron mit stattlichen Worten, legte leise eine Goldbörse auf den Tisch und wollte sich empfehlen. Aber zürnend sagte der Graf: „Nehmt Euer Gold zurück! Ich mache selbst so viel, als ich brauche." — Der Baron schämte sich, daß er Wasser ins Meer hatte tragen wollen, und trat mit tausend Entschuldigungen ab.

Pünktlich nach neunmal neun Stunden ließ er sich bei der Frau von Riedau zum Besuch melden, ward höflich angenommen, und zu seinem höchsten Erstaunen erzählte sie ihm ihre Schicksale mit denselben Worten, deren sich Astarot bedient hatte. Aber eben so genau traf auch Cagliostro's Vorhersagung ein, daß Antonie ihren Verehrer nicht als den Auserwählten ihres Herzens behandeln würde. Still, kalt und verlegen schien sie seine Gegenwart nur mit Zwang zu dulden. In dieser Stimmung fand er sie drei Tage hinter einander. Am vierten machte er einen Versuch, durch den Sonnenstrahl köstlicher Juwelen den trüben Himmel ihres Angesichts aufzuheitern; allein er umwölkte sich noch mehr. Sie wies das Anerbieten mit Unwillen zurück, und selbst die Mutter, die sich sonst günstiger gegen ihn bezeigte, trat jetzt auf Antoniens Seite und verbat sich, mit Beziehung auf ihren eigenen Reichthum, alle Geschenke.

„Aber mein Himmel!" — sagte der Baron in einem weinerlichen Tone — „soll und muß ich denn durchaus das nette Kästchen wieder nach Hause tragen?" —

„Dieser Selbstmühe will ich Sie allenfalls überheben," ersetzte Frau von Riedau. „Es mag hier in meinem

Schranke unberührt stehen, bis Sie es durch Ihren Bedienten abholen lassen."

Es war natürlich, daß Kauz mit diesem Gange verschont blieb. Dagegen mußte er von seinem unmuthigen Herrn manchen Vorwurf über den Grafen Cagliostro erdulden. „Wenn dieser Phantast," sagte der Baron, „die Herzen der Menschen so am Zügel hat, wie er sich rühmt: warum lenkt er sie nicht zu meinem Besten? — Auch soll er mir, einem klugen Manne, nicht weißmachen, daß sein Astorat geredet habe. Nein, es war der Herr Graf selbst, der, wie ein Marionettenspieler, zwei Rollen sprach. Darum wurden die Lichter ausgelöscht; aber ich sah deutlich, daß Astorat nicht die Lippen bewegte."

„Sollte wohl ein Geist körperlicher Werkzeuge zum Sprechen bedürfen?" entgegnet Kauz.

Dieser Einwand führte den Baron ins rechte Geleis des Glaubens an Cagliostro zurück, und in der bestimmten Mitternachtstunde begab er sich, von seinem treuen Diener begleitet, wieder zum Grafen.

„Ihr erfrecht Euch also doch, vor meinem Angesichte zu erscheinen?" fuhr der Wunderthäter auf ihn los. „Glaubt Ihr vielleicht, ich wisse nicht, daß Ihr von mir afterredet und mich für einen Gaukler erklärt? — Meine Geister haben mir davon Anzeige gethan."

Der Baron erbebte, und entschuldigte sich mit dem Wahnsinn der Liebe.

„In dieser Rücksicht verzeih' ich Euch," sagte der Graf. „Auch sollen heute die Lichter ungelöscht bleiben, damit Ihr, indem sich Astarots Stimme hören läßt, meinen Mund beobachten könnt, ob Ich der Sprechende bin."

Vergebens lehnte der reuige Sünder diese Untersuchung von sich ab. „Ich will es so!“ sagte der Graf. „Verriegelt die Thür und durchspäht das Zimmer, um Euch zu überzeugen, daß sich außer uns Dreien Niemand darin befindet. Denn selbst Astarot soll heute die Frage, die ich Euretwegen an ihn thun werde, unsichtbar beantworten.“

Gehorsam schob der Baron den Riegel vor die Thür und machte die vorgeschriebene Runde.

„Astarot!“ rief nun der Graf. „Astarot, nahe dich unsichtbar!“ —

„Hier bin ich, Meister!“ sprach schnell in der Mitte des Zimmers die schon bekannte Geisterstimme, und des Grafen Lippen bewegten sich nicht.

„Sag' an,“ — fragte Dieser — „was hat der Freiherr zu thun, um Antoniens unbeschränkte Gunst zu gewinnen?“ —

„Der Freiherr,“ — antwortete der Geist — „gebe Antonien und ihrer Mutter den höchsten Beweis von Zutrauen, der in seiner Gewalt steht.“ —

„Du sprichst zu dunkel. Erkläre dich deutlicher!“

„Das bedarf's nicht,“ erwiederte die Stimme. „Der Freiherr ist ein so kluger Mann, daß er mein Räthsel ohne Schwierigkeit lösen wird.“ —

„Fühlt Ihr den Stich?“ sagte Cagliostro lächelnd. „Der Schalk rächt sich dafür, daß Ihr ihn für einen stummen Figuranten gehalten habt. — Indessen kann es Euch nach einer nur flüchtigen Uebersicht Eurer Umstände und Verhältnisse nicht schwer fallen, den rechten Punkt des Zutrauens, das Ihr den beiden Damen beweisen sollt, auszufinden. — Ich will überdieß Euer graues Haupt mit einem Strahlenglanz von jugendlicher

Anmuth umgeben, und Ihr werdet, ohne diese Verwandlung im Spiegel wahrzunehmen, bei Antonien die glücklichste Wirkung davon erfahren." —

Dieses Versprechen entzückte den alten Knaben. Astarots Räthsel hingegen machte ihm eine schlaflose Nacht, und er plagte sich noch damit, als ihm Kauz am Morgen ein Handbriefchen des Universalerben überreichte, das bei dem Thürsteher abgegeben worden war, und die Einladung enthielt, das Vermächtniß in Empfang zu nehmen. „Das kommt mir recht zu Paß!" jubelte der Baron. „Da springt mir in die Augen, was ich suchte! Ich gebe der Frau von Riedau meine zwanzigtausend Thaler in Verwahrung. Das ist ohne Zweifel der höchste Beweis von Zutrauen, der jetzt in meiner Gewalt steht." —

„Getroffen, kluger Mann!" rief Astarots Stimme, die durch den Fußboden heraufzudringen schien. Herr und Diener schauderten und starrten sich an. Als aber der Schrecken vorüber war, fand Jener den beifälligen Zuruf des Geistes sehr tröstlich, und machte sofort Anstalt, den Orakelspruch in Ausführung zu bringen. Er holte seine viertausend Stück Louisd'or bei dem Haupterben ab, und fuhr damit, ohne sie bei sich warm werden zu lassen, zur Frau von Riedau.

Gleich beim Eintritt in ihr Zimmer überzeugte er sich, daß Cagliostro das versprochene Wunder wirklich an ihm gethan hatte. Beide Damen empfingen ihn mit den heitersten Mienen, in welchen sich eine angenehme Ueberraschung lebhaft aussprach. „Sind Sie es, Herr Baron, oder sind Sie es nicht?" rief die Mutter. „Sie haben sich seit gestern wundersam verändert! Sie haben sich wie ein Adler verjüngt!" — Er stellte sich un-

wissend und trug die Bitte vor: ihm durch Verwahrung der viertausend Goldstücke eine außerordentliche Gefälligkeit zu erzeigen. Er packte zugleich einen Theil davon aus seinen geraumen Taschen aus und rief den Lohnbedienten, der mit dem Rest beladen war, aus dem Vorzimmer herein. Frau von Riedau dankte für sein Vertrauen, weigerte sich aber höflich, das Geld zu übernehmen, weil sie schon, wie sie sagte, wegen ihrer eigenen Baarschaft vor Dieben in Sorgen sey. Er ließ sich jedoch nicht abweisen, sondern bat und flehte so lange, bis sie etwas verdrießlich sagte: „Sie sind ein hartnäckiger Quälgeist, dem ich nachgeben muß, um nur Ruhe zu haben. Kommen Sie, legen Sie selbst Ihr Geld in mein Schatzkämmerlein, und bitten Sie den Himmel, daß er keinen Lips Tullian bei mir einbrechen lasse.“ — Hiermit führte sie ihn in ein kleines Nebengemach, wo auf einigen Tischen große versiegelte Geldsäcke herumstanden. Diesen gewaltigen Riesen legte er seine Zwergrollen mit Ehrfurcht zu Füßen.

Indessen war es Mittag geworden. Er griff nach dem Hute, um sich heim zu verfügen. Aber Frau von Riedau zog ihn zur Tafel; der Glückliche saß an Antoniens Seite, und ihr liebevolles Betragen gab den kunstlosen Speisen, die man ihm auftischte, den Hochgeschmack einer Götterkost. Welcher selige Tag! Ihn krönte ein öffentlicher Triumph. Die Damen entschlossen sich, das seit vierzehn Tagen vermiedene Schauspiel wieder zu besuchen; sie boten dem Baron einen Platz in ihrer Loge an, und Antonie bezeigte sich während der Vorstellung so hold und traulich gegen ihn, daß die gesammte gegenwärtige Männerwelt ihre Operngucker auf das zärtliche Paar richtete und vor Neid bersten

wollte. Diese tantalische Folter stand der lauernden Mißgunst auch weiter bevor, indem Antonie und ihre Mutter bei der Heimfahrt den werthen Hausfreund ersuchten, sie des folgenden Tages wieder ins Schauspiel zu begleiten und nachher bei ihnen zu Abend zu speisen.

Nur ein unempfindlicher Klotz hätte sich jetzt auf diese herrlichen Keime und Blüthen der Liebe hinstrecken und schlafen können. Unser alter Herr, dessen Herz noch so jung war, vermochte das nicht. Er lagerte sich zwar, aber seine Phantasie bettete Antonien neben ihn, und er umarmte und herzte die ganze Nacht hindurch sein Hauptkissen. Erst am Morgen befiel ihn ein leichter Schlummer, den nach kurzer Dauer ein Gezänk vor seiner Thüre unterbrach. Kauz stritt mit einem Fremden, der ungemeldet ins herrschaftliche Schlafgemach eindringen wollte, und auch bald nach thätlicher Ueberwältigung des widerstrebenden Dieners fluchend hineinstürmte. „Donner und Hagel, Baron!“ schrie er: „Ihr seyd in der Residenz so vornehm geworden, daß Ihr sogar eine Leibwache vor Eure Thür stellt! Aber ich warf den Kerl wie einen Frosch zu Winkel, um Euch ohne lange Ceremonien einen guten Morgen zu bieten.“ —

„Ei, wo kommen Sie denn her?“ sagte, die Augen reibend, der Baron mit einem verdrießlichen Tone; denn durch Antoniens Flötenstimme und Sanftheit verwöhnt, fiel ihm das rauhe, ungehobelte Wesen seines Land- und Feldnachbars sehr widrig auf.

Herr von Waidling war einer der Geldbedürftigen, die sich von der Erbschaft ein Darlehn ausgebeten hatten, und gestand ohne Hehl: er habe sich aufgemacht,

um das ihm versprochene Capital sogleich an der Quelle in seinen Beutel zu schöpfen.

„Sie kommen zu früh," sagte der Baron. „Es steht damit noch in weitem Felde."

„Hm! hm! So, so!" brummte Herr von Waidling, indem er einige Fläschchen mit wohlriechenden Wassern, die ihm ins Auge fielen, öffnete und beroch. „Seht doch, seht!" sprach er höhnisch. „Ich dacht's wohl, daß ich dergleichen süßen Kram hier antreffen würde!"

„Wie meinen Sie das?" fragte der Baron betroffen.

„Stellt Euch doch nicht so fremd!" versetzte der Landjunker. „Ich war gestern in der Komödie und sah Euch mit einem schönen Frauenzimmerchen liebäugeln. Aber ich rath' Euch als Freund: nehmt Euch in Acht! Man sprach im Parterre von Eurer Dulcinea bedenklich. Man hält sie für eine Abenteurerin." —

Der Baron lachte laut auf und sagte mit Verachtung: „Lieber Herr von Waidling, man muß nicht alles glauben, was Narren und Maulaffen reden. Ich ersuchte Sie auch schon mehrmals, mir keinen guten Rath aufzudringen. Ich bin immer selbst klug genug, Weiß von Schwarz zu unterscheiden; und im gegenwärtigen Falle ist mein eigener Verstand nicht der einzige Stab, auf den ich mich stütze. Mir gab ein ehrwürdiger, weiser Mann, gegen den wir beide nur Dümmlinge sind, Versicherung und Bürgschaft, daß die junge Dame, in deren Gesellschaft ich mich gestern im Theater befand, eine Perle ihres Geschlechts sey." —

Mit dieser Abfertigung war der Landjunker sehr unzufrieden, weil er nun schon im Geiste die ganze Erbschaft mit dem feinen Liebchen vertändeln und zur Auszahlung des versprochenen Darlehns nichts übrig blei-

den sah. Um diesen Schiffbruch seiner Hoffnung wo möglich noch abzuwenden, warf er den Anker der Warnung von Neuem aus; doch dieser griff abermals in die Felsenbrust des Barons nicht ein und ward heftig zurückgeschleudert. Daraus entstand ein förmlicher Zank; Herr von Waidling rannte voll Erbitterung fort und schlug wie ein Sturmwind die Thür hinter sich zu.

Jetzt erschien Kauz in einer traurigen Gestalt. Er hatte sich die Stirn und den Mund mit einem Tuche verbunden und Thränen standen ihm in den Augen. Der Baron fragte, was ihm fehle. Kauz beklagte sich: der fremde Herr habe ihm Beulen an den Kopf geschlagen, und diese Mißhandlung sey ihm um so empfindlicher gewesen, da er schon zuvor von unerträglichen Zahnschmerzen geplagt worden sey und nun doppelt daran leide. Er befinde sich überhaupt, setzte er hinzu, so schlimm und krank, daß er unterthänig bitten müsse, ihn bis zu eintretender Besserung zu beurlauben, und indessen die Aufwartung eines andern Lohnlakaien, den er für sich stellen wolle, zu genehmigen.

„O, das thut mir ja leid!“ sagte der Baron. „Ich will den ungeschliffenen Strohjunker lehren, sich an meinen Dienern zu vergreifen! — Und, Kauz! hat Er nicht draußen gehört, wie der freche Mensch das Fräulein von Riedau verunglimpfte? — Ja, ich müßte keinen Schatten von Klugheit besitzen und nicht mit dem großen Cagliostro gesprochen haben, wenn ich einem solchen Verläumder Gehör geben sollte!“ —

Gleichgültig zuckte Kauz die Achseln und trat ab. Ein anderer Lohnbedienter übernahm den verlassenen Posten.

Der Baron dachte nicht weiter an den Vorfall, schmückte

sich zum Abendfeste, und fuhr abgeredeter Maßen gegen die Komödienzeit zur Frau von Riedau.

Er klingelte sanft, er klingelte stark: es ward ihm nicht aufgethan. Die Schauspielstunde schlug: er stand noch uneingelassen am Vorzimmer. Voll Verwunderung fragte er im Hause, ob man die Damen habe ausgehen sehen. Er bekam zur Antwort: sie wären gegen Mittag ausgefahren. Es mißfiel ihm sehr, daß sie, wie es schien, eine Lustreise auf's Land gemacht und ihn davon ausgeschlossen hatten. Er stellte sich vor, sie würden, durch zufällige Hindernisse verspätet, sogleich am Komödienhause abgestiegen seyn. Pfeilschnell fuhr er dahin; sie waren nicht da. Er wartete eine Stunde, jagte dann wieder nach ihrer Wohnung, fand sie so wenig als vorher, und erstarrte bei dem Gedanken, daß ihnen ein Unglück begegnet sey. Es fiel ihm ein, den Allwisser Cagliostro darüber zu befragen; aber wie sollte er ihn finden? Er wußte weder den Namen seiner Wohnstraße, noch den Weg dahin, den er nur zweimal, vom treuen Kauz geführt, im Dunkeln gegangen war. Zum Unglück hatte er auch den neuen Lohnbedienten zu Hause gelassen, und war also ganz hülflos. Dennoch unternahm er es, in dem nächtlichen Labyrinthe der fremden Stadt den Grafen zu Fuß aufzusuchen. Er fragte alle Menschen, die ihm begegneten, nach dem berühmten Manne. Einige gestanden kurz und rund ihre Unwissenheit; andere, die klüger und gefälliger seyn wollten, wiesen ihn zu zwanzig Grafen, die ihm nicht helfen konnten. So in den April geschickt und in der Irre herumlaufend, mußte er gegen Mitternacht noch froh seyn, daß er seinen Gasthof fand. Doch an Ruhe und Schlaf war nicht zu denken.

In der früheſten Morgenſtunde, in welcher ſich mit Anſtand ein Damenbeſuch ablegen ließ, flog er wieder ins Haus der Frau von Riedau, um den Nachtſchwärmerinnen, die er jetzt unfehlbar zu treffen dachte, eine ſcharfe Sittenpredigt zu halten. Aber er läutete eine halbe Stunde lang mit der Thürglocke ſeine letzte Hoffnung zu Grabe. Wie zermalmt ſchlich er mit wankenden Knieen in den Gaſthof zurück und ſandte zu Kauzen einen Schnellboten mit dem Befehl: entweder ſogleich ſelbſt zu kommen oder Caglioſtro's Wohnung anzuzeigen. Der Bote brachte nach langem Ausbleiben die Hiobspoſt: Kauz ſey nicht zu Hauſe und ſey auch nirgends zu finden. Halb wahnſinnig ließ der Baron den Gaſthalter rufen und entdeckte ihm die ganze Geſchichte. „Ich bedaure Sie, Herr Baron!“ ſagte Dieſer: „Sie ſind allem Anſehen nach einer Bande von Gaunern in die Hände gefallen. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß ſich der berüchtigte Caglioſtro hier nicht aufhält und nie hier geweſen iſt. Der Menſch, der ſich dafür ausgab, war ein doppelter Betrüger, und ſein Aſtarot wahrſcheinlich das Geſchöpf eines Hohlſpiegels oder einer Zauberlaterne.“ —

„Aber, ich bitte Sie,“ — fiel der Baron ein — „die Stimme, die helle, deutliche Geiſterſtimme, die ich in dieſer Stube, wo ich und Kauz allein waren, hörte: wie erklären Sie mir die?“ —

„Sehr leicht, Herr Baron!“ ſagte der Wirth. „Kauz iſt, wie ich genau weiß, ein fertiger Bauchredner, der in Aſtarots Namen ſprechen konnte, ohne daß Sie die geringſte Bewegung ſeines Mundes bemerkten. — Der ränkevolle Bube war unſtreitig des Schelmenbundes Stifter und Haupt, und hat ſogleich, als er geſtern früh

des Herrn von Waidling gegründete Warnung belauscht hatte, mit den beiden Landstreicherinnen die Flucht ergriffen. Doch ich hoffe, wir wollen die saubere Gesellschaft noch einholen. Ich werde stracks zur Obrigkeit gehen und Steckbriefe ausfertigen lassen."

„Nein, das will ich durchaus nicht!" rief der Baron. „Ich schenke der Treulosen das mir abgelistete Gold, das ich bei meinen übrigen Vermögensumständen vergessen kann. Ach, könnt' ich nur sie auch vergessen!" —

Er bedeckte seine nassen Augen. Der Gastwirth verließ ihn und zeigte trotz des Verbotes den Vorfall an. Der Polizeidirector fand vor allen Dingen für nöthig, die Gewißheit des Raubes zu erörtern und deßhalb der Geflüchteten Wohnung zu untersuchen. Hierzu ward der Baron eingeladen. Er schalt, daß der Wirth seinem Willen entgegengehandelt hatte, ging aber mit. Man öffnete die Zimmer; er stürzte voran nach der Schatzkammer und jauchzte: „Da stehn ja die Geldsäcke noch!" — Sie wurden entsiegelt; man fand Steine und Sand; das Gold war verschwunden. — Der Einrede des Barons ungeachtet flogen nun Steckbriefe nach allen Weltgegenden aus; sie fruchteten aber nichts, als daß aus mehrern großen Städten die Nachricht einlief: die vorgebliche Frau von Riedau habe auch dort schon unter andern Namen ähnliche Streiche gespielt. — Der falsche Cagliostro war nicht zu entdecken.

Und so hatte denn unser Baron in der Hauptstadt nichts mehr zu schaffen. Er begab sich, in Scham gehüllt, auf sein Landgut zurück, und rühmte sich hinfort seiner Klugheit nicht weiter.

VIII.

Der Todte zu Roß.

Wehe dem, den Amor zum Spielwerke seiner Launen wählt! Sein Schicksal gleicht den Leiden eines armen Vogels, der in die Gewalt eines unartigen Kindes gerieth. Es liebkoset ihn anfangs; aber bald rupft es ihm Federn aus, bindet ihn an einen Faden, stutzt ihm die Flügel und quält ihn zu Tode.

Folgende Geschichte wird dieses Gleichniß erläutern.

Der Herzog Roderigo von Girona, der vor undenklichen Jahren in Spanien lebte, ward allgemein wegen seines Reichthums und seiner übrigen angenehmen Verhältnisse für einen der glücklichsten Menschen gehalten. Man beneidete ihm besonders seine junge, schöne Gemahlin, die Krone der Frauen von Madrid. Doch vergebens baute ihm das Geschick einen Himmel auf Erden. Er verirrte sich in die Hölle der Eifersucht und litt Pein in ihren Gluthen.

Allerdings hatte die reizende Frau viel geheime Verehrer; aber sie schmachteten nur in der Ferne, weil der feurige Herzog die Ehre seines Hauses mit flammen-

dem Schwerte bewachte. Er wies einige kühne Paladine, die ihr zu nahe treten wollten, tapfer zurück. Das verbreitete Schrecken, und man scheute sich nachher vor dem furchtbaren Manne und seinen Argusaugen. Doch was Fürsten und Ritter nicht mehr wagten, dessen unterfing sich — ein Mönch.

Der Palast, den der Herzog in Madrid bewohnte, lag in einer etwas einsamen Gegend und gränzte mit den weitläuftigen Gebäuden eines ansehnlichen Franziskanerklosters. In diesem nahm einst ein junger Ordensbruder aus Salamanca sein Absteigequartier, um Gastpredigten in der Hauptstadt zu halten. Pater Isidor — so hieß er — war ein Mann von Geist und als Kanzelredner berühmt. Auch sein Körper bezeichnete ihn als einen Günstling der Natur. Man konnte seine hohe, herrliche Gestalt nicht sehen, ohne sie zu beklagen, daß sie in eine unförmliche Mönchskutte gebannt war. Er that indessen sein Möglichstes, sie aus ihrer düstern Umgebung trefflich hervorleuchten zu lassen. Mit allen Putzkünsten der Zierlinge seiner Zeit gründlich bekannt, schmückte er sich wie der eitelste Geck. Seine Klostergesellen nahmen daran ein Aergerniß und ließen ihn bei jeder Gelegenheit ihren Unwillen empfinden; doch das kümmerte ihn wenig. Er fand sich durch Frauengunst für Mönchshaß reichlich entschädiget.

Verschiedene seiner Liebesabenteuer in Salamanca waren dem Guardian seines Klosters zu Ohren gekommen. Das bewog den strengen Sittenmeister, ihn auf der Reise nach Madrid von einem Aufseher begleiten zu lassen. Er wählte dazu den Pater Sylvester, den steifsten Pedanten des Klosters. Dieser Murrkopf war Isidors heftiger Widersacher. Darum hoffte der Guardian,

daß er den jungen Ausschweifling scharf im Zügel halten werde.

Sie begaben sich mit einander auf den Weg. Die Klosterpforte war kaum hinter ihnen geschlossen, so öffneten sie den Mund, um sich zu zanken. Diesen Zeitvertreib setzten sie bis Madrid fort. Isidor sprach und scherzte mit jedem artigen Mädchen, das ihnen begegnete. Der finstere Hofmeister schalt darüber. Er ward, wie billig, verlacht und verspottet. Das verdroß ihn; er trotzte auf die ihm übertragene Gewalt, und unterstand sich einst sogar, seinen Untergebenen wie ein zorniger Schulmeister auf die Finger zu klopfen, als er eben die blühenden Wangen einer jungen Dirne liebkosend berühren wollte. Der dadurch gestörte zärtliche Wangenschlag verwandelte sich nun in einen schmetternden Backenstreich, den der Mentor empfing. Die Folge war ein Handgemenge, in welchem Isidor die Oberhand gewann. Der Besiegte schwor in seinem Herzen, sich nachdrücklich zu rächen.

In dieser Stimmung kamen sie nach Madrid, kehrten in jenem Kloster ein, bezogen jedoch abgesonderte Zellen, weil sie sich nicht beisammen vertragen konnten. Dieser Trennung ungeachtet fuhr Sylvester fort, sein Aufseheramt nach Möglichkeit zu verwalten.

Er setzte vor allen Dingen einen hämischen Klagebericht an den Guardian auf. Aber die nächsten Tage lieferten seiner Feder keinen neuen Giftstoff. Isidor, mit Ausarbeitung einer Predigt beschäftigt, hielt sich eingezogen in seiner Zelle, und bestieg bald darauf die Kanzel.

Der Ruf seiner Beredtsamkeit war ihm vorangegangen und hatte die Kirche gefüllt. Man versprach sich

ein Meisterstück. Der ruhmbegierige Franziskaner war auch ganz darauf vorbereitet, die Erwartung nicht zu täuschen. Mit dem zierlichsten Anstande betrat er den Rednerstuhl und begann seinen Vortrag. Aber er hatte kaum fünf Minuten lang durch seiner Stimme melodischen Ton die Zuhörer entzückt, als er plötzlich mit verwandelter Gesichtsfarbe den Faden der Rede verlor und stammelnd nicht wußte, was er sagen wollte.

So aus der Fassung brachte ihn die Ankunft der schönen Herzogin von Girona, die jetzt der Kanzel gegenüber in einem erhöhten Betzimmer erschien. Ihr Anblick wirkte auf ihn wie ein lähmender Zauberschlag. Der geistvolle Mann gab der staunenden Versammlung das klägliche Schauspiel eines verblüfften Dummkopfs. Er schnappte mit offenem Munde wie ein Fisch nach Luft und hustete ängstlich, um seine Verwirrung zu bemänteln und Zeit zur Besinnung zu gewinnen. Umsonst! er fand sich nicht wieder ins rechte Gleis. Es half ihm sogar nichts, daß er zum Concept der Predigt seine Zuflucht nahm. Er war gleich einer in die Sonne blickenden Eule vom Glanze der Schönheit völlig geblendet, und die Buchstaben auf dem Papiere wimmelten vor seinen Augen wie Ameisen durch einander. Doch stumm konnte er auf seinem Posten nicht bleiben; er stotterte also ein Galimathias hervor, das selbst die alten Mütterchen auf den gemeinen Kirchenstühlen für ein elendes Gewäsch erklärten. Noch unzufriedener waren mit ihm die höheren Klassen. Einige junge Schulfüchse, die sich mit Griffeln in der Hand unter der Kanzel gelagert hatten, um den erwarteten Honigstrom seiner Lippen in ihre Schreibtafeln zu leiten, sprangen mit frechem Geräusch auf und liefen hohnlachend aus dem Tempel. Andere

unartige Leute durchbohrten ihn gleichsam mit den Augen, zuckten verächtlich die Achseln und plauderten zwanglos mit ihren Nachbarn, um öffentlich zu zeigen, daß er ihnen lange Weile machte. Kurz, er sah und hörte um sich her nichts als Ausbrüche der Ungeduld und des Mißvergnügens.

Er wäre allenfalls des verfehlten Beifalls der großen Menge ohne vielen Kummer verlustig gegangen, hätte er sich nur als möglich denken können, daß er der Einzigen gegenüber gefalle. Aber wie vermochte seine zerrüttete Seele diese Hoffnung zu fassen? Er stand als ein gar zu jämmerlicher Stümper vor seiner Göttin; sie mußte ihn wie der übrige Troß verachten. Dieses Gefühl zerknirschte ihn ganz. Er wünschte sich auf der Stelle den Tod. Aber die edle Herzogin zeigte sich als eine Frau von feiner Bildung und Herzensgüte. Weit entfernt, den unglücklichen Prediger durch eine spöttische Miene zu kränken, sah sie mit der Sanftmuth eines Engels bescheiden vor sich nieder; und als sich die hinter ihr stehende Dienerschaft erlaubte, über den geistlichen Wirrwar leise zu kichern, wies sie das ungezogene Völkchen durch einen strafenden Blick zur Ruhe.

Isidor bemerkte diese schonende Huld. Sie goß Balsam in sein wundes, von Angst und Scham zerrissenes Herz, und er versäumte nicht, sich dafür erkenntlich zu bezeigen, als er die glühenden Kohlen verließ, auf welchen er eine halbe Stunde gestanden hatte. Er beugte sich gegen die Herzogin so tief, daß die Spitze seiner Adlersnase das Kanzelpult berührte; und so trat er ab, ohne die Gegenden der Kirche, wo die Spötter saßen, eines Scheideblicks zu würdigen. Mit gesenkten Augen,

als ob er die Pflastersteine zählte, floh er in seine Zelle, und schloß einem Mönch, Namens Urban, der ihm als dienender Bruder zugesellt war, sein Herz auf. Nach einem freimüthigen Geständniß, daß er auf der Kanzel wenig Ehre eingelegt hatte, schilderte er die Urheberin dieser Verwirrung mit der Leidenschaft glühendsten Farben, und brach zuletzt in Klagen aus, daß er ihren Namen nicht wisse.

„Wer kann's anders gewesen seyn, als die Herzogin von Girona?" sagte Urban. „Eure Beschreibung paßt in ganz Madrid nur auf sie." —

„O, daß es eben eine Herzogin seyn muß!" seufzte Isidor. „Ich wollte, sie wäre eine arme Bürgerin, damit ich mich furchtlos ihr nahen und ihr sagen könnte, daß ich sie liebe."

Unruhig ging er auf und ab. Sein Blick fiel in einen Wandspiegel. Er blieb stehen, betrachtete mit Selbstgefallen seine Gestalt und faßte Muth. „Freund," sprach er, „ich bin entschlossen, mit der Herzogin Bekanntschaft zu machen."

„Schlagt Euch diesen Gedanken aus dem Sinne!" rief Urban. „Eine Fürstin, und besonders eine solche Fürstin, ist kein Bissen für einen Mönch."

„Die Mönche sind verschieden, mein Freund!" versetzte Isidor mit stolzem Hohnlächeln. „Die Rose und das Angerblümchen sind Blumen; aber welcher Unterschied! — Ich hoffe, du verstehst mich, wenn du nämlich gesunde Augen und einen Begriff von männlicher Wohlgestalt hast."

Urban erstaunte über die Eigenliebe des Menschen und schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich werde natürlicher Weise nicht ungeschickt zu

Werke gehen," fuhr Iſidor fort. „Es ſcheint mir der anſtändigſte Weg, mich durch einen Brief bei der Herzogin einzuführen."

Er wartete auf eine beifällige Antwort; doch Urban blieb bei ſeiner ſtummen Geberdenſprache.

„Ewiger Kopfſchüttler!" fuhr Iſidor auf. „Du kennſt die Weiber nicht! Mögen ſie Königinnen oder Hirtenmädchen ſeyn, man läuft keine Gefahr, wenn man ihnen ſagt, daß ſie ſchön ſind. — Dieſe Gunſtangel will ich auch bei der Herzogin getroſt auswerfen und ihr ungefähr in folgenden Ausdrücken ſchreiben: Gnädigſte Frau, ich war heute auf der Kanzel ſo unglücklich, Ew. Hoheit Ohren zu beleidigen. Mich entſchuldigt nichts, als daß ich durch den Wunderglanz Ihrer überirdiſchen Schönheit in das Irrgewinde meines Vortrags gerieth. Dieſer Umſtand erhebt meinen Fehler zu einer Tugend; doch bin ich ſo lange troſtlos, bis ich unmittelbar aus Ihrem Munde ein holdes Wort der Begnadigung vernommen habe. — Nun, Freund Urban, was meinſt du? Müßt' es nicht ein ſteinernes Weib ſeyn, das ſolchen Schmeicheleien widerſtehen könnte? — Ich wette, daß ich Zutritt erhalte, und dann gibt ſich das Uebrige von ſelbſt." —

Urban ſchwieg verſtockt. Iſidor brüſtete ſich wieder vor dem Spiegel, forderte ſeines Papier und ermahnte den ſtummen Mönch, ſich bereit zu halten, daß er den Brief, ſobald er geſchrieben ſey, in den herzoglichen Palaſt tragen könne.

„Sucht Euch einen andern Boten!" ſprach Urban mürriſch. „Ich danke für dieſen Auftrag, wenn Ihr mich auch mit der päpſtlichen Krone dafür belohnen könntet."

„Warum verſagſt du mir einen ſo leichten Freundſchaftsdienſt?“ fragte Iſidor.

„Weil der Herzog ein Teufel von Eiferſucht iſt;“ antwortete Urban. „Ich möchte mich von ihm nicht um alle Schätze der Welt mit einem Briefchen an ſeine Gemahlin ertappen laſſen. Er bliese mir auf der Stelle das Lebenslicht aus, und Euch erging' es nicht beſſer. Ein Paar arme Mönche niederzumetzeln, wär' ihm ein Kleines, und es krähte wahrlich! kein Hahn darüber, denn der Herzog iſt reich und ein Liebling des Königs.“

Iſidor lachte über dieſe Warnung und wies den ehrlichen Urban aus der Zelle, um ungeſtört ſchreiben zu können. Es glückte ihm auch, als der Brief fertig war, ein verſchlagenes Weib zu finden, das die gefährliche Botſchaft übernahm und ſie als wandernde Modehändlerin ausführte.

Die Herzogin erbrach das ihr eingehändigte Schreiben in der Erwartung eines gewöhnlichen Almoſengeſuchs. Kaum aber erſah ſie aus dem zärtlichen Inhalte, daß hier ein anderer Wunſch die Feder geführt hatte, ſo legte ſie das Blatt erröthend aus der Hand und ſagte mit gemäßigtem Unwillen: „Wie komm' ich zu dieſem Briefe? Es muß ein Irrthum vorgegangen ſeyn. Ich verbitte dergleichen Zuſchriften, die für den Sender und Ueberbringer ſchlimme Folgen haben könnten.“ — Hiermit befahl ſie der verſtummten Gelegenheitsmacherin, ſich zu entfernen und den Palaſt nicht wieder zu betreten.

Voll Ungeduld lauerte der verliebte Mönch auf die Rückkunft ſeiner Botin, und ſein Dünkel ſicherte ihm die erfreulichſten Nachrichten zu. Als er aber die unholde Aufnahme des Schmeichelbriefes erfuhr, ſtand er

bleich und ſtarr wie ein Landmann vor ſeinem Felde, wo er die Hoffnung einer nahen goldenen Ernte durch Hagelſtürme vernichtet ſieht. —

Iſidors Beſtürzung dauerte jedoch nur wenige Minuten. Die treue Eigenliebe griff ſeinem ſinkenden Muthe unter die Arme und ſtellte ihn wieder feſt auf die Füße. So ermannt, haderte der geiſtliche Stutzer mit ſich ſelbſt. „Dummkopf!“ ſprach er, „du haſt die Sache falſch angegriffen und dir bloß dadurch einen ſchiefen Erfolg zubereitet! Wie konnteſt du erwarten, durch todte Buchſtaben zu ſiegen? Geh, zeige dich ſelbſt! Die Herzogin ſah dich bis jetzt nur im engen Gefängniß der Kanzel und in der Jammergeſtalt eines bedrängten Schulknaben, der ſeine Lection nicht aufſagen kann. Wie war's möglich, ihr in dieſem Nothſtande zu gefallen? Aber auf der Straße, vor den Fenſtern ihres Palaſtes, wird das Ebenmaß deines Körpers und das freie Spiel deiner Glieder einen unwiderſtehlichen Eindruck auf ſie machen.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräche kleidete er ſich ſo nett als möglich, und ging auf Eroberung aus.

Mehr als fünfzig Mal des Tages durchſtrich er die Straße der Geliebten und blickte mit unverwandten Augen nach der langen Spiegelreihe ihrer Fenſter empor. Zur Abwechſelung ſtand er auch Stunden lang an den Ecken der Quergäßchen, um die Dame ſeines Herzens ausfahren zu ſehen und ihr einen Gruß in den Wagen zu werfen. Die Nachbarſchaft und der herzogliche Thürſteher zogen den unermüdeten Pflaſtertreter und Eckenwächter bald in Betrachtung und machten allerlei Gloſſen über ihn; aber die Herzogin, der des Gemahls Eiferſucht nur ſelten einen kurzen Aufenthalt am Fen-

ſter vergönnte, überſah in dieſen Momenten den raſtloſen Straßenläufer um ſo mehr, da ſie ihn in der Kirche kaum angeblickt hatte und ſich ſeiner Geſtalt nicht mehr erinnerte.

Erſt nach zwei oder drei Tagen war er ſo glücklich, einen flüchtigen Strahl ihrer Augen auf ſich deuten zu können. Er blieb ſtehen und machte eine Verbeugung, die ſich wegen ihrer außerordentlichen Tiefe und langen Dauer ungemein poſſierlich ausnahm. Die Herzogin konnte ſich eines unwillkürlichen Lächelns nicht enthalten, und trat mit einer leichten Kopfneigung vom Fenſter zurück, indem ihr eben ein neuer Bückling, der ſeinem Vorgänger nichts nachgab, zugefertiget wurde. Der höfliche Mönch richtete langſam ſein Haupt von der Erde wieder auf, ſah den Polarſtern ſeiner Wünſche verſchwunden und gerieth darüber in ein kleines Schrecken; doch das vorher bemerkte Lächeln und Danknicken ſchien ihm durch die vergrößernde Brille der Eigenliebe ſo wichtig und glückverkündend, daß er zum Anfange damit zufrieden zu ſeyn beſchloß. Er flog ins Kloſter, mit der ſüßen Erwartung, bald einen Ruf in den Palaſt zu erhalten.

Und den erhielt er wirklich! Aber man höre, wie das zuging.

Sylveſter, der ihn bisher nicht aus den Augen gelaſſen hatte, ſah ihn auf der Kanzel mit Schande beſtehen; doch die Urſache dieſes angenehmen Vorfalls war dem Schadenfroh nicht klar, und er wollte und mußte ſie wiſſen. Er kirrte deßhalb Iſidors Aufwärter an ſich und forſchte ihn aus. Urban, ein unvorſichtiger Plauderer, entdeckte ohne Bedenken alles, was ihm bekannt war, um ſich nur ſeiner weiſen Warnung

vor dem eifersüchtigen Herzog rühmen zu können. Die Kunde von der Gemüthsart dieses Mannes erfreute den horchenden Ränkeschmied. Er suchte die Briefträgerin auf, verhörte sie, beobachtete Isidors Gänge, und war Zeuge seiner lächerlicher Reverenze. Frohlockend sah er sich nun im Besitz eines reichen Stoffes zu Ohrenbläsereien, wodurch er den Eifersüchtler in den Harnisch treiben konnte; und das zu thun, war sein brennender Vorsatz. Er bedachte zwar, daß ein solcher Schritt ernsthafte Folgen nach sich ziehen und von seinen Obern in Salamanca nicht gebilliget werden würde; denn der wohlgesinnte Guardian hatte ihn in der besten Absicht zu Isidors Ehrenhüter bestellt, und er handelte folglich den empfangenen Verhaltungsbefehlen schnurstracks entgegen, wenn er den jungen Mann, den er vor Unfällen bewahren sollte, selbst hineinstürzte. Doch was half's, daß ihm ein guter Genius diese Vorstellungen zurief? Die Rache, sagt Shakespeare, ist tauber, als Ottern gegen die Stimme der Vernunft.

Sylvester wählte den dunkeln Weg, den die Verleumdung gern wandelt; er schrieb an den Herzog einen namenlosen Brief, worin er ein Körnlein Wahrheit unter einen Schwall boshafter Erdichtungen mischte.

Roderigo las diese Zuschrift mit glühenden Augen, stürzte fort zu seiner Gemahlin, hielt ihr in einer Hand des Verräthers Anklage, in der andern einen gezückten Dolch vor's Gesicht, und forderte mit schrecklichen Worten ein Geständniß des ihr angedichteten Liebeshandels. Die Schuldlose betheuerte die Reinheit ihrer Tugend; doch in der Todesangst gestand sie, einen verworrenen Brief von einem ihr unbekannten Mönch erhalten zu haben.

Der Herzog drang auf Vorzeigung dieses Blattes. Es fand sich unglücklicher Weise noch unter ihren Papieren. Er durchlief es mit wilden Blicken, und befahl: sie solle den Mönch sogleich zu einer geheimen nächtlichen Unterredung in den Palast schriftlich einladen. Fußfällig, aber vergebens, bat sie um Schonung. Der Dolch zwang sie zum Gehorsam. Sie schrieb, was ihr der Wütherich in die Feder sagte. Isidor ward in schmeichelhaften Ausdrücken beschieden, sich mit dem Glockenschlage der eilften Stunde an der Hinterpforte des Palastes einzufinden. Diese giftige Lockspeise überbrachte ihm ein vertrauter herzoglicher Diener; und eben derselbe empfing nachher in der Nacht, als Kammerfrau verkleidet, den verblendeten Thoren an der Pforte und führte ihn eine Schneckentreppe hinauf in ein schwachbeleuchtetes Gemach, wo er, dem Vorgeben nach, die Herzogin erwarten sollte.

Einsam träumte er sich fünf Minuten lang in ein Paradies der Liebe. Die seligsten und — letzten Augenblicke seines Lebens! Der Herzog und ein Mordgehülfe, der schon die Rollen des Briefträgers und der Kammerfrau gespielt hatte, stürzten ins Zimmer, warfen sich über den Unglücklichen her und erdrosselten ihn.

Sie hatten schon vorher im gehaltenen Blutrathe beschlossen, was sie mit dem Leichnam beginnen wollten. Der Mordknecht trug ihn in einem Sacke nach dem nahen Franziskanerkloster, worin er jeden Winkel kannte. Er öffnete mit einem Nachschlüssel einen öden Hinterhof, setzte den Todten, als schlief' er, auf eine steinerne Bank, und schlich unbemerkt wieder zurück.

Aus diesem Hofe lief ein langer gewölbter Kreuzgang in das Innere des Klosters, und zunächst nach

den Gastzellen, von welchen jetzt Sylvester eine bewohnte. Es war, wenn er aus- und einging, sein gewöhnlicher Weg; und ein Besuch, den er an diesem Tage außerhalb des Klosters gemacht und bis gegen Mitternacht verlängert hatte, leitete ihn bald nach der Ankunft der Leiche dahin. Mit einer Laterne in der Hand durchschritt er ruhig den Hof; aber einige Schritte vor dem Kreuzgange erblickte er auf der hart daneben befindlichen Bank den ewigen Schläfer, beleuchtete ihn, und trat scheu zurück, als er sah, daß es Isidor war. Er stellte sich vor, der so oft von ihm beleidigte Mönch habe hier feindlich auf ihn gelauert und sey über dieser Wegelagerung eingeschlafen. Rachsüchtig ergriff er einen großen Stein, warf ihn mit aller Macht dem Todten an den Kopf, und entfloh in den Kreuzgang.

In der Mitte desselben blieb er horchend stehn. Es wunderte ihn, daß er vom Hofe her keinen Laut hörte. Er ging sacht auf den Zehen zurück. Isidors Körper, durch den Steinwurf von der Bank geschleudert, lag auf der Erde. Sylvester umschlich ihn, berührte ihn, und Schrecken durchbebte seine Glieder, als er ihn erstarrt fand. „O ich Unglücklicher, ich hab' ihn getödtet!" rief er, die Hände ringend. „Gott und alle Heiligen, steht mir bei! Ich bin verloren — das ganze Kloster kennt unsere Feindschaft — des Mordes Verdacht fällt einzig auf mich!" —

Rathschlagend, was er anfangen wollte, kam er auf den Gedanken, die Blutthat dem Herzog aufzubürden. Schnell entschlossen, belud er sich mit der Leiche, trug sie hin vor den Palast, legte sie im Säulengange nieder, und entkam glücklich, ohne daß ihn ein Auge gesehen hatte.

Unruhig wälzte ſich indeſſen Roderigo auf ſeinem Lager. Die Nattern des Gewiſſens verſcheuchten den Schlaf von ihm. Er ſprang auf und befahl ſeinem Spießgeſellen, am Kloſter zu ſpähen und zu lauſchen, ob er ungewöhnliche Bewegungen darin vernehme. Der Diener ging. Im Säulenganze ſtrauchelt er über den Leichnam. Er eilte mit Grauſen zurück zu ſeinem Herrn und meldete ihm den ſchauderhaften Fund, der beiden ein ſchreckliches Räthſel war.

Sie ſannen mit einander auf ein neues Mittel, ſich der Leiche zu entledigen. Der Diener ſchlug vor, ſie im Garten hinter dem Palaſte zu vergraben; allein der Herzog wollte ſich dieſen Luſtort nicht durch ein Denkmal eines Verbrechens auf immer verleiden. Er drang auf Rath und That, den Ermordeten möglichſt weit zu entfernen. Der verſchlagene Diener gerieth nun auf den ungewöhnlichen Einfall, den Körper auf ein wildes Pferd zu binden und es dann ins Freie zu jagen. Der Herzog hatte in ſeinem Stalle einen jungen unbändigen Hengſt, von dem man ſich verſprechen konnte, daß er, wenn man ihn ungezügelt laufen ließ, nicht in der Nähe bleiben werde; und ward er endlich aufgefangen, ſo wußte Niemand, in welchen Stall er gehörte, weil er erſt Tages vorher von einem durchreiſenden Roßhändler gekauft, und folglich der ganzen Hauptſtadt noch unbekannt war.

Der Herzog billigte den Vorſchlag, und gab zu deſſen Ausführung dem Diener volle Gewalt. Dieſer war ein ſo gefühlloſer Unmenſch, daß ihm nicht graute, mit blutigen Händen einen Scherz auszuführen. Er legte dem Leichnam, um ihn auf den Rücken des Renners in

aufrechter Stellung befeſtigen zu können, einen alten eiſernen Harniſch an, hob ihn in den Sattel, und verband ihn durch Riemen und Stricke ſo haltbar mit dem Roſſe, daß er wie der tüchtigſte Reiter ausſah. Dann ſetzte ihm der rohe Meuchler einen Helm mit geſchloſſenem Viſir auf den Kopf, ſchnallte ihm noch zum Ueberfluß und aus Muthwillen eine Lanze an den rechten Arm, und vollendete ſo die Geſtalt eines turnierfertigen Ritters.

Es war die leichteſte Sache von der Welt, den geharniſchten Todten ohne Aufſehen abzuſenden. Roderigo's Palaſtgarten erſtreckte ſich bis an die Stadtmauer, und durch dieſe hatte der Herzog ſchon vor mehrern Jahren mit Erlaubniß des Königs eine Pforte brechen laſſen, um bei Spaziergängen des Umwegs durch das Stadtthor überhoben zu ſeyn. Der Hengſt ward alſo den Garten entlang geführt, erhielt außerhalb der Pforte einige Peitſchenhiebe, und ſtürmte brauſend fort, als wollt' er den Wind überfliegen.

Indem man auf dieſe Weiſe geſchäftig war, Sylveſtern von aller Gefahr zu befreien, zitterte er in ſeiner Zelle vor Verhaftung und dem Blutgerüſte. Die Phantaſie der Angſt ließ ihn von Zeit zu Zeit vor ſeiner Thür ein Getümmel von Schergen hören. Er glaubte dieſen Schreckniſſen nur durch eine ſchleunige Flucht entrinnen zu können. Mit dieſem Entſchluſſe ging er, als der Morgen anbrach, zu dem Kloſterverwalter und erbat ſich ein Reitpferd, unter dem Vorgeben, daß er einen Freund auf dem Lande beſuchen wolle. Es ward ihm eine Stute geſattelt. Er ſchwang ſich darauf, ritt vor einen Schwertfegerladen und kaufte einen ſcharf-

geſchliffenen Säbel, um ſich damit gegen jeden, der ihn feſthalten wolle, auf's Aeußerſte zu wehren.

Wie froh war er, als Madrid hinter ihm lag! Er verließ, ſobald man ihn von dort nicht mehr ſehen konnte, die Landſtraße, und jagte einige Stunden lang auf Kreuz- und Querwegen blind umher. Indem er nun ſo am Saume eines Waldes hintrabte, hört' er das Wiehern eines Pferdes. Scheu ſah er ſich um, und erblickte einen geharniſchten Reiter, der aus dem Gehölz hervor in geſtrecktem Galopp auf ihn zukam. „Himmel! ein Häſcher von der heiligen Hermandad!" ächzte der Flüchtling leiſe und ſpornte heftig ſein Thier, um dem Lanzenreiter zu entfliehen. Doch im Hui war ihm dieſer auf dem Nacken. Der Hengſt eilte wie geflügelt der Stute nach. Schon berührte die Spitze der Lanze die Mönchskutte, da zog Sylveſter den Säbel, warf ſein Roß herum, und mit Rieſenkraft der Verzweiflung führte er auf die einzige verwundbare Blöße, die er am Halſe des Gegners zwiſchen Helm und Harniſch entdeckte, einen ſo gewaltigen Streich, daß der Kopf vom Rumpfe flog.

Sieg und neue Flucht waren Eins. Aber noch immer donnerten ihm Hufſchläge nach. Er ſchielte zurück; der Ohnekopf war dicht hinter ihm. Mit Grauſen ſtieß er ſeinem Gaul beide Ferſen in die Flanken und ſprengte auf das Thor eines vor ihm liegenden Städtchens zu. Er wollte lieber in Menſchenhände fallen, als ſich dem Satan ergeben; denn dafür hielt er nun ſeinen Verfolger. Die Schildwache am Thore warf vor Schrecken ihre Hellebarde weg und entlief. Er ſtürmte hinein in die Stadt und ritt alles nieder, was ihm in den Weg

kam. Der kopflose Unhold hetzte ihn aus einer Straße in die andere. Wie versteinert sahen die Einwohner dem gräßlichen Schauspiele zu. Endlich stürzte Sylvesters entathmetes Roß unter ihm. Er raffte sich geschwind wieder auf und lief schreiend: „Ich bin ein Mörder!“ zu einem nahen Wachhause, wo man ihn gefangen nahm.

Isidors Kopf, den ein Reisender auf dem Kampfplatze gefunden hatte, ward kurz nachher in die Stadt gebracht, und der gefangene Mönch noch an demselben Tage dem peinlichen Gerichte zu Madrid überliefert. Sein Einzug in Begleitung des Todten, den man unverrückt auf seinem Hengste sitzen ließ, verursachte einen ungeheuern Zusammenlauf. Der Herzog erfuhr sofort den wunderbaren Vorfall. Er übersah schnell, daß nun sein Meuchelmord nicht unentdeckt bleiben konnte; daher warf er sich ohne Verzug dem Könige zu Füßen, gestand sein Verbrechen, und bat, mit Anführung aller mildernden Umstände, um Begnadigung. Der Monarch ertheilte sie seinem Liebling, und verwies ihn blos einige Monate lang als Gefangenen auf eine Festung. *

* Es läßt sich wegen mangelnder Nachrichten nicht ausmitteln, welcher König von Spanien dieses gelinde Urtheil sprach. Nur so viel ist gewiß, daß es nicht Philipp der Dritte war. Unter dessen Regierung wäre der Mörder eines Mönchs nicht so straflos geblieben. Das hätte die heilige Inquisition nicht geduldet; denn Philipp war selbst in einem so hohen Grade ihr Sclav, daß der Oberketzerrichter ihm eine Thräne des Mitleids, die er einst bei einem Auto da Fé vergossen hatte, zum Verbrechen machen und sein eigenes Blut dafür fordern durfte. Der König mußte sich eine Ader öffnen lassen, und sein Blut — ward verbrannt.

Roderigo's Geständniß setzte Sylvestern in Freiheit. Aber die ausgestandene Höllenangst, die innerhalb zwölf Stunden sein schwarzes Haar grau färbte, hatte seine Gesundheit so zerrüttet, daß er nach wenigen Tagen starb. Niemand beklagte ihn, weil er als ein Opfer der eigenen Bosheit fiel und sein schneller Tod eine Strafhandlung der gerechten Nemesis war.

IX.

Das Roſenmädchen.

Der General von Lindenkron hatte ſeinen Abſchied genommen und ſich auf ſeine Güter begeben. Sein Stammhaus Lindenkron lag in einer bezaubernden Gegend; die Bauern waren wohlhabend, und erhoben ſich durch Sittlichkeit und anſtändiges Betragen über andere Landleute. Dieſe Veredlung war das Werk ihres Pfarrers, eines muſterhaften Mannes, der ſeit zwanzig Jahren an der Bildung ſeiner Gemeinde treulich gearbeitet hatte.

Faſt eben ſo lange war der General durch Feldzüge, Reiſen und die Luſtbarkeiten der Hauptſtadt von ſeinen Ländereien getrennt geweſen. Aber ſein gefühlvolles Herz, das ſich weder in Schlachten verhärtet, noch am Hofe verkältet hatte, war für die Schönheiten der Natur empfänglich geblieben. Ihm gewährte daher ſein Gut, wo er mit dem blühenden Mai zugleich einzog, einen erfreulichen Aufenthalt. Doch nach einigen Wochen beſchlich ihn ein Mißbehagen, dem er keinen Namen zu geben wußte. Er hielt es für ein körperliches Uebel und ließ einen Arzt kommen.

„Ihr Puls ist in Ordnung, Herr General!“ sagte der Doktor. „Sie haben wahrscheinlich bloß einen Anfall vom Landfieber der langen Weile. Zerstreuen Sie sich, laden Sie Gesellschaften aus der Residenz zu sich ein, und die Arznei des gewohnten Umgangs wird wohlthätig wirken. Ein Weltmann wie Sie, der kaum sein fünfzigstes Jahr überschritten hat, ist zum Einsiedler noch nicht reif.“

„Ich will auch kein Waldbruder seyn,“ antwortete der General. „Nur von der Stadtwelt mag ich den ganzen Sommer hindurch nichts sehen und hören.“

„So beschäftigen Sie sich auf eine belustigende Weise mit Ihren Landleuten!“ versetzte der Arzt. „Geben Sie ihnen Schäfer- und Rosenfeste!“ —

Dieser Vorschlag gefiel dem General. Er hatte immer die Rosenfeste als eine liebliche Erfindung betrachtet, und beschloß auf der Stelle, eins zu veranstalten.

Des folgenden Tages ließ er die Dorfgerichten und Hauswirthe zusammenrufen und sprach zu ihnen: „Gute Männer und Freunde, ich bin entschlossen, ein jährliches Rosenfest hier zu stiften. Diese Feierlichkeit stammt aus Frankreich her, hat aber auch schon in Deutschland hier und da Eingang gefunden. Sie besteht darin: daß die tugendhafteste Jungfrau eines Ortes öffentlich mit Rosen bekränzt und ansehnlich beschenkt wird. Das Letztere übernehme ich allein; aber die Ausmittelung des Mädchens, das vor allen andern diese Ehre verdient, ist Eure Sache, und ich lasse hierzu Euch und Euren Frauen drei Tage Zeit. Dann halten wir eine feierliche Wahl Jeder ansäßige Einwohner hat eine

Stimme und gibt sie nach seinem Gewissen ab. Die Mehrheit derselben entscheidet.“ —

Mit hastigen Schritten eilten die Hausväter heim und verkündigten athemlos die große Neuigkeit ihren Weibern und Töchtern. Eigenliebe und Tadelsucht setzten sich nun sogleich in der armseligen Hütte zu Gericht. Jedes Mädchen, das gerade keinen ruchbar gewordenen Fehltritt begangen hatte, rechnete darauf, bekränzt zu werden; jede Mutter hielt ihre Lieblingstochter einzig und allein für würdig, die Rosenkrone zu tragen.

Als nun die Wahlhandlung unter dem Vorsitz des Generals und des Pfarrers vor sich ging, befolgte der Erste, den man zum Stimmen aufrief, das ihm eingeschärfte Gebot seiner Hausfrau, und sprach furchtsam und mit niedergeschlagenen Augen den Namen seiner eigenen Tochter aus. Aber man beschied den guten Mann, daß Vaterliebe hier kein Wahlrecht habe, sondern daß sich Jeder für eine fremde, mit ihm nicht verwandte Person erklären müsse. Das verursachte nicht wenig Bestürzung; denn es hatten auch schon Andere die Namen ihrer Schooßtöchter auf der Zunge.

Nach dieser kleinen Irrung erhielt Evelina, des Schulmeisters Pflegetochter, die meisten Stimmen. Sie war unstreitig das tugendhafteste Mädchen im Dorfe, und alle Menschen waren ihr hold, weil sie freundlich und gut, und bei ausgezeichneter Schönheit so bescheiden war, als hätte sie nie in einen Spiegel gesehen. — Der Gerichtshalter, der das Protokoll führte, rief sie zum Rosenmädchen aus.

„Ich protestire dagegen!“ schrie Herr Muffel, der überkluge Barbier und Wundarzt des Dorfes.

„Aus welchen Gründen?“ — fragte der Gerichtshalter.

„Pro primo,“ — antwortete Muffel — „ist Jungfer Lina keine Eingeborene.“

„Wer sagt das?“ sprach der Pfarrer. „Das Kirchenbuch beweiset das Gegentheil.“

„Und wäre das auch nicht,“ fiel der General ein, „so hätte doch Herr Muffel nicht Fug und Macht, ein Gesetz, von dem noch gar nicht die Rede war, zu erschaffen. — Indessen ist es recht und billig, daß das Rosenmädchen hier geboren sey, und so mag denn dieß für die Zukunft als Gesetz gelten.“

Herr Muffel, der gern seine kleine, häßliche Tochter zum Rosenmädchen erhoben hätte, langte jetzt einen neuen Pfeil aus seinem Köcher hervor. „Pro secundo,“ — sprach er — „sey es zwar fern von mir, der belobten Jungfer Lina etwas Unrühmliches nachzusagen; sie ist aber in der That zu wohlgebildet, als daß sie bei den vielen Anfechtungen, welchen die Schönheit ausgestellt ist, ganz rein und unbefleckt hätte bleiben können, sintemal das zerbrechliche Glas der Tugend leicht Risse bekommt oder wenigstens anläuft.“ —

„Wie seltsam und beleidigend!“ rief der General mit Unwillen aus. „Also vertragen sich nach Herrn Muffels Meinung Schönheit und Tugend nicht zusammen? — Ein sehr falscher und feindseliger Gedanke! — Wer keine triftigern Gründe vorzubringen weiß, der schweige!“

Herr Muffel schwieg; andere Einwendungen wurden nicht laut; der General bestimmte den nächsten Sonntag zum Rosenfeste, und die Wahlmänner gingen auseinander.

„Aber wer iſt eigentlich dieſe Evelina?“ fragte Herr von Lindenkron den Geiſtlichen unter vier Augen.

„Vor dieſer Frage, mein Herr General, habe ich mich ſchon ein wenig gefürchtet;“ ſagte der Pfarrer. „Ich kenne des Mädchens Herkunft; ſie iſt aber ein Geheimniß, das mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut wurde. Alles, was ich jetzt ſagen darf, iſt dieß: Evelina's Mutter hielt vor ſiebzehn Jahren in möglichſter Stille ihre Niederkunft, und ging dann außer Landes, nachdem ſie zuvor ihr Kind dem Schulmeiſter und ſeiner Frau übergeben und ihnen zu deſſen Pflege und Erziehung eine beträchtliche Summe angewieſen hatte. Sie wechſelte nachher oft Briefe mit ihnen, und in einem der letztern hat ſie gemeldet: ſie würde bald hier eintreffen, um ihre Tochter abzuholen.“ —

Mit dieſer halben Antwort begnügte ſich Herr von Lindenkron, und der Geiſtliche war froh, daß er ſo leicht damit durchkam.

Die Anſtalten zum Feſte wurden nun mit Eifer betrieben. Der General ließ, um den Landleuten einen geraumen Tanzboden zu verſchaffen, den Platz vor ſeinem Schloſſe zu einer feſten Tenne ſchlagen, die im Kreiſe herumſtehenden Lindenbäume mit Lampen behängen und das Schloß ſelbſt mit Erleuchtungsgerüſten bekleiden. Auch der Koch bekam alle Hände voll zu thun. Die ganze Dorfſchaft ſollte bewirthet werden, und aus der Hauptſtadt, die nur drei Meilen entfernt lag, waren ungebetene Gäſte zu erwarten; denn es ließ ſich voraus ſehen, daß die Roſenfeier dort kund werden und Freunde und Bekannte des Generals anlocken würde, ihn bei dieſer Gelegenheit zu beſuchen.

Doch freute er ſich eben nicht darauf. Er beſorgte vielmehr, daß die Leichtfertigkeit der Großſtädter zu dem ernſten Tone der feſtlichen Handlung nicht ſtimmen und die natürliche Einfalt und Reinheit der Sitten ſeines Landvölkchens verderben möchte.

Ein ſolcher Gaſt, der Kammerherr Saloni, traf ſchon am Vorabend des Feſtes in Lindenkron ein. Der General war ausgeritten. Aus langer Weile knüpfte der Kammerherr ein trauliches Geſpräch mit der Dienerſchaft an und fragte ſehr angelegentlich nach dem Roſenmädchen. Man entwarf ihm von Evelinen ein lachendes Bild. Begierig, mit ihr ſogleich Bekanntſchaft zu machen, ließ er ſich den Weg zu ihrer Wohnung beſchreiben, und eilte dahin.

Der Schulmeiſter und ſeine Gattin waren in die nächſte Stadt gegangen, um mancherlei Bedürfniſſe zum Ehrentage ihrer Pflegetochter einzukaufen. Lina befand ſich im Schulhauſe allein. Saloni ſtutzte bei dem Anblick des ſchönen Mädchens, deſſen zarte Geſtalt keinen Fürſtenſaal verunziert hätte. Auch Lina erſchrack bei ſeiner Ankunft; denn trotz ſeines fünfzigjährigen Alters ſtand es in ſeinen lüſternen Augen und auf der glänzenden Mondſcheibe ſeines kahlen Hauptes deutlich geſchrieben, daß er im Umgange mit Frauenzimmern kein Heiliger war. — Er fragte nach dem Schulmeiſter und ſetzte als Beweggrund hinzu: er wünſche, das Innere der Kirche zu ſehen.

Lina antwortete: ihr Vater ſey nicht zu Hauſe, und die Kirche enthalte nicht die geringſte Merkwürdigkeit.

„Es hängt nur von Ihnen ab, ſie mir denkwürdig zu machen;“ entgegnete der Kammerherr.

„Wie so?“ fragte Lina.

„Wenn Sie die Güte haben, mich hineinzuführen. — Ich bin ein leidenschaftlicher Kirchenfreund; das kleinste Kapellchen hat für mich etwas Anziehendes.“

„Aber es dämmert schon,“ sagte sie.

„Ihre schönen Augen werden uns leuchten,“ antwortete er.

Sie mochte sich entschuldigen, wie sie wollte, er hatte immer schnell einen artigen Widerspruch bei der Hand. Es war unmöglich, ihn los zu werden. Am Ende entschloß sie sich, das Heiligthum zu öffnen, um den Unheiligen aus ihrer Stube fortzubringen. Sie hätte gern eine dritte Person als Schutzwache mitgenommen, aber des Schulhauses einsame Lage verbot es, einen Nachbar zu rufen. Sie mußte mit dem gefährlichen Menschen allein gehen. Und siehe da! er wagte mitten in der Kirche einen unbescheidenen Versuch, diesen Umstand zu nutzen. Sie aber entriß sich rasch seinen Armen, flog wie ein Vogel zur Thür hinaus und schloß ihn ein.

Er, der furchtsamste aller Menschen, war wie vom Donner gerührt, als er sich in der dunkeln Kirche eingesperrt sah. Die darin begrabenen Pfarrherren stiegen vor seinen Augen aus den Grüften empor; die steinernen Apostel an den Wänden wurden lebendig. Er floh nach der Thür und donnerte sich die Hände daran wund. Aber diese Nothschüsse hörte Niemand als Lina, die, aus Furcht vor seiner Zudringlichkeit und Rache, den festen Entschluß gefaßt hatte, ihn nicht eher zu entkerkern, bis ihr Pflegevater zu Hause sey. Dieser kam erst nach einer vollen Stunde. Er hörte mit Schrecken, als er bei der Kirche vorüberging, das Gepolter darin.

Lina flog ihm mit den Schlüsseln des Räthsels und des Gotteshauses entgegen. Er billigte ihr Verfahren, sandte sie heim und schloß selbst das Gefängniß auf. Fluchend fuhr Saloni heraus und drohte, sich über die ihm widerfahrene Unbill bei dem General zu beklagen.

Er that es, fand aber keinen mitleidigen Richter. Herr von Lindenkron, der ihn wenig schätzte, sagte lachend: „Ich bedaure Sie nicht, Saloni! Ihr Herren behandelt jedes hübsche Mädchen aus den niedern Ständen als eine für euch gewachsene Frucht! Darum freut es mich, daß Evelina Sie eines andern belehrte. Sie machte sich dadurch des Ehrenkranzes, den sie morgen tragen wird, doppelt werth, und ich lege zur Belohnung ihrer muthigen That den fünfzig Dukaten, die ich ihr zum Geschenke bestimmte, noch zehn Stück zu.“ —

Der Kammerherr war zu feig, sich über diese unerwartete Antwort empfindlich zu bezeigen. Er behielt sich aber vor, Evelinen des folgenden Tages auf irgend eine Art zu bestrafen.

Der Morgen des Festes brach an, und es war noch ziemlich früh, als der General vor dem Schlosse eine Trommel schlagen hörte. Er trat ans Fenster und erblickte mit Erstaunen ein in Parade stehendes Häuflein der abenteuerlichsten Soldaten, die er jemals gesehen hatte. Es waren ungefähr zwanzig steinalte, klapperdürre, knickbeinige Männlein: eine wahre Leibwache des Todes! Sie schwammen in weiten und breiten, philistermäßig ausgesteiften Röcken, trugen insgesammt Zopfperücken, und kleine Hütchen schwebten darauf. Aber kriegerisch waren sie mit Flinten und Säbeln bewaffnet. In der Hand eines buckligen Fahnjunkers wehte ihre Fahne mit der Inschrift: Sieg oder Tod! und vor

derſelben hielt der commandirende Offizier, ein kugelrunder Zwerg, auf einem ſtattlich aufgeputzten Eſel.

Der General betrachtete dieſes wunderliche Volk eine Weile, und ſchickte dann einen Diener hinab, mit der Frage: was der Einmarſch in ſein Gebiet bedeute?

„Das wird dieſes Schreiben erklären,“ ſagte der Eſelreiter, indem er aus der Piſtolenhalfter einen Brief hervorzog.

Herr von Lindenkron erkannte gleich auf dem Umſchlage die Handſchrift eines luſtigen Freundes, des Oberſten Solmitz, der ihm Folgendes ſchrieb: „Das iſt brav, Herr Bruder, daß du die Tugend, die anderwärts unter die Füße getreten wird, auf deinem Gute krönen willſt! Da ſie aber, wie bekannt, viele Feinde hat, ſo bedarfſt du bei dieſer Feierlichkeit einer tüchtigen Mannſchaft, um die nöthige Ordnung zu erhalten. Ich habe daher einen Trupp Kernmänner — die bei der weiland päpſtlichen Armee mit Auszeichnung dienten und ſich verabſchiedet nach Deutſchland verirrten — für dich geworben, und verſpreche mir deßhalb von dir, der immer bei ſeinem Regimente auf ſchöne Leute hielt, den vollkommenſten Beifall. Ueber die Koſten der Werbung und Ausrüſtung wollen wir uns in der nächſten halben Stunde mündlich vergleichen.“ —

Kaum hatte der General dieſen Brief geleſen, ſo kam der Oberſt an. Jener gab ſich aus Höflichkeit die Miene, als beluſtige ihn ſeines Freundes Scherz; doch verbat er den Dienſt der Wehrmänner bei der Krönung, weil dieſe dadurch lächerlich werden würde. Solmitz beſtand nun darauf, daß ſeine Schaar — die er, mit Ausnahme des Offiziers und des Fahnjunkers, aus den abgelebteſten Greiſen des Invalidenhauſes ausgehoben hatte —

wenigstens das Schloß mit einer doppelten Schildwache an der Pforte besetzen solle, und er ernannte sich zugleich selbst zum Commandanten der Burg. Diesen Spaß mußte der General gestatten und eine Waffenübung mit ansehen, die der Oberst vom Fenster hinab befehligte. Er hetzte die alten Kriegsknechte mit Doppel- und Geschwindschritten auf dem Schloßplatze herum, ließ blind Feuer geben, und lachte herzlich, als einige der schwachen Helden, die im Vorderliede auf's Knie fallen mußten, sich ohne Hülfe nicht wieder aufrichten konnten. Der General wandte die Augen weg und sagte: „Genug, Freund, genug! Du gibst der unten versammelten Jugend ein sittenverderbendes Schauspiel! Sie lernt hier das Alter verlachen, das sie ehren soll.“ —

Die armen Soldaten erhielten Ruhe und wurden reichlich bewirthet. Aus der Residenz langten mehrere Gäste zu Roß und Wagen an. Unter ihnen befanden sich verschiedene junge Wüstlinge, die der General mit heimlichem Verdruß bewillkommte.

Ein heiterer Himmel begünstigte das Fest, das in den kühlen Nachmittagsstunden begann. Evelina ward aus ihrer Wohnung feierlich abgeholt. Ein schlichtes weißes Kleid, auf welches ihre braunen Haarlocken herabfielen, war ihr ganzer Schmuck, und sie war wunderschön. Jüngere Mädchen streuten ihr Blumen; der General und der Pfarrer gingen ihr zur Seite, und jener hielt von Zeit zu Zeit die muthwilligen Stadtjunker, die den Zug umschwärmten, mit einem scharfen Blick im Zaume. Auf dem grünen Platze, der zur Krönung gewählt worden war, sprach der Pfarrer in einer kurzen, herzlichen Rede von dem Werthe und den Segnungen der Tugend. Die meisten Landleute vergossen

Thränen der Rührung; die jungen Städter lachten indeß, und bemühten sich, die artigsten Bauermädchen um dasselbe Kleinod, das ihnen eben jetzt als das theuerste Heiligthum vorgestellt und empfohlen ward, zu beschwatzten. Der General setzte Evelinen mit einem lauten Lobspruche den duftenden Kranz auf, und der Dorfrichter, ein redlicher Altvater, reichte ihr das Ehrengeschenk auf einem silbernen Teller. Dann ging der Zug ins Schloß; die Geiger und Pfeifer spielten lebhaft auf; der General tanzte mit dem Rosenmädchen den ersten Tanz. Das ganze Dorf war froh und einig beisammen. Nur Herr Muffel und sein Töchterlein fehlten.

Aber sein Spruch, daß die Schönheit vielen Anfechtungen ausgesetzt sey, ging in Erfüllung. Lina mußte sich so viel als möglich in der Nähe des Generals aufhalten, um vor den Liebkosungen der Stadtherren gesichert zu seyn. Das gelang ihr eine Stunde lang recht gut, und sie sah es daher nicht gern, daß ihr Beschirmer nun ins Schloß hinaufging und sich an einen Spieltisch setzte.

Kurz darauf flüsterte ihr ein Bedienter ins Ohr: es wolle eine der fremden, zum Besuch gekommenen Damen in geheim mit ihr sprechen. Sie folgte ihm. Er öffnete ihr ein abgelegenes Zimmer im Erdstocke des Schlosses.

Hier saß auf dem Sopha eine Frauengestalt, die mit zartlispelnder Stimme bat, sich neben sie niederzulassen. Lina gehorchte, und plötzlich fuhren aus dem seidenen Mantel neben ihr ein Paar nervige Arme heraus, die ihren Leib brünstig umschlangen und einen unzweideutigen Angriff auf ihre Tugend unternahmen. Sie erschrack, sträubte sich, rief um Hülfe, und im Nu ent-

ſtand vor der Thür ein Kampf zwiſchen dem Bedienten, der Wache hielt, und dem jungen Förſter Erich, der Evelinen liebte, und ihr gefolgt war, als er ſie vom Tanzplane weglocken ſah. Er überwältigte den Aufpaſſer, und mit dem Ausruf: „Was geht hier vor?“ ſtürzte er ins Zimmer.

Die Dame ließ ihre Beute los und verhüllte ſich. Der Jäger, damit nicht zufrieden, drang heftig auf Antwort. Doch eh' er ſie bekam, ſah er ſich von zehn bewaffneten Gerippen umringt, die der Bediente aus ihrer Wachſtube geholt hatte, um ihn gefangen nehmen zu laſſen. Sie rückten tapfer an; aber der Förſter bat ſie wehmüthig: ſie möchten ihn nicht nöthigen, ihr ehrwürdiges Alter zu mißhandeln und ſie insgeſammt wie Kartenhäuſer über den Haufen zu ſtoßen.

Während dieſer beweglichen Vorſtellung erſchien der Schloßcommandant, der von dem Vorfall gehörige Meldung erhalten hatte. „Was gibt's hier?“ fragte ſeine kräftige Amtsſtimme. Erich antwortete: das vermummte Weſen auf dem Sopha habe dem Roſenmädchen Gewalt anthun wollen. „Iſt das wahr?“ rief Solmitz der Maske zu. Sie ſprang ſchweigend auf und wollte entwiſchen; er hielt ſie aber feſt und übergab ſie den Soldaten, die ſie unter ſeiner Anführung die Treppe hinauf in ein leeres Zimmer brachten und ſich außen vor der Thüre zur Bewachung ſtellten. Der General, von der Begebenheit unterrichtet, erhob ſich unmuthig vom Spieltiſch, um die verhaftete Perſon zu verhören. Ihm folgten alle männliche Gäſte. Nur die Frauen hielt der Anſtand zurück.

Indeſſen hatte ſich die Gefangene in den Kammerherrn Saloni verwandelt. — Entſchlüpft den Masken-

Kleidern (die von einer zum Roſenfeſt eingetroffenen Dame ohne ihr Vorwiſſen entliehen waren) trat er mit lachendem Geſicht, als hätte er nur einen unſchuldigen Scherz unternommen, dem General entgegen. Doch mit gerunzelter Stirn ſagte Dieſer: „Sie erlauben ſich unangenehme Freudenſtörungen, Herr Kammerherr! Sie verläugnen heute ganz den feinen Hofmann, der die Geſetze der Schicklichkeit nirgends übertritt, und es überall behutſam vermeidet, ſich läſtig zu machen. — Ich ſeh' es überhaupt nun ein, daß es ein thörichter Einfall war, in der Nähe einer großen Stadt ein Unſchuldsfeſt zu veranſtalten. — Davon überzeugten mich außer dem Herrn von Saloni auch noch andere der gegenwärtigen Herren, die während der Zeit, als der Tugend eine Lobrede gehalten wurde, im Kreiſe der Mädchen umhergingen und den Samen des Laſters auszuſtreuen ſuchten.“ –

Hier unterbrach ihn ein Bedienter, der ihm etwas ins Ohr raunte und ſchnell wieder abtrat. „Ich muß Sie auf einen Augenblick verlaſſen, meine Herren!“ ſagte der General. „Aber der Reſt meiner Strafpredigt“ — ſetzte er lächelnd und mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu — „bleibt Ihnen unverloren.“ —

Es war ihm gemeldet worden, daß ihn eine durchreiſende Fremde unverzüglich zu ſprechen verlange. Er fand in dem Zimmer, worein man ſie geführt hatte, ein verſchleiertes Frauenzimmer, das ſeine Frage nach Stand und Namen blos durch Aufhebung des Schleiers beantwortete. Er ſah das Angeſicht einer Frau von ungefähr fünfunddreißig Jahren, die in ihrem Blüthenalter ſehr ſchön geweſen ſeyn mochte und ihm bekannt ſchien; doch mußte er geſtehen, daß er nicht wiſſe, wer ſie ſey.

„Kennen Sie Charlotte Walter nicht mehr?“ sagte sie mit beklommener Stimme.

„Charlotte!“ — rief der General, und ein glühendes Roth bedeckte sein Gesicht. — „Liebe, theure Charlotte! — Ist's möglich, daß ich Sie wieder sehe, nachdem Sie sich länger als siebzehn Jahre vor mir verbargen?“ —

„Scham und Reue“ — antwortete sie — „drängten mich aus dem Lande; aber die Sehnsucht nach meiner Tochter — und der Ihrigen — zog mich jetzt wieder herein?“ —

„Also lebt es noch das Kind unserer Liebe?“ fragte Lindenkron mit freudiger Wärme.

„Es lebt und heißt — Evelina.“ —

Man denke sich sein Erstaunen!

Charlotte, die verwaiste Tochter eines armen Landpredigers, ward in ihrem fünfzehnten Jahre von der Mutter des Generals als Pflegekind aufgenommen. Er sah, liebte und — besiegte das schöne Mädchen. Frau von Lindenkron starb, als eben Charlotte ihre annahende Mutterschaft nicht länger verheimlichen konnte. Er, durch einen plötzlich ausgebrochenen Krieg ins Feld gerufen, schenkte ihr zweitausend Thaler und mußte sie übrigens sich selbst überlassen. Sie wandte sich nach Lindenkron, wo sie das Jahr vorher, als sie mit ihrer Wohlthäterin den Sommer dort zubrachte, die Gattin des Schulmeisters als eine brave, behülfliche Frau kennen gelernt hatte. Nach ihrer Niederkunft trat sie in die Dienste einer Gräfin, die immer auf Reisen war. Mit ihr besuchte Charlotte sechszehn Jahre lang alle europäische Länder, und ward endlich des unstäten Lebens so müde, daß sie den Heirathsantrag eines wackern Mannes, der

sich in einer deutschen Hauptstadt um sie bewarb, mit Freuden ergriff. Sie bekannte ihm, daß sie eine Tochter habe, und er gewährte ihr den Wunsch, das Mädchen zu sich zu nehmen.

Dieses Vorhaben eröffnete sie jetzt dem General. „Lassen Sie uns morgen davon reden!" sprach er. „Warten Sie vor der Hand, ohne sich Jemanden zu erkennen zu geben, das Ende des Festes ab, folgen Sie dann Evelinen ins Schulhaus und entdecken Sie sich erst dort! — Ich habe eine gegründete Ursache, Sie um diese Vorsicht zu bitten." —

Und wer erräth diese Ursache nicht? — Er fürchtete Spott und Gelächter, weil er in demselben Augenblicke, da er seinen Gästen eine moralische Vorlesung hielt, an eine eigene Jugendsünde erinnert war. Die gedrohte Fortsetzung der Strafpredigt unterblieb daher auch, als er zu ihnen zurückkam, und sie machten sich bald nachher wieder auf den Weg nach der Hauptstadt.

In der Frühe des folgenden Tages überraschte er Mutter und Tochter im Schulhause und schloß Evelinen mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme. Sie schien aber mehr traurig als froh. Er forschte nach der Ursache: das Mädchen schwieg; doch die Mutter verrieth das Geheimniß. „Das liebe Kind," sagte sie, „kann sich noch nicht in das Glück finden, die Tochter eines vornehmen und reichen Mannes zu seyn, und auf der andern Seite ist der guten Seele bange, daß sie nun einem armen Freunde werde entsagen müssen."

„Wer ist dieser Freund?" fragte der General.

„Der Förster Erich," antwortete Charlotte.

„Ich freue mich, daß ich dieſen Namen höre," sagte Lindenkron. „Erich ist ein edler Mensch und deiner

Liebe werth, meine Tochter! Er diente mir als Leibjäger, erhob sich aber zu meinem Freunde, als er in einer Schlacht mit eigener, höchster Lebensgefahr mein Leben rettete." —

Lina's Herz hüpfte vor Freude, und in diesem Augenblicke trat Erich herein. Er wich bestürzt zurück, als er den General sah; doch Dieser rief ihm zu: „Du kommst eben zu gelegener Zeit, lieber Erich! Ich sann bisher immer auf Mittel und Wege, dir die heldenmüthige Rettung meines Lebens auf die würdigste Weise zu vergelten, und nun bin ich's endlich im Stande. Hier ist dein Lohn!" —

Er führte ihm mit diesen Worten das Mädchen entgegen. Erich stand unbeweglich, und versteinerte ganz, als man ihm erklärte, daß Lina des Generals Tochter sey. Aber nach gewonnener Fassung stürzte er, Hand in Hand mit der Geliebten, dem großmüthigen Manne zu Füßen, und sie weinten vor Entzücken in seiner Umarmung.

X.

Der Emporkömmling

oder

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Erstes Kapitel.

„Man ist und bleibt doch ein unnützer Schächer!“ fuhr der alte, finstre Prokurator Sebald seinen Kopisten an: „Lernt man denn nimmer nach Brod schreiben? — Was man aber auch für Federn hat! Die englischen Nähnadeln meiner Tochter sind kaum zärter und feiner gespitzt!“ — So schmälend, schnitt er ein paar Kiele zur Probe, und schnäbelte sie so breit, daß die damit gezogenen Buchstaben nicht anders aussahen, als wären sie mit einem Zaunpfählchen geschrieben. „Das sind Federn,“ rief er jetzt aus, „die einen redlichen Juristen mit Ehre und Reputation durch die Welt bringen!“

Die Vergleichung der brodlosen Federn mit den Nähnadeln seiner Tochter war unglücklich gewählt, denn sie machte dem jungen Schreiber seine zartgeschnäbelten

Kiele noch lieber. Er kannte die scharfen Spitzen jener Nadeln recht gut, und war oft im Scherz damit verwundet worden.

Pauline (so hieß die Tochter des Prokurators) hatte zwar in der väterlichen Expeditionsstube weder Sitz noch Stimme; aber beides hatte Eduard in ihrem Nähzimmer, wenn der Papa nicht zu Hause war. Indem sich der alte Streithahn in den Gerichtssälen kampelte, saßen die Liebenden sehr einig beisammen. Eduards Versuche, einen Kuß zu erbeuten, veranlaßten zwar oft einen blutigen Nadelnkrieg; doch ward immer bald wieder Friede geschlossen, und der geliebte Ruhestörer erhielt dann aus freiem Willen, was ihm zuvor mit gewaffneter Hand versagt worden war.

Pauline hätte zwar keinem Maler zum Modell einer Venus dienen können; aber ihre blühende Jugend, ihre schlanke Nymphengestalt und ihre angenehme Gesichtsbildung, die durch unverkennbare Züge der Gutmüthigkeit veredelt war, machten sie sehr anziehend, und sie galt mit Fug und Recht für eins der liebenswürdigsten Mädchen der Stadt. Ueberdieß hatte sie eine ansehnliche Aussteuer zu erwarten, denn ihr Vater drasch seit dreißig bis vierzig Jahren mit seiner Zunge kein leeres Stroh. Ein enges Herz und ein weites Gewissen — die er eins so gut als das andere besaß — sind gemeiniglich in seinem Fache sehr ergiebige Fruchtfelder.

Sein aufgestapelter Mammon machte ihn höchst übermüthig, und er ließ sich bei jeder Gelegenheit prahlend vernehmen: er werde seine Tochter keinem armen Schlucker an den Hals werfen; sein künftiger Eidam müsse tüchtige Batzen haben, und entweder ein fürstlicher Rath seyn oder doch wenigstens den juristischen Doktorhut

tragen. Dem armen Schreiber, der keine Möglichkeit sah, diese Ehrenstufen jemals zu erklimmen, ward bei solchen Aeußerungen, die er oft anhören mußte, übel zu Muthe, und die Feder zitterte in seiner Hand. Aber Pauline sprach ihm immer wieder Trost zu, und stärkte sein zagendes Herz durch Versicherungen ewiger Treue.

Dieser unschuldige Liebesbund war niemanden als Eduards Mutter bekannt. Pauline bewies ihr schon kindliche Achtung, besuchte sie oft heimlich, und wachte oft, wenn ihr Vater verreist war, ganze Nächte am Bette der Armen, die an einer auszehrenden Krankheit darnieder lag.

Zweites Kapitel.

Eines Tages ward Eduard zu seiner Mutter gerufen, deren Krankheit sich plötzlich verschlimmert hatte. Mein Sohn, sagte sie, ich fühle in allen meinen Gliedern die Annäherung des Todes. Laß mich die letzten Augenblicke, da ich noch der Sprache mächtig bin, zu Geständnissen und Herzenserleichterungen anwenden.

Ich bin nicht, wie Du bisher geglaubt hast, in diesem Lande geboren. Mein Vater war ein Forstbedienter jenseits der Gränze. Er besaß viel Geschicklichkeit und Erfahrung in seinem Fache, und hatte immer junge Edelleute im Hause, die er in der Forstwissenschaft unterwies. Sie gingen bei uns in die Kost und waren mitunter beschwerliche Gäste. Doch sie bezahlten gut, und die geringe Besoldung meines Vaters machte diesen Zuschuß nothwendig.

Ich wuchs heran; man fand mich schön; unsere Hausgenossen sagten mir Schmeicheleien über meine Gestalt, und bewarben sich wetteifernd um meine Gunst. Ich ging ihnen, wo es möglich war, aus dem Wege. Meine Mutter besorgte das Hauswesen allein, und ich erschien nur bei Tische, wo die Gegenwart und der Ernst meines Vaters die muthwillige Jugend im Zaume hielt.

Als ich aber kaum das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, nöthigte mich der Tod meiner guten Mutter aus meiner stillen Eingezogenheit hervor. Ich mußte ihre

Geschäfte übernehmen, und konnte mich nicht mehr wie sonst in meinem einsamen Stübchen verschließen. Die jungen Herren umschwärmten mich nun überall, wo sie von meinem Vater nicht beobachtet wurden.

Anfangs waren sie mir insgesammt sehr gleichgültig und ich achtete nicht auf ihr süßes Geschwätz; allein bald zeichnete mein Herz einen von ihnen aus. Er betrug sich bei jeder Gelegenheit feiner und gesitteter als seine Kameraden, und diente mir zum Ableiter ihrer Zudringlichkeit, denn er wandte sein Ansehen, in das er sich bei ihnen gesetzt hatte, zu meiner Beschützung an. So entstand zwischen uns eine gegenseitige Freundschaft, die mit jedem Tage wärmer ward, und unmerklich bis zur Gluth der Liebe stieg.

Ferdinand — ich will jetzt seinen Familiennamen noch verschweigen — drang mir, ungeachtet ich ihm die Ungleichheit unserer Herkunft vorstellte, ein feierliches Eheversprechen auf. Ich gab der Ueberredung seiner Leidenschaft nach, und wir wechselten heimlich Verlobungsringe. Es geschah in einer einsamen nächtlichen Stunde. Unsere Sinne waren von Liebe berauscht, und die Folge — soll ich sie glücklich oder unglücklich nennen? — war Dein Daseyn.

Einige Monate nach jener Nacht verließ Ferdinand unser Haus, um von den Gütern, die ihm durch den Tod seines Vaters zugefallen waren, Besitz zu nehmen. Er versprach mit den schrecklichsten Eidschwüren, nach wenig Wochen zurückzukommen und mich von meinem Vater zur Ehe zu begehren; aber sie verstrich doppelt die bestimmte Zeit, und er kam nicht und schrieb nicht. Mit Entsetzen fühlte ich indessen die Wirkung der Verlobungsnacht. Ich meldete ihm dieß in einem Briefe, den ich nur mit

Mühe zu Stande brachte, weil ein Strom von Thränen meine Federzüge oft wieder auslöschte.

Ich erhielt Antwort; aber sie kam sehr spät, und war so kalt und unbefriedigend, daß ich sie mit Verzweiflung las. Ferdinand schrieb: er werde mir Wort halten, doch jetzt erlaubten es seine Verhältnisse nicht. Er habe bei dem hiesigen Hofe als Kammerjunker Dienste genommen, dürfe nun ohne Erlaubniß des Fürsten nicht heirathen, und müsse Schwierigkeiten und Ungnade befürchten, weil ich nicht von Familie sey. Es wäre daher rathsam, diesen Schritt nicht eher zu wagen, bis er in der Gnade des Fürsten festern Fuß gefaßt habe. Ich solle indessen meinen Zustand sorgfältig verbergen und an einem entfernten Orte, wo mich Niemand kenne, mein Wochenbett aufschlagen. Er werde alle Kosten tragen; doch bedinge er sich Verschwiegenheit, damit Niemand erfahre, daß er der Vater des Kindes unter meinem Herzen sey. Dieß dürfe besonders mein Vater nicht wissen, denn sobald ihn dieser heftige Mann darüber zur Rede stellte oder ihm sonst die geringste Verdrießlichkeit verursachte, nehme er sein Eheversprechen zurück, und keine Macht auf Erden solle vermögend seyn, mich ihm zur Gattin aufzuzwingen.

Was konnte ich Unglückliche thun? — Ich härmte mich ab; das Vorgefühl meiner Schande machte mich menschenscheu; ich erschrack oft vor meinem eigenen Schatten. An eine stille Veränderung meines Aufenthalts war nicht zu denken. Ich hatte in der ganzen Welt keine vertraute Seele, bei der ich mir eine freundliche Aufnahme und schonende Behandlung versprechen konnte; und wäre mir auch irgendwo ein Zufluchtsort offen gewesen, so ließ sich doch gegen meinen Vater kein

unverdächtiger Vorwand zu einer Entfernung von mehrern Monaten erfinden. Stumm und unthätig mußte ich meinem Schicksal, wie ein Schaf der Schlachtbank, entgegen gehen.

Mein Vater schöpfte bald Argwohn meines Zustandes, und bestürmte mich mit dringenden Fragen. Ich gestand ihm zu Füßen mein Vergehen. Er gerieth außer sich und behandelte mich grausam. Ich sollte ihm meinen Verführer nennen: aber ich liebte den Ungetreuen noch, und schwieg standhaft, um ihn nicht zu verlieren, wie er gedroht hatte. Schäumend vor Wuth riß mein Vater eine geladene Flinte von der Wand. In Todesangst stürzte ich zur Thüre hinaus. Die mir nachgeschickte Kugel pfiff neben mir vorbei.

Es war Abend. Ich floh dem nächsten Felde zu und wühlte mich tief in das hohe Korn. Hier empfahl ich meine Seele dem Himmel und erwartete das Ende meines unglücklichen Lebens. Ich befürchtete jeden Augenblick, mein Vater würde mich mit Spürhunden aufsuchen und auf der Stelle tödten. Aber er war noch grausamer, als ich mir ihn vorgestellt hatte: er hielt mich keines Schrittes mehr werth, sondern faßte sogleich, wie ich nachher erfuhr, den eisernen Entschluß, mich auf ewig zu verstoßen und zu vergessen.

Nach Mitternacht ging der Mond auf und strahlte mir wieder einigen Muth ins Herz. Ich schlich mit der Hoffnung, daß mein Vater nicht unversöhnlich seyn werde, an die Thüre des Forsthauses und klopfte leise. Aber die Hunde behandelten mich schon wie eine Fremde, schlugen laut an und ließen sich durch meine Stimme, der sie sonst willig folgten, nicht besänftigen. Indem ich ihnen noch zurief, ward über mir ein Fenster geöff-

net. Wer da? schallte die Donnerstimme meines Vaters herab. Bebend warf ich mich an die Thürschwelle auf die Knie und stöhnte mit bittend emporgestreckten Händen meinen Namen. Ich kenne dich nicht! rief er: Hinweg, du Landläuferin! oder ich schieße dich wie ein Raubthier nieder! — Mit diesen schrecklichen Worten schlug er das Fenster zu, und ich fiel in Ohnmacht. Schon graute der Tag, als ich mein Bewußtseyn wieder erlangte. Ich schleppte mich fort, um mich dem Stifter meines Unglücks in die Arme zu werfen.

Nach einer äußerst mühseligen Wanderung kam ich in die Nähe dieser Stadt. Aber unfern des Thores überwältigten mich Hunger und Ermüdung; ich mußte mich auf einen Stein am Wege setzen. Manche Vorübergehende warfen mir ein kleines Almosen zu; andere kränkten mich durch Spott und liebloſe Urtheile, die sie laut über mich aussprachen. Endlich fragte mich eine alte, ärmlich gekleidete Frau mit einer theilnehmenden Miene, was mir fehle. Ich antwortete, daß ich hülflos und verlassen sey, und in der Stadt, wo ich einen Freund aufsuchen wolle, kein Unterkommen wisse. Sie bot mir einen Platz in der Wohnung an. Ich folgte ihr, und sie pflegte mich mit der freundlichsten Sorgfalt, ohne mich durch neugierige Fragen in Verlegenheit zu setzen.

Am folgenden Tage schrieb ich an Ferdinanden, und sandte ihm, weil ich seinen Namen meiner Wirthin nicht entdecken wollte, durch einen fremden Knaben den Brief zu. Ich harrte bis zum Einbruch der Nacht vergebens auf Antwort. Jetzt erschien nach einem kurzen und stürmischen Anklopfen eine Mannsperson, die sich bis über den Mund in einen Mantel gehüllt und den

Hut so tief niedergekrämpt hatte, daß sie so gut als maskirt war. Sie gab ein Zeichen mit der Hand, daß sich meine Wirthin entfernen sollte. Dieß geschah; der Mantel öffnete sich, und Ferdinand stand mit einem zornigen Gesichte vor mir.

Ich wollte ihn umarmen; aber er trat zurück und überschüttete mich mit Vorwürfen, daß ich mich unterstanden habe, ihm nachzureisen. Erstarrt über diese grausame Behandlung, ließ ich ihn austoben, und schilderte ihm dann mit den beweglichsten Worten mein gränzenloses Elend. Er schien ein wenig gerührt, legte zwanzig Louisd'or auf den Tisch und erlaubte mir, hier zu bleiben; ich mußte ihm aber mit einem Eide versprechen, nie seinen Namen über meine Lippen geben zu lassen. Damit nicht zufrieden, drohte er mir, mein unversöhnlichster Feind zu werden, wenn ich mein Verhältniß mit ihm irgend einem Menschen entdeckte. Nach dieser Erklärung nahm er eilend Abschied, und warf nur noch, als er schon vor der Thür stand, das Versprechen flüchtig hin, daß er mich bald wieder besuchen werde.

Allein er kam nicht. Die Zeit meiner Niederkunft rückte unerwartet schnell heran; Du erblicktest die Welt und ich hatte für Dich keinen andern Namen, als den meinigen, denn ich durfte es nicht wagen, Dich bei der Taufe nach Deinem Vater zu nennen. Sobald ich wieder Kraft hatte, die Feder zu führen, meldete ich ihm Dein Daseyn; er that aber keinen Schritt, um Dich zu sehen, sondern sandte blos zu Deiner Unterhaltung einige Goldstücke, von zwei flüchtigen Zeilen begleitet, worin er mir aufs Neue Verschwiegenheit einschärfte. Ich gab ihn nun ganz verloren, hielt ihn

aber dennoch Wort, und schwieg. Von seinem Golde nahm ich nur so viel, als in den ersten Tagen Deines Lebens nöthig war. Der Rest liegt noch in diesem Augenblicke versiegelt in meinem Schranke. Ich rührte ihn nicht an, sobald ich wieder Kräfte hatte, uns durch Arbeiten zu ernähren.

Als Du ungefähr ein Jahr alt warst, hörte ich zufälliger Weise bei einer Nachbarin von dem Treulosen sprechen. Es ward erzählt: er sey der Liebling des Fürsten, habe vor wenig Tagen den Kammerherrnschlüssel bekommen und werde nächstens einen neugebauten Palast in der Nähe des Schlosses beziehen. Man wollte noch mehr von ihm sagen; ich brach aber das Gespräch plötzlich ab und entfernte mich, weil ich fühlte, daß mein Gesicht glühte.

Einige Monate nachher ergriff mich eines Abends eine unüberwindliche Sehnsucht, wenigstens die Mauern zu sehen, die der Ungetreue bewohnte. Ich nahm Dich auf den Arm, ging an's Schloß und wollte eben nach seinem Hause fragen, als mich eine rauschende Musik, die aus einem Palaste herabschallte, aufmerksam machte. Eine Menge neugieriger Menschen stand vor der Thür.

Ich mischte mich unter sie, um die Ursache dieses Zusammenlaufs zu erfahren; aber indem ich mich nach einem freundlichen Gesichte umsah, an das ich meine Frage richten wollte, wurden die Pfortenflügel des Palastes geöffnet, und der eindringende Menschenstrom riß mich mit sich hinein. Der Zug ging rasch eine breite Treppe hinauf und nach der offenen Thür eines prachtvoll erleuchteten Saales hin, der mit Herren und Damen angefüllt war. Ich warf einen Blick in den glänzenden Kreis, sah Ferdinanden — sah ihn eine junge

Dame, die mit Edelsteinen bedeckt war, zum Tanz aufführen, und um mich her riefen zwanzig Stimmen: Bräutigam und Braut! — Da war mir, als wankte und stürzte der Boden unter meinen Füßen. Ich that einen Schrei und die Sinne vergingen mir. —

Als ich die Augen wieder aufschlug, fand ich mich in einem unbekannten Hause, von fremden Leuten umgeben. Ich lag auf einem Bette; Du schliefst ruhig an meiner Seite. Eine freundliche Frau war um mich beschäftigt, und freute sich herzlich, mich wieder aufleben zu sehen. Sie war bei meiner Ohnmacht gegenwärtig gewesen. Ich falle, — so erzählte sie mir jetzt — wie von einem Blitz getroffen, rücklings zu Boden. Alle umherstehende Personen erschrecken; ein großer Theil der Hochzeitgäste strömte herbei; der Bräutigam drängt sich vor allen hervor, beugt sich zu mir herab und eilt schweigend wieder in den Saal. Sein plötzliches Zurücktreten, die Todtenblässe seines Gesichts und sein schwankender Gang verrathen eine Bestürzung, die sich Niemand erklären kann. Kurz darauf sendet er für mich eine Flasche Wein, und läßt befehlen, mich in eins der nächsten Häuser zu bringen und dort für meine Genesung auf seine Kosten zu sorgen.

Dieß erzählend, reichte mir die gute Frau ein Glas des Hochzeitsweines, den mir der menschenfreundliche Kammerherr, wie sie ihn nannte, gespendet hatte; allein ich trank keinen Tropfen und verließ so schnell als möglich die Gegend, wo ich meinen Verführer das Fest seiner Treulosigkeit mit Trompeten und Pauken feiern hörte.

Als ich in meiner Wohnung wieder ankam, fühlte ich wie durch ein Wunder eine erquickende Gemüths-

ruhe, die seit langer Zeit von mir gewichen war. Das ungewisse Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung machte mir Höllenqual. Mein Herz ward leichter, sobald ich mein Schicksal entschieden sah.

Am folgenden Tage erhielt ich von Deinem Vater ein Handbriefchen; ich sandte es ihm aber uneröffnet zurück. Seitdem hat er sich um mich und Dich nicht weiter bekümmert. Er ward nach der Zeit der erste Günstling des Fürsten, stieg von Stufe zu Stufe, und hat nun die höchste erreicht. Mit Einem Worte: Dein Vater ist — der Minister Sonnenstein.

Drittes Kapitel.

Hier wäre ein schicklicher Ort, Sonnensteins Charaktergemälde aufzustellen, wenn ein Unding sich malen ließe. Der von Natur nicht böse, aber flache und unbeständige Mensch hatte keinen Charakter.

Als er Marien Feldheim — dieß war der Name der Unglücklichen — ewige Treue schwor, geschah es ohne Nachdenken und Ueberlegung, doch mit dem redlichen Vorsatz, sein Wort zu halten. Er liebte sie wirklich, und war nach erfolgter Uebernahme der väterlichen Güter schon im Begriff, bei dem alten Feldheim um seine Tochter zu werben, als ihn mit Einem Male der Windstoß eines zufälligen Ereignisses vom Pfade der Rechtschaffenheit hinwegblies.

Der Fürst, ein leidenschaftlicher Jäger, hielt in der Nähe der Sonnensteinischen Güter eine Parforcejagd. Alle benachbarte Edelleute nahmen an der empfindsamen Fürstenlust Theil. Auch Sonnenstein folgte auf einem englischen Renner der wilden Jagd. Der Fürst bemerkte mit Wohlgefallen, daß er so trefflich beritten war, fragte nach seinem Namen und lobte sein edles Roß. Als die Hetze einige Stunden gedauert hatte, waren alle Jagdpferde müde und blieben weit hinter dem flüchtigen Wilde zurück. Nur der Fürst und Sonnenstein setzten noch einem hauenden Schweine nach.

Kaum bemerkte der Eber die schwache Zahl seiner

Verfolger, so bot er ihnen die Stirn, schlug die Hunde auf die Seite, ging auf den Fürsten los und hieb dessen Pferd, daß es stürzte. In diesem gefährlichen Augenblicke stieß Sonnenstein dem grimmigen Thiere, das seine Hauer schon gegen den Fürsten kehrte, seinen Hirschfänger in den Rachen. „Das war brav, Herr Kammerjunker!“ — stammelte der gerettete Fürst, und drückte ihm dankbar die Hand. Sonnenstein hielt den Titel, den er sich beilegen hörte, für einen Irrthum der fürstlichen Angst, und nahm keine weitere Kenntniß davon; aber am folgenden Tage überbrachte ihm ein Feldjäger das Kammerjunkerspatent, nebst einer mit dem Bildniß des Fürsten gezierten goldnen Dose und einem gnädigen Handschreiben, worin er eingeladen ward, die Residenz für immer zu seinem Wohnort zu wählen.

Er eilt nach Hofe, um sich für diese Gnadenbezeugungen zu bedanken. Der Fürst und dessen Gemahlin empfingen ihn mit der schmeichelhaftesten Freundlichkeit. Sonnenstein war von der Ehre, die ihm widerfuhr, ganz bezaubert. Er vergaß Marien und sein heiliges Gelübde, und versprach dem Fürsten, sich seinem Dienste zu widmen.

Als sein Rausch ein wenig verflogen war, dachte er erst wieder an Marien. Wie oft hatte er mit ihr von stiller, ländlicher Zufriedenheit geträumt! Und nun entsagte er auf Ein Mal der beneidenswerthen Macht, freier und unabhängiger als ein König auf seinen Gütern zu leben; nun schien es ihm plötzlich ein größeres Glück, der Fürstin die Enveloppe nachzutragen oder ihrem Gemahl einen Teller zu reichen. Bei dem allem war er noch entschlossen, Marien zu heirathen. Er glaubte, ihre Neigung zum Landleben würde sich von

den Annehmlichkeiten der Stadt und des Hofes leicht verdrängen laſſen.

Der unerfahrne Mann! Er kannte ſeinen Hof noch nicht! Dort war es keinem Kammerjunker erlaubt, ein bürgerliches Mädchen zur Gattin zu wählen. Eine ſolche Mißheirath hielt zwar vormals ein ruſſiſcher Kaiſer für keine Schande, und er fuhr auch nicht übel dabei; aber den Kammerjunkern und überhaupt dem ganzen Hofadel in ** war dieſe Erniedrigung bei Vermeidung fürſtlicher Ungnade unterſagt.

Als Sonnenſtein dieſes Geſetz erfuhr, war er unſchlüſſig, ob er Marien und der Redlichkeit, oder ſeiner Hofſtelle entſagen wollte. Er wog und wog; und man hätte glauben ſollen, ein liebenswürdiges Mädchen und einige tauſend Eide müßten ſchwerer wiegen, als ein Kammerjunkerspatent; aber nein! die Schale des letztern ſank, und jene ſtieg. Sein Gewiſſen, das noch nicht ganz in einen Todtenſchlaf gefallen war, täuſchte er durch den flüchtigen Einfall, daß er dem Fürſten nur eine kurze Zeit dienen und dann ſeinen Abſchied nehmen wolle, um die Verlobte zum Altar zu führen.

Allein es gefiel ihm bald ſo ſehr am Hofe, daß er ſich zu ſchwach fühlte, ihn wieder zu verlaſſen. Die Damen der großen Welt bezauberten ihn durch ihren geſchmeidigen Geſellſchaftston und die feine Kunſt, zu gefallen, die er an ſeinem natürlichen Landmädchen vermißte. Verſchiedene Grazien des Hofes bemühten ſich, den angehenden Günſtling des Fürſten zu erobern, und einer jungen ſchlauen Wittwe gelang es, ihm das Netz ihrer Reize über den Kopf zu werfen. Er ſträubte ſich zwar anfangs gegen ihre Feſſeln; dieß geſchah aber nicht aus Liebe gegen Marien, ſondern aus Furcht vor ihr.

Es war ihm sehr angenehm, als er sah, daß sie sich durch seine Drohungen Schweigen gebieten ließ und mit ruhiger Bescheidenheit die Erfüllung seines Versprechens erwartete. Diese Sanftmuth, die jeden Mann von Gefühl gerührt und sein verirrtes Herz zu der stillen Dulderin zurückgeführt hätte, that auf ihn eine entgegengesetzte Wirkung. Er entwischte wie ein Gefangener, der seine Wächter schlafen sieht, den Banden seiner Liebeseide und vermählte sich standesmäßig mit der adelichen Wittwe. Von nun an galt er bei seinem Herrn, der aus mancherlei Gründen mit dieser Wahl sehr zufrieden war, alles in allem, und beherrschte ihn ganz. Er war, mit Luthern zu reden, der Hausfürst der Fürsten.

Viertes Kapitel.

Marie übergab ihrem Sohne die wenigen Briefe, die ſie von ihrem Verführer in Händen hatte. „Sieh,“ ſagte ſie, „dieß ſind die einzigen Beweiſe, die Du darüber aufzeigen kannſt, daß Sonnenſtein dein Vater iſt. Bediene Dich aber ihrer nur im höchſten Nothfalle, und enthalte Dich ſo lange als möglich, den grauſamen Mann, der Dich ſeit der Stunde Deiner Geburt verläugnet hat, um Gnadenbrod zu bitten.“

Sobald der Jüngling die Briefe erhielt, ging eine plötzliche Verwandlung in ihm vor. Er hatte bisher zufrieden mit ſeinem Schickſal gelebt, der Zukunft ruhig entgegen geſehen und ſeinen Wünſchen und Hoffnungen die engſten Schranken gezogen; nun aber wallte mit einemmale ſein Blut ſtürmiſch auf; es ergriff ihn heiße Begierde, ſich in eine höhere Sphäre zu ſchwingen. Er betrachtete ſich jetzt mit andern Augen, als ſonſt im Spiegel, und fand in ſeinem Geſichte einen Zug von Hoheit, den er noch niemals bemerkt hatte. Kurz, die Eitelkeit fing an, ihr Spiel mit ihm zu treiben.

Seine unglückliche Mutter ſtarb einige Stunden nach der Uebergabe der Briefe. Er eilte jetzt zu Paulinen, entdeckte ihr ſeine Herkunft und meldete ihr zugleich ſeinen Entſchluß, ohne Verzug zum Miniſter zu gehen und ihn zur Erfüllung ſeiner väterlichen Pflichten aufzufordern.

Die verständige Pauline empfand über diese Nachrichten mehr Schrecken als Freude, und warnte ihn vor den unangenehmen Folgen, die er sich durch den vorhabenden bedenklichen Schritt zuziehen könnte. Es sey mehr als wahrscheinlich, sagte sie, daß er von dem stolzen und hartherzigen Minister übel empfangen, bitter gekränkt und verfolgt, allenfalls gar als ein frecher Betrüger in einem entfernten Festungskerker lebendig begraben, oder sonst durch ein gewaltsames Mittel auf die Seite geschafft werde.

Eduard blieb gegen diese Vorstellungen — die freilich ein wenig zu ängstlich, doch nicht ganz ohne Grund waren — lange taub; denn es wollte ihm durchaus nicht mehr behagen, sich einen magern Bissen Brod durch den Schreibekiel zu erwerben. Er wäre für sein Leben gern sobald als möglich ein großer Herr geworden, und es schien ihm (weil unsere Wünsche gewöhnlich mit der Hoffnung nahe verwandt sind) eine sehr leichte Sache, durch seinen mächtigen Vater ein schnelles und glänzendes Glück zu machen.

„Gut!" sagte Pauline: „Laß uns den kaum denkbaren Fall annehmen, daß Dich Sonnenstein väterlich behandelt, Dich aus dem Staube emporhebt und als seinen Sohn öffentlich anerkennt! Dann wird Dir freilich sehr wohl seyn; aber ich — werde weinen. — Denn da es Dein Vater selbst nicht für anständig hielt, ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes zu heirathen, so wird er es Dir eben so wenig erlauben." —

Dieß wirkte. Doch gab es noch vorher zwischen der Liebe und dem Stolze einen kleinen innerlichen Kampf, wovon sich aber Eduard gegen Paulinen nichts merken ließ. Es glückte ihr, dem Schein nach vollkommen seine

Gedanken von den hohen Luftschlössern abzulenken und zur Zufriedenheit mit seiner gegenwärtigen Lage zurückzuführen. Er setzte sich ruhig an den Schreibtisch und begnügte sich vor der Hand wieder mit der Aussicht, nach Verlauf einiger Jahre irgend ein kleines Accis- oder Steuerämtchen zu erhalten. Dann wollte er sich um Paulinen in gehöriger Form bewerben und den Hochmuth ihres Vaters durch den Ankauf eines höhern Titels besänftigen. Mit diesen Spielklappern für große Kinder trieb die fürstliche Kanzelei einen sehr starken Handel und machte billige Preise. Die wenigen Goldstücke, die seine Mutter vor alten Zeiten zu seiner Verpflegung empfangen und ihm treulich aufgespart hatte, waren völlig hinreichend, ihm einen ansehnlichen Rang zu verschaffen.

Bevor er aber diesen Plan ausführen konnte, meldeten sich bei Paulinen verschiedene andere Freier, die theils schon auf den Ehrenplätzen standen, wo er sich erst einkaufen wollte, theils sehr begütert waren, und deßhalb von dem Prokurator mit offnen Armen empfangen wurden. Aber Pauline theilte rechts und links Körbe aus, und machte sich dadurch bei ihrem Vater, der ein tyrannisches Zwangsrecht über ihr Herz ausüben wollte, manche böse Stunde. Er drohte ihr mit Verstoßung und Enterbung; sie blieb aber standhaft, hielt Eduarden die versprochene Treue und wies ihm zu Liebe mehrere brave Männer zurück, gegen die sie übrigens nicht die geringste Abneigung empfand.

Fünftes Kapitel.

Ungefähr um dieſe Zeit beſchloß der Fürſt (der es gern in allen Dingen Kaiſern und Königen nachthat), eine Leibgarde zu errichten, die aus lauter Kernleuten von ausgezeichneter Länge beſtehen ſollte. Er ließ zu dieſem Soldatenſpiel die Rieſen ſeines ganzen Zwergſtaates aufſuchen und ſie mit der Grenadiermütze ſchmücken. Kein geſchickter Handwerker, kein Künſtler, kein Hausvater ward verſchont. Wer andern Menſchen über den Kopf gewachſen war, mußte dafür büßen und zur Fahne ſchwören. Oberbefehlshaber der neuen Leibwache und Generalfeldmarſchall der ganzen Armee (deren Stärke wenigſtens zweihundert Mann betrug) war der Miniſter Sonnenſtein, der überhaupt die ſämmtlichen höchſten Staatsämter in ſeiner unwürdigen Perſon vereinte. Er übernahm ohne Bedenken die ungleichartigſten Poſten, wenn nur etwas dabei zu gewinnen war. Es fehlte ihm zwar bei allen — die Oberjägermeiſterſtelle allein ausgenommen — an Fähigkeit zu ihrer Verwaltung; doch das kümmerte ihn nicht. Wem Gott ein Amt gibt, dachte er, dem gibt er auch Verſtand.

Die Errichtung der Garde koſtete übrigens viel Mühe. Alle Goliathe des Ländchens ſtanden ſchon in Reihe und Glied, und ſie war noch lange nicht vollzählig. Man mußte nun den Maßſtab der Rekruten etwas verjüngen und ſich mit kleinern Leuten begnügen. Was dieſen

im Verhältniß gegen ihre Nebenmänner an der Länge abging, das sollte ihnen — nach des Herrn Feldmarschalls weiser Erfindung — an der Bärmütze zugesetzt werden. Er befahl sehr ernstlich, das neue Korps so bald als möglich auf die Beine zu bringen und die noch benöthigte Mannschaft mit schonungsloser Gewalt anzuwerben. Der dazu beauftragte Offizier drang nun bei Nacht in die Häuser ein und holte die jungen Bursche, die ihm von seinen Spionen als dienstfähig angezeigt worden waren, aus ihren Betten.

Auch unsern Eduard, der so schlank wie eine Tanne gewachsen war, hatten die Menschenjäger auf's Korn genommen. Er wußte davon nichts, und schlief eben sehr sanft, als er plötzlich auf die angezeigte Weise überfallen, nach der Hauptwache geschleppt und dort mit dem Antrage beehrt ward, seine Freiheit für zehn Gulden Handgeld zu verkaufen. Er lehnte natürlicher Weise dieses Ansinnen von sich ab; allein der Werbeofficier verlachte seine Weigerung, und drohte ihm mit allerlei harten Maßregeln, wenn er sich nicht zum Fahneneide bequemen wollte.

Eduard war in der peinlichsten Verlegenheit; doch rechnete er darauf, sein Prinzipal werde sich nachdrücklich für ihn verwenden. Die Erlaubniß, ihn rufen zu lassen, ward nach einigen Schwierigkeiten bewilliget. Der Prokurator kam, bedauerte höchlich, seinen getreuen Amanuensis in sothaner Calamität zu sehen, erklärte aber zugleich mit Achselzucken, daß er gerechtes und erhebliches Bedenken trage, sich in diese Affaire zu meliren. „Allermaßen und dieweil Ihro Hochfürstliche Durchlaucht (fuhr er in seiner steifen Aktensprache fort) nun einmal die gnädigste Resolution gefaßt hätten, Höchst-

derofelben geheiligte Perſon mit einer Leibwache zu umgeben; folglich und alſo ſey es eines jeglichen hierzu qualificirten Unterthanen Pflicht, mit Freuden die Waffen zu ergreifen. Er wenigſtens wolle ſich keiner Oppoſition theilhaftig machen und ſich dadurch die höchſte Ungnade Sr. Durchlaucht und des Herrn Generalfeldmarſchalls Excellenz auf den Hals laden."

Der alte Gleißner ſprach mit gutem Bedacht aus dieſem unterwürfigen Tone, damit der gegenwärtige Werbeoffizier ſeine treudevoteſten Geſinnungen dem Fürſten und dem Miniſter rühmen ſollte. Im Herzen aber war es ihm ſehr ungelegen, einen fleißigen Gehülfen zu verlieren, der ihm (wie Jacob dem Laban, aus Liebe zur ſchönen Rahel) faſt ganz ohne Lohn diente.

Pauline erfuhr aus dem Munde ihres Vaters das erſte Wort von dem Unfall, der ihren Geliebten betroffen hatte. Sie erſchrack heftig; doch faßte ſie ſich ſchnell, um den nahen Antheil, den ſie an Eduarden nahm, nicht zu verrathen. Der Prokurator war in allen Dingen, die nicht in ſein Prozeßfach einſchlugen, ein gar einfältiger, kurzſichtiger Mann, und nichts weniger als ein feiner Beobachter. Das Herz ſeiner Tochter war ihm daher immer ein unentdecktes Land und blieb es ihm auch jetzt noch.

Es verdroß ihn bei dem gegenwärtigen Vorfalle nichts, als daß er der fruchtbringenden Feder ſeines Schreibers, den er nach und nach zu einer erſprießlichen Ausdehnung ſeiner Handſchrift abgerichtet hatte, künftig entbehren ſollte. Außerdem machte ihm das Schickſal des Jünglings keinen Kummer. Er ging ruhig ſeinen Geſchäften nach und dachte nicht weiter an ihn.

Deſto mehr Pauline. Sie ſchwebte in der größten Angſt; doch vergoß ſie keine unnützen Thränen, ſondern ſann hin und her, was zu thun ſey. Es ſchien ihr am Ende der beſte und einzige Rath, daß ſich Eduard ſeinem Vater entdecke. Sie überſandte ihm deßhalb durch ein vertrautes Dienſtmädchen, Sonnenſteins Briefe, die ſie bisher in Verwahrung gehabt hatte. Einige beigelegte Zeilen enthielten die Bitte, von dieſen Papieren ohne Verzug Gebrauch zu machen.

Sechstes Kapitel.

Eduard verlangte jetzt dem Feldmarschall vorgestellt zu werden, und eine gewaffnete Begleitung führte ihn in dessen Palast. Se. Excellenz war mit der funkelneuen Gardeuniform angethan und brüstete sich wie ein Pfau. Der Unteroffizier, der die Wache anführt, meldete ihm des Arrestanten Namen, Stand und Abneigung, der Trommel zu folgen. Sonnenstein stutzte bei dem Namen Feldheim, entfärbte sich ein wenig und biß unruhig die Lippen zusammen; doch weit von dem Gedanken entfernt, daß wirklich sein längstvergessener Sohn vor ihm stehe, gab er sich schnell wieder ein martialisches Ansehen und fuhr auf: „Tausend Element! Der Tintenkleckser will nicht Soldat werden?"

„Nein," sagte Eduard in einem festen und kalten Tone.

Sonnenstein ward auf's Neue verblüfft, nahm sich aber rasch zusammen, und suchte, nach mancher Feiglinge Art, die Furchtsamkeit eines bösen Gewissens durch stärkeres Toben zu verlarven. „Alle Teufel!" rief er hohnlachend aus: „der Bursch spricht ja wie ein Reichsfreiherr! Wart' Er, man wird Ihn Mores lehren! Wir wollen ihn bei Wasser und Brod so lange krumm schließen lassen, bis sich der Ehrtrieb bei Ihm einstellt, Sr. Durchlaucht zu dienen."

Mich — antwortete Eduard gelassen — werden Ew.

Excellenz nicht krumm schließen lassen; davor bin ich sicher.

„Kecker Bube! was sollte mich abhalten?“

Das kann ich Ihnen nur ohne Zeugen sagen. —

„Oho! gar Geheimnisse! — Was Er mir anzuvertrauen hat, wird wohl die ganze Welt hören können. Heraus mit der Sprache!“

Wie Sie befehlen. Ich verliere nichts dabei. Aber Ew. Excellenz werden es zuverlässig bereuen, daß Sie die Entdeckung, die ich Ihnen zu machen habe, nicht unter vier Augen anhörten.

Der Feldmarschall trat einen Schritt zurück, maß Eduarden vom Kopf bis zum Fuße mit wilden Blicken, und öffnete den Mund, einen Fluch auszustoßen; aber die Furcht, daß irgend ein böses Geschichtchen zur Sprache kommen möchte, demüthigte ihn. Er ließ den Unteroffizier abtreten und fragte dann mürrisch: „Was hat Er mir zu sagen?“

Ich heiße Feldheim, sprach Eduard, und sah ihm starr in die Augen.

„Nun, das hab' ich schon vorhin gehört. Was weiter?“

Dieser Name gehört mir nicht, sondern ist nur ein Nothname, den mir meine Mutter geliehen hat. Ich sollte von Rechts wegen Sonnenstein heißen. —

„Wie? was?“ — rief der Feldmarschall erröthend, und sah sich (ungeachtet er wußte, daß außer ihm und Eduarden Niemand im Zimmer war) ängstlich um. — „Welchen Anspruch hat Er an meinen Namen?“ —

Ich bin Ihr Sohn. —

„He! Wache!“ — schrie Sonnenstein mit einer Löwenstimme.

Die Wache stürzte ins Zimmer.

„Nehmt diesen Menschen in feste Verwahrung! Er ist wahnsinnig!"

Die Soldaten umzingelten Eduarden und wollten ihn fortführen.

Herr Feldmarschall! — rief der Jüngling in einem entschlossenen, drohenden Tone: Verfahren Sie nicht auf diese Weise mit mir! Ich kann Ihnen die Gesundheit meines Verstandes durch gewisse Briefe beweisen. —

„Ha! wieder was Neues! — Nun wird man sich durch freche Erdichtungen und durch falsche Handschriften vom Kriegsdienste loslügen wollen. Doch — ich will den Phantasten noch einmal anhören. — Soldaten, tretet ab!"

Sonnenstein ging, indem Eduard seine Briefe aus der Tasche zog, mit großen Schritten auf und nieder, öffnete rasch die Thür eines Nebenzimmers und sagte protzig: „Hier herein!"

Er ging voran. Eduard folgte ihm.

Ew. Excellenz — begann Dieser jetzt — erinnern sich kaum wohl noch einer gewissen Marie Feldheim, einer Försterstochter, die Sie vor einigen zwanzig Jahren geliebt, durch ein Eheversprechen getäuscht, zur Mutter eines Sohnes gemacht und dann treulos verlassen haben? — Sie ist todt; aber ich — ihr Sohn — kann dieß alles durch gegenwärtige Briefe darthun. —

Sonnenstein riß sie ihm aus der Hand, ließ einen flüchtigen Blick darauf fallen, und fragte zugleich, ohne Eduarden anzusehen, in einem nachlässigen, schleppenden Tone: „Die Mutter ist also gestorben?"

Schon vor anderthalb Jahren, antwortete der Jüngling.

„Desto besser!“ rief Sonnenstein triumphirend, und warf die Briefe ins Kaminfeuer.

Eduard sprang hin, um sie zu retten; aber sein Vater stieß ihn zurück. „Sieh, junger Mensch,“ sprach er mit einem boshaften Lächeln, „hier brennen Deine Beweise! Du bist entwaffnet und in meiner Gewalt! Ich kann Dich an einen Ort bringen lassen, wo Dich weder Sonne noch Mond bescheint; kein Hahn kräht darüber.“

Aber ich, versetzte der Jüngling, ich werde schreien, daß man meine Stimme am Throne des Fürsten hören soll. —

„Armseliger Trotzer! Das ließe sich Dir wohl verbieten! Es kostet mir ein Wort, einen Wink, so bist Du lebendig todt, wirst als ein Wahnsinniger behandelt, und wenn Du Dich meinen Sohn nennst, so zuckt man lächelnd über Dich die Achseln, wie über andere Verrückte, die sich für Kaiser und Könige halten.“ —

Allmächtiger Gott! rief Eduard: ich hätte nimmer geglaubt, daß ein solcher Unmensch auf Erden lebe, wie ich ihn hier in meinem eigenen Vater entdecke! —

„Schweig, und bringe mich nicht durch solche theatralische Tiraden noch mehr auf! Es war jetzt nur davon die Rede, was ich thun könnte und was vielleicht mancher andere beleidigte Machthaber an meiner Stelle thun würde; aber fern sey es von mir! Es hängt im Gegentheil blos von Dir ab, alle Unannehmlichkeiten zu vermeiden und mich durch Gehorsam gegen meine Befehle zu väterlichen Gesinnungen und Handlungen zu bewegen.“ —

Was fordern Sie von mir? Ich werde gehorchen, wenn's möglich ist. —

„Nicht nur möglich, sondern sehr leicht. Du mußt für's Erste Soldat werden.“ —

Soldat? — Gemeiner Soldat? —

„Ja, durchaus; wenn auch nur auf acht Tage. Dieß ist schlechterdings zur Rettung meiner Ehre nöthig, weil Du so unvorsichtig warst, in Gegenwart des Unteroffiziers mit Entdeckungen zu drohen, die mir unangenehm seyn könnten.“ —

Wer zwang mich dazu, als Sie selbst?

„Das ist vorbei. Kurz, es darf Niemand wissen, Niemand muthmaßen, daß die Geheimnisse, mit denen Du Dich breit machtest, mich selbst betrafen. Dieß würde man aber errathen, wenn ich Dich auf der Stelle vom Kriegsdienste freispräche. Man würde sagen: Du müßtest mir den Daumen tüchtig auf's Auge gesetzt haben, und so weiter. Solches Geschwätz kann ich über mich nicht dulden; und es gibt dagegen keinen andern Rath, als daß Du auf eine kurze Zeit Soldat wirst.“

Eine harte Forderung! Doch erklären Sie sich weiter. —

„Die zweite Bedingung meiner Gnade ist — Schweigen; ewiges, unverbrüchliches Schweigen über das Geheimniß Deiner Geburt. — Sobald Du Dich unterstehst, davon zu sprechen, geht die Reise mit Dir ins Tollhaus! — Hältst Du aber reinen Mund, so verlaß Dich darauf, daß ich Dein Glück mache. Ich mag nicht Dein Vater heißen, aber ich will es seyn.“

Wohl mir, wenn es geschieht! Den Titel Ihres Sohnes will ich gern entbehren, erfüllen Sie nur die Pflichten eines Vaters gegen mich! Doch ich rechne für jetzt noch auf nichts. Mit ähnlichem Versprechen und ähnlichen Drohungen, als Sie jetzt gegen mich anwenden, lockten und schreckten Sie wechselsweise meine unglück-

liche Mutter, und fragten dann nicht weiter nach ihr. So wollen Sie wahrscheinlich auch mit mir verfahren; aber ich bin kein furchtsames Weib, das schweigend leidet und duldet. Ich bleibe — das sage ich Ihnen voraus — unter der Muskete nicht lange ruhig. Sobald ich sehe, daß Sie mich vergessen und im Stiche lassen, werde ich mich thätig rühren und alle meine Kraft aufbieten, mir Hülfe und Gerechtigkeit zu verschaffen. —

Diese muthige Sprache that Wirkung. Sonnenstein war Anfangs blos Willens, seinem Sohne Furcht einzuschrecken und ihm dadurch ein Schloß vor den Mund zu legen; als er aber sah, daß er keinen feigen Menschen vor sich hatte, ward ihm selbst bange, und er bequemte sich zu bestimmtern Vergleichsvorschlägen, die sehr annehmlich waren. „Beruhige Dich, mein Sohn!“ sprach er sanft: „Du trägst, wie gesagt, nur einige Tage lang zum Schein die Montur eines gemeinen Gardisten, wirst dann Unteroffizier, ein Jahr nachher Lieutenant, erhältst Zutritt in meinem Hause, ich gewinne Dich mit jedem Tage lieber, nehme Dich an Kindes Statt an, lasse Dich unter dem Namen Feldheim, genannt Sonnenstein, in den Adelstand erheben, und setze Dich zum Erben ein.“ —

Dieser Plan klang nicht übel und ließ sich ohne Schwierigkeit ausführen; denn Sonnenstein hatte keine ehelichen Kinder, war Wittwer und unabhängiger Besitzer eines großen Vermögens. Eduard schwor nun — entzückt über die goldenen Berge, die ihm in der Ferne entgegenglänzten — ohne weiteres Bedenken zur Fahne.

Siebentes Kapitel.

Pauline that einen lauten Schrei und war einer Ohnmacht nahe, als sie ihren Geliebten in einem engen Rocke von rothem Flockentuche mit blauen Aufschlägen ins Haus treten sah. Er brach über ihr Schrecken in ein Gelächter aus und verkündigte ihr mit einer triumphirenden Miene, daß er bald ein Edelmann seyn werde. Nach dieser Meldung, die seiner wiedererwachten Eitelkeit am wichtigsten war, erzählte er in einem lustigen Tone, was sich im Palaste des Feldmarschalls begeben hatte, und war am Ende etwas verdrießlich, daß sich Pauline so wenig darüber freute.

Sie hatte in der That wenig Ursache dazu, denn ihr Geliebter befand sich offenbar zwischen zwei Klippen. Es war ohne prophetischen Geist, blos durch den hellen Blick der gesunden Vernunft, vorauszusehen, daß er entweder von seinem Vater hintergangen, in den Staub getreten und vernichtet werden würde, oder mit Verlust seiner Bescheidenheit und anderer guten Eigenschaften seines Herzens emporsteigen werde. Er bewies schon jetzt viel Anlage, sich zu verschlimmern. Jedes Wort, das aus seinem Munde ging, war kecker und muthwilliger, als er sich sonst auszudrücken pflegte. Er ließ seinem Leichtsinn, der sich bisher unter dem Druck der Armuth wenig geregt hatte, mit einemmale den Zügel schießen, zerstampfte lachend seine Federn, und schalt sich

selbst einen Dummkopf, daß er der elenden, gemeinen Beschäftigung des Abschreibens so viele Jahre geopfert habe.

Indem er den letzten Kiel auf dem Tische zerstieß, kam Paulinens Vater nach Hause und schlug die Hände über der Perücke zusammen, als er den Rothrock erblickte. „Ach, mein armes Goldsöhnchen!“ rief er aus: „Ich beklage von Grund meines Herzens . . .“

Was denn? — fiel ihm Eduard mit einem naseweisen Accent ins Wort, der gegen die schüchterne Demuth, die er nur noch zwei Stunden zuvor seinem Gebieter bewiesen hatte, sehr abstach.

„Nun, ich beklage,“ fuhr Sebald fort, „daß man gezwungen worden ist, dem Kalbfell zu folgen.“

Ei, ei! versetzte Jener, der Herr Prokurator sind sehr geschickt, auf beiden Achseln zu tragen. Sprachen Sie nicht vorhin auf der Hauptwache ganz anders? — Doch, es ist mir nun recht lieb, daß Sie sich meiner nicht annahmen; denn das Kalbfell — wie Sie zu sagen beliebten — wird mich hoffentlich weiter bringen, als diese leidigen Gänsekiele, von denen ich eben auf ewig Abschied genommen habe. —

Mit Entsetzen betrachtete jetzt der Prokurator die Verwüstung auf dem Schreibtische. „Was ist das?“ fragte er hastig: „Wer hat diesen Frevel verübt?“

Ich! — antwortete der neugebackene Held, und warf sich stolz in die Brust.

„Welcher kindische Muthwille!“ kollerte der alte Sebald, wie ein aufgebrachter Truthahn, heraus: „Welche Versündigung an dem edelsten Werkzeuge, das der Himmel dem Menschen verlieh! Die Welt ginge zu Grunde,

wann keine Schreibfedern existirten! Und man ist so frech, so gottlos . . ."

Ereifern Sie sich doch nicht so sehr! unterbrach ihn Eduard mit einem höhnischen Lächeln. Es gibt ja noch Gänse genug in der Welt! —

„Und auch Gänseköpfe, wie Er exempli gratia einer ist!" — rief der Prokurator, und zitterte vor Erbitterung

Schon schwebte eine unartige Antwort auf Eduards Zunge, aber Pauline gab ihm durch einen zürnenden Augenwink ihr Mißfallen an der schnöden Behandlung ihres Vaters zu erkennen, und bewirkte dadurch, daß der Gelbschnabel die Segel seines Uebermuths plötzlich einzog. — Warum zanken wir uns? sprach er in einem höflichern Tone: Das sind diese paar Kiele doch wahrlich nicht werth! Ich gebe Ihnen zu, Herr Prokurator, daß die Schreibfedern im Ganzen den stärksten Anspruch auf Werthschätzung haben; aber diese, denen ich hier das Garaus spielte, hatten völlig ausgedient und waren ganz unbrauchbar geworden. Die eine hatte Zähne, die andre einen Bart . . . .

„Der gewissen Leuten noch abgeht!" — fiel der Prokurator hämisch ein: „Man würde sich sonst gegen Männer, die schon fast ein halbes Seculum Haare auf den Zähnen haben, und denen man die Schuhriemen aufzulösen nicht werth ist, manierlicher bezeigen." —

Es bedurfte jetzt wieder eines ernsten Winks geliebter Augen, um den äußerst beleidigten Milchbart in den Schranken der Mäßigung zu halten. Dieser ausdrucksvolle Wink legte ihm aber die Gefahr, auf immer aus dem Hause verwiesen zu werden, so rührend an's Herz, daß er nicht nur die letztern unversilberten Pillen ruhig verschluckte, sondern sogar wegen seiner Naseweisheit

um Verzeihung bat, und sich willig erklärte, dann und wann in dienstfreien Stunden das bisherige Geschäft des Abschreibens unentgeldlich fortzusetzen.

Dieses Sühnopfer nahm der Prokurator, der nicht den kleinsten Gewinn zu verschmähen pflegte, huldreich auf, und es ward mit Festsetzung verschiedener Punkte Friede geschlossen. Unter andern machte sich der junge Uebermüthler die Bedingung, ihn nicht mit Man oder Er, sondern mit Sie anzureden. Hierzu wollte sich aber der alte Pedant, der seiner Würde dadurch etwas zu vergeben glaubte, nicht sogleich verstehen, und brauchte den Vorwand, daß es ihm unmöglich seyn werde, sich dieser bei ihm eingewurzelten Gewohnheit zu enthalten.

Versuchen Sie es nur! erwiederte Eduard: Ich will's im Anfange nicht so genau nehmen, wenn Sie mich auch bisweilen erzen. —

„Nun, unter diesem Vorbehalt," sagte der Prokurator, „und besonders aus schuldigem Respekt gegen den hochfürstlichen Rock, den Er — den Sie tragen, will ich mein Möglichstes thun.

Mit dieser Erklärung zufrieden empfahl sich Eduard, weil er auf den Exercierplatz bestellt war, wo ihn ein Unteroffizier in dem Abc des Kriegsdienstes unterweisen sollte.

Achtes Kapitel.

Unser Grenadier brachte es nach einigen Tagen in seiner Schule so weit, daß er die Ehre haben konnte, vor der Thüre seines Vaters Schildwache zu stehen. Hiermit schloß sich seine Rolle als Gemeiner. Er erhielt das Kurzgewehr, und spielte nun mit vieler Aufgeblasenheit den Exercitienmeister. Einige graubärtige Kriegsknechte, die sich aus dem preußischen Dienste in die fürstliche Garde verirrt hatten, konnten sich aber kaum des Lachens enthalten, wenn der hochgebietende Herr Corporal sie richten und über Dinge belehren wollte, die sie schon dreißig Jahre zuvor besser verstanden, als er.

Sonnenstein hielt, wie wir sehen, seinem Sohne redliches Wort, als sich nach der rauhen Gemüthsstimmung bei der ersten Bekanntschaft von ihm erwarten ließ. Der junge Mensch war ihm damals ein stechender Dorn im Auge, und nur die Furcht vor ihm und seiner frechen Zunge erpreßte die glänzenden Versprechungen, deren Haltung dem Feldmarschall wenig Ernst war. Doch nach und nach gewann er Eduarden so lieb, als ein kaltes Wesen seiner Art Jemanden außer sich lieben kann. Er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, ihn zum Offizier zu erheben. Indessen zeichnete er ihn, um diesen Schritt vorzubereiten, immer mehr vor seines Gleichen aus, und nannte ihn fast bei jeder Wachparade die Krone des Regiments.

Die Gilde der Schneider, die manchen kleinen Wicht zu einem angesehenen Manne macht, leistete auch Eduarden diesen Dienst; doch nicht wie gewöhnlich mit Scheere und Nadel, sondern im Gegentheil dadurch, daß die Gesellen dieser Zunft jene schöpferischen Werkzeuge wegwarfen, ihren Meistern und der Obrigkeit trotzten, sich tumultuarisch zusammenrotteten, und auf diese Art eine für sie vortheilhafte Umwälzung des Schneiderstaates bewerkstelligen wollten. An einem andern Orte würde man diesen matten Aufruhr wenig geachtet haben, weil der Hunger die armen Schächer doch wahrscheinlich bald in ihre Werkstätten zurückgetrieben hätte; allein in unserer fürstlichen Residenz war man gewohnt, aus jeder Mücke einen Elephanten zu machen, und behandelte daher auch die armselige Empörung einer Handvoll Schneider sehr wichtig. Es wurden alle Kanonen, die im Zeughause vorhanden waren, auf dem Marktplatze aufgepflanzt, und die Lärmtrommel rief das ganze Kriegsheer unter die Waffen.

Den Revolutionsmännern verging schon bei diesen Anstalten der Muth, auf den Gassen herumzutoben. Sie zogen allgemach die Hörner ein, verkrochen sich ins Schneckenhaus ihrer Herberge, und verschanzten sich mit Tischen und Bänken, die sie hinter der Thür ihrer Schlupfhöhle aufthürmten. Der Feldmarschall, davon benachrichtiget, hielt Kriegsrath, und es ward einstimmig beschlossen, die feindliche Festung zu umzingeln, mit Sturm zu erobern und die Besatzung zu Gefangenen zu machen.

Sonnenstein wußte voraus, daß dieser Sieg ein gefahrloses und leichtes Stück Arbeit seyn werde, und faßte deßhalb auf der Stelle den väterlichen Entschluß, seinem

Sohne dieſen Lorbeer zuzuwenden. So erfolgte die Ordre: „Der Korporal Feldheim ſoll mit fünfundzwanzig Mann gegen die Schneiderherberge anrücken, die Rebellen zur Ergebung auffordern, und wenn Güte nichts fruchte, Gewalt brauchen.“ —

Dieſer hohe Befehl erregte ein allgemeines Staunen unter dem Kriegsvolke und ſeinen Hauptleuten. Man fand es höchſt wunderbar, daß einem Unteroffizier, und noch dazu einem der jüngſten, eine ſo wichtige Unternehmung übertragen, und mehr Mannſchaft untergeben ward, als ſonſt Männer ſeines Schlages zu befehligen bekommen. Es war allerdings der achte Theil der ganzen Armee! — Dennoch wagte man gegen den Feldmarſchall keinen offenbaren, ſondern blos den verlarvten Widerſpruch, daß ihm einer der vornehmſten Offiziers mit Beſcheidenheit zu bedenken gab, ob wohl fünfundzwanzig Mann hinreichend ſeyn möchten, eine ſechsfach ſtärkere Rotte zu Paaren zu treiben.

„Warum nicht?“ entgegnete die Excellenz: „Der brave Feldheim, den ich mit Bedacht wegen ſeines bisher gezeigten Dienſteifers durch dieſes Commando ehrenvoll auszeichnen will, gilt allein für zehn Mann; und ſollte er ja gegen das Geſindel nichts ausrichten, ſo ſchicken wir ihm einen Offizier mit einem ſtärkern Corps zum Succurs.“ —

Eduard ſetzte ſich alſo mit ſeiner Schaar in Marſch, und hörte ſchon von weitem das Jubel- und Freiheitsgeſchrei der Feinde, die der Fuſelflaſche tüchtig zugeſprochen und neuen Muth und Begeiſterung daraus geſchöpft hatten. Mit erdfahlen, verzerrten Geſichtern und zottigen Haaren lagen ſie, zehn Mann hoch über einander, in den offenen Fenſtern ihrer ſchwarzen Höhle, und be-

luſtigten den gaffenden Pöbel durch Rodomontaden. Als ſie aber die Grenadiers mit Doppelſchritten anrücken ſahen, ſtarb ihnen das wilde Geſchrei im Munde; ein Bramarbas nach dem andern ſchlich vom Fenſter hinweg und ſchlug Schnippchen in der Taſche. Nur die Rädelsführer kämpften gegen ihre Zagheit, und ſuchten ihre Renommiſtenehre vor den hohen Zuſchauern dadurch zu behaupten, daß ſie Stand hielten und ſichtbar blieben.

Unſer Held ſtellte ſein Häuflein auf der Gaſſe in Schlachtordnung, und griff ſeine Stimme dabei ſo gewaltig an, als ob er ein Regiment von dreitauſend Mann commandire. Dann forderte er die Tumultuanten durch eine pathetiſche Rede (die vorher einſtudirt und in dem ſchwerfälligſten Advokatenſtyl abgefaßt war) zur Ergebung auf. Sie weigerten ſich aber mit verzagtem Trotz, und er befahl nun ſeinen Truppen, gegen die Schneiderfeſtung Sturm zu laufen.

Das war, was die Grenadiers wünſchten. Sie machten wenig Federleſens. Mit drei oder vier Kolbenſtößen war die Thür geſprengt, die inwendige hölzerne Verſchanzung ſtürzte nieder, die Sturmläufer ſchritten darüber hinweg und ſtanden mit angeſchlagenem Gewehr vor den zitternden Rebellen, die ſich im Hintergrunde ihres Verſammlungsſaales wie eine Heerde furchtſamer Schafe in einen Klumpen zuſammendrängten.

„Ergebt euch, oder ich commandire Feuer!“ rief Feldheim, und im Nu fielen mehr als zwanzig arme Sünder in Todesangſt auf die Kniee, hoben flehend die Hände empor, und ſtöhnten: „Pardon!“ — Sie ergaben ſich ſammt und ſonders auf Gnade oder Ungnade und ließen ſich gefangen hinwegführen.

Der Feldmarschall stand, von den Offizieren der ganzen Armee umringt, auf dem Markte und weidete lächelnd die Augen an dem Triumphzuge seines Sohnes. Dieser kam bald darauf, als er die gefangenen Vögel in die Käfige des Stockhauses abgeliefert hatte, und erstattete seinen Rapport.

„Sie haben sich brav gehalten, lieber Feldheim!“ sprachen Ihro Excellenz, und klopfte ihn auf die Backen. Alle Umstehenden trauten kaum ihren Ohren, denn der stolze Mann redete gewöhnlich die Unteroffiziers mit Ihr an. „Sie haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht,“ fuhr er fort, „und ich werde nicht unterlassen, Sie der Gnade des Fürsten zu einer vorzüglichen Belohnung zu empfehlen.“ —

Am folgenden Tage erhielt der Rebellenbesieger das Lieutenants-Patent nebst fünfhundert Thalern zur Equipage, und der Feldmarschall zog ihn, sobald die Offiziersuniform fertig war, zur Tafel.

Neuntes Kapitel.

Zwiſchen der bangen Nacht, da Eduard angeworben ward, und dem frohen Ehrentage, da er an der Seite ſeines geheimen Vaters zur Tafel ſaß, liegt ein Raum von achtzehn Monaten. Während dieſer Zeit ging er in dem Hauſe des Prokurators täglich aus und ein, und erhielt den alten Murrkopf durch fleißiges Aktenſchreiben in der beſten Laune gegen ſich. Er begehrte, ſeitdem er Soldat war und von dem Feldmarſchall unter der Hand einen anſehnlichen Zuſchuß erhielt, nicht den geringſten Lohn für die Arbeiten ſeiner Feder, und Paulinens Vater bot ihm auch keinen an, ſondern führte es ihm ſogar im Gegentheil oft als ein beſonderes Glück zu Gemüthe, daß er bei ihm ſo ſchöne Gelegenheit habe, ſich im Schreiben zu üben. Damit hielt er die freiwilligen Frohndienſte, die ihm geleiſtet wurden, für überflüſſig bezahlt, und grübelte nicht weiter darüber, ob der junge Menſch vielleicht andere Bewegungsgründe haben möchte, um nichts und wieder nichts für ihn zu arbeiten. Paulinens Korbſpende — die ſie auch gegen ihre neuern Anwerber ſo lange fortſetzte, bis ſich keiner mehr an ſie wagte — hätte jeden andern Vater aufmerkſam gemacht, und ihn veranlaßt, die jungen Leute zu beobachten; aber Sebald war, wie ſchon geſagt, in allen Fällen, wo es darauf ankam, die Augen der Seele zu brauchen, ein blinder Maulwurf. Deſto ſchär-

fer sah er mit seinen leiblichen Augen. Der pfiffigste Falschmünzer hätte ihn nicht mit einem unechten Pfennig hintergehen können. Darum fand man auch auf seinem Zähltische eine Menge Spitzbubengeld, das sich unter ehrliche Münzen gemischt hatte und von seinen Falkenblicken entdeckt worden war, an den Pranger genagelt.

Pauline liebte ihren Freund mit alter Herzlichkeit und Treue; aber sie konnte es sich nicht verhehlen, daß sein neuer Stand sein Gemüth verändert und seine Sitten roher gemacht hatte. Er war nicht mehr der liebetrunkene Schwärmer, der sich vormals, wenn von Aussichten der Zukunft die Rede war, hoch und theuer vermaß, daß er in den Armen seiner Pauline bei Brod und Wasser glücklich seyn und keinen König beneiden wolle. Es bedurfte jetzt lange keines königlichen Ueberflusses, um seine Unzufriedenheit zum Ausbruch zu reizen. Jede armselige Karosse, die er unter dem Fenster vorbeirollen sah, verfolgte er mit Augen der Sehnsucht, und mit dem lauten Wunsche, sie zu besitzen. Er fügte dann noch immer die Betheuerung hinzu, daß er nicht ehrer ruhen werde, bis er sich eine Equipage und Bedienten halten könne. Von der Gefangenkost der genügsamen Liebe wollte er nun vollends gar nichts mehr wissen, sondern sprach von Kellern voll ausländischer Weine, die er sich zulegen, und von geschickten Kunstköchen, die er mit der Zeit von der Erbschaft seines Vaters besolden wollte. Dergleichen windiges Geschwätz, das Pauline täglich zu vernehmen bekam, that ihr weh; denn sie sah, daß sie in seinen Augen nicht mehr die mächtige Fee war, deren Zauberstab wüste Einöden in blühende Paradiese umschaffen konnte. Darüber beklagte

sie sich aber nie gegen ihn, weil sie wußte, daß ein Herz, dessen Wärme allmählig zu sinken beginnt, durch Vorwürfe nur noch schneller auf den Gefrierpunkt gebracht wird.

Doch über die widrigen Blumen, die Eduard in der Wachstube auflas und in seine Gespräche verflocht, hatte sie manchen kleinen Streit mit ihm. Es war dem frommen und gesitteten Mädchen unerträglich, ihn fluchen zu hören. Diese Untugend, die er in frühern Jahren nicht an sich hatte, gewöhnte er sich jetzt erst im Umgange mit seiner Kameradschaft an, und prunkte mit den sinnlosesten Flüchen, als ob sie die köstlichsten Perlen der Beredtsamkeit wären. Der Ton seines Umgangs war überhaupt nicht mehr so fein und bescheiden, wie vormals. Er drang Paulinens Ohren manchen gemeinen Scherz auf, der sie zum Erröthen zwang. Kurz, er hatte viel von seinem vorigen Zartgefühle verloren.

OXFORD-TALBOT INST

Zehntes Kapitel.

Der Feldmarschall ernannte seinen Sohn, sobald er ihm das Portepee zugeschanzt hatte, zu seinem Adjutanten, ließ ihn täglich an seiner Tafel speisen, räumte ihm in seinem Palaste einige Zimmer ein, und behandelte ihn überhaupt als seinen Schooßjünger. Eduard fing nun an, die glänzende Rolle zu spielen, die sich sein eitler Sinn längst gewünscht hatte. Er genoß, als der erklärte Liebling des Premierministers und Universalchefs in Kriegs- und Friedenssachen, der schmeichelhaftesten Aufnahme in allen vornehmen Häusern der Residenz. Kein Wunder, daß ihn dieß aufblähte, und daß ihm sein tägliches Leben und Weben in den Gesellschaften des Adels wenig Zeit übrig ließ, das Haus des Prokurators zu besuchen.

Dennoch fand er sich noch bisweilen im Fluge dort ein und geberdete sich als der abgeschmackteste Geck. Er sauste wie eine wilde Hummel im Zimmer herum, und machte einen heillosen Lärm mit seinen klirrenden Sporen, die er mit einer gewissen Kunstfertigkeit (welche eine fleißige Uebung voraussetzte) so heftig an einander stieß, daß sie einen hellen, melodischen Ton von sich gaben, und ihm auf diese Art zu einem musikalischen Instrumente dienten, womit er den Text seiner faden Witzeleien begleitete.

Daß er sich als Offizier nicht mehr damit abgab, das juristische Kauderwälsch des Prokurators ins Reine zu

schreiben, versteht sich von selbst. Dessen ungeachtet nahm ihn Herr Sebaldus — der sonst mit Leuten, die ihm kein baares Geld einbrachten, wenig Umstände machte — immer sehr wohl auf, und bezeigte seinem vormaligen Diener, den er nun als einen Abglanz der großen Landessonne betrachtete, eine fast sclavische Ehrerbietung. Der Prokurator war eine der niedrigen Seelen, die vor allen Gewaltigen der Erde wurmartig kriechen, und sich dadurch selbst bei edeldenkenden Großen äußerst verächtlich machen. Vorzüglich hegte er gegen den Minister Sonnenstein einen so komischen Respekt, daß er nie dessen Namen aussprach, ohne den Hut oder die Mütze abzunehmen. Diese heuchlerische Ceremonie beobachtete er wenigstens immer in Gegenwart des Adjutanten, dem er die Gefälligkeit zutraute, daß er dieß Opfer der Demuth hohen Orts rühmen und preisen werde. Das geschah aber nie; denn der junge Herr bildete sich auf sein Degenband und seine künftige Adelswürde schon so viel ein, daß er sich des Umgangs mit einer bürgerlichen Familie halb und halb schämte, und ihn nur incognito fortsetzte. Besonders aber machte er sich gegen seinen stolzen Vater um so weniger damit breit, da er von demselben die Weisung erhalten hatte, dergleichen alte Bekanntschaft völlig abzubrechen.

Dieses Gebot würde ihn, wenn er Paulinen noch redlich geliebt hätte, sehr erschreckt haben; er vernahm es aber mit außerordentlicher Gemüthsruhe, weil er ohne dieß schon entschlossen war, in die Fußstapfen seines hohen Erzeugers zu treten, und dem Bunde der Liebe eben so wenig treu zu bleiben, als jener. Er hatte den feinen Grundsatz: was der arme Schreiber versprochen habe, brauche der reiche Edelmann nicht zu

halten. „Mit meinem Vater“ — sprach er zu sich selbst — „war es ein anderes Ding. Der handelte unrecht, daß er meine Mutter im Stiche ließ; denn als er sich mit ihr verlobte, war er schon ein gemachter Mann, der seine Umstände und Verhältnisse genau kannte, und sich nach dem Tode seines Vaters frank und frei auf sein Rittergut setzen und ein Weib nehmen konnte. Ich hingegen verplämperte mich mit Paulinen, als ich mir noch selbst ein Fremdling war, und nicht im Traume daran dachte, das zu werden, was ich bin. Wie kann sie also noch jetzt von mir verlangen, daß ich die Verbindlichkeiten des armen Schreibers, der gleichsam todt und begraben ist, erfüllen soll?“ —

Man sieht aus diesem Gespräche mit seinem tauben Gewissen, daß er die Chikanenschule des Prokurators nicht ohne Nutzen besucht hatte. Er wäre bei dem allem noch ein halbehrlicher Mann gewesen, wenn er sich gegen Paulinen freimüthig erklärt und ihr offenherzig entdeckt hätte, daß ihn die Abhängigkeit von seinem Vater in die Unmöglichkeit versetzte, sich mit ihr zu verbinden. Allein so redlich ging er nicht mit ihr um. Er bemühte sich im Gegentheil, ihre Hoffnungen noch länger durch zweideutige, auf Schrauben gestellte Worte zu unterhalten. Hierzu bewog ihn aber nicht etwa — wie man zu seiner Entschuldigung glauben könnte — schonende Besorgniß, das Mädchen durch eine gerade, bestimmte Erklärung zu erschrecken, sondern blos die egoistische Furcht, daß er dann von Paulinen auf immer aus ihren Augen verwiesen werden möchte. Er liebte sie noch mit der heißesten sinnlichen Begierde, und wollte sich den süßen Genuß, mit einem schönen Mädchen vertraulich zu tändeln, so lange als möglich erhalten.

Pauline durchblickte sein Herz und that im Stillen auf ihn Verzicht. Diese Entsagung kostete ihr freilich viel trübe Stunden und Thränen; denn sie liebte ihn immer noch mehr, als er es verdiente. Sobald sie aber die Kämpfe mit ihrem Herzen bestanden und durch Vernunft gesiegt hatte, dann war er ihr auch mit einemmale, trotz seiner glänzenden Uniform, die ihm nicht übel stand, ein gleichgültiges Wesen. Sie hörte seine gewöhnliche Unterhaltung von Bällen und Schauspielen mit so kaltem Lächeln an, als ob ihr ein Papagei etwas vorplaudere. Am liebsten wäre sie seiner Besuche ganz überhoben gewesen; ihr sanftes Gemüth konnte sich aber theils zu der gerechten Strenge eines Hausverbotes nicht entschließen, theils durfte sie es auch wegen ihres Vaters nicht wagen, der dem Saufewind mächtig die Brücke trat, und lieber ein Auge eingebüßt, als ihm die geringste Beleidigung zugefügt hätte.

Der Unwürdige blieb daher als Hausfreund geduldet, und verursachte Paulinen noch den Nachtheil, daß er sie in einen übeln Ruf brachte. Die alten Jungfern und andere züchtige Matronen der Stadt hielten an ihren Kaffeetischen ein schweres Vehmgericht über sie, und thaten einstimmig den Ausspruch, daß der Umgang mit einem jungen Offizier im höchsten Grade verdächtig sey. Sie ermangelten nicht, dieses Urtheil von Haus zu Haus zu publiciren, und so stand die Schuldlose am Schandpfahle der Verläumdung, ohne daß sie es wußte. Die natürliche Folge davon war, daß kein ehrenhafter Mann weiter um sie warb, und daß alle, deren Anträge sie vormals abgewiesen hatte, schadenfroh darüber triumphirten, daß sie nun zur Strafe ihres Stolzes ehelos bleiben werde.

Eilftes Kapitel.

Eduard verſuchte oft ſeinen Vater zu überreden, daß er ihn als ſeinen leiblichen Sohn öffentlich anerkennen und legitimiren laſſen ſollte; allein hierzu war der alte Sünder durchaus nicht zu bewegen. „Es iſt mir unbequem," ſprach er, „daß ich in meinem Alter noch über einen Jugendſtreich roth werden ſoll, und das wäre überall, wo ich Dich als mein Kind zum erſtenmal vorſtellte, unvermeidlich. Ich würde die Frage: warum ich Dich ſo lange verläugnet und nicht eher, als in Deinem zweiundzwanzigſten Jahre aus dem Staube gehoben habe? auf jedem Geſichte zu leſen glauben. Dieſem ſtummen Tadel kann ich ja ausweichen, und ihn ſogar, ohne daß Du etwas dabei verlierſt, in ein Lob verwandeln, wenn ich Dich in den Adelſtand erheben laſſe und adoptire. Das wird man mir allgemein als eine großmüthige That anrechnen, und Du ſelbſt gewinnſt dadurch an Ruhm und Achtung; denn dieſe freiwillige Vaterſchaft iſt in der That ein öffentliches Ehrendenkmal, das ich Dir errichte. Der leibliche Sohn eines Mannes von Stande zu ſeyn, iſt kein weſentliches Verdienſt, ſondern blos ein zufälliges Glück, und die Bürgerwelt hat daher nicht Unrecht, ſich darüber aufzuhalten, daß hier und da ein unnützer Menſch auf ſeine hohe Geburt übermüthig pocht und trotzt. — Wenn aber einem armen Jünglinge von niedriger Her-

kunft die Auszeichnung widerfährt, von einem Großen bemerkt, geliebt und ſogar an Kindes Statt angenommen zu werden, ſo ſetzt dieß voraus, daß er durch vortreffliche Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens dieſes Vorzugs würdig ſeyn müſſe." —

Dieſe ſchmeichelhaften Gründe ſchloßen Eduarden den Mund, und er ließ ſich ohne weitern Einwand gefallen, durch einen Umweg über Wien zur Sohnſchaft ſeines Vaters zu gelangen. Der verſchriebene Adelsbrief kam aus der Kaiſerſtadt an und ward zugleich mit der förmlichen Adoption in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht. Herr von Feldheim, genannt Sonnenſtein, war acht Tage lang das Geſpräch der ganzen Stadt.

Aber der Prokurator Sebald erlebte die Freude nicht, ſeinen ehemaligen Bröding als gnädigen Herrn zu begrüßen. Er verfuhr — in ſeiner Kanzleiſprache zu reden — eines plötzlichen Todes, als er ſich eben über die enge Handſchrift ſeines neuen Schreibers (der ſich noch viel ungeſchickter als Eduard anſtellte) recht tüchtig geärgert hatte.

Sein Nachlaß war gegen alles Erwarten ſehr unbedeutend. Es lag zwar genug Geld in Kaſten und Schränken herum, doch dieß gehörte größtentheils ſeinen Klienten, und Pauline wurde noch überdieß von Wittwen und Waiſen, deren Vermögen er durch allerlei Liſten an ſich gezogen und in ſeinen Nutzen verwendet hatte, mit Prozeſſen bedroht. Sie beſprach ſich hierüber mit ihrem Vormunde, der ihr nach Unterſuchung der Sachen erklärte: die Anforderer möchten freilich wohl recht haben, würden aber dennoch nichts ausrichten, weil es ihnen an gültigen Beweiſen fehlte; daher ſollte ſie nur

die gerichtlichen Angriffe ruhig erwarten. Hierzu ließ sie es aber nicht kommen, sondern bestand darauf, daß alle Ansprüche, deren Rechtmäßigkeit augenscheinlich war, ohne Verzug aus der Erbschaft befriediget werden mußten. Als dieß geschehen war, blieb ihr nur ein Rest von einigen hundert Thalern übrig.

Man begriff Anfangs nicht, wie die beträchtlichen Summen, die der Verstorbene Jahr aus Jahr ein erworben hatte, so geschmolzen seyn konnten; doch dieses Räthsel enthüllte sich bei genauer Durchsuchung seiner Papiere. Da fand sich, daß er in der letzten Epoche seines Lebens mit Gewalt hatte reich werden wollen, und darüber, wie die Bibel sagt, in Versuchung und Stricke gefallen war. Er hatte nämlich nicht nur sein eigenes baares Vermögen, sondern auch Wittwen- und Waisengelder auf unmäßig hohe Wucherzinsen ausgeliehen, und bei diesem Wagestücke gewaltige Schlappen bekommen. Andere verunglückte Speculationen, die nicht minder unrühmlich waren, zu geschweigen.

Pauline, die man vorher für eine reiche Erbin hielt, war nun so arm, daß sie sich durch die Nadel ernähren mußte. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie Eduarden nie gekannt, und nicht seinetwegen manchen braven und wohlhabenden Mann, dessen zufriedene Gattin sie sie jetzt seyn konnte, verworfen hätte!

Ihre Arbeiten fanden theils wenig Absatz, theils wurden sie ihr von geizigen Kunden um den halben Lohn abgedrungen; daher war ihr Fleiß nicht einmal wirksam genug, sie in einer zwanglosen Unabhängigkeit zu erhalten. Sie sah sich genöthiget, die Unterstützung einer alten Tante anzunehmen, die ihr zwar freie Woh-

nung und Koſt gab, dagegen aber auch die Freiheit ihrer kleinſten Handlungen beſchränkte, und ihr durch böſe Launen das Leben ſehr ſauer machte.

Herr von Feldheim hatte jetzt die dringendſte Veranlaſſung und ſchönſte Gelegenheit, ſich als ein rechtſchaffener Mann zu zeigen. Er mußte, wenn er das ſeyn wollte, die verbindlichen Verhältniſſe, in denen er mit Paulinen ſtand, ſeinem Vater entdecken, und nicht eher ablaſſen, bis er die Erlaubniß, ſie vor dem Altar glücklich zu machen, von ihm errungen hatte. Das würde freilich Mühe gekoſtet haben; es gebrach ihm aber nicht an Mitteln, die Sache durchzuſetzen, wenn er ſie mit Ernſt angreifen wollte. In ſolchen Fällen darf die Redlichkeit gegen den Eigenſinn eine ſtarke Sprache führen, und ſogar trotzen und drohen. Dieſe letztere Waffe ſtand Eduarden auf mancherlei Art zu Gebot. Das Geheimniß ſeiner Herkunft war ein mächtiger Talisman gegen den Alten, der es nun nicht mehr wagen durfte, vom Tollhauſe zu ſprechen; und überdieß hatte ihm Eduard ſchon tief in die Karte ſeiner eigennützigen Staatsverwaltung geſehen, daß ſich der ungetreue Haushalter in Acht nehmen mußte, mit dem Vertrauten ſeiner geheimen, lichtſcheuen Händel in Unfrieden zu gerathen. Man konnte alſo Tauſend gegen Eins wetten, daß Sonnenſtein nachgegeben hätte.

Allein Herr von Feldheim, wie er war, handelte nicht als Herr von Feldheim, wie er ſeyn ſollte. Er pries ſich vielmehr glücklich, daß er noch dem Unglück entgangen war, ſich mit einer armen Frau zu belaſten. Im Uebrigen war ihm Pauline noch reich genug an Schönheit, und er beſuchte ſie ſo oft, als es ihre mürriſche

Tante erlaubte, die sich nicht selten die Freiheit nahm, ihn vor der Thür abweisen zu lassen. Der luftige Patron war ihr von Haus aus zuwider, und machte sich in der Folge durch einen höhnischen Einfall, den er sich über ihren zärtlich geliebten Kater entwischen ließ, noch stärker bei ihr verhaßt.

Zwölftes Kapitel.

Die Schlangenwindungen eines elenden Wichtes, der nicht den Muth hat, Ja oder Nein zu sagen, sondern nur immer von einem Tage zum andern einer bestimmten Erklärung zu entschlüpfen sucht, sind ein widriger Anblick. Wir wollen daher in der Geschichte des Herrn von Feldheim ein halbes Jahr, das uns keinen andern Erzählungsstoff als solche Winkelzüge darbietet, überspringen und sogleich von dem Hauptstreiche reden, durch den er endlich den Knoten zerhieb.

Er war ungefähr seit sechs Monaten in den Adelstand erhoben, als er das zufällige Glück hatte, dem Erbprinzen, der ein junger, rascher Herr von zwanzig Jahren war, einen kleinen Dienst zu erweisen. Der Prinz lernte ihn bei dieser Gelegenheit kennen, besprach sich in der Folge mehrmals mit ihm, fand an seiner Unterhaltung Geschmack, und beehrte ihn nach und nach mit dem freundschaftlichsten Vertrauen. Doch darf man nicht denken, daß sie sich von Staatssachen unterredeten. Sie schwatzten, wie tausend andere junge Herren, von nichts als Hunden, Pferden und — Mädchen.

Einst gingen sie auf einer Promenade Arm in Arm. Pauline und ihre Tante begegnete ihnen. Feldheim war auf seinen Begleiter so stolz, daß er sich schämte, sie zu grüßen, weil sie sehr einfach gekleidet waren. Er strotzte

mit abgewandtem Gesichte bei ihnen vorbei, und nahm, mit seinem Gefährten sprechend, die Miene der größten Vertraulichkeit an, um sich den beiden Frauenzimmern als Busenfreund des Fürstensohnes zu zeigen.

Der Prinz (der keine weibliche Gestalt seiner Aufmerksamkeit entwischen ließ) heftete die Augen auf Paulinen, die ihm vorher noch nie zu Gesicht gekommen war und ihm sehr gefiel. Er bemerkte, daß sie im Vorbeigehen die Augen niederschlug und erröthete. „Kennen Sie das Mädchen?" fragte er hastig. Nein, sagte Feldheim, aber das Blut stieg ihm in die Wangen. Der Prinz lobte Paulinens Schönheit, und betheuerte mit einem galanten Fluch, daß er sich auf der Stelle in sie verliebt habe. Nun hielt der eitle Feldheim mit dem Geständnisse, daß er sie kenne, nicht länger hinter dem Berge, und erbot sich sogar auf die gefälligste Weise zum Gelegenheitsmacher. Der Prinz, der in Liebeshändeln kein Freund von vielen Umschweifen war, gab ihm mit Freuden den Auftrag, eine geheime Zusammenkunft — bei der ihm aber nichts, was er wünschte, abgeschlagen werden dürfte — zu veranstalten. Die Summe, die er zu diesem Vergnügen aussetzte, war in der That fürstlich, und Feldheim zweifelte keinen Augenblick, daß die arme Nähterin diesen lockenden Gewinn annehmen, und er, der Unterhändler, dadurch auf einmal der alten Verbindlichkeiten, die ihm noch bisweilen wider seinen Willen einfielen, quitt und ledig werden würde.

Aber die tugendhafte Pauline verwarf, wie man sich vorstellen kann, seinen schändlichen und plumpen Antrag, und entrüstete darüber so sehr, daß sie ihm ihre Freundschaft aufkündigte, und in seiner Gegenwart die

Tante ersuchte, ihm das Haus zu verbieten. Hierzu ließ sich die alte Dame nicht zweimal auffordern. Sie schalt ihn wie einen Schulknaben aus und wies ihm die Thür. Er blieb trotzig stehen und schlug ein Hohngelächter auf. Die Alte war aber so muthig, rasch gegen ihn anzurücken und mit allen ihren zehn Fingern seiner zierlichen Frisur eine jämmerliche Verwüstung zu drohen. Jetzt zog er sich nach der Thür zurück, und fuhr aus wie ein böser Geist mit Schimpfen und Toben.

Dreizehntes Kapitel.

Leute seines Schlages lassen sich nicht beleidigen, ohne auf Rache zu sinnen; und je mehr sie selbst Unrecht haben, desto giftiger ist ihre Bosheit. Sie hassen und verfolgen Niemand grimmiger als den, welchen sie wegen zugefügter Kränkungen um Verzeihung bitten sollten.

Indem Herr von Feldheim die Treppe hinab ging, war er schon entschlossen, gegen Paulinen (die ihm überdieß seit einiger Zeit gleichgültig geworden war) irgend einen hämischen Streich auszuführen. Hierzu trieb ihn noch ein anderer Sporn. Der Prinz, der sie seit jenem Spaziergange einige Mal wieder von weitem gesehen hatte, war heftig in sie verliebt und bestand mit Hitze darauf, ihre Bekanntschaft zu machen. Feldheim blickte mit den Augen des Eigennutzes und der Ehrsucht weit in die Ferne, und hielt es für räthlich, dem Thronerben auf jede mögliche Art zu Diensten zu seyn. In Güte war hier nichts auszurichten. Er mußte List und Gewalt brauchen. Ein nächtlicher Ueberfall schien das einzige Mittel, die Wünsche seines erhabenen Freundes zu befriedigen.

Der Ehrenmann kannte jeden Winkel und jede Gewohnheit im Hause der Tante, und wußte sogar, daß Pauline meistens so unvorsichtig war, den Schlüssel ihres Schlafzimmers, das nach dem Hofe hinaus ging, den Tag über im Schlosse stecken zu lassen. Dieß er-

fuhr er durch das Schelten der Tante, die sich bisweilen in seiner Gegenwart darüber ereiferte. Jetzt war ihm die Erinnerung dieses kleinen Umstandes so lieb wie Gold. Er fand ihn sehr bequem zu seinem Vorhaben, Paulinen dem Prinzen in die Arme zu liefern. In dieser Absicht schlich er eines Abends ins Haus, traf den Schlüssel im Schlosse, zog ihn leise ab und machte sich mit seiner Beute wieder im Stillen davon.

Der Schlüssel ward bald vermißt. Die Tante schmälte tapfer; doch weder sie noch Pauline fielen auf den Gedanken, daß er gestohlen seyn könnte. Man hielt ihn für verlegt, und ließ am folgenden Tage einen andern fertigen, ohne mit dem Schlosse selbst eine Aenderung vorzunehmen.

Feldheim — der, mit der Sparsamkeit der Tante bekannt, richtig darauf gerechnet hatte, daß sie diese gewöhnliche Vorsicht unterlassen werde — führte nun in der dritten oder vierten Nacht nach der Entwendung des Schlüssels den Prinzen heimlich ins Haus. Sie verbargen sich im Hofe, bis alles still ward und alle Lichter verloschen. Auch in dem Schlafzimmer, dessen Fenster sie vorzüglich beobachteten, erstarb der letzte Schimmer eines Nachtlämpchens. Jetzt krochen sie aus ihrem Lauerwinkel hervor und schlichen die Treppe hinauf. Feldheim versuchte mit der Behutsamkeit eines ausgelernten Diebes seinen Schlüssel. Er schloß richtig.

„Allons, Prinz!" flüsterte der Kuppler: „Sie können nicht fehlen. Drei Schritte von hier, linker Hand, steht das Bett. Sie wird schreien; aber nur frisch geküßt, und ihr den Mund so gestopft! Es schläft Niemand in der Nähe, und ich stehe Wache vor der Thür." —

Der Prinz schlich auf den Zehen ins Zimmer, tappte

mit den Händen herum, fand das Bett und beugte sich darüber hin, um die Schläferin mit einem Kusse zu wecken. Er traf glücklich den Mund und fing eben begierig an, ihn zu versiegeln, als ihm plötzlich ein sprühendes Unthier ins Gesicht sprang, ihm die Backen zerkratzte, und eine rauhe, widrige Stimme: „Hülfe! Hülfe!“ schrie. Kurz, Ihro Durchlaucht waren an die Tante gerathen, die sich seit einigen Tagen mit ihrem Kater in die Hinterstube gebettet hatte, weil sie im Vorderhause durch den nächtlichen Gassenlärm im Schlafe gestört worden war.

Der Kuppler kannte ihre Stimme und eilte, das Gesicht mit dem Mantel verhüllt, ins Zimmer, um seinen Freund von ihren Nägeln zu retten. Sie sprang indessen aus dem Bette, riß das Fenster auf und schrie in den Hof hinab: „Diebe! Mörder!“ Feldheim drückte den Prinzen zur Thüre hinaus. Dieser Rückzug machte der alten Dame Muth. Sie warf dem Fliehenden ihre Pantoffeln und eine gewisse andere häßliche Bombe nach, die gewöhnlich in Schlafzimmern bei der Hand ist. Zum Glück zerplatzte sie, weil der Wurf zu kurz war, mit entsetzlichem Krachen an der Treppe, ohne die Ausreißer zu treffen.

Das Zetergeschrei der Tante hatte den Hausknecht geweckt. Er stand mit einer Ofengabel an der Thür, um den Dieben, die er oben im ersten Stock vermuthete, den Rückzug abzuschneiden. Feldheim bot ihm lachend einen guten Abend und drückte ihm ein Stück Geld in die Hand. „Ihr seht wohl,“ sprach er, „daß wir weder Diebe noch Mörder sind. Die ganze Sache ist ein Spaß.“ — Der Hausknecht, der ihn kannte, glaubte das und ließ sie entwischen.

Nach diesem Vorfall hielt sich Pauline nicht mehr für sicher in der Stadt. Sie verbarg sich weit davon bei einem Landprediger, mit dem sie verwandt war. Vorher aber schrieb sie Feldheimen einen Brief, der Hand und Fuß hatte. Sie sagte unter andern darin: „Ihr Vater, den Sie vormals einen Unmenschen nannten, ist ein Engel gegen Sie. Er verführte Ihre Mutter aus Leidenschaft; Sie hingegen brüteten mit kalter Bosheit den Entwurf aus, eine Unglückliche, der Sie Liebe und Treue geschworen hatten, einem fremden Verführer zu verrathen und zu verkaufen. — Auf diesen Gipfel der Niederträchtigkeit, den Sie mit schnellen Riesenschritten erreicht haben, wird Ihnen wohl nicht leicht ein anderer Mensch nachfolgen.“

Vierzehntes Kapitel.

Feldheim lachte mit knirschenden Zähnen über diesen Brief, und Pauline blieb dann vergessen. Er blieb, des verunglückten Abenteuers ungeachtet, der Herzensfreund des Prinzen, den ein Jahr nachher der Tod seines Vaters zum regierenden Herrn machte.

Wer war vergnügter als Feldheim! Er konnte nun darauf rechnen, alle seine ehrgeizigen Wünsche befriedigt zu sehen. Der junge Fürst machte auch schon in der ersten Stunde seiner Regierung einen trefflichen Anfang dazu, indem er seinen Freund (der nur erst wenige Wochen zuvor Stabskapitän geworden war) auf der Stelle zum Oberstlieutenant und Präsidenten des Kriegscollegiums ernannte. Wer an den regelmäßigen Gang der Beförderungen in großen, wohlgeordneten Staaten gewöhnt ist, wird freilich diesen Luftsprung nicht wahrscheinlich finden; dergleichen jähe Standeserhöhungen sind aber in Ländchen, die man von einem Ende zum andern in einem halben Tage durchreisen kann, nicht eben selten. Da geben oft die Favoriten dem staunenden Volke das Schauspiel einer Rakete: sie steigen plötzlich empor, machen oben ein Weilchen ein glänzendes Geräusch und fallen schnell wieder herab.

Einen solchen Sturz befürchtete Sonnenstein. Der neue Regent war ihm als Erbprinz nicht gewogen, und überdieß sah der Minister offenbar, daß er sich an sei-

nem eigenen Sohne eine Schlange im Busen erzogen hatte. Der Kriegspräsident nahm einen barschen Ton gegen ihn an, widersprach ihm bei jeder Gelegenheit, leistete seinen Anordnungen in Geschäftssachen keinen Gehorsam, machte alles nach seinem eigenen Kopfe und berief sich auf mündliche Befehle des Fürsten. Dieser behandelte vollends den Minister mit drückendem Stolz und ließ es ihn empfindlich fühlen, daß er seiner los seyn wollte. Sogar die Herren im Vorzimmer (die gewöhnlich wie die hölzernen Männchen im Barometer jede Veränderung der Hofluft richtig anzeigen) bückten sich minder tief als sonst vor ihm. So folgte eine Kränkung der andern. Dieß ertrug Sonnenstein nicht länger als drei Tage. Dann kam er durch ein freiwilliges Entlassungsgesuch seiner Verabschiedung zuvor, die zwischen seinem Sohne und dem Fürsten schon abgekartet war und des nächsten Tages erfolgen sollte.

Feldheim stellte sich, als ob ihn die Abdankung seines Vaters sehr schmerze. „Heuchle nicht, mein Sohn!“ sprach der Exminister: „Ich sah Dir's seit dem letzten Athemzuge des verstorbenen Fürsten an den Augen an, daß ich Dir im Wege stand. Wohlan, ich mache Dir Platz! Sey kein schlimmerer Minister, als ich's war, und handle wenigstens gegen Jedermann so ehrlich, wie ich in den letzten Jahren gegen Dich gehandelt habe! Vielleicht glückt es Dir besser als mir, ein dankbares Gemüth zu finden.“ —

Nach dieser Herzensentladung verließ Sonnenstein sogleich die Residenzstadt und begab sich auf's Land.

Fünfzehntes Kapitel.

Seine Aemter blieben einige Wochen unbesetzt; dann erhielt sie Feldheim ohne Ausnahme. Der deutsche Schreiber, der durchaus nichts verstand, als ein Bißchen Buchstabenmalerei, würde als Minister die kläglichste Figur gespielt haben, wenn ihm nicht sein Vorfahr einen geschickten Sekretär hinterlassen hätte, der seine rechte Hand gewesen war und nun auch in öffentlichen Geschäften das Factotum seines Nachfolgers ward.

Sonnenstein trat weder mit Beifall, noch mit Bedauren von der Bühne; aber der neue Staatsacteur begann seine Rolle so schlimm, daß man bald jenen zurückwünschte, der zwar Niemand glücklich, aber auch Niemand unglücklich gemacht hatte. Feldheim hingegen brachte gleich in den ersten Tagen seiner Ministerschaft einige wackere Männer blos darum von Brode, weil er einen alten Privatgroll gegen sie hegt.

Andere Geschäftsmänner, die ihm nicht knechtische Ehrerbietung erwiesen, suchte er dadurch zu demüthigen, daß er ihnen unerträgliche Bürden zweckloser Arbeiten auflud, die des dabei verschwendeten Papiers nicht werth waren. Ueberhaupt begegnete er Jeden, der sich in Dienstverhältnissen vor ihm beugen mußte, mit empörendem Uebermuth, und schimpfte besonders die Subalternen in seiner Kanzlei oft ohne Grund wie

ein betrunkener Bootsknecht. Wegen eines mißrathenen Federzugs — denn darüber krittelte der gewesene Advokatenschreiber unaufhörlich — stürzten ihm ganze Heerden von Ochsen und Eseln aus dem Munde!

In seinem Hause herrschte die ausschweifendste Ueppigkeit und Pracht, und er suchte sie durch rastlose Erfindungen neuer Auflagen, wodurch er die Unterthanen ganz aussaugte, immer höher zu treiben. Das ward ihm nicht schwer, da ihn der Fürst, den alle ernste Geschäfte anekelten, nach Willkür schalten ließ und ohne Bedenken jedes Papier unterschrieb, das ihm der Minister vorlegte. Dieser konnte also mit der größten Gemächlichkeit rauben und tyranniſiren, und er that beides. Wer Geld hatte, ward geschröpft; wer ihm verhaßt war, verfolgt und gedrückt. Sein Herz blieb beim Anblick des höchsten Elends so hart und kalt, wie ein Ambos. Armuth und Niedrigkeit trat er mit Hohn unter die Füße. Nur Rang und Reichthum fanden Schutz und Hülfe bei ihm, und Gewalt ging immer vor Recht.

Es ließen sich hundert schändliche Geschichten von ihm erzählen; doch was nützte diese Umständlichkeit? Man hört im täglichen Leben von Menschenplackerei so viel, daß man dieses Kapitel in Büchern gern überschlägt. Wir wollen daher unsern Winkeldespoten so schnell als möglich bei Seite schaffen. Er bewährte durchaus das derbe Sprichwort, das einen geadelten Bauer — und überhaupt jeden mächtig gewordenen Glückspilz — mit einem Scheermesser vergleicht; wie er denn auch überhaupt in seiner ganzen Laufbahn vom Unteroffizier bis zum Staatsminister und Generalfeldmarschall die alte Erfahrung bestätigte: daß sich dergleichen Emporkömm-

linge gewöhnlich in eben demſelben Grade verſchlimmern, in welchem ſich ihre Lage verbeſſert. — Als er die höchſte Stufe erreicht hatte, war er eine vollendete Geißel aller von ihm abhängigen Menſchen, denen er nicht wohl wollte.

Sechszehntes Kapitel.

Acht oder zehn Jahre trieb er sein Unwesen ganz straflos. Dann aber bereitete die Göttin der Rache und Vergeltung auch ihm eine Geißel.

Der Fürst unterhielt seit geraumer Zeit eine feurige Italiänerin. Er ward ihrer nach und nach überdrüßig und wollte sich von ihr trennen. Die Wälsche war aber ein schöner Teufel, der sich nicht sogleich bannen ließ. Anfangs, als der Fürst mit ihr bekannt ward, betrug sie sich wie eine vestalische Jungfrau. Er bot vergebens alle Schätze, die er besaß, für ihre Gunst. Sie ergab sich nicht eher, als bis er ihr schriftlich versprach, sie mit der Zeit zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben.

Diese Uebereilung bereute er nun, und hätte seine Braut gern mit den höchsten Aufopferungen abgefunden; aber sie, eine geborne Gräfin aus einem verarmten Hause, bestand darauf, den Thron mit ihm zu theilen. Nach langwierigen Unterhandlungen ließ sie sich endlich gefallen, eine Stufe niedriger zu stehen und mit der Hand des Ministers Feldheim zufrieden zu seyn, der sich aus Eigennutz und Eitelkeit seinem gnädigsten Herrn zum Stellvertreter angetragen hatte. Er liebte die Gräfin nicht, und sie verachtete ihn. Doch — sie wurden ein Paar.

Anfangs standen sie mit einander in einem erträgli-

chen Vernehmen, und Feldheim war einfältig genug, seiner ränkevollen Gemahlin alle seine Heimlichkeiten und Veruntreuungen zu entdecken und sich dabei über die Blindheit des Fürsten sehr lustig zu machen. Die Schlaue sagte wenig dazu, merkte sich aber jedes Wort, um sich dieser unbesonnenen Geständnisse bei vorfallender Gelegenheit als Schutz- und Trutzwaffen zu bedienen.

Als das Herz des Fürsten einige Monate brach gelegen hatte, blühte darin die Blume der Liebe gegen die Italiänerin wieder auf und er erneuerte den zärtlichen Umgang mit ihr. Das war ihm laut des geschlossenen Ehevertrages erlaubt. Der Minister durfte darüber nicht mucksen, und er war auch so stumm wie ein Fisch.

Aber seine Gemahlin begnügte sich nicht an dieser Nebenliebschaft, sondern muthete ihm zu, sein Ehebett, das nur für drei Personen eingerichtet war, noch mit einigen andern Herren zu theilen. Diese Mitgenossen wollte er nicht dulden. Darüber entstand ein häuslicher Krieg, der von Tag zu Tag mit steigender Erbitterung geführt ward. Sie warf ihm mit den schnödesten Worten seine Herkunft vor, und setzte gegen ihn sogar in Gesellschaften alle Achtung so ganz aus den Augen, daß sie ihn oft, indem er dabei war, in ihrer Muttersprache, wovon er kein Wort verstand, einen Dummkopf und Bankart schimpfte.

Einst überraschte er sie in den Armen eines Nebenbuhlers. Darüber gerieth er in Harnisch, verfolgte den fliehenden Liebhaber mit blankem Degen und versetzte ihr, als sie ihn davon abhalten wollte, einen Schlag ins Gesicht. Ein Dolchstoß, der ihn zum Glück verfehlte, war ihre Antwort. Sie jagte ihn wie eine Furie, mit dem Mordstahl in der Hand, aus einem Zimmer

ins andere. Er flüchtete, seines Lebens nicht sicher, aus dem Hause.

Jetzt erbrach sie einen Schreibeschrank und bemächtigte sich seiner geheimsten Papiere, die ihn als einen treulosen Staatsdiener und Hochverräther ins Licht stellten. Mit diesen Urkunden flog sie nach Hofe und setzte durch Vorzeigung derselben den Fürsten in Erstaunen und Wuth. Er beschloß auf der Stelle, den Minister in Verhaft nehmen zu lassen.

Das geschah. Er ward auf eine Festung gebracht, und es entstand gegen ihn ein weitläuftiger Kriminalprozeß, der sich mit der Confiscation seines sämmtlichen Vermögens und der Verurtheilung zu zehnjähriger Gefangenschaft endigte.

Als er wieder in Freiheit kam, war er (weil auch die Güter seines, während der Untersuchung verstorbenen Vaters eingezogen wurden) so bettelarm, daß er sich jetzt in einer der größten Städte Deutschlands vom Lohnschreiben ernähren muß. Dennoch hat ihn sein Stolz nicht verlassen. Er geht noch oft, wie man sagt, in einem mit Gold gestickten und einem Ordenssterne gezierten Kleide, das er aus dem Schiffbruch seiner Hoheit und Herrlichkeit gerettet hat, in Gegenden der Stadt, wo man ihn nicht als Lohnschreiber kennt, spazieren, und dankt außerordentlich gnädig, wenn ihm eine gutwillige Schildwache die Freude macht, das Gewehr vor ihm zu präsentiren.

Pauline hatte ihre reiche Tante beerbt, und lebt als Gattin eines redlichen Landpredigers in einem glücklichen und zufriedenen Wohlstande.

XI.

Herr von Karg und seine Gemahlin.

Ein Gemälde nach dem Leben.

Wie thöricht ist das Beginnen der Alten,
Die jeden Heller an Ketten halten!
Sie stehen am Ziel ihres Wegs durch die Welt,
Und sorgen noch ängstlich für Reisegeld.

Man beschuldigt manchen Romanendichter, daß er die Schilderung seiner Charaktere übertreibe, und man hat oft Recht; doch auf der andern Seite ist es auch wahr, daß in der wirklichen Welt eine Menge Sonderlinge hausen, die mit den Geschöpfen der Phantasie, denen man Ueberspannung und Unnatürlichkeit vorwirft, in wunderlichen Streichen wetteifert und sie sogar oft übertreffen.

Zum Beweise dieses Satzes mag hier ein altes adeliches Paar dienen, das durch lange Uebung in der Knauserei zu einem hohen Grade von Meisterschaft gelangt war. Diese seltsamen Menschen, in einem Roman aufgestellt, wären zuverläßig von Rezensenten und Lesern für ungeschickte Hirngespinste gehalten worden;

aber sie lebten und handelten, wie es der Aufzeichner folgender Anekdoten (der hier keineswegs als Hirnspinner arbeitet) theils mit eigenen Augen sah, theils von bewährten Zeugen hörte.

Herr von Karg* und seine Gemahlin besaßen nach der mäßigsten Schätzung ein Vermögen von achtzig tausend Thalern, hatten weder Kind noch Kegel, und waren beide über siebzig Jahre alt. Von ihrer Lebensart in früheren Zeiten hat ihr gegenwärtiger Geschichtsschreiber keine Kunde. Er fand blos Gelegenheit, sie zu beobachten, als sie in diesem Alter vom Lande nach der Hauptstadt kamen, um einen Prozeß zu betreiben. Sie wollten dadurch ein Rittergut erobern, woran sie nicht den mindesten gerechten Anspruch hatten. Wenigstens war die Sache so verwickelt und weitaussehend, daß es bei ihren hohen Jahren durchaus unmöglich war, das Endurtheil zu erleben. Ueberdieß stritten sie mit ihrem nächsten Erben, dem der Zankapfel — wenn sie ihn auch noch am Rande des Grabes gewonnen hätten — nach ihrem Tode wieder zufallen muste. Doch dieß alles hielt sie nicht ab, den Rechtsstreit mit rastlosem Eifer zu verfolgen. Sie bestürmten Richter und Anwälte, und schonten dabei nicht ihres geliebten Geldes, das ihnen in allen andern Fällen an die Seele gewachsen war.

Beide waren durch tägliches Hungerleiden zu Skeletten zusammengedorret und gewöhnlich nicht viel besser als Bettler gekleidet. Dieser armselige Aufzug bewog dann und wann einen Erbschleicher, ihre Garderobe durch einen Beitrag aus der seinigen zu verbessern, und

* Dieser Name ist die einzige Erdichtung im ganzen Aufsatze.

sie nahmen dergleichen milde Spenden mit Freuden an. Bei dem allen fehlte es ihnen nicht an Stolz auf ihre Geburt, und sie brachten ihm manches Opfer. Dahin gehörte zum Beispiel der Aufwand, den ihnen zwei eigene Pferde machten. „Wir brauchen die Mähren nicht;“ sagte die gnädige Frau: „sie sind uns zur Last und fressen uns fast auf; aber unser Stand erfordert es, sie zu halten.“ —

Hätten sich die armen Gaule einen Herrn wählen können, so würden sie gewiß lieber einem Bauer, als solchen Standespersonen gedient haben, denn ihr Futter ward ihnen aus dem Haferkasten, der im herrschaftlichen Wohnzimmer stand, nur zur höchsten Lebensnothdurft zugemessen und des Nachts kein Hälmchen Stroh untergestreut. Sie mußten den ganzen Winter, der eben damals ungewöhnlich hart war, in einem kalten, luftigen Stalle auf nackten Bohlen liegen.

Ihnen drohte noch ein anderes Unglück. Frau von Karg hörte, daß die Roßhaare im Preise stiegen, und kam schnell auf den Gedanken, ihren Pferden die Schweife so kurz als möglich stutzen zu lassen und sie zu versilbern. Die Ausführung dieser Speculation mußte jedoch Schwierigkeiten gefunden haben, denn sie unterblieb.

Der Kargische Hofstaat bestand aus einem Kutscher und einem Bedienten; beide aber hatten nur Einen gemeinschaftlichen Rock. Dieser Oekonomie kann man einen guten Nebenvortheil nicht absprechen. Manche Herrschaft wird von ihren Bedienten, die bisweilen alle zugleich ihren eigenen Geschäften und Vergnügungen nachgehen, versäumt und im Stiche gelassen; diese Vernachläßigung hatte jedoch das Kargische Ehepaar nie zu befürchten. Seine Domestiken mußten es fein bleiben

lassen, zu einer und derselben Zeit herumzuschweifen, denn sie konnten den einzigen Rock, den sie hatten, nicht theilen.

In dem Hause, wo unsere Geizigen ein möblirtes Zimmer bezogen, versuchte die Dame (die überhaupt viel sparsüchtiger war als ihr Gemahl) allerlei listige Vorspiegelungen, um sich freie Kost aus der Wirthsküche oder wenigstens Speisung um ein Spottgeld zu verschaffen. „Wir sind alte und reiche Leute," sagte sie, „haben keinen nothwendigen Erben und können unser Vermögen vermachen, wem wir wollen. Wer uns Wohlthaten erzeigt und uns wartet und pflegt, der soll's haben." — Das war jedoch in den Wind geredet. Man ließ sich von der Lockstimme des Vogels, den man an seinen Federn kannte, nicht täuschen. Die arme Dame mußte sich selbst beköstigen. Sie kaufte, wie man denken kann, so wohlfeil als möglich ein und zählte die Erbsen in den Topf. Ihr theuerstes Leckermahl bestand aus Fischen, die auf dem Markte halb verschenkt wurden, weil sie eines natürlichen Todes gestorben waren.

Der böse Winter machte ihr viel zu schaffen. Sie saß Tage lang und zerschnitzte mit ihrem Tischmesser ein Scheit Brennholz nach dem andern in kleine Spänchen. Bei dieser Arbeit stellte sie auch ihren Gemahl und ihre Bedienten an. Doch bekam der Ofen von diesen so niedlich zubereiteten Bissen wenig zu genießen. Er ward in der strengsten Kälte nur Ein Mal des Tages und überdieß so kärglich geheizt, daß er bei dem besten Willen, seine Schuldigkeit zu thun, kaum lau werden konnte. Die zärtlichen Gatten zankten sich dann um die wärmste Stelle. Es war Schade, daß ihnen die Art, wie vor Zeiten ein reicher, aber sehr geiziger

Arzt in Holland dem Winter trotzte, nicht bekannt war; sie hätten es ihm gewiß nachgethan. Dieser Filz heizte nie ein, und hatte in seinem Hause kein Splitterchen Brennholz, als einen ungeheuer großen Klotz, den er, wenn ihn fror, vom Boden in den Keller, und aus dem Keller auf den Boden trug. Dieß saure Geschäft trieb der neue Sisyphus so lange, bis er wie ein Braten schwitzte.

Frau von Karg liebte den Schnupftabak über alle Maßen, war aber ihrer Nase eine Stiefmutter, und gab ihretwegen keinen Heller aus. Doch wenn sie irgendwo eine gefüllte Dose fand, sprach sie ihr fleißig zu, und ging oft nach dieser Labung über die Gasse. Glücklicher Weise entdeckte sie in ihrer eigenen Wohnung eine ergiebige Quelle. Sie bemerkte einst, daß ihr Kutscher, der ein starker Schmaucher war, den Grundstaub seines Tabaksbeutels wegwerfen wollte. Geschwind that sie ihm Einhalt, und machte einen Versuch, den Mulm seines Stinkkrautes zu schnupfen. Sie fand die Prise sehr schmackhaft, und befahl sogleich, ihr künftig dieses Kehricht zu überliefern. — So geübt war ihr Auge, an der verächtlichsten Sache eine Nützlichkeit auszuspähn.

Gegen das neue Jahr wollte sie sich mit einem Kalender versorgen und fragte nach der wohlfeilsten Gattung. Man schlug ihr den Comptoir-Almanach vor, der aus einem einzelnen Blatte besteht, und nicht mehr als einen baaren Groschen kostet. Doch auch dieser Preis schien ihr zu theuer. Sie ließ daher bei einem Schriftsteller (der ihr Nachbar war, übrigens aber mit ihr in keiner nähern Bekanntschaft stand) durch die dritte Hand anfragen, ob er ihr nicht etwa dieses Werk durch Buchhändler-Connexionen mit einigem Rabatt verschaffen

könne. — Lieber Himmel! wenn alle Menschen um's Neue Jahr so knickern wollten, was sollte dann aus den zahllosen Almanachen und Taschenbüchern in Deutschland werden!

Frau von Karg fand sich oft in der Küche ihrer Hauswirthin ein und guckte mit langem Halse in alle Töpfe. Bisweilen schöpfte sie von dem Fleische, das der Wirthin gehörte, den unnützen Schaum ab und sagte, sie wollte ihn der Katze geben. Sie ging nun mit dem vollen Löffel aus der Küche und rief laut: „Mietz! Mietz!“ — Aber indem sich der eingeladene Gast mit behenden Schritten nahte, um das angebotene Frühstück in Empfang zu nehmen, verschlang sie es selbst.

Einst war ihr Gemahl gefährlich krank. Die Bedienten mußten wechselsweise, jeder eine Nacht, bei ihm wachen. Einer von ihnen liebte den Schlaf und äußerte eines Abends in Gegenwart seiner gnädigen Frau: er wollte gleich vier Groschen darum geben, wenn er in der folgenden Nacht der Krankenwache überhoben seyn könnte. „Topp!“ rief sie schnell: „Geb' Er die vier Groschen her; ich will an Seiner Stelle wachen.“ — Der Bediente zog vergnügt seinen magern Beutel; sie nahm das Geld und ließ ihn zu Bett gehn.

Dieser Handel klingt unglaublich; doch er ist völlig wahr, und gibt nebenbei einen anschaulichen Beweis, daß sie mit ihren Domestiken in einer sehr niedrigen Vertraulichkeit gelebt haben muß, weil sich sonst der Freund des Schlafs seinen freimüthigen Wunsch in ihrem Beiseyn nicht erlaubt hätte. Zu andern Zeiten hingegen nahm sie gegen ihre Leute einen gewaltig hohen Ton an, und führte ihnen fleißig zu Gemüthe, daß

sie die Ehre, einer adelichen Herrschaft zu dienen, gebührend schätzen sollten.

Der Bediente war aber dennoch so blind und unerkenntlich gegen dieses Glück, daß er der Ehrenstelle, bei der er nur einen halben Rock besaß, plötzlich entsagte, und sich nach einem andern Posten umsah, wo er nicht mehr nöthig hätte, mit einem Kameraden in einer so unbequemen Gemeinschaft der Kleider zu stehen. Herr von Karg (der jetzt wieder genesen und im Begriff war, auf sein Gut zurück zu reisen) entließ ihn ungern; aber noch schwerer ward es ihm, sich von einigen Thalern zu trennen, die der Bediente noch bei ihm zu fordern hatte. „Begleite mich bis vor's Thor; da sollst Du sie haben!" sprach er am Tage der Abreise. Der Bediente mußte sich entschließen, seinem Gelde nachzulaufen. Doch — laufen durfte er eben nicht. Herr von Karg (der seine Rosse selbst lenkte und lenken mußte, weil er den Kutschbock einem annehmlichen Käufer überlassen hatte) fuhr, um das Geschirr und die Räder zu schonen, so langsam, als ob er einem Leichenzuge folgte; sein Gläubiger konnte also ganz gemächlich neben dem Wagen her gehen. Er that es, und erwartete von einem Augenblicke zum andern, daß der Reisende still halten und ihn gebührend entlassen werde. Allein die Schneckenfahrt ging beinahe eine Stunde lang ohne Pause fort. Der Fußwanderer ward müde, bat wiederholt um Abfertigung, ward aber immer eingeladen, seine Begleitung noch weiter fortzusetzen. Er sah sich endlich genöthigt, sich durch ein Zwangsmittel zu seinem Gelde zu verhelfen, und seinen Schuldner auf freier Straße zu pfänden. Dieß that er durch Wegnahme der Peitsche, die er dem alten, kraftlosen Manne plötzlich aus der

Hand riß. Er lief damit feldein, und forderte den Herrn von Karg von weitem auf, sie durch Entrichtung seiner Schuld einzulösen. Der Gepfändete schimpfte wie ein Rohrsperling aus dem Wagen heraus, und nannte diese Selbsthülfe einen Straßenraub. Da er aber sah, daß er dadurch seine Peitsche nicht wieder bekam, so bequemte er sich zur Zahlung.

Kurz darauf mußte er eine noch größere Schuld — die Schuld der Natur — bezahlen. Seine arme Wittwe sah sich im folgenden Winter gezwungen, den Landesherrn um ein Klafter Holz anzuflehen. Mit ihren Vermögensumständen unbekannt, hielt man sie für so arm, als sie sich in ihrer kläglichen Bittschrift geschildert hatte, und es ward beschlossen, ihr das begehrte Gnadengeschenk zu ertheilen. Aber einer ihrer Bedienten, den sie auf irgend eine Art zur Rache gereizt hatte, machte es ihr auf eine boshafte Weise zu Wasser.

Er ging aus eigenem Antriebe, so gut als möglich gekleidet, zum Direktor des Holzwesens, und erkundigte sich im Namen der Frau von Karg nach dem Erfolg ihrer Supplik.

„Wer ist Er?" fragte der Direktor.

Ich bin der Kammerdiener der Frau von Karg, antwortete der Bediente.

„Kammerdiener? — Nicht möglich! — Wie käm eine arme Wittwe zu einem Kammerdiener?" —

Der Schalk lächelte hämisch.

„Worüber lacht Er?"

Daß Ew. Gnaden meine Herrschaft arm nennen, damit thun Sie ihr doch wahrhaftig sehr Unrecht! Sie hat Rittergüter und Kapitale, und könnte wohl den ganzen Holzhof zehn Mal auskaufen. —

Der Direktor erstaunte und gab der Supplikantin, als sie nach einiger Zeit ihr Gesuch persönlich bei ihm in Erinnerung brachte, darüber einen nachdrücklichen Verweis, daß sie unter der Maske der Armuth ein Almosen hatte erschleichen wollen.

Doch genug von der edlen Frau von Karg, ob sich gleich solcher charakteristischen Anekdoten viel mehr von ihr erzählen ließen. Nur diesen einzigen Zug noch: Sie gerieth einst darüber in Zorn, daß ihr Bedienter für jemand im Hause, der schnell Licht brauchte, Feuer anschlug. „Unterstehn Euch das nicht wieder!“ sagte sie. „Wie käm' ich denn dazu, meinen Zunder für fremde Leute verbrennen zu lassen?“

Diese Blumenlese mögen einige Schnurren von andern Geizhälsen beschließen.

Täglicher Abendverdruß.

Wenn's Abend wird, flucht Harpax sich
Ein Stückchen in den Bart.
Es wurmt ihn, daß der Tag entwich,
Der Oel und Docht ihm spart.

Jost und sein Diener.

„Faulenzer!“ rief der Knicker Jost:
„Trag diesen Brief schnell auf die Post!“ —
„Ach,“ sprach der Diener, „ich bin krank,
Und kann nicht aufstehn von der Bank!“ —
„Pst!“ sagte Jost, „was ist zu thun?
So geh' ich selbst — mit Deinen Schuhn.“

Der Universalerbe.

Der alte Greif, der ganz und gar
Vor Geiz verrückt geworden war,
Lag ächzend in den letzten Zügen,
Und sandte plötzlich zum Notar,
Um über seine große Schaar
Gefangner Füchse zu verfügen.
Der Rechtsmann trat geschwind herein
Und fragte: „Wer soll Erbe seyn?“
Herr Greif erhob sich bleich und hager
Wie ein Gespenst auf seinem Lager,
Warf seine hohlen Augen stier
Herum auf seine todten Schätze,
Und sprach: „Mein Herr, ich muß von hier,
Drum sey mein Haus bestellt! Ich setze,
Um Hab und Gut nicht zu zerstreun,
Mich selbst zu meinem Erben ein.“ —

Das Spiel am Grab.

Auf ihrem schönen Schlosse lebte
Die reiche Gräfin Geyersklau
So karg wie eine Bettelfrau.
Sie näht' und strickte, spann und webte
Sogar mit hoher Hand ums Lohn,
Und fürchtete des Todes Drohn
(Denn sie war achtzig Jahre schon)
Nur darum, weil die Sorgenbürde,
Was ihr Begräbniß kosten würde,
Ihr fort und fort den ganzen Tag
Wie Felsen auf dem Herzen lag.

Urplötzlich rührte sie der Schlag,
Und stammelnd ward von ihr befohlen,
Den Prediger des Dorfs zu holen.

Er kam und setzte sich ans Bett.
„Herr Pastor," sagte sie, „wir machten
Vor Zeiten manches Spiel Picket,
Und wenn Sie's nicht für Sünd' erachten,
So hab' ich noch in diesem Nu
Am Rand des Grabes Lust dazu." —

Sie spielten, und der Hirt der Seelen
Verlor sein ganzes Taschengeld.
Er wollte traurig sich empfehlen.
„Nein," sprach die Gräfin, „wenn's gefällt,
Ein Spiel noch! Halten Sie sich wacker,
Falls Sie bei jetziger Partie
Den Kürzern ziehn, so schaffen Sie
Mich gratis auf den Gottesacker." —

Der Pfarr verlor; und freudig schrie
Die Gräfin auf: „So wollt' ich's haben!"
Und auf ihr dringendes Geheiß
Versprach er es ihr schwarz auf weiß,
Sie unentgeldlich zu begraben.

XII.

Der Hut.

Der Präſident, Herr von Zwinger, war ein feiner Herr von einigen dreißig Jahren, hatte feine Geräthe und Kleider, und beſonders einen ſehr feinen Caſtorhut, den er wie ſeinen Augapfel in Acht nahm. Er war ein ſparſamer, haushältiger Mann, der ſeine feinen Sachen nach Möglichkeit ſchonte. Das einzige, was an ihm wohl etwas feiner ſeyn konnte, waren ſeine Sitten und Grundſätze. Er war hart, ungeſtüm und jähzornig gegen Geringere, und ein ausſchweifender Liebhaber des ſchönen Geſchlechts.

Eines Abends durchſtrich er bei Mondſchein einen einſamen Park. Er hoffte vielleicht, einem freundlichen Mädchen zu begegnen: aber plötzlich ſchoß hinter ſeinem Rücken ein männlicher Raubvogel hervor, riß ihm ſeinen Biberhut vom Kopfe und verſchwand im Gebüſch.

Der Präſident wagte nicht, den Schnapphahn zu verfolgen, weil er in dieſer menſchenleeren Gegend befürchten mußte, noch mehr geplündert zu werden. Er eilte verdrießlich nach Hauſe, und ſchämte ſich vor allen Leu-

ten, die ihm begegneten, und sich merklich verwunderten, ihn barköpfig wandeln zu sehen.

Der Buschklepper verkaufte seine Beute an einen Kleiderkrämer, der eine offene Bude hielt.

Hier zeichnete sich der Präsidentenhut durch seine Feinheit und zierliche Form vor dem übrigen groben und ungeschlachten Hutpöbel, der nur gemeine Köpfe bedeckt hatte, vortheilhaft aus und stach jedermann in die Augen. Es handelten verschiedene Kunden um ihn, boten aber alle zu wenig. „Nein," sagte der Trödler, „wenn ich einen solchen wunderschönen Hut um dieß Spottgeld ablassen könnte, so müßt' er gestohlen seyn."

Zufälliger Weise kam endlich auch ein großer Liebhaber von Feinheiten, ein gewisser Sekretär Honig (der bei dem Collegio, wo Herr von Zwinger präsidirte, angestellt war) in die Gegend des Kleiderladens. Dieses Männchen verdient, ehe wir von unserm Hute weiter sprechen, ein umständliches Conterfei; denn es gehörte zu der altmodischen zierlichen und manierlichen Stutzergattung, die jetzt allmählich in der Welt auszusterben beginnt.

Herr Honig, ein schlanker, wohlgebildeter und ehrbarer Junggesell von fünf und zwanzig Jahren, ging immer wie auf Eiern, war immer wie aus dem Ei geschält, und zeigte sich auf der Gasse nie anders als in einem rosenrothen oder isabell-farbenen gesteiften Paradekleide, dergleichen man etwa noch unter der Regierung Ludwigs XIV. am französischen Hofe gesehen haben mag. Seine hohe, künstliche Frisur, deren Bau jeden Morgen zwei Stunden Arbeit kostete, glich auf der Scheitel dem stattlichen Kopfbusch eines majestätischen Haushahns, und über den Ohren den ausgespann-

ten Flügeln einer weißen Taube. Er trug Tag für Tag einen kleinen silbernen Degen, einen großen Haarbeutel, und eine lange, bis nah' ans Knie reichende Uhrkette, mit einem ferntönenden Glockenspiele goldner Perlocken.

Sein von außen herrlich aufgeputzter Kopf war aber inwendig so hohl wie der glänzende Knopf eines Kirchthurms, und ward auch von ihm wie ein leeres Gefäß in so fern behandelt, daß er ihn niemals bedeckte. Er bediente sich zu jeder Jahreszeit blos eines flachen seidenen Armhütchens. Regen, Schnee und Nordstürme wütheten gegen ihn vergebens. Sie hatten ihm — ungeachtet er sonst in aller Betrachtung ein schwacher Held war — bis jetzt noch nicht den Entschluß abtrotzen können, sich mit einem Kopfhute zu versehen.

Er bemerkte jedoch seit einiger Zeit, daß bei vielen galanten Herren, und unter andern auch bei seinem Präsidenten, der seidene Armhut im täglichen Leben fast ganz verschwand. Nun erst hielt es der Modeaffe für nothwendig, sich auch einen Filzhut anzuschaffen und bisweilen zur Abwechselung sein Haupt damit zu belasten.

Indem er mit diesem wichtigen Vorhaben schwanger ging, trug ihn sein Weg von ungefähr bei der Kleiderbude vorbei, wo der gestohlene Biberhut, als ein vorzügliches Kleinod des Waarenlagers, ganz vorn zur Schau ausgehängt war.

„Ei, sieh doch, das ist ja gerade so ein Hut, wie des Herrn Präsidenten von Zwinger Hochwohlgeboren zu tragen geruhen!" sprach Herr Honig zu sich selbst; — denn er war ein so schmiegsames und demuthsvolles Raupenseelchen, daß er sogar in Gedanken und Selbst-

gesprächen seinen Vorgesetzten den gebührenden Respekt erwies. — „Willst doch nach dem Preise fragen," fuhr er in seinem Monolog fort, und lenkte sich gegen die Bude.

Aber schnell stand er, wie bestürzt, wieder still und legte den Finger an die Nase. „Halt, Honigmännchen! wagst Du nicht zu viel? — Darfst Du armer, kleiner Sekretär Dich wohl erkühnen, einen Hut zu tragen, der dem Hute Deines Herrn Präsidenten so ähnlich ist, wie ein Wassertropfen dem andern? — Werden das Ihro Gnaden nicht übel aufnehmen, Dir es für eine Vermessenheit auslegen, und vielleicht in der Folge gedenken, wenn Du über kurz oder lang um eine Besoldungszulage in Unterthänigkeit bittest? — Dann könnt' es wohl heißen, wer sich bei dreihundert Thalern Gehalt einen Castorhut erzeugen kann, bedarf keiner Verbesserung. — In der That ein bedenklicher Umstand! Doch — die Sache hat zwei Seiten. Es muß doch auch dem Herrn Präsidenten schmeicheln, wenn Du Dich nach ihm bildest, und die Gestalt seines Hutes so schön und geschmackvoll findest, daß Du sie nachahmst. — Wahrhaftig, ein glücklicher Einfall! Auf solche Art kann Dir dieser Hut sogar zu einer Empfehlung dienen. — Frisch gekauft, er koste, was er wolle!"

Der Handel ward bald richtig, und Herr Honig nahm sich vor, am nächsten Regentage seinen neuen Hut einzuweihen.

Ein trüber Herbstmorgen that ihm bald darauf den Gefallen, mit schlimmer Witterung zu drohen. Der Hut (der, beiläufig gesagt, von dreieckiger Gestalt war, denn die runden Hüte gingen damals noch nicht im Schwange) ward vor dem Spiegel aufgesetzt und stand vortrefflich.

Unser Honigmännchen gefiel sich unter seinem niedlichen Dache, und freute sich, auf der Gasse damit zu prunken. Die Stunde, da er gewöhnlich in seine Kanzlei ging, hatte auch schon geschlagen. Er spudete sich also aus seiner Stube fort. In dieser Hast machte er einen Eulenspiegelstreich. Er war nämlich an sein plattes seidenes Hütchen, das ihn seit vielen Jahren auf allen Wegen und Stegen begleitet hatte, so gewöhnt, daß er es, ungeachtet er schon einen Hut auf dem Kopfe hatte, dennoch ohne Bewußtseyn, wie ein Nachtwandler, beim Fortgehen unter den Arm warf. Er hatte das kleine zierliche Ding, das man eine Hutmumie nennen könnte, so oft an sein Herz gedrückt, daß er dessen Daseyn nun gar nicht mehr fühlte. Das ist sehr glaublich, und lange nicht so seltsam, als was Montaigne, um die Macht alter Gewohnheiten zu beweisen, von einer Bauersfrau erzählt. Diese nahm ein Kälbchen in der Stunde seiner Geburt auf den Arm und liebkoste es wie ein Kind. Mit diesem Hätscheln fuhr sie täglich fort, und trug das liebe Thierchen noch herum, als es schon, von ihr fast nicht bemerkt, zu einem großen Stier herangewachsen war.

Wenn dieses Geschichtchen eine Legende ist, mag es Herr Montaigne verantworten. Wir halten uns dabei nicht auf, sondern eilen unserm Sekretär nach, der schon mit seinen zwei Hüten durch die Gassen stolzirt und von allen Menschen angestaunt und behohnlächelt wird.

Es war ihm unbegreiflich, was Alt und Jung mit ihm vorhatte. Er musterte mit ängstlichen Augen die ganze Vorderseite seines Körpers, um den anstößigen Mackel zu entdecken; er betastete sich hinten, ob ihm

vielleicht ein schadenfrohes Gassen-Genie einen Hasenschwanz oder sonst ein Schandzeichen angeheftet hätte; aber überall war alles, wie es seyn sollte, und die Leute fuhren dennoch fort, ihm in's Angesicht zu lachen.

Darüber unruhig, drehte er sich rechts, drehte er sich links, sah bald vorwärts, bald rückwärts, und erblickte jetzt auf Ein Mal des Herrn Präsidenten von Zwinger Hochwohlgeboren, der nur sechs Schritte hinter ihm, und ebenfalls, wie er, auf dem Wege nach der Kanzlei war. Jetzt gerieth nun vollends der schon vorher so beängstigte Sekretär in ein unterthänigstes Schrecken, und vergaß in seiner doppelten Herzensbeklemmung ganz und gar, daß er seit fünf oder sechs Jahren zum erstenmal einen Hut auf dem Kopfe hatte. Er sprang, um seinem hohen Vorgesetzten nicht den Rücken zu zeigen, plötzlich auf die Seite, machte, wie ein gemeiner Soldat, wenn ein hoher Officier vorüber geht, Fronte gegen den Präsidenten, bückte sich, als er näher kam, bis fast auf die Erde, manöverirte dazu mit dem Armhute, und behielt den andern auf dem Kopfe.

Herr von Zwinger, der den lächerlichen Ueberfluß von Hüten sogleich bemerkte, warf dem Komplimentarius, ohne ihm zu danken, einen finstern Blick zu, der eine Mischung von Zorn und Erstaunen ausdrückte. So ging er kopfschüttelnd vorüber. Honig wollte über diese ungnädige Pantomime fast in die Erde versinken. Der Bediente hinter dem Präsidenten glotzte ihn noch stärker an und lachte ihm frech unter die Nase. Doch plötzlich ward das Gesicht des kecken Schliffels sehr ernsthaft. Er trat dem Sekretär nahe an den Leib, betrachtete dessen Castorhut so scharf, wie ein Güterbeschauer ein kontrebandes Stück Waare, eilte dann seinem Herrn

nach, und sagte ihm, mit einem bedenklichen Rückblick auf den Sekretär, etwas in's Ohr.

Das geschah an der Thür der Kanzlei. Der Präsident ging hinein, und erwartete den unrechtmäßigen Inhaber seines Hutes auf der Hausflur.

Welcher bestürzende Anblick für diesen, als er jetzt in's Kanzleihaus trat und den Präsidenten mit dem grimmigsten Gesichte gegen sich Fronte machen sah! Er suchte das drohende Zorngewitter durch den tiefsten Bückling seines Lebens zu zertheilen. Aber umsonst! Es schlug ein. Der Präsident erhob gegen ihn seine Hand und warf ihm mit den Worten: „Sie haben Sich wohl meinen Hut auf den Schädel genagelt?“ den Filz vom Kopfe.

Honigs Entsetzen denke sich der geneigte Leser selbst! Man würde sich nur seine Schande daran beschreiben. Es war ihm nicht anders, als ob ihm Hut und Kopf zugleich vor die Füße gelegt würde. Ganz zerknirscht, ganz zermalmt, ganz vernichtet stand er da, und war keines Lautes fähig.

Der Verräther im Bortenrocke hob den Hut von der Erde auf, und hielt ihn seinem Herrn zur Anerkennung seines Eigenthums vor die Augen.

„Er ist's allerdings!“ rief der Präsident. „Zum Teufel! wie kommt der Herr zu meinem Hute?“ —

Der todtenbleiche Sekretär wollte antworten, und klappte die Lippen auf und zu, wie ein Fisch, der auf trocknem Lande nach Luft schnappt; er war aber noch nicht im Stande, ein vernehmliches Wort zu sprechen.

„Antworten Sie mir;“ fuhr ihn der Präsident hitzig an: „Wie kommt dieser Hut, der mir vor acht Tagen im Park vom Kopfe gestohlen ward, auf den Ihrigen?“

„Ich — ich — ich —“ stammelte Honig, und brach in ein weibisches Geheul aus, das seine angefangene Vertheidigung wieder erstickte.

„Nun, ich will doch nicht hoffen?“ — sprach der Präsident hart. „Reden Sie! ich frage zum letzten Mal.“ —

„Ach!“ — stotterte Honig mit einem Tone und einer Miene, die einen Stein zum Mitleiden hätte bewegen mögen — „Ach, gnädiger Herr, ich bin wahrhaftig kein Straßenräuber!“ —

„Das glaub' ich Ihnen;“ sagte Herr von Zwinger mit sanfterer Stimme: „Dafür bürgt mir schon Ihre Furchtsamkeit. — Sie haben den Hut wahrscheinlich gekauft?“ —

Das bejahte Honig mit etwas leichterm Herzen, und bezeichnete die Trödelbude, die Wiege seines Jammers, genau.

„Gut. Ich werde das Hehlerneſt zerstören. Was gaben Sie für den Hut?“

„Zwei Thaler.“

„Hier haben Sie Ihr Geld wieder. — Aber was in aller Welt machten Sie mit zwei Hüten auf der Gasse? — Ich gestehe, daß mir um Ihren Verstand ein wenig bange war.“ —

Honig antwortete, daß ihm Gewohnheit und Zerstreuung diesen Possen gespielt hätten, und der Präsident ging lachend die Treppe hinauf.

Der Sekretär wollte ihm folgen; allein der Schrecken hatte seine Glieder so gelähmt, daß er es nicht vermochte. Er fühlte sich krank, mußte sich in einer Sänfte nach Hause tragen lassen und einige Wochen lang das Bett hüten.

Der Präſident, der im Grunde kein bösartiger Mann war, bereute jetzt ſeinen Ungeſtüm, wodurch er den unmännlichen Schwächling beinahe in Todesgefahr gebracht hatte. Er beſuchte ihn und bot alles auf, ſeine Geneſung zu befördern. Dabei faßte er den heilſamen Vorſatz, ſeinen Jähzorn künftig beſſer im Zügel zu halten und ſich nie wieder von ihm zu einer ſo wilden und unanſtändigen Handlung hinreißen zu laſſen. Den Hut, der dieſe Scene veranlaßt hatte, wollte er zeitlebens zum Andenken aufbewahren. „Er ſoll mir," ſprach er zu ſich ſelbſt, „ein beſtändiger Warner von der Unart des Aufbrauſens ſeyn." —

Vier oder fünf Jahre nachher beſchloß unſer Sekretär, ſich in den Stand der Ehe zu begeben. Seine Vermögensumſtände und Ausſichten machten ihn zu einer annehmlichen Partie. Er hatte unter vielen artigen Mädchen die Wahl, und beſann ſich lange, um keinen Mißgriff zu thun. Am Ende hob er aus dem Kreiſe ſeiner weiblichen Bekannten die empfindſame Henriette, die Tochter eines verarmten Kaufmanns, heraus.

Das war eine recht hübſche Blondine, die bei jeder Gelegenheit mit ihrem zarten und gefühlvollen Herzen prunkte. Sie fiel oft faſt in Ohnmacht, wenn Jemand in ihrer Gegenwart eine Fliege auf ſeiner Naſe erſchlug, und bejammerte den unglücklichen Zuſtand der Krähen, die ſie ohne Pelz und Filzſchuhe im Schnee waten ſah. Bei dem allem hatte ſie viel Schuld am Verfall des väterlichen Hauſes. Sie ſtand ihm als mutterloſe Wirthſchafterin ſo übel vor, daß der Erwerb ihres Vaters nicht zureichte, den unmäßigen Aufwand, den die Ver-

nachläſſigungen ſeiner unſorgſamen Tochter verurſachten, zu beſtreiten. Halbe Nächte lang liebelte und koſete ſie mit dem Monde; aber nach dem Anblick der Sonne trug ſie ſo wenig Verlangen, daß ſie oft bis an den Mittag ſchlief, und indeſſen eine ungetreue Köchin auf den Markt gehen und ſich Schwänzel- und Korbpfennige machen ließ.

Außerdem vergeudete das eitle Mädchen große Summen für unnützen Modetand, der immer bald wieder aus Ueberdruß in die Plunderkammer geworfen und durch neuen erſetzt ward. Kurz, Henriette war in jeder Rückſicht eine ſchlimme Haushälterin und überdieß ein ſehr leichtſinniges Weſen. Ihre Empfindelei und Schwermüthelei, ihre zärtliche Liebſchaft mit dem Monde und andere dergleichen Schwärmereien waren nichts als täuſchende Schminken, die ſie zu jener Zeit, da der nun vergeſſene Siegwart noch hoch am Brete und Empfindſamkeit das Loſungswort der feinen jungen Welt in Deutſchland war, zu gefallen ſtrebte.

Sie hatte ſich nicht verrechnet, denn ſie kam wirklich blos dadurch unter die Haube, daß der gutherzige Honig in frommer Einfalt glaubte, die Verbindung mit einer ſo gefühlvollen Seele müſſe das verlorne Paradies auf Erden erſetzen.

Die Flitterwochen, in welchen gewöhnlich der Himmel voll Geigen hängt und Henriette noch nicht Gelegenheit hatte, ihre Wirthſchaftskunſt völlig zu entwickeln, beſtätigten ihn in dieſem Wahn. Sie war das gefälligſte Weibchen und er der glücklichſte Ehemann unter der Sonne, oder vielmehr, da von einem ſo empfindſamen Paare die Rede iſt, unter dem Monde.

Als ſie eines Abends ihren Vater beſucht hatte und

um die Zeit, da ihr Mann gewöhnlich von der Kanzlei zurückkam, wieder heim ging, redete sie unterwegs ein Herr an, den sie nicht kannte. Er fragte höflich, ob er die Ehre haben könne, sie nach Hause zu begleiten. Sie verbat sich seine Gesellschaft; er drang sich aber mit süßen Schmeicheleien auf, und verfolgte sie bis in ihre Wohnung, die, wohl zu merken, im untersten Stock auf ebener Erde war.

Ein Knabe, der ihr aufwartete, brachte Licht. Indessen beobachtete der fremde Geleitsmann einen ruhigen Anstand. Sobald aber der kleine Lucifer wieder abgetreten war, fing jener ernstlich an, die junge Frau mit Liebkosungen zu bestürmen, und schob in der Geschwindigkeit, um nicht gestört zu werden, den Riegel vor die Thür.

Henriette schalt, sträubte sich, rang mit ihm und wehrte sich so tapfer, daß dem verliebten Freibeuter kein Kuß zu Theil ward. Während dieses Ehrenkampfes kam Honig vor der Stubenthür an, und rief, als er sie verriegelt fand, seiner Frau zu, ihn einzulassen.

„Gott Lob, da kommt mein Mann!“ jubelte Henriette, und öffnete im Fluge die Thür. Der Fremdling sah sich bestürzt nach einem Versteck um und entschloß sich kurz, zum Fenster hinauszuspringen. Er riß es auf, und war schon mit dem Kopfe im Freien, als Honig ins Zimmer trat und einen lächerlichen Versuch machte, seinen kurzen eingerosteten Galanteriedegen, auf dessen Klinge ungefähr ein halbes Dutzend Leipziger Lerchen Platz gehabt hätten, aus der Scheide zu ziehen. Immer vergebens daran zuckend und zuckend, trippelte er mit kleinen schnellen Schritten wie Vater Pantalon in den italienischen Pantomimenspielen die Stube ent-

lang und nach dem letzten Fenster hin, durch welches der Abenteurer die Flucht nahm und mit einem raschen Sprung entwischte.

Honigmännchen sah ihm durchs offene Fenster nach und rief triumphirend: „Er hinkt! er hinkt!“ — Es war ihm, ungeachtet er so entschlossen zu den Waffen griff, ungemein lieb, daß sich der Feind ohne Kampf zurückgezogen hatte.

„Er wird sich doch nicht etwa einen Fuß versprungen haben!“ sagte Henriette mit einem kläglichen Tone.

„Das wär' ihm schon recht!“ erwiederte Honig.

„O, nicht so lieblos, mein Trauter! Man muß auch seinen Feinden kein Unglück wünschen.“

„Wohl wahr, mein Täubchen! Aber sieh, ich bin verdammt kitzlich an der Stirn, und der Herr Sansfaçon hatte doch keine andere Absicht, als mir da Schmerzen zu machen. Ich möchte nur wissen, wer er war.“ —

Henriette erzählte jetzt mit den kleinsten Umständen, was ihr begegnet war, und beschrieb den zudringlichen Gast mit der Genauigkeit eines Steckbriefs. „Es war ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren,“ sagte sie, „der sich durch eine lange Habichtsnase, starke, buschichte Augenbraunen und eine kahle Platte auf dem Kopfe sehr auszeichnete.“ —

„Gott im Himmel!“ rief der Sekretär und taumelte, als ob er ohnmächtig würde, hinter sich aufs Sopha. Er sprang aber plötzlich wieder auf, weil er sich auf etwas Hartes gesetzt hatte. Es war ein Hut. Er eilte damit ans Licht, besah ihn genau, erblaßte wie eine Leiche, und schlug mit dem Ausruf: „O ich unglücklicher Mann!“ die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Was haſt Du? Was fehlt Dir?“ fragte Henriette.

„Ich bin verloren! Dieſer Hut — Wie kommt dieſer Hut hierher?“

„Das weiß ich nicht, wahrſcheinlich hat ihn der Fremde zurückgelaſſen.“

„Nun, ſo gnade mir Gott! Dieſer Hut gehört meinem Herrn Präſidenten.“

„Ach, Poſſen!“

„Ich kenn' ihn genau. Es iſt derſelbe, den er mir vor fünf Jahren vom Kopfe ſchlug.“

„Alſo der Präſident wäre mein Liebhaber geweſen?“

„Kein Anderer. Die ganze Schilderung, die Du entwarfſt, paßt Zug für Zug auf ihn.“

„Das iſt luſtig!“

„Wie? — Luſtig? — Ich wollte mein halbes Vermögen darum geben, wenn ich dieſen Vorfall ungeſchehen machen könnte.“

„Ich begreife nicht, was Dich ſo ängſtet und außer Faſſung bringt.“

„Ach, Jettchen! — Hab' ich nicht gegen meinen Vorgeſetzten den Degen gezogen?“

„Nur ziehen wollen, mein Guter! Es ging ja nicht.“

„Gleich viel. Es war ein Unternehmen gegen die Subordination.“

„Und die Zudringlichkeit des Präſidenten ein Unternehmen gegen Dein Ehebett.“

„Wär' ich Soldat, ich hätte die Kugel vor den Kopf verdient.“

„Und was denn der Präſident? — Er iſt ſtrafbarer als Du?“

„Aber — er iſt Präſident!“ —

„Pfui, nicht ſo kleinmüthig! Nur in Dienſtſachen

ist er Dein Vorgesetzter. Hier im Hause bist Du Präsident! — Er fühlte das selbst; sonst hätte er sich nicht so furchtsam aus dem Staube gemacht."

„Und ich werde nun ewig im Staube bleiben, werde nie höher steigen."

„Welche Grillen! Wirf den Hut auf die Gasse, und damit Lied am Ende!"

„Ihm den Hut nachwerfen? Beleidigung auf Beleidigung häufen? — Jettchen! wo denkst Du hin?"

„Aber ich bitte Dich, lieber Honig, was ist denn sonst bei der Sache zu thun?"

„Ich will ihm den Hut, sauber eingepackt, ins Haus schicken."

„Du scherzest. Das wäre doch wohl ein erzschwacher Streich und die tollste Beleidigung, die sich ersinnen ließe."

„Wie so? Ich schreibe ihm natürlicher Weise einen höflichen Brief dazu." —

Henriette lachte laut auf. Sie sah nun auf einmal, daß sie sich mit einem erbärmlichen Dümmling vermählt hatte. Doch war ihr diese Entdeckung eben nicht unangenehm.

Honig bog den Präsidentenhut, den er auf dem Sopha etwas schief gedrückt hatte, mit der mühsamsten Sorgfalt wieder in die rechte Form, bürstete ihn rein und verschloß ihn in seine Komode. Dann machte er Anstalt, an den Herrn von Zwinger zu schreiben. Aber sein ganzer Papiervorrath schien ihm zu diesem wichtigen Briefe nicht fein genug. Er ging aus, kaufte das kostbarste Velinpapier mit goldnem Schnitt, das er auftreiben konnte, und schrieb dann, nach Vorausendung

der gebührenden Titulatur, mit den schönsten Federzügen folgende Epistel:

„Anbei gebe mir die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren Dero trefflichen Kastorhut, welcher Denenselben in meiner Wohnung abhanden gekommen, wohlbehalten zu übersenden, und wegen meiner übereilten Nachhausekunft unterthänig um Verzeihung zu bitten. Blos die gänzliche Unwissenheit, daß Ew. Hochwohlgeboren es waren, der mein niedriges Haus mit seiner hohen Gegenwart beehrte, hat mich zu einem Verbrechen verleitet, das ich bis zum letzten Hauche meines Lebens bereuen werde. Mit tiefer Verehrung u. s. w."

Als der Präsident am folgenden Morgen diesen Brief nebst der Beifuge erhielt, ließ er sich eben ein Wundpflaster auflegen, weil Abends vorher die Reise durchs Fenster nicht ganz glücklich ablief. Er stürzte, statt auf die Füße zu kommen, der Länge nach so gewaltig aufs Steinpflaster, daß ihm alle Westenknöpfe absprangen und er sich die Hände und Schienbeine beschädigte. Da mußte er denn freilich, wie Honig ganz recht gesehen hatte, davon hinken.

Seiner Schmerzen ungeachtet brach er über den abgeschmackten Brief in ein helles Gelächter aus. Er wußte nun erst, wem er ins Gehege gegangen war. Honigs Gattin war ihm bis jetzt so unbekannt, als dessen Wohnung gewesen.

Er ließ ihn auf der Stelle zu sich rufen, und empfing ihn mit der Anrede: „Sie sind ein guter, einfältiger Tropf! Hätten Sie doch den verdammten Hut ganz still bei Seite geworfen oder einem Bettler geschenkt; das war das Klügste, was Sie thun konnten.

Ihr Brief ist ein Meisterstück von .... Sie mögen sich selbst denken, was ich aus Höflichkeit verschweige. Doch eine Stelle darin müssen Sie mir noch erklären. Was haben Sie denn für ein Verbrechen gegen mich begangen, das sie zeitlebens bereuen wollen?"

„Ich" — antwortete Honig zitternd und stammelnd — „ich unterstand mich — weil ich das Unglück hatte, Ew. Gnaden nicht zu kennen, — die Hand an meinen Degen zu legen."

„An Ihr Lerchenspießchen?" sagte der Präsident, und lächelte darauf hinab. „Das sey Ihnen von Grund der Seele vergeben! Uebrigens aber, Herr Sekretär, taugen wir nicht mehr zusammen. — Erschrecken Sie nicht! Es ist nicht böse gemeint. Ich muß aber gestehen, daß mir der tägliche Anblick eines Mannes, mit dem ich zwei so tragi-komische Auftritte gehabt habe, unerträglich seyn würde. Wir müssen also auf eine freundliche Trennung denken. — Sagen Sie mir, könnten Sie wohl, wenn ich Ihnen einen bessern und einträglichern Posten verschaffte, zweitausend Thaler Caution stellen?"

„Das kann ich, gnädiger Herr. So viel beträgt noch aufs Haar der Rest meines väterlichen Erbtheils."

„Nun gut, so will ich Ihnen einen Vorschlag thun. Der Graf von Tarnau, der, wie Sie wissen, die große Standesherrschaft Elsenhain und mehrere Güter besitzt, sucht einen Gerichtsverwalter, und hat mich gebeten, ihn mit einem ehrlichen Mann zu besorgen. Er gibt nebst freier Wohnung auf seinem prächtigen Schlosse fünfhundert Thaler bestimmten Jahrgehalt; die Accidenzien und Sporteln belaufen sich vielleicht eben so hoch, und überdem führt sein Justiziar, dem alten Herkom-

men nach, den Titel als Hofrichter. Er muß aber, weil er oft viel Geld unter die Hände bekommt, den erwähnten Vorstand machen. — Was halten Sie von dieser Stelle? Haben Sie Lust dazu?" —

„Ich bin ganz in Extase. Wo soll ich Worte finden...."

„Es bedarf nur eines einzigen. Ja oder Nein!"

„So sag' ich mit dem dankbarsten Entzücken — Ja!"

„Das freut mich. Sie sind eine ehrliche Haut; ich kann Sie meinem Freunde, dem Grafen, mit vollem Vertrauen empfehlen. — Wollen Sie sich aber nicht vielleicht, ehe wir die Sache ganz richtig machen, mit Ihrer Frau über diese Veränderung besprechen?"

„Ich brauche das nicht, mein gnädiger Herr. Die gute, sanfte Seele hat keinen andern Willen als den meinigen."

„Beneidenswerther Mann! Sie haben eine seltene Perle gefunden!" — Wir sind also einig. Gehen Sie nach Hause und entwerfen Sie eine kurze Bittschrift um Entlassung ihres bisherigen Dienstes. Ich schreibe indessen an den Grafen, und, wenn Sie sonst wollen, können Sie schon in acht Tagen nach Elsenhain abreisen. — Nun ist mir's doch lieb, daß Sie mir meinen Hut wieder auslieferten. Ich gab ihn schon verloren; aber auf diese Art will ich ihn gewiß nicht weiter aufs Spiel setzen. Er wird mir immer lieber und werther, und dient mir in der That als ein kleines Compendium der Moral. Ich habe, seitdem ich ihn auf eine so ungestüme Art von Ihrem Kopfe herablangte, meinen Jähzorn glücklich bezähmt, und will nun auch der Thorheit entsagen, auf meinen gestrigen Wegen zu wandeln. Es ist Zeit, daß ich aufhöre zu schwärmen.

Mein Haar wird grau. — Adieu, Herr Hofrichter! Meinen Empfehl zu Hause!“ —

Honig war vor Freude so außer sich, daß er dießmal nicht seinen gewöhnlichen Eierschritt ging, sondern wie ein Böcklein nach Hause sprang. Er stürzte seiner Frau in die Arme und verkündigte ihr athemlos, daß sie künftig tausend Thaler jährliche Einnahme haben und einen Palast bewohnen würden. Henriette brach in ein Jubelgeschrei aus, und die beiden Glücklichen tanzten und schwärmten fünf Minuten lang im fröhlichsten Taumel.

Als sie ausgerastet hatten, kamen erst die nähern Umstände des neuen Glücks zur Sprache, und Henriette fragte, in welchem Theile der Stadt ihr künftiger Wohnpalast liege.

„Du suchst ihn in der Stadt?“ — erwiederte Honig und lächelte schalkisch dazu.

„Ei, wo denn sonst?“ rief sie ein wenig bestürzt.

„Weit gefehlt, mein Liebchen! Unser Sorgenfrei liegt dreißig Meilen von hier.“

„Dreißig Meilen? — Du spaßest! — In welcher Residenz?“

„In der Residenz der Natur.“

„Ich bitte Dich, verschone mich jetzt mit rednerischen Blumen! Sag' mir mit Einem Worte, wo wir künftig wohnen werden.“

„In Elsenhain auf dem Schlosse des Grafen von Tarnau.“

„Doch nicht etwa gar auf einem Dorfe?“

„Vielleicht — wahrscheinlich. — Aber was geht uns

das Dorf an? — Wir wohnen in gräflichen Zimmern und sehen hoch herab ins blühende Reich der schönen Natur."

„Nimmermehr! — Ich lasse mich in dieses Exil, in dieses Sibirien nicht verweisen."

„Henriette, Deine Sprache setzt mich in Erstaunen! Du bist ja ganz verändert, ganz ausgetauscht! Wie kannst Du's über Dein empfindsames Herz bringen, das liebliche Land, das Paradies gefühlvoller Seelen, zu schelten? Wie kannst Du dich nur einen Augenblick sträuben, diese düstern, beklemmenden Mauern zu verlassen? Hier mußt Du Dich kümmerlich wenden und drehen, um Deinen Freund, den Mond, aus den Lücken enger Gassen zu begrüßen — dort erblickst Du ihn im ganzen Umfang seiner Pracht, siehst ihn Fluren und Haine versilbern. — Hier lärmen und toben wilde Straßenbuben und betrunkener Pöbel — dort trillert die Nachtigall, dort zirpet das Heimchen. — Hier stinken Kloaken — dort düften Veilchen und Rosen."

„Und dort" — fiel Henriette ärgerlich ein — „dort stirbt man vor langer Weile, und hier gewähren uns Gesellschaften, Konzert und Schauspiel den angenehmsten Zeitvertreib."

„Zeitvertreib!" — rief Honig: „Wenn ich nur dieses fatale Wort nicht mehr hören sollte! — Ist denn die Zeit ein Feind, den man immer vertreiben muß? Ich dächte, sie eilte von selbst schnell genug dahin!" —

Das war ein kluges und männliches Wort, wie es der gute Honig nur selten sprach. Die modischen Klagen über lange Weile, wodurch sich viele Herren und Damen, die einen überspannten Dünkel von sich haben, das vornehme Ansehen zu geben suchen, als ob nichts

in der Welt für sie und ihren feinen Geschmack gut genug sey, sind wirklich eine lächerliche Thorheit. „Ich ennuyire mich!“ hört man überall, und oft an Orten und bei Gelegenheiten, wo sich mancher verständige Mensch recht wohl unterhält. Warum rennen denn die armen unempfänglichen Leute Tag für Tag dem Vergnügen der Gesellschaften und Schauspiele nach, wenn sie allenthalben von einem gähnenden Dämon verfolgt und geplagt werden? — Warum bleiben sie nicht lieber in ihrer häuslichen Einsamkeit, wo der gebildete und zum Denken und Arbeiten gewöhnte Mensch nie lange Weile hat? —

„Mit Einem Worte, liebes Weibchen,“ — fuhr Honig fort — „wir können hier nicht länger hausen. Der Herr Präsident sagte mir unter die Augen, daß ihm durch die zwei Hutgeschichten, die zwischen ihm und mir vorgefallen sind, mein Anblick unerträglich geworden sey. — Sieh, das ist der Keil, der uns von dannen treibt!“

„Du hast Dir diesen Keil selbst zugespitzt. Ich warnte Dich vorher. Aber bei dem allen begreif' ich nicht die Nothwendigkeit, Dich dadurch von Amt und Brod treiben zu lassen. Du dienst dem Fürsten, nicht dem Herrn Präsidenten, wie Du immer zu sagen pflegst. — Laß doch das ängstliche Wörtlein Herr unter vier Augen weg! — Was darf er Dir denn thun, der Präsident, wenn Du Nein sprichst? Er kann Dich wegen seiner Privatgrillen nicht zur Abdankung zwingen.“

„Das kann er freilich nicht, aber mich anfeinden, verfolgen, unterdrücken und mir alle Wege zu einer höhern Beförderung versperren — das kann er, das wird er. Kurz, ich gab ihm mein Wort, Hofrichter in

in Elsenhain zu werden, und ich muß es halten. Ich wollte lieber in den Tod gehen, als es wieder zurücknehmen. Er würde mich so gräßlich anschnauben, daß mich auf der Stelle der Schlag rührte."

„Du fürchtest Dich aber auch vor ihm, als ob er der allmächtige Gott wäre!" rief Henriette mit einem verächtlichen Blick, und eilte ohne Abschied fort zu ihrem Vater, um Diesem ihr Leid zu klagen.

Hier fand sie aber keine Hülfe. Er schalt sie eine Thörin, daß sie eine so ansehnliche Verbesserung ihrer Umstände als ein Unglück betrachte. Doch gab er ihr auch den Trost, daß sie in Elsenhain keine lange Weile haben werde. „Der Graf Tarnau," sprach er, lebt wie ein Fürst. Er gibt täglich den benachbarten Edelleuten und Offizieren, die Ein Mal für immer eingeladen sind, offene Tafel, unterhält eine eigene musikalische Capelle, hat sogar ein Theater, und nimmt von Zeit zu Zeit herumziehende Schauspielertruppen in Sold. Bisweilen spielt er auch selbst mit seinen Freunden darauf. Uebrigens ist er ein großherziger Mann ohne Stolz, und geht mit seinen Beamten und Officianten, die sich anständig zu betragen wissen, wie mit seines Gleichen um. Wenigstens ist mir bekannt, daß er seinen vorigen Hofrichter und dessen Frau zu allen Gesellschaften gezogen hat."

Henriette ward, als der Papa so tröstlich sprach, wieder wohlgemuth. Das lachende Bild der gräflichen Haushaltung gefiel ihr ungemein. Besonders zog das Theater wie ein Magnet sie an. Sie traute sich selbst einiges Talent für die Schauspielkunst zu, und wünschte schon längst, eine Privatbühne zu betreten; ihr Vater setzte sich aber, so lange sie noch unter seiner Gewalt

stand, mit unerbittlichem Ernst dagegen. Nun hoffte sie, daß ihr Thaliens Lorbeerkranz in Elsenhain aufgehoben sey. Auch die Gastfreiheit des Grafen eröffnete ihr erfreuliche Aussichten. Sie machte schon Jagd auf die empfindsamen Herzen seiner Tafelfreunde und versprach sich eine Legion Anbeter. In der Stadt, wo es einen großen Zusammenstoß von jungen Schönen gab, war sie bisher noch nicht so bemerkt worden, als sie zu verdienen glaubte; auf dem Lande hingegen durfte sie auf einen reichlichern Herzensfang rechnen, weil dort der Mangel an Atzung die verliebten Vögel kirrer zu machen pflegt.

Von diesen angenehmen Vorstellungen erfüllt, kam sie mit dem heitersten Gesichte nach Hause, und erfreute ihren bekümmerten Mann durch die Erklärung, daß sie nun entschlossen sey, mit ihm die Stadt zu verlassen. Acht Tage darauf reiseten sie nach Elsenhain ab.

„Ich achte mich" — sagte der Graf bei ihrer Ankunft — „meinem Freunde, dem Präsidenten, doppelt verbunden, daß er mich nicht nur mit einem wackern Geschäftsmann, sondern auch mit einer angenehmen Gesellschafterin versorgt hat." — Wie lieblich klang dieses Kompliment Henrietten! Etwas so Schönes hatte ihr noch kein Graf gesagt. Die Stadt war nun im Augenblicke vergessen.

Der Graf, ein alter Hagestolz, war eben kein Freund des weiblichen Geschlechts; aber die gewandte Schmeichlerin wußte sich seinen Launen und Eigenheiten so anzuschmiegen, daß er sie bald wie seine Tochter liebte. Sie machte die Wirthin an seiner Tafel, und war in einsamen Stunden seine Vorleserin.

Elsenhain ward durch sie so belebt, als es noch nie

gewesen war. Des Grafen Küche und Keller, die beide weit umher im besten Ruf standen, lockten zwar auch sonst fast täglich Gäste herbei; doch fanden sich bisweilen, wenn die Witterung nicht günstig war, nur wenige ein, und dann und wann ließ man ihn sogar allein speisen. Aber seitdem Henriette vorlegte, verfehlten wenigstens die jungen Kavallerieoffiziers aus den benachbarten Garnisonen nicht, sich Mittags einzustellen, wenn es auch Steine geregnet hätte. Doch damals unterstanden sich's die Gassenjungen im Monde noch nicht, uns Erdenbürger — der Himmel mag wissen warum — so ungezogen zu bombardiren, wie sie es, nach Zeitungsberichten, ungefähr erst seit Jahresfrist anfangen. Die Herren Kornetts setzten sich also zuweilen, der schönen Henriette zu Gefallen, blos einem gewöhnlichen Wolkenbade aus, und sonnten sich bald wieder trocken am Strahl ihrer Augen. Dabei blieb es aber auch, und mußte dabei bleiben; denn der Graf ließ in seinem Hause keine Liebschaft aufkommen, und erklärte sich bisweilen, wiewohl unter der Hülle des Scherzes, so nachdrücklich dagegen, daß jedem, der sich an seiner Tafel wohl befand und sein Couvert nicht verlieren wollte, die Lust verging, einen zärtlichen Roman unter seinen Augen anzuzetteln.

Das Schauspielhaus in Elsenhain stand, als Henriette dort ankam, schon einige Jahre wüst und leer. Der Graf war der wandernden Truppen, die ihm durch ihr stümperhaftes Spiel nur Ekel und lange Weile verursachten, überdrüssig geworden. Auch die Vorstellungen der Kunstliebhaber hatten seit langer Zeit aufgehört, weil es an Actricen gebrach. Einige junge Offiziers schlugen

ſich zwar in's Mittel und übernahmen die Frauenzimmerrollen; allein dieſe Amazonen ernteten mit ihren Küraſſierſtiefelſchritten und Commandirſtimmen wenig Beifall ein, und wollten ſich nach zwei oder drei unglücklich abgelaufenen Verſuchen nicht weiter auslachen laſſen.

Henriette weckte die ſchlafende Kunſt und ruhte nicht eher, bis die Bühne wieder eröffnet wurde. Sie ſelbſt fiel als Meiſterin vom Himmel, und trat ſogleich, ohne ſich mit Anfängerrollen abzugeben, als erſte Liebhaberin im Luſt- und Trauerſpiel auf. Ein Fräulein aus der Nachbarſchaft, das während der theatraliſchen Pauſe herangewachſen war, ſpielte die zweiten Rollen, und ihre Gouvernante, eine alte franzöſiſche Mamſell, war in gebrochenem Deutſch bald eine gute, bald eine böſe Mutter. Der Graf ſelbſt polterte und moraliſirte als Komödienvater, und an Liebhabern fehlte es ſo wenig, daß gemeiniglich noch ein ſtarkes Reſervecorps, das auf der Bühne nicht gebraucht wurde, hinter den Couliſſen ſtand, und ſich oft, um nicht ganz müßig zu ſeyn, ſehr dringend erbot, die Damen — mit Ausſchluß der ſechzigjährigen Deutſchfranzöſin — im Ankleidungszimmer zu bedienen.

Auch der Herr Hofrichter verſuchte ſich einige Mal in Chevalierrollen, führte ſie aber ſo ſteif und geſchmacklos aus, daß ihm der Graf den freundſchaftlichen Rath gab, dem Theater entweder ganz zu entſagen, oder nur Schulmeiſter und andere Pedanten zu ſpielen. Das ſchien ihm eine höchſt unbillige Würdigung ſeiner Fähigkeiten; denn er glaubte ſeinen Stutzer mit der Leichtigkeit eines Schmetterlings dargeſtellt zu haben. Daher entzog er ſich in der Folge der Bühne und ſchützte im-

mer, wenn man ihm eine Schulmeisterperücke aufschwatzen wollte, dringende Amtsgeschäfte vor.

Es verdroß ihn besonders, daß ihm Niemand angelegentlicher als seine Hausehre zumuthete, sich durch ein solches Raupennest zu verunstalten. „Ei!“ rief er einsmals voll Aerger aus, „ich glaube, Du pflanzest mir am Ende noch etwas Schlimmers auf den Kopf! Dein Herz ist seit dem Tage, da mir der Präsident das erste Wort von Elsenhain sagte, durchaus umgeschaffen und wie mit einer Eisrinde überzogen. Vor unserer Heirath war blos der Mond mein unschuldiger Nebenbuhler; doch jetzt hab' ich leider andere von einer gefährlichern Art, und er und ich sind Dir gleichgültig geworden. Er mag jetzt noch so hold und lieblich vom Himmel lächeln, Du siehst ihn nicht an, sondern treibst lieber in einem Kreise dampfender Oellampen deine Gaukeleien; und ich gelte Dir so wenig, daß Du mich blos zum Narren in Possenspielen brauchen willst. Dergleichen Zumuthungen muß ich mir zwar von meinem Herrn, dem Grafen, gefallen lassen; aber aus Deinem Munde beleidigen sie mich und ich verbitte sie mir.“ —

Henriette lachte, schalt ihn einen Grillenfänger, und blieb wie sie war. Er und der liebe Mond kamen bei ihr nicht wieder zu Ehren.

Die Schauspiele in Elsenhain waren ungefähr ein Jahr lang im Gange, als sich eine Schaar theatralischer Zugvögel, deren Führer sich Hasenzwirn nannte, in dem nahen Städtlein Klatschfeld niederließ und mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde. Nur das alte Rathhaus, wo Herr Hasenzwirn seine Gaukelbude aufschlug,

seufzte jämmerlich; denn es stand in Gefahr, von der Menge der Zuschauer vollends zu Boden gedrückt zu werden. Aber da war keine Schonung. Selbst der wohlbeleibte Herr Bürgermeister und seine nicht minder runde Gemahlin, die beide allein mehr wogen, als alle Schneider und Leinweber des Städtleins in Summa, wälzten sich einen Abend wie den andern, mit ihren Freibillets in der Hand, die stöhnenden Treppen hinauf, und ließen sich sogar, um ihr körperliches Gewicht während der Vorstellung noch schwerer zu machen, große Bierflaschen und kalte Küche nachtragen.

An diesem Sturm und Drang war hauptsächlich der Stadtschreiber Schuld, der bei seinen Mitbürgern als ein gelehrtes Orakel galt, und gleich nach der ersten Vorstellung den entscheidenden Ausspruch that: es gebe auf dem ganzen Erdboden keine so vollendeten Künstler als Hasenzwirn und seine Gesellen. Das betete die ganze Stadt ihm gläubig nach und ward nun nicht müde, die armseligen Possenreißer zu sehen und zu bewundern; denn was der Herr Stadtschreiber sagte, das war in Klatschfeld so gut wie eine Stimme vom Himmel. Seine Weisheit hielt man für unfehlbar und seine Unparteilichkeit war bewährt. Er genoß zwar ebenfalls eines Freibillets, und dieses Accidenz soll der Sage nach auf manche Theaterkritiken einen günstigen Einfluß haben; er war überdieß in die junge und schöne Madame Hasenzwirn verliebt, und sein Freibillet erstreckte sich sogar bei ihr auf Amors Privattheater: doch alle diese verdächtigen Umstände hatten auf den unbestechlichen Geschmacksrichter nicht die geringste Einwirkung, sondern er lebte des festen Glaubens, daß der Hasenzwirn'sche

Gesellschaftsknäuel unter allen andern Knäueln seiner Art der feinste sey.

Nun fügte sich's, daß der Aristarch von Klatschfeld um dieselbe Zeit, als sein theatralischer Enthusiasmus am stärksten glühte, bei dem Grafen Tarnau ein Geschäft hatte und nachher von ihm zur Tafel eingeladen ward. Hier ging sein Mund bald von dem über, dessen das Herz voll war. Er unterhielt die Gesellschaft von dem Komödienwesen seines Wohnortes, und stieß mit aller Macht in die Ruhmtrompete.

Henriette horchte hoch auf und schmeichelte dem Grafen auf der Stelle den Entschluß ab, die gerühmten Künstler auf einige Zeit nach Elsenhain zu berufen.

Der Gast aus Klatschfeld erblaßte, da ihn der Verlust seiner Freipässe in's Theater und zum traulichen Kämmerlein der schönen Frau Direktorin so plötzlich bedrohte. Er wollte jetzt den Karren, den er durch unbeschränktes Lob jener Schauspieler in den Sumpf geschoben hatte, mit der Hebewinde des Tadels, den er über einen Theil der Truppe aussprach, wieder herausarbeiten; allein es gelang ihm nicht. Henriette hielt ihm durch die nagelneue Bemerkung, daß in der Welt nichts vollkommen sey, das Gegengewicht, und der Graf gab noch in seinem Beiseyn dem Hofrichter (der zugleich sein Sekretär war) den Auftrag, mit dem Direktor Hasenzwirn in schriftliche Unterhandlungen zu treten.

Honig säumte damit nicht, weil ihm das bisherige Dilettantenspiel ein Dorn im Auge war. Sein Einladungsschreiben ging gleich nach der Tafel durch einen reitenden Boten ab, und kam noch eher nach Klatschfeld, als der betrübte Stadtschreiber, von einem matten Rößlein getragen, dort anlangte.

Hasenzwirn bedachte sich keinen Augenblick, den erhaltenen Ruf anzunehmen. Er konnte ohnehin in Klatschfeld nicht länger bestehen; denn der ganze hochedle Rath und fast alle Honoratioren sahen seinen Spielen als Freisaßen zu, und die steuerbaren Theaterfreunde hatten sich bald ausgebeutelt. Daher waren am Ende immer nur die vordern Freiherrenstühle tüchtig besetzt, aber die hintern Zahlbänke standen leer. Hiermit war freilich das alte Rathhaus sehr wohl zufrieden, doch der Schauspieldirektor nicht. Er rüstete sich also (ungeachtet sich der Stadtschreiber die größte Mühe gab, ihn zu einem längern Aufenthalt zu bereden) sobald als möglich zur Abreise.

Die Gesellschaft kam in einer Kutsche und zwei offenen Rollwagen in Elsenhain an. Neben jener, die das Direktorium enthielt, ritt der leidtragende Stadtschreiber, um der Madame Hasenzwirn durch seine Geleitschaft die letzte Ehre zu erweisen. Sein Fleischergaul legte sogar Betrübniß an den Tag, und senkte den Kopf wie ein Trauerpferd, das schwarz behangen hinter einer vornehmen Leiche geführt wird.

Als der seufzende Ritter am Schloßthore mit Thränen Abschied genommen hatte, warf er plötzlich seinen Klepper herum und prügelte ihn mit beiden Sporen, um in gestrecktem Galopp, wie es einem verzweiflungsvollen Liebhaber eignet und gebührt, hinwegzujagen. Aber der alte Schimmel ließ sich lange vergebens bearbeiten, und als er sich endlich zu einigen steifen Bocksprüngen entschloß, fiel er über seine eigenen Beine und stürzte sammt seinem Reiter in den Koth. Madame Hasenzwirn war so ungezogen, über diesen Unfall laut aufzulachen und sich schnell zu entfernen, ehe sie noch wußte, ob ihr Freund den Hals oder nur die Beine

gebrochen hatte. Er blieb zum Glück unbeschädiget und ritt sacht nach Hause, that aber, weil er das herzlose Gelächter gehört hatte, einen heiligen Schwur, in seinem Leben keiner Theatergöttin wieder zu huldigen.

Der Matador der Gesellschaft, der die Liebhaber- und Heldenrollen spielte, nahm durch seinen vortrefflichen Wuchs und seine blühende Gesichtsbildung sehr für sich ein; er war aber ein unsittlicher Abenteurer, der sich schon, ungeachtet er kaum fünf und zwanzig Jahre alt seyn mochte, in vielen Fächern versucht hatte. Der Himmel mag seinen eigentlichen Geschlechtsnamen wissen: er nannte sich jetzt Amarant. Sein Lebenslauf — wie er ihn ohne Scheu selbst erzählte — war in nuce folgender: Er ward als Student wegen unaufhörlicher Raufereien von der Universität verwiesen, ließ sich als gemeiner Husar anwerben, desertirte mit Sattel und Zeug, warf sich in einem fernen Lande zum Schriftsteller auf, schrieb elende Flugblättchen und noch elendere Recensionen, erwarb sich aber mit diesen Sudeleien, wie billig, kaum trockenes Brod, und sank plötzlich wieder zum Aufwärter in einem Kaffeehause herab. Hier bediente er die Frau Wirthin — ein junges, artiges Weibchen — fleißiger als die Gäste, und ward deßhalb von seinem Herrn, der in diesem Fache keinen Gehülfen brauchte, bei Nacht und Nebel aus dem Hause kallascht. Ein Schauspieler bei einem Hoftheater nahm ihn als Bedienter an, verhalf ihm aber bald, um sich des liederlichen Burschen wieder zu entledigen, zum Aemtchen eines Rollenschreibers und Lampenputzers. So sah er täglich Schauspiele, schwang sich zum Statisten auf und setzte

zuweilen als Bedienter sogar einen Stuhl, oder übergab einen Brief. Doch mit diesen stummen Geschäften begnügte er sich nicht lange. Er bekam Lust, auf den hohen Brettern zu sprechen, und schlug sich zu einer kleinen Truppe, wo er schnell aus dem Bedientenstande zu den höchsten Würden emporstieg und mit dem Purpurmantel der Könige und Kaiser bekleidet ward. Als Haupt- und Staatsacteur zog er nun einige Jahre lang mit verschiedenen Komödianten-Karavanen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, mitunter auch nur von Dorf zu Dorf, und begab sich zuletzt unter Hasenzwirns Fahne.

An allen Oertchen, wo er auftrat, staunten ihn die ehrlichen Einwohner, denen vielleicht weder Garrick noch Iffland genug gethan hätten, als einen Phönix der Schauspielkunst an; denn er zersägte, wie Shakespeare sagt, mit seinen Armen die Luft und ließ seine Stimme so fürchterlich donnern, als ob er Mauern damit umstürzen und Todte erwecken wollte. Das machte allgemein einen unbeschreiblichen Eindruck. Mancher verständige Mann, der hinter seinem Ofen ein wenig hervorgekommen war und bessere Künstler gesehen hatte, schüttelte zwar über das ungeberdige Wesen des Theaterkönigs den Kopf; er lief aber mit seiner Kritik übel an, fand den heftigsten Widerspruch und ward für einen geschmacklosen Sonderling gehalten. Vorzüglich nahmen die Frauenzimmer den Wundermann — dessen Gestalt freilich ohne allen Tadel war — in ihren Schutz, und er brachte es an jedem tragischen Polterabend dahin, daß sich manches Mädchen sehnte, seine Braut zu seyn.

Hasenzwirn eröffnete die Bühne in Elsenhain mit einem Trauerspiele, worin Amarant ein weites Feld hatte,

wie ein Rasender zu wüthen. Er ließ es daran nicht ermangeln, und allen Zuschauern stockte der Athem vor Bewunderung und Schrecken. Selbst der Graf hielt dieses Rauschgold für echtes, edles Metall, und beehrte den Windbeutel (der sammt seinen Konsorten im Schlosse wohnte und sich in Gesellschaften recht artig zu benehmen verstand) mit öftern Einladungen zu seiner Tafel.

Hier machte die Frau Hofrichterin, die mehr als sonst Jemand von ihm bezaubert war, nähere Bekanntschaft mit ihm, und es entspann sich zwischen den beiden Leuten ein freundschaftliches Verhältniß, bei dem unter der Decke der Kunstliebhaberei Niemand anders als Amor spielte. Henriette war dreimal schöner als die Kaffeewirthin, um welcher willen Amarant einsmals eine Tracht Schläge bekam; sie gefiel ihm also auch dreimal besser, und er trug um so weniger Bedenken, sein Glück bei ihr zu versuchen, da er's dem sanftmüthigen Hofrichter an den Augen ansah, daß er auch im schlimmsten Falle kein solcher Schlagebold seyn würde, wie der brutale Kaffeeschenk.

Honig saß den größten Theil des Tages, von Akten umschanzt, in der Gerichtsstube, und wußte kein Wort davon, daß seine Frau indessen in ihrem Zimmer geheime Besuche von dem lockern Burschen annahm. Diese Zusammenkünfte waren Anfangs unschuldig und beschränkten sich blos auf Declamationsübungen. Nur allmählig wagte der schlaue Verführer zwischen den Scenen, die er aus Schauspielen vortrug, ein Intermezzo verliebter Tändeleien, die von Henriette nicht so ernstlich zurückgewiesen wurden, als nach den Gesetzen der ehelichen Keuschheit hätte geschehen sollen. Er ging nun rasch weiter, und setzte sich nicht blos einen flüchtigen Liebes-

genuß, sondern hauptsächlich die Erbeutung einer Geldsumme zum Ziel, die sich in der Verwahrung des Hofrichters befand und dem Grafen gehörte.

Henriette verrieth zufälliger Weise das Daseyn dieses Schatzes, der ungefähr sechstausend Thaler in Golde betrug. Bei dieser Nachricht ergriff ihren Kunstfreund eine brennende Begierde, auf einmal reich zu werden. Er hätte gern — da ihm bei seinen Zwecken jedes Mittel gleichgültig war — den kürzesten Weg gewählt, und sich geradezu in der nächsten Nacht durch ein tüchtiges Brecheisen in den erwünschten Besitz gesetzt; allein das ließ sich wegen vieler örtlichen Umstände nicht thun. Deßhalb entschloß er sich, statt Eines Verbrechens zwei zu begehen und Henrietten zu seiner Mitschuldigen zu machen. Er lockte durch unverdächtige Fragen von ihr heraus, daß die Geldsumme erst nach acht Tagen zu einer bestimmten Bestimmung abgeliefert werden würde, und nun verlor er keine Minute, das thörichte Weib, das jetzt mit der Puppe der Empfindelei wieder spielte, immer mehr zu bestricken und durch arglistige Verführungskünste an sich zu fesseln. Nach sieben zweckmäßig benutzten Tagen schien ihm die furchtbare Kette, durch die ein geheimer Verbrecher an seinen Mitschuldigen unauflöslich geschmiedet wird, vollendet und fest genug. Er machte nun Henrietten eines Abends, da eben kein Schauspiel war, den empörenden Antrag, mit ihm in die weite Welt zu entfliehen und das Gold des Grafen als Reisegeld mitzunehmen.

Sie stand einen Augenblick ganz starr, fragte mit zitternder Stimme, ob sie recht gehört habe, und verwarf mit dem höchsten Abscheu seinen Vorschlag, als er ihn schamlos wiederholte. Er fiel auf die Knie und beschwor

sie bei allen Göttern, sich über kleinliche Bedenklichkeiten hinwegzusetzen und auf ewig die Seinige zu werden. Sie brach in Thränen aus und gestand ihm, daß sie ihn liebe, mehr liebe als ihren Gatten, mehr als alle Männer in der Welt; doch da es auf keine erlaubte Weise möglich sey, sich mit ihm zu verbinden, so solle er sie nicht quälen und keinen weitern Versuch machen, ihr schon gebrandmarktes Gewissen noch mehr zu verwunden. Er ließ nicht nach, bestürmte sie immer heftiger mit den stärksten pathetischen Ausdrücken, die ihm aus seinen Rollen einfielen, drohte mit Selbstmord, und rannte schon vorläufig mit dem Kopfe gegen die Wände. Sie war außer sich, doch blieb sie standhaft.

Da er sah, daß diese Raserei nichts half, ergriff er ein teuflisches Mittel. Er zog seine Uhr aus der Tasche und sagte mit einem kalten, spitzen Tone, wie ihn bei einer solchen Gelegenheit nur ein Hauptbösewicht annehmen kann: „Madame, ich geb' ihnen noch fünf Minuten Zeit zu der Wahl, ob sie mir das Gold des Grafen überliefern, oder als eine überwiesene Ehebrecherin vor den Augen ihres Mannes stehen wollen. Ich ruf' ihn auf der Stelle, sag' Ihnen in seiner Gegenwart Ihre Vergehungen ins' Gesicht, und eh' er sich von seinem Staunen erholt, verschwinde ich aus dem Schlosse und Sie sehn mich nie wieder."—

Das bedrängte Weib schauderte vor Entsetzen, und sank, wie von einem Donnerschlage niedergeschmettert, todtenbleich und besinnungslos zu Boden. Auf diesen Zufall hatte der Schurke nicht gerechnet; doch benutzte er ihn schnell und sprengte mit einem Brecheisen, das er bei sich führte, ein Schreibepult auf, in welchem er den Schlüssel des eisernen Geldkastens zu finden hoffte.

Er hatte sich nicht geirrt und war schon mit der Plünderung des Kastens beschäftiget, als Henriette wieder zu sich selbst kam.

Sie brach in Verwünschungen aus; er antwortete ihr aber nicht, sondern fuhr ungestört fort, seine Taschen mit Louisd'or-Rollen zu füllen. Was da nicht hinein ging, stopfte er in einen Geldsack, der ihm bequem zur Hand lag, und griff, als er seine Arbeit gemacht hatte, nach seinem Hute. „Es steht nun bei Ihnen," sprach er, „ob sie mir folgen wollen oder nicht. Ich liebe Sie — aber hier wird man Sie hassen. Doch thun Sie, was Ihnen gefällt. Nur rath' ich Ihnen im Fall Ihres Hierbleibens, meine That wenigstens vier und zwanzig Stunden zu verbergen; denn wenn ich ergriffen werde, bin ich Ihr Ankläger und wälze alle Schuld auf Sie." —

Henriette rang in der höchsten Verzweiflung die Hände, warf sich vor ihm nieder, umklammerte seine Knie und bat ihn mit den herzangreifendsten Worten, sie nicht unglücklich zu machen. Umsonst! Er riß sich los und flog die Treppe hinab.

Sie war dem Wahnsinn nahe, raufte sich, an der Thürschwelle liegend, die Haare aus dem Kopfe, sprang dann plötzlich auf, stürzte dem Verruchten nach, ereilte ihn vor dem Schlosse und bot alles auf, was ein menschliches Gemüth rühren kann, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, aber er schleuderte sie mit Gewalt von sich und floh.

Es war schon Nacht. Die Unglückliche stürzte, an allen Kräften erschöpft, auf die Landstraße hin, und war nicht vermögend, sich wieder aufzurichten. Der Böse-wicht stand in einiger Entfernung still und horchte, ob sie nach dem Schlosse zurückgehe. Sie regte sich nicht.

Es ward ihm bange, sie möchte in Ohnmacht gefallen seyn und zum Nachtheil seiner Flucht von einem Vorübergehenden bemerkt worden. Er kehrte um und nahte sich ihr. Sie schluchzte leise und schien mit dem Tode zu ringen. Ihr trostloser Zustand rührte den Tiger. Er stellte ihr mit sanfter Stimme vor, daß ihr nun, da wahrscheinlich schon das Schloß in Bewegung sey, nichts übrig bleibe, als so schnell wie möglich mit ihm zu fliehen. Sie lag, durch Seelenangst völlig ermattet, in einer starren Unempfindlichkeit und antwortete nicht. Er hob sie von der Erde empor und trug sie in ein nahes Gebüsch. Sie widerstrebte nicht mehr. Er führte sie dann, als sie sich ein wenig erholt hatte, in ein abgelegenes Dorf, und miethete dort einen Bauerwagen, der ihn und sie zur nächsten Stadt brachte.

Sie hatten das Schloß ungefähr seit einer Stunde verlassen, als Honig in der Gerichtsstube Feierabend machte und nach seinem Wohnzimmer ging. Welcher Schrecken! — Die Thür und der Geldkasten waren offen — auf dem Tische brannte ein düsteres, lange nicht geputztes Licht. — Er stand wie versteinert, und wußte vor Bestürzung nicht, was er thun sollte. Daß sich seine Frau, von der er längst einen schlimmen Streich befürchtete, mit dem Gelde aus dem Staube gemacht habe, war sein erster Gedanke. Weit konnte sie nicht seyn, das zeigte das Licht. Er hielt es für möglich, sie einzuholen. Dieß zu versuchen, schien ihm der klügste Rath. Er eilte fort, und nahm sich nicht einmal Zeit, die Thür zu verschließen, oder das Licht auszulöschen.

Unglücklicher Weise schlug er einen falschen Weg ein,

den er aus mancherlei Gründen für den rechten hielt und mit der größten Anstrengung verfolgte. Er lief, ohne einen Augenblick auszuruhen, drei Meilen, und nach einer kurzen Rast wieder eben so weit. Da er aber nirgends die geringste Spur von seiner Frau entdeckte, gab er sein Glück, seine Ehre — kurz, alles verloren. Er zitterte – wir kennen schon sein schwaches Gemüth — wie ein Kind vor dem Zorn des Grafen, und konnte sich, trotz seiner erweislichen Unschuld, nicht überwinden, wieder umzukehren. Zufälliger Weise hatte er einige hundert Thaler in Golde bei sich, die er aus der Gerichtsstube mitbrachte, um sie bei der entwendeten Summe zu verwahren. Dieser Umstand bestärkte ihn in seinem verzweiflungsvollen Entschluß, auf's Geradewohl in eine ferne Weltgegend zu ziehen und allenfalls unter einem fremden Namen sein Heil als Schauspieler zu versuchen. Seine Ehrlichkeit machte ihm zwar den Einwurf, daß die Summe, die er in der Tasche hatte, nicht sein Eigenthum sey; er setzte sich aber über diese Bedenklichkeit hinweg, weil seine Caution, die in den Händen des Grafen blieb, zehnmal so viel betrug. Dieses Punkts wegen so beruhigt, wanderte er nun eilig über die nächste Landesgränze.

Er und die beiden andern Geflüchteten wurden im Schlosse nicht sogleich vermißt; denn Madame Honig hatte in der letzten Zeit, da sie mit Amaranten Umgang pflog, ihre Dienerin (die in einem entlegenen Hinterstübchen wohnte) so abgerichtet, daß sie nicht eher erscheinen durfte, bis ihr geklingelt wurde. Sie wartete bis zehn Uhr auf diesen Ruf. Jetzt ahnete ihr ein Unglück. Sie ging in's Zimmer ihrer Herrschaft. Die Thür stand offen; das Licht war niedergebrannt und

hatte den Tisch schon ergriffen. Das Mädchen erschrack und erhob ein Zetergeschrei. Alle Bewohner des Schlosses liefen zusammen. Die Sache ward dem Grafen gemeldet. Er kam und staunte. Es war ihm unglaublich, daß Honig und dessen Frau an ihm zu Dieben geworden seyn sollten. Doch der Augenschein gab keiner andern Vermuthung Raum. Man suchte das verschwundene Ehepaar allenthalben. An Amarant dachte Niemand.

Der Verlust einer so ansehnlichen Summe war dem Grafen nicht gleichgültig. Er ließ seine Jäger und Reitknechte aufsitzen und schickte sie den Entwichenen nach; doch befahl er ausdrücklich, sie nicht hart zu behandeln, sondern ihnen blos das geraubte Geld abzunehmen, und sie dann, wenn sie nicht freiwillig zurückkehren wollten, ihres Weges gehen zu lassen.

Amarant und Henriette versöhnten sich, ehe noch der Tag anbrach. Die Leichtsinnige fand, als der erste Schauer vor der Bubenthat ihres Geliebten vorüber war, ihre Lage bei weitem nicht mehr so unglücklich wie Anfangs. Sie beruhigte sich durch die Vorstellung, daß sie nicht mit freiem Willen an seinem Verbrechen Theil genommen habe, und nun freute sie sich sogar auf die lustigen Abwechselungen ihres künftigen Schauspielerlebens. An ihren verlassenen Mann durfte sie freilich nicht denken, wenn sie sich diese heitere Ansicht nicht trüben wollte. Sie hatte ihn zwar nie geliebt; aber sie fühlte, daß sie die Urheberin seines Unglücks war, und empfand darüber die bitterste Reue.

So schwankend zwischen Betrübniß und Frohsinn, saß sie am dritten Tage ihrer Flucht neben ihrem Gefährten in einem Extrapostwagen, als plötzlich zwei Jäger

des Grafen heransprengten und dem Kutscher Stillstand geboten. Amarant fuhr wie ein Blitz aus dem Wagen heraus, und lief, um Henrietten unbekümmert, mit möglichster Geschwindigkeit einem nahen Walde zu; aber die Jäger holten ihn ein, hielten ihn fest, visitirten ihn, nahmen ihm den Raub ab und ritten dann, dem Befehl ihres Herrn gemäß, wieder von dannen. Die Reisenden besaßen nun keinen Louisd'or mehr, und mußten ihren Weg zu Fuß fortsetzen, denn der Postillon sagte trotzig: „Ich fahre keine Spitzbuben!“ und jagte mit seiner Kalesche nach Hause.

Amarant wollte verzweifeln; doch Henriette war im Stillen darüber froh, daß die gestohlene Summe an ihren rechtmäßigen Herrn zurückkam. Sie hoffte, dieß werde zur Rettung ihres Mannes dienen, und der einzige Schaden, der ihm aus dieser Begebenheit entstehe, werde jetzt nur noch der Verlust ihrer Person seyn, der sich leicht übersehen lasse. Sie war auch so ehrlich, den Jägern zu erklären, daß ihr Gatte ganz unschuldig sey.

Doch was half das dem guten Manne! Es traf ihn keiner der gräflichen Diener, die ihm nachsetzten, und er erfuhr nicht, welche Wendung die Sache genommen hatte. Er wanderte daher immer weiter in die Welt hinein, begab sich endlich, als sein Geld zur Neige ging und er sich nicht anders zu nähren wußte, unter eine reisende Komödiantenbande, und spielte in vielen kleinen Landstädtchen mit ungemeinem Beifall. Es war auch nicht zu läugnen, daß er sich vor den übrigen Mitgliedern, die sämmtlich aus den Höfen verschiedener

Nationen stammten, durch seinen gebildeten Anstand sehr auszeichnete und wirklich die Zierde der Gesellschaft war.

Als er sich aber ein Jahr lang mit ihr herumgetrieben hatte, scheiterte sie; die Trümmer zerstreuten sich, und er mußte nun auch ein neues Unterkommen suchen.

Er hörte, daß sich in der Entfernung einer Tagereise eine andere mimische Bande befinde, und ging dahin, um ihr seine willigen Dienste anzubieten. Es war schon Abend, als er in dem Städtchen anlangte, wo sie sich aufhielt. Er fand in der Herberge, wo er einkehrte, den geschriebenen Komödienzettel an die Thür geheftet. „Der Ritter mit der langen Nase — eine Tragikomödie in fünf Aufzügen" — war angekündigt. Er kannte dieß Meisterstück, hatte oft darin gespielt, und der langnasige Ritter Tamborino war sogar eine seiner Hauptrollen. Das machte ihn neugierig, die Vorstellung zu sehen.

Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, im Tempel der Themis — auf dem Rathhause. Lilienfeld — so nannte sich Honig, seitdem er beim Theater war — eilte hin. Der Anfang sollte dem Zettel nach präcise um sechs Uhr seyn. Es fehlten nur noch wenige Minuten. Er beschloß unterwegs, sich sogleich dem Prinzipal der Gesellschaft vorzustellen, um als Kunstgenoß das Eintrittsgeld zu ersparen.

Es ward, als er sich dem Theater näherte, hinter den Coulissen so entsetzlich geflucht und gewettert, daß ihm die Haare zu Berge standen. Er ließ sich aber dennoch durch einen Schauspieler, der ihm aufstieß, bei dem Direktor anmelden. Ein vierschrötiger Mann trat hastig mit einem glühenden Gesichte aus den Coulissen

hervor und fragte ihn mit derselben Stimme, die eben so fürchterlich getobt hatte, wer er sey und was er wolle.

„Mein Name ist Lilienfeld," antwortete Honig, „ich bin Schauspieler und suche ein Engagement."

„Kommen Sie morgen wieder!" schnaubte der Direktor: „Ich bin jetzt in einer Stimmung, daß ich das ganze Schauspielwesen in die Hölle verwünschen möchte. Mir ist ein Streich begegnet — ein ganz verzweifelter Streich! Das Stück soll anfangen — das Haus ist voll — und ich bekomme die Hiobspost, daß mir der Schurke, der Ritter Tamborino, mit dem voraus bezahlten Gehalt eines Monats durch die Lappen gegangen ist."

„Ist's möglich!" rief Lilienfeld. „Wie Schade, daß ich nicht einige Stunden früher kam! Ich konnte Ihnen aus der Noth helfen."

„Wie so? Kennen Sie den Ritter mit der langen Nase?"

„Ich habe die Ehre. Tamborino ist sogar eine meiner Lieblingsrollen."

„Goldner Mann!" rief der Direktor, und erdrückte ihn beinahe in einer Umarmung. „Retten Sie mich aus meinen Aengsten! Spielen Sie den Tamborino!"

„Morgen mit dem größten Vergnügen."

„Ei, was morgen! Heute, heute! Diesen Augenblick!"

„Unmöglich! Ich bin sieben Meilen zu Fuß gegangen — habe seit zwölf Stunden keinen Bissen gegessen —"

„Dafür ist Rath, ich füttre Sie während des Ankleidens wie ein Vogel seine Jungen, bis Sie genug haben. Kommen Sie! Helm und Harnisch liegen bereit — Sie treten erst im zweiten Akte auf — wir

werden mit Ihrem Aufzuge spielend fertig. Kommen Sie nur, kommen Sie!“ —

Mit diesen dringenden Worten zog er seinen Nothnagel in die Kleiderkammer, und ließ das Stück getrost anfangen, denn sechs Uhr war vorbei, und das versammelte Publikum trommelte schon vor Ungeduld mit Füßen und Stöcken.

Tamborino hatte drei oder vier Kammerdiener, die ihm die Beinschienen und den Panzer anlegten. Der Direktor stopfte ihm zu gleicher Zeit ein Stück kalten Braten nach dem andern in den Mund und zwang ihm so viel Wein auf, daß er beinahe betrunken ward. Er stand völlig gerüstet, als die Scene kam, da er auftreten mußte.

„Frisch hinaus!“ rief der Direktor. „Ihr Liebchen, Fräulein Genofeva, wartet schon auf dem Theater! Fallen Sie ihr mit hoch ausgebreiteten Armen um den Hals! Man liebt hier ein lebhaftes Spiel.“ —

Tamborino eilte mit mächtigen Schritten auf die Bühne. Genofeva harrte seiner mit Sehnsucht. Als er aber auftrat und ihr in die Arme fliegen wollte, erblickte sie, o Schrecken! in dem erwarteten Ritter ihren — Mann, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und verschwand, wie von einem Sturm hinweggeführt, vom Theater. Der Ritter stand einen Augenblick starr wie ein Meilenzeiger, stürzte dann der Fliehenden nach, fiel aber, mit der Gelegenheit des Hauses unbekannt, außerhalb der Coulissen eine finstere Treppe hinab, und das Rasseln seiner schweren eisernen Rüstung tönte durch's ganze Haus.

Der Direktor kam wie unsinnig mit Licht gelaufen und fluchte, daß sich die Erde hätte aufthun mögen. Man hob den Ritter auf, suchte Genofeven in allen

Winkeln — sie war verschwunden. Indessen musicirten die Zuschauer mit ihren Stöcken so lebhaft, daß man sein eigenes Wort kaum hörte. Nur der Direktor überschrie sie mit seinen Flüchen, die er über den armen Honig ausgoß. „Hätten Sie doch auf dem Wege zu mir Hals und Bein gebrochen!“ rief er wüthend. „Ich hielt Sie für einen Engel vom Himmel; aber der leibhafte Satan führte Sie her! — Eh Sie kamen, hatt' ich doch wenigstens eine Genofeva, und den Tamborino hätt' ich selbst mit Hülfe des Souffleurs gespielt — doch nun ist alles aus — die Zuschauer bringen mich um!“ —

Er eilte auf die Bühne, hielt eine bewegliche Rede und stellte die Unmöglichkeit vor, den Ritter mit der langen Nase weiter zu spielen.

„Also sollen wir mit einer langen Nase heimziehen?“ — rief ein Witzling im Parterre, und es erhob sich ein allgemeines Getümmel. Einige vorlaute Sprecher forderten im Namen des gesammten Publikums das Eintrittsgeld zurück; andere verlangten sogar Entschädigung für ihre Versäumniß.

Der arme Direktor war außer Stande, diese Ansprüche zu befriedigen. Er hatte schon auf der Stelle seine ganze Einnahme unter Fleischer, Bäcker und Brauer vertheilt. Das gestand er mit der größten Freimüthigkeit, und erbot sich, des folgenden Tages eine unentgeldliche Vorstellung zu geben. Dieser billige Vorschlag ward nach langen Debatten angenommen. Sämmtliche Zuschauer erhielten Mann für Mann ein Billet, und gingen ruhig und vergnügt, weil sie einen Akt umsonst gesehen hatten, nach Hause.

Indem dieß geschah, legte Honig seine Rüstung ab,

und erfuhr, daß der entwichene Tamborino niemand anders als Amarant gewesen war. Er hatte sich eine Stunde vor dem Anfang des Schauspiels mit Henrietten überworfen, sein Bündel gepackt und sie im Stiche gelassen.

Sein plötzliches Verschwinden betrübte sie nicht im mindesten, denn sie vertrugen sich, seitdem ihm das gestohlne Geld wieder abgejagt wurde, wie Hund und Katze. Der Direktor erhielt von ihr, wie wir schon gehört haben, erst kurz vor sechs Uhr die Nachricht von Amarants Flucht, und war eben entschlossen, sich dessen Rolle so gut als möglich einblasen zu lassen, als Honig erschien.

Nun sagte man zwar Henrietten während des Ankleidens, daß ein Fremder, gleichsam vom Himmel gefallener Acteur, den Tamborino spielen werde; doch hatte sie nicht die leiseste Ahnung, daß es gerade ihr Mann sey, den sie sich noch als Hofrichter in Elienhain dachte. Daher ward sie bei seinem Anblick von einem so fürchterlichen Schrecken befallen. Sie floh unter dem Schutz eines dunklen Abends in Genofevens theatralischer Kleidung aus der Stadt und ließ sich dort nicht wieder sehen.

Honig begann mit Anbruch des folgenden Tages einen beschwerlichen Kreuz- und Querzug in einer Runde von fünfzig Meilen, um die Treulose zu finden. Er fragte aber bei allen großen und kleinen Theatern, die er auf seinem Wege traf, vergebens nach ihr, und mußte zuletzt, weil ihm das Reisegeld ausging, seine Nachforschungen einstellen. Die einzige Frucht seiner

Wanderung war ein neues Unterkommen bei einer unstäten Schauspielergesellschaft.

Allein er war kaum einige Wochen ihr Mitglied, so zerstiebte sie wie Spreu im Winde, und er sah sich nun gezwungen, seinen Pilgerstab abermals weiter zu setzen. So trieb er sich einige zwanzig Jahre lang in der Welt umher, und hatte nie Muth und Selbstvertrauen genug, sich um einen Platz bei einer stehenden Bühne zu bewerben. Er ward endlich dieses Vagabundenlebens so überdrüßig, daß er sich aus Verzweiflung entschloß, in seine Vaterstadt, wo er vormals als Sekretär in Diensten stand, zurückzugehen, und lieber dort in einem ewigen Gefängnisse zu sterben, als länger mit Horden sittenloser Menschen ohne Heimath herumzuziehen.

Als er diesen Entschluß faßte, war er von seinem Geburtsorte über hundert Meilen entfernt, und seine schwache Kasse nöthigte ihn, zu Fuß zu reisen. Dennoch machte er sich getrost auf den Weg, und hatte schon die Hälfte desselben hinter sich, als er, der anhaltenden Strapatze ungewöhnt und durch magere Kost entkräftet, in eine Krankheit fiel, die ihn sechs Wochen in einem Gasthofe aufhielt und den Rest seiner Baarschaft aufzehrte. Er mußte, um den Wirth und den Arzt zu bezahlen, seine besten Kleidungsstücke verkaufen, und was er noch auf dem Leibe behielt, war so schlecht und verwittert, daß man ihn füglich für einen Bettler ansehen konnte. Doch sank er nicht bis zum Bettler herab, sondern schlich von einem Orte zum andern mit einem Stück trockenes Brod in der Tasche, und erreichte so seine Vaterstadt, die er in fast dreißig Jahren nicht gesehen hatte.

Mit Thränen ging er durch's Thor. Alle Menschen,

die ihm begegneten, waren ihm fremd, und er war es allen. Alter, Krankheit, Hunger und abgeschliffene Kleider hatten ihn so entstellt, daß ihn selbst seine Frau nicht mehr gekannt hätte.

Er irrte durch verschiedene Straßen, ohne selbst zu wissen, was er hier zuerst anfangen sollte. Doch die naseweise Jugend gab ihm bald ein Geschäft. Sie machte sich über seine Pelzmütze lustig, die ihm zwar im Hornung, als er die Reise antrat, gute Dienste gethan hatte; aber freilich jetzt, im Wonnemonat, eine ungewöhnliche Erscheinung war. Er stellte sich anfangs, als ob er die spöttischen Bemerkungen der barfüßigen Kritiker nicht höre oder nicht achte; allein sie rächten sich durch eine Kanonade mit Erdschollen, und zwangen ihn so, für eine andere Hauptdecke zu sorgen.

Er sah sich nach einer Trödelbude um, und erinnerte sich mit Wehmuth des Tages, da er in einem solchen Antiquitätenmagazin den verhängnißvollen Präsidentenhut erhandelte, der hauptsächlich daran Schuld war, daß er in Bettlersgestalt herumging und von den Gassenjungen seiner Vaterstadt mit Koth geworfen ward. Auch jetzt wollte er einen Hut kaufen; aber wie hatten sich indessen seine Umstände verändert! Er konnte kaum so viel Groschen daran wenden, als er zu jener Zeit Thaler dafür bezahlt hatte.

Ihm fiel bald ein zum Verkauf ausgestelltes Quodlibet von Alterthümern in die Augen, und er bemerkte darunter auch einen Hut, der so beschaffen war, daß es ein armer Mann wagen durfte, nach dem Preise zu fragen. Es war ein alter, fuchsrother, zusammengequetschter Deckel, der selbst nicht mehr wußte, ob er dreieckig oder rund seyn sollte. Doch schien er von gu-

tem Herkommen zu seyn und vormals in Ehren gestanden zu haben. Er fühlte sich sanft an und war inwendig mit einem Stempel bezeichnet, der das Ansehen eines adelichen Siegels hatte. Honig besah es hin und her; allein er war in der Wappenkunde seines Vaterlandes so unerfahren, daß er nicht enträthseln konnte, welcher Familie es gehöre. Das war ihm denn auch am Ende gleichgültig. Er tauschte den ungestalten Filz, der zu seiner übrigen Kleidung vortrefflich paßte, gegen seine Pelzmütze ein, und bekam noch so viel heraus, daß er etliche Tage davon zehren konnte.

Nun ließen ihn die jungen Krittler ungehudelt, und er ging vor's Thor in den Park, wo einsmals ein Strauchdieb dem Herrn von Zwinger seinen Castorhut vom Kopfe wegschnappte. In dieser Einsamkeit wollte der arme Mann überlegen, ob es rathsamer sey, sich als vormaliger Hofrichter in Elfenhain zu erkennen zu geben und in Verhaft nehmen zu lassen, oder still wieder fortzugehen und förmlich den Bettelstab zu ergreifen.

In diese trostlose Gedanken vertieft und schon zu dem Letztern entschlossen, saß er in einem schattigen Laubengange, als er einen sehr alten Herrn, mit einem blitzenden Stern auf der Brust, langsam und krummgebückt daherschleichen sah. Es war ihm, als ob er diesen vornehmen Greis schon sonst einmal gesehen hätte, und er stand, als jener näher kam, von seinem Sitz ehrerbietig auf und wollte, mit dem Hut in der Hand, ihn vorbeigehen lassen.

Der alte Herr neigte freundlich sein silberweißes, zitterndes Haupt, griff in die Westentasche, und kam nah heran, um dem armen Schauspieler, den er für einen

verschämten Bettler ansah, ein Almosen in den Hut zu werfen.

Honig wich dieser Wohlthat höflich aus. Der Bestornte schüttelte mißbilligend den Kopf, ergriff den zurückgezogenen Hut, hielt ihn fest, und nahm, um die Bescheidenheit des Armen durch eine reichere Gabe zu belohnen, noch einige Geldstücke aus der Tasche. Er wollte sie in den Hut legen, und sah mit der dem Alter eigenen Vorsicht in den Kopf hinein, ob er vielleicht durch eine Oeffnung zu einer Geldkasse unbrauchbar seyn möchte.

Plötzlich stutzte er und betrachtete durch ein Augenglas das Siegel. Seine Mienen drückten Erstaunen aus. Er blickte Honigen starr ins Gesicht und fragte hastig: „Wer ist Er, mein Freund? Wie kam dieser Hut in Seine Hände?“

Diese Fragen machten den armen Honig eben so verlegen, als die bekannte Stimme, mit der sie gethan wurden. Er fing zitternd an, die Frage wegen des Hutes zu beantworten; aber er hatte kaum sechs Worte gesprochen, da erfolgte zwischen ihm und dem Ordensritter — der, wie der Leser schon errathen haben wird, sein vormaliger Präsident war — eine rührende Erkennungsscene.

„Wie wunderbar!“ — rief der Minister — denn das war er jetzt — „Sie haben zum dritten Mal meinen Hut im Besitz! — Und wir stehen hier auf demselben Platze, wo mir ihn vor mehr als dreißig Jahren ein Gaudieb vom Kopfe riß! — Sehen Sie, ich kenne ihn genau an meinem Wappen, das ich selbst hineindrückte! Dennoch ward er mir vor zehn Jahren wieder entwendet. — Welche Quelle von seltsamen Schicksalen ist er

für Sie! — Erst zog er Ihnen Mißhandlungen zu — dann stürzt' er Sie ins Unglück — doch nun soll er Ihnen Glück bringen. — Eh' ich mich aber darüber näher erkläre, sagen Sie mir, wo Sie so lange in der Welt herumschweiften." —

Honig erzählte jetzt, was wir schon wissen, von der Stunde an, da er seine Frau in Elsenhain vermißte, bis ans Ende seiner theatralischen Laufbahn.

„Sie haben wie ein Thor gehandelt!" sprach der Minister. „Wären Sie, trotzend auf Ihre Unschuld, in Elsenhain geblieben, so hätten Sie alle diese Trübsale nicht erlebt. Ihre treulose Frau wurde sammt ihrem Buhlen auf der Flucht eingeholt — man nahm ihnen das geraubte Gold wieder ab — was daran fehlte, achtete der Graf nicht, und beklagte Sie, ehrlicher Mann, bis an seinen Tod. Daß er Sie liebte, hat er durch ein Ihnen ausgesetztes Vermächtniß von viertausend Thalern bewiesen, die Sie nebst Ihrer Kaution, welche mit den Zinsen noch mehr beträgt, zu jeder Stunde erheben können." —

Honig weinte sprachlos vor Freude.

„Sehn Sie, Freund," fuhr der Minister fort, „diese angenehmen Nachrichten verdanken Sie meinem Hute! — Er machte mich aufmerksam auf Sie; sonst blieben Sie ohne Zweifel ein Bettler bis an Ihr seliges Ende. Denn nicht wahr, Sie furchtsamer Mann hätten sich keinem Menschen hier entdeckt, sondern wären lieber unverrichteter Sache wieder ins Elend gewandert?" —

Honig gestand, daß er dieß wahrscheinlich gethan hätte.

„Drum lebe der Hut!" rief der Minister. „Bis an meinen Tod sey er mein! Aber sobald ich die Augen

geschlossen habe, erhalten Sie ihn aus der Hand meines Erben, mit Dukaten gefüllt. — Dieß sey eine kleine Entschädigung Ihrer Drangsale, die ich — obgleich wider meinen Willen — veranlaßte." —

Bei diesem Versprechen ließ es der Minister nicht bewenden. Er gab dem vielgewanderten Dulder, der seit länger als zwanzig Jahren kein eigenes Zimmer besessen hatte, freie Wohnung und Kost in seinem Hause, und vermachte ihm, als er ein Jahr nachher starb, den merkwürdigen Hut, nebst einer in seinem Testamente ausdrücklich bestimmten Füllung mit zweitausend Dukaten.

Der gutmüthige Honig, der seiner Frau längst verziehen hatte, wünschte sein Glück mit ihr zu theilen oder sie wenigstens vor Mangel zu schützen. Er sparte weder Mühe noch Kosten, ihren Aufenthalt zu entdecken; erhielt aber endlich die Nachricht, daß sie im tiefsten Elend gestorben war.

Amarant hatte sich nicht wieder mit ihr vereinigt. Er verließ überhaupt nach ihrer Trennung die Schaubühne, ging in mannigfaltiger Gestalt auf Betrug aus, ward über Gaunerstreichen ertappt, und machte nun, nachdem er in so viele Sättel gerecht gewesen war, den Versuch, einen hölzernen Esel zu besteigen. Nach einem stundenlangen Spazierritt auf diesem stätigen Thiere kehrte er in einem großen, für Gäste seines Schlages eingerichteten Wirthshause ein, wo er mit einem warmen Willkommen empfangen ward, und bis ans Ende seines ehrenvollen Lebens freie Zehrung hatte.

XIII.

Der Schatz.

1.

Zwei Brüder, die Herren von Horneck, bewohnten eine alte unförmliche Burg, deren Grundstein wohl noch in der Ritterzeit gelegt seyn mochte. Sie war in ihrer Jugend ein stattliches Gebäude gewesen, doch jetzt lag sie schon halb in Trümmern. Den einen Besitzer verhinderte der Geiz, den andern die Armuth, zu bauen.

Die Gebrüder glichen sich in jeder Betrachtung so wenig als Tag und Nacht. Es fand sich nur darin einige Aehnlichkeit zwischen ihnen, daß sie beide in ihrem Leben viel Pulver gerochen hatten: der Jüngere nämlich als Hauptmann in Schlachten, und der Aeltere — auf der Hasenjagd. Uebrigens war jener großmüthig und freigebig bis zur Verschwendung; dieser aber wäre im Stande gewesen, einen Floh um des Balgs willen zu schinden.

Er, der Landjunker, war Wittwer und hatte eine einzige Tochter, die er oft ein ungerathenes Kind nannte. Fräulein Amalie war auch wirklich ganz aus der Art

geschlagen. Sie liebte das Geld so wenig, daß sie alles, was sie von Zeit zu Zeit von ihrem Vater erhielt, den Armen gab. Es war immer, als ob sie das edle Metall nicht zeitig genug los werden könnte. Sobald sie ein Thälerchen in der Tasche hatte, wartete sie nicht ab, daß sie um ein Almosen gebeten wurde, sondern vertheilte ihren kleinen Reichthum von selbst unter die hülfsbedürftigsten Einwohner des Dorfes, das zum Edelhofe gehörte.

Ihr Vater wußte lange von dieser Unart kein Wort. Er hatte ihr nachgerechnet, wie viel sie seit einigen Jahren gesammelt haben konnte, und wollte sich eines Tages die Augenweide verschaffen, ihren Schatz auf einem Haufen zu sehen. Aber die Verschwenderin konnte keinen Groschen aufzeigen. O Himmel, was tobte der Mann! Und als ihm überdieß ein Blaustrumpf zuflüsterte, daß seine Tochter bisweilen Speisen aus der Küche zu kranken Leuten verschleppe, da war vollends kein Auskommen mit ihm. „Du wirfst Hab und Gut und Dich selbst weg!“ rief er, mit einem Zusatz der niederträchtigsten Schimpfwörter. „Du verdirbst mir die Unterthanen obendrein, denn das Bauerngesindel thut nicht gut, wenn ihm zu wohl ist und man sich gemein mit ihm macht.“ —

So schalt er in einem Athem fort und war kaum zu besänftigen. Die unbefugte Almosenierin erhielt nun lange kein Geschenk. Er rückte zwar nach und nach wieder mit etwas heraus; es war aber blos Schaugeld, denn er zeigte es Amalien nur, und schob es dann mit eigener Hand in den engen Mund einer verschlossenen Sparbüchse, die er in seiner Verwahrung behielt und auch so selten bereicherte, daß die Spinnen

eben so ungestört wie bei Hogarths berühmtem Almosenstock ihr Gewebe über die blechernen Lippen hinwegziehen konnten.

Durch diese Maßregeln geschah jedoch den Armen wenig Abbruch. Malchen machte Schulden, um ihre Wohlthätigkeit fortzusetzen. Sie hatte bei dem Onkel in solchen Fällen Kredit, und bediente sich dessen, wenn sie von Nothleidenden hörte. Dafür ward sie von dem ganzen Dorfe angebetet und wie ein Engel verehrt.

Diese kleine Abgötterei konnte man den dankbaren Leuten um so weniger verdenken, da sich Seelengüte und Schönheit in gleichem Grade bei Amalien vereinigten. Sie war ganz so gebildet, wie wir uns die Gestalt der freundlichen Himmelsbürger vorstellen. Die Natur hatte sich recht in Acht genommen, keinen Zug aus der düstern Stoßvogels-Physiognomie ihres Vaters in ihr Gesichtchen überzutragen, wo man die Gutmüthigkeit leibhaftig auf Rosen gelagert sah. Dieses Engelsköpfchen umkräuselten blonde Locken, und leicht und frei trug es ein schlanker Körper vom schönsten Wuchs. Doch bei aller dieser unbeschreiblichen Anmuth war das Fräulein, das erst in der Blüthe des siebenzehnten Jahres stand, so anspruchlos und bescheiden, wie es billig manches häßliche Meerkätzchen seyn sollte, das sich wunderschön dünkt und große Ansprüche darauf gründet.

2.

Amalie schien zwar selbst von ihren Reizen nichts zu wissen, und sah mit ihren blauen Augen so gleichgültig in den Spiegel, als ob ihr das begegnende Lilien- und Rosengesicht einer fremden Person gehörte; es hätte je-

doch mit einem Wunder zugehen müssen, wenn ihre Zaubergestalt nicht von andern Augen mit wärmern Empfindungen angesehen worden wäre. Nein, so blind waren die Menschen nicht. Ein gewisser Albert von Löbnitz hatte beinahe für nichts anders in der Welt Augen.

Er war ein weitläuftiger Verwandter Amaliens, diente als Lieutenant bei einem Husarenregimente, und befand sich auf Urlaub beim Hauptmann, denn dessen Bruder liebte keine Gäste, am wenigsten solche, die sich mit Rossen und Knechten auf halbe Jahre einquartirten. „Wenn so ein Schmarotzer, so ein Krippenreiter," sprach er, „auf der Bärenhaut liegen will, so mag ich sie wenigstens nicht dazu hergeben." — Das war seine Erklärung, als Albert schriftlich um die Erlaubniß bat, ihn besuchen zu dürfen; und es fehlte nicht viel, so hätte der junge Mann diesen Bescheid in einem unfrankirten Briefe zur Antwort erhalten.

Aber der Hauptmann, der ihn wie seinen Sohn liebte, schlug sich ins Mittel und schrieb ihm: „Komm, braver Junge, komm getrost mit Deinem ganzen Marstall in unser Schloß! Kehr' aber nicht im rechten Flügel ein! Dort spukt ein Kobold, der keine Gäste leidet. Wohne bei mir im linken! Da ist zwar Schmalhans Küchenmeister; er kocht aber das treffliche Gericht Erngesehn." —

Amalie freute sich sehr auf den Herrn Vetter, und nahm sich vor, ihm mit offenen Armen entgegen zu fliegen. Sie hatte ihn seit sieben Jahren nicht gesehen. Damals war sie ein Kind und er ein junger Aufschößling, der noch keinen Husarenpelz trug.

Am Tage seines Einzuges, den er im Anmeldungs-

briefe bestimmt hatte, lauschte sie schon bei frühem Morgen am Fenster. Der junge Herr ließ lange auf sich warten. Er würde wahrscheinlich rascher geritten seyn, wenn er sich sein Mühmchen so schön vorgestellt hätte, als es seit sieben Jahren geworden war. Allein er dachte sich nur das Kind, mit dem er gespielt hatte, und diese Ruhe seiner Phantasie kam seinem Polacken vortrefflich zu Statten.

Das Fräulein lauerte bis gegen Abend vergebens, und fing nun an, auf den saumseligen Gast böse zu werden. Mit einem Male ging's trapp, trapp, trapp! als wie von Rosses Hufen, und sie hob schon die Füßchen, um die Treppen hinunter zu hüpfen. Aber der erste Blick, den sie auf den ankommenden Reiter warf, machte sie so schüchtern, daß ihr alle Lust verging, ihm in den Hof hinab entgegenzueilen. Dieser herzliche Empfang war nur dem kleinen Junker Albert zugedacht; aber den stattlichen Husarenoffizier, der hoch und schlank wie eine Tanne mit einem pechschwarzen Schnürrbart auf seinem Rosse saß, den konnte sie doch unmöglich so vertraut bewillkommnen. Sie hatte kaum das Herz, am Fenster zu bleiben, und versteckte sich halb hinter die Vorhänge.

Er schwang sich im Hofe vom Pferde und schritt rasch in den linken Flügel hinüber. Doch nach einer halben Stunde ließ er sich im rechten Flügel zu einem kurzen Besuch anmelden, und erschien, als ob er vor dem König durch die Musterung gehen sollte, in seiner glänzenden Staatsuniform, die ihm wie angegossen war. Gesundheit blühte auf seiner braunen Wange; Muth blitzte ihm aus den schwarzen Augen — kurz, man konnte sich keinen schönern Jüngling denken. Amalie

sah ihn über den Hof kommen und empfand in ihrem Herzen ein seltsames Klopfen, das ihr Angst machte. Es war aber nichts als Amors gewöhnliches Hämmern, wenn er sich wo einbauen will.

Auch bei Alberten ging das Gehämmer gleich los, als er mit froher Bestürzung seine schöne Cousine erblickte. Er wußte schon besser, was dieß Arbeiten zu bedeuten hatte und was für ein Grundstein gelegt ward. Der geschäftige Baumeister trieb sein Werk an beiden Orten zugleich, und kam schon während der halben Stunde des Ceremonienbesuchs mit seiner doppelten Ansiedelung zu Stande. Er baute in dieser kurzen Zeit für die Ewigkeit, und die Grundbesitzer waren mit seiner häuslichen Niederlassung sehr wohl zufrieden. Sie wünschten sogar, seine beiden Wohnungen so nah und fest zu vereinigen, daß nur der Tod eine Scheidewand dazwischen ziehen könnte.

3.

Kurz von der Sache zu sprechen: Albert und Amalie liebten sich im ersten Augenblicke, da sie sich als erwachsene Leute sahen, und die Gluth ihrer Herzen machte ihnen einen rauhen Winter zum heitersten Wonnemond ihres Lebens. Sie lasen die Zeitungsnachrichten von Maskenbällen und andern Carnevals-Lustbarkeiten der Großstädter ohne Neid, und fühlten sich tausend Mal glücklicher in ihrem einsamen Schlosse.

Aber der schöne Winter entfloh; die Zeit der Waffenübungen rückte heran; Alberts Urlaub ging zu Ende. Welches Herzeleid! — Der Hauptmann, der Vertraute

der Liebenden, hatte nichts zu thun, als zu trösten. Doch, damit nicht zufrieden, drangen sie mit vereinten Bitten in ihn, ihr Fürsprecher und Heirathsvermittler bei seinem Bruder zu werden.

„Ihr commandirt mich zu einer schweren Attaque!“ antwortete er. „Allein was kann ich Euch abschlagen? Ich muß wohl sehen, was ich ausrichte.“ —

Er beschloß, gegen die Felsenfeste, die er erobern wollte, mit Burgunderflaschen anzurücken, und wählte zu dieser Unternehmung den nächsten Abend.

„Ein vortreffliches Weinchen!“ rief der Landjunker aus, als sie ein Weilchen gezecht hatten. „Aber gesteh's nur, Du alter Haudegen, Du traktirst mich nicht umsonst! Du hast irgend eine Kriegslist im Kopfe!“

„Nichts weniger als das!“ antwortete der Hauptmann. „Aber ein ehrliches und aufrichtiges Wort hab' ich mit Dir zu sprechen. Nur glaube nicht, daß ich Dich benebeln will, sonst schaffen wir Flaschen und Gläser bei Seite.“

„Nein, nein!“ rief der Gast, und hielt die Flasche, die vor ihm stand, mit beiden Händen, denn er trank für sein Leben gern Burgunder, wenn er ihn nichts kostete.

Der Freiwerber machte nun seinen Vortrag; allein der Brautvater unterbrach ihn hitzig und wollte nichts davon hören. Jener ließ sich jedoch nicht so gleich ein Schloß vor den Mund legen, sondern rühmte Alberts Edelsinn und Tapferkeit, und erzählte von ihm viele schöne Handlungen, wie er sich im Kriege menschenfreundlich betragen, Plünderungen verhütet und Geplünderten ihren Verlust aus eigenen Mitteln ersetzt habe.

„Ei, so ein Bettelprinz hat viel zu verschenken!“ fiel der Landjunker ein. „Aber es wundert mich nicht, daß Du ihn deßhalb so herausstreichst. Jedem Narren gefällt seine Kappe. Du redest einem Verschwender das Wort, weil Du selbst ein Verschwender gewesen bist und den Rest Deines Erbtheils einem liederlichen Freund aufgeopfert hast.“ —

Dieser Vorwurf spielte auf eine Bürgschaft von fünfzehn tausend Thalern an, die der Hauptmann, als er noch in der Armee diente, für einen Kameraden, Namens Wingolf, geleistet hatte, der ein edler Mensch, aber unbesonnen freigebig war, und sich von eigennützigen Freunden um sein ganzes ansehnliches Vermögen bringen ließ. Er fiel dann Wucherern in die Klauen, und gerieth in ein so tiefes Labyrinth, daß er nicht mehr zu retten war. Aus Verzweiflung ging er nach Amerika, und der Hauptmann, der die verbürgte Summe bezahlen mußte, hatte nun seit zwanzig Jahren nichts von ihm gehört. Er hielt ihn für todt; aber sein Andenken war ihm noch werth, und er vertheidigte ihn mit Wärme, so oft sein Bruder (der doch bei der unglücklichen Bürgschaft keinen Kreuzer verlor) diese Sache auf's Tapet brachte.

„Laß doch endlich den armen Wingolf in Ruhe!“ rief der Hauptmann auch jetzt. „Du hast nie erfahren, was Geldnoth heißt, und rechnest Dir Dein zusammengehaltenes Vermögen als eine Tugend an; es ist aber, wahrlich! keine Kunst, nicht zu straucheln, wenn man den Fuß nicht von der Stelle bewegt. Du hast Dein Leben lang hier auf dem Schlosse gesessen; da konnten Dich freilich die Irrlichter der großen Welt in keinen Abgrund locken. — Ei nun, wohl Dir! — Denkst Du

denn aber Deine Geldsäcke mit in's Grab zu nehmen? — Was nützt Dir all' Dein todtes Gold, wenn Du es nicht dazu anwenden willst, Dein einziges Kind glücklich zu machen?"

In diesem Tone strömte des Hauptmanns Beredtsamkeit noch eine Weile fort, und mit Hülfe des Burgunders gelang es ihm endlich, den harten Sinn seines Bruders ein wenig zu erweichen. „Ich hab' an Alberten nichts auszusetzen" — sprach er — „man sieht seine Lust an ihm — er kann mit der Zeit General werden — und er sollte mir ein recht lieber Tochtermann seyn, wenn er nur nicht so vermaledeit arm wäre. — Ja, hätte die alte Hexe, die Zigeunerin, wahr geredet, die mir vor vielen Jahren prophezeite, daß ich hier im Schlosse einen Schatz finden werde, dann wollte ich das junge Volk noch heute mit einander verloben." —

„Schäme Dich!" sagte der Hauptmann. „Bist so ein reicher Kauz und willst immer noch mehr zusammenscharren! Was die alte Sybille wahrsagte, das ist schon in Erfüllung gegangen. Sie verstand unter dem Schatze, den sie Dir ankündigte, nichts anders als einen wackern Eidam, und den hast Du an unserm Albert gefunden." —

„Nu, nu, wir wollen's beschlafen," sprach Herr von Horneck, und fing an zu nicken. Der Hauptmann verließ ihn mit der besten Hoffnung, daß sein unternommenes Geschäft gelingen werde.

4.

Am folgenden Morgen stand Amaliens Vater sehr heiter auf. „Herr Bruder," sprach er, „ich hab' auf

Deinen Burgunder wie ein König geschlafen und einen herrlichen Traum gehabt. Ich fand in meinem Hofe dort bei dem eingestürzten Thurm einen Schatz. Es war ein großer, großer Kessel von Gold und Silber. Ich konnt' ihn aus der Höhle, worin er steckte, nicht allein herausheben, und plagte mich lange vergebens damit. Endlich kam Albert und half mir. Wir trugen das schwere Gefäß mit einander in mein Schlafzimmer; aber indem ich anfangen wollte, das Geld zu zählen, erwacht' ich." —

Der Hauptmann legte diesen Traum zum Vortheil der Liebenden aus, und versetzte durch lustige Einfälle seinen Bruder in einen so guten Humor, daß er in der Geschwindigkeit ein Frühstück anstellte, Alberten dazu einladen ließ und freundlicher als jemals mit ihm sprach. Die Bewohner des rechten und des linken Flügels blieben bis gegen Mittag fröhlich beisammen.

Als der Hauptmann und sein Gastfreund, der Husar, wieder Abschied genommen hatten, bekam Herr von Horneck, der ältere, einen unerwarteten Besuch vom Junker Max von Gänsewitz, der in der Nähe ein beträchtliches Landgut besaß. Er war ein junger, von Gesundheit strotzender Mann, zwischen zwanzig und dreißig Jahren, dessen kurze, stammhafte Leibesgestalt einem Kegel glich. Ueberhaupt konnte wohl nur ein Blinder ihn schön finden. Ein Paar große Pausbacken gaben ihm das Ansehen eines beständigen Posaunenbläsers, und drängten sich über ein armes winziges Stumpfnäschen, das zwischen ihnen steckte, so übermüthig hervor, daß es nur von vorn sichtbar blieb. Sie schützten es freilich von beiden Seiten vor rauhen Winden; aber ihre Aufgeblasenheit machte das Profil des dicken Gän-

sewitzischen Kopfs, auf welchem ein feuriger Busch von rothen Haaren brannte, einem Kürbis ähnlich. Die Augen schienen, wenn man sie in der Ferne sah, vor schmachtender Sehnsucht halb geschlossen; doch in der Nähe waren sie so klein, so schmal und so trübe, wie man sie bei einem gewissen unsaubern Thiere findet, das in der ganzen Schöpfung wohl am wenigsten auf Schönheit Anspruch machen darf.

Herr von Gänsewitz war mit einem Worte von der Fußsohle bis zur Scheitel eine widerwärtige Mißgestalt, und für Amalien ein wahrer Popanz, mit dem man sie fürchten machen konnte. Er hatte sie während des ganzen Winters durch seine Erscheinung nicht erschreckt; doch vorher kam er sehr oft und geberdete sich auf eine komische Art als ihr Verehrer. Herr von Horneck hatte seine herzliche Freude daran, und wünschte sich ihn zum Schwiegersohn; aber indem er von Tage zu Tage die Brautwerbung erwartete, brach Max seine Besuche ab und dachte nicht weiter an das Fräulein, weil ihn die derbern Reize einer kolossalischen Viehmagd gefesselt hatten.

Diese edle Liebschaft war nun zu Ende, und er wollte bei Amalien den abgerissenen Faden seiner Zärtlichkeit wieder anknüpfen. Allein ungeachtet ihn die Natur mit einem ungeheuer großen Munde begabt hatte, so ward es ihm dennoch sehr schwer, ein Wort herauszuarbeiten, wenn es darauf ankam, mit einem andern Frauenzimmer als einer Stallnymphe zu sprechen. In dieser Verlegenheit befand er sich besonders jetzt, da er sich im Horneck'schen Hause so selten gemacht hatte, und fast ein Fremdling darin geworden war.

Aber der Schlaukopf hatte sich darauf vorbereitet,

und brachte die Einleitung eines Gespräches in der Tasche mit. Er zog nämlich, indem er sich Amalien mit einem Kratzfuß nahte, plötzlich einen Strauß — Nesseln hervor, peitschte damit ihre Hände, und fragte mit grinsendem Lächeln: „Heh! brennt's?" —

„Ein sonderbarer Scherz!" rief Amalie, und zog unwillig die Hände zurück.

„Nicht wahr, die Dinger brennen ganz verteufelt?" fragte er nochmals.

„Mehr als mir lieb ist!" antwortete Malchen.

„Nu, sehn Sie, schöne Frölen," sprach er, und wollte sie zärtlich in die Backen kneipen, „gerade so brennt mein Herz gegen Sie." —

Herr von Horneck klatschte über diese wohl gerathene Liebeserklärung mit lautem Jubel in die Hände. Amaliens Wangen glühten. Sie eilte stumm nach der Thür.

„Wo willst Du hin?" rief der Vater.

„In die Küche."

„Na, laß das Beste aufschüsseln, was wir haben! Einen so seltenen und angenehmen Gast wie den Herrn von Gänsewitz müssen wir so gut als möglich bewirthen." —

„O, machen Sie keine großen Ceremonien mit mir, Herr Nachbar!" sagte Max. „Ich bin gar nicht hungrig." —

„Hä, hä, hä! das glaub' ich wohl!" rief Herr von Horneck. „Den Vortheil haben alle Verliebte, daß sie fast von der Luft leben und ihnen ihr Tisch wenig kostet." —

So gab ein Wort das andere, und ehe man noch zur Tafel ging, hatte sich schon Junker Max um Amalien beworben. Dieser Vortrag war für seinen unbe-

vebten Mund eine schwere Geburt; aber Herr von Horneck stand ihm als Hebamme treulich bei, und rief dem Kindlein, ehe es noch völlig zur Welt kam, sein Ja entgegen. Er behielt sich jedoch vor, seiner Tochter ihr Glück selbst anzukündigen, und stimmte seinen künftigen Eidam, sich über Tisch nicht zu verrathen.

Max war, nach seinem Appetit und andern Kennzeichen zu urtheilen, sehr mäßig verliebt. Er aß wie ein Drescher, trank sich einen ansehnlichen Haarbeutel, und schlief, als er nach Hause fuhr, im Wagen wie ein Murmelthier.

5.

Man kann sich vorstellen, was für ein Lami entstand, als Herr von Horneck seiner Tochter den plumpen Star, der sie mit Nesseln gegeißelt hatte, zum Gemahl antrug. Sie wollte sich, antwortete sie weinend, lieber mit dem Tode, als mit diesem Dummkopf vermählen. „Dumm hin, dumm her!“ rief der Vater. „Wer brav Geld hat, ist ein Salomo! Damit basta!“ —

Amalie wußte aus Erfahrung, daß der Eigennutz ihren Vater gegen Bitten und Vorstellungen unempfindlich machte. Sie verlor daher weiter kein Wort, sondern schrieb ein Briefchen an den Onkel und bat ihn um Hülfe, weil er mehr als irgend Jemand bei seinem Bruder vermochte.

Er kam unverzüglich, predigte aber tauben Ohren, und überwarf sich am Ende so heftig mit dem alten Starrkopf, daß sie im Unfrieden aus einander gingen. Die Liebenden waren trostlos. Das ganze Schloß nahm

an ihrer Betrübniß Theil. Niemand war vergnügt, als der Herrscher im rechten Flügel.

Am Abend saß der Hauptmann, in dicke Wolken von Tabaksrauch gehüllt, und sann einsam nach, wie den jungen Leuten vielleicht noch zu helfen sey. Doch seine Gedanken schweiften vergebens umher. Auf allen Seiten stellte sich ihnen der Geldgeiz seines Bruders als ein unübersteigliches Gebirg entgegen.

Indem er darüber höchst mißmuthig war, meldete der Invalide Jakob, sein alter Diener: es verlange ihn ein Fremder zu sprechen, der seinen Namen nicht nennen wolle.

„Laß ihn kommen!“ sagte der Hauptmann.

Jakob ging und öffnete dem Fremden die Thür. Er stürzte mit großen Schritten, ohne den Hut vom Kopfe zu nehmen, in's Zimmer, flog auf den Hauptmann zu und drückte ihn mit Heftigkeit an sein Herz. Jener wich anfangs stutzend zurück; aber plötzlich stieß er einen Freudenschrei aus, rief: „Wingolf! — Wingolf!“ — und umschlang seinen Jugendfreund mit dem feurigsten Entzücken. Beide stammelten, Brust an Brust, vor namenloser Wonne, und ihre Thränen vermischten sich. Erst nach fünf Minuten vermochte Wingolf, seine bisher erlebten Schicksale im Zusammenhange zu erzählen.

Ihm hatte das Glück nicht so wie manchen Andern, der es in Amerika suchte, getäuscht. Er fand es dort, kam reich zurück, und übergab dem Hauptmann sogleich, um seine Schuld bei ihm großmüthig zu tilgen, eine Summe von fünfzig tausend Thalern in Wechselbriefen.

„Was soll das?“ sagte sein Freund, und schob die

Papiere zurück. „Willst Du mich in der ersten Stunde unsers Wiedersehens beleidigen und wie einen Wucherer behandeln? — Du bist mir keinen Pfennig schuldig! Ich habe den Bettel längst vergessen.“ —

Es entstand ein Wettstreit der Großmuth. Der Hauptmann fügte sich zwar bald, die für Wingolfen bezahlte Summe zurückzunehmen; doch damit war sein dankbarer Freund nicht zufrieden, sondern drang ihm die angebotenen Wechsel von Neuem auf, und versicherte mit vielen Betheuerungen, daß er reich genug sey, eine halbe Tonne Goldes kaum zu vermissen.

„Alle Wetter!“ rief der Hauptmann. „Wenn das wahr ist, so hat Dich das Glück auf ein hohes Pferd gesetzt, und da mache ich mir denn weiter kein Bedenken, von einem solchen Crösus landübliche Zinsen anzunehmen und mir also mein vor zwanzig Jahren ausgelegtes Kapital doppelt wieder bezahlen zu lassen. Doch mehr keinen Deut! — Und ich würde mich auch dazu nimmer entschlossen haben, wenn mir nicht eben einfiele, daß ich mit diesem Gelde ein gutes Werk stiften und ein Paar junge Leute, die sich bis zum Sterben lieben, glücklich machen kann.“ —

Er erklärte sich nun hierüber deutlicher gegen seinen Freund, und sie entwarfen mit einander unter Scherzen und Lachen einen Plan, den wir werden ausführen sehen. Wingolf reiste hierauf noch in der Nacht ab, um in der nächsten Handelsstadt seine Papiere in klingende Münze zu verwandeln. Der Hauptmann gebot seinem Diener, Niemanden zu sagen, daß ein Fremder bei ihm gewesen sey. Auch Alberts Frage, was er für einen späten Besuch gehabt habe, erhielt nur die

lachende Antwort: „Es ist Zeit genug, wenn Du das morgen erfährst!“ —

6.

In der Frühe des folgenden Tages ritt Herr von Horneck auf die Jagd. Das war dem Hauptmann erwünscht. Er ging mit Alberten hinüber zu Amalien, und eröffnete jetzt Beiden mit dürren Worten: er wolle ihnen dreißig tausend Thaler schenken, um ihre Verbindung zu bewirken.

Sie hielten seine Rede für einen Scherz, und zwangen sich, zwischen Thränen darüber zu lächeln. Als er ihnen aber die unerwartete Ankunft des reichen Amerikaners mit allen Umständen erzählte, und heilig betheuerte, daß er sie mit keiner Fabel necke, nun dann war des Jubilirens kein Ende, und er bekam in Einer Minute mehr Schmeichelnamen und Küsse, als er vorher in seinem ganzen Leben erhalten hatte.

„Kinder!“ rief er, „laßt mich nur wieder zum Worte kommen! Wir haben noch einen hohen Berg zu übersteigen. Es ist wahrlich! in der Welt nicht genug, den Beutel voll Geld zu haben; man muß es auch klug anlegen, sonst richtet man nichts Gutes und Nützliches damit aus. Ich wäre zum Beispiel ein großer Thor, wenn ich, mit meinem Geldsack im Arm, vor meinen Bruder träte und sagte: Sieh', da hab' ich dreißig tausend Thaler, die will ich Deiner Tochter unter der Bedingung, daß sie Alberts Frau werde, zum Brautschatz schenken! — Glaubt ihr, daß ich dadurch den Strohkopf Gänsewitz aus dem Feld schlüge, und meinen Zweck, euch zu vermählen, erreichte? — Mit

nichten! — Mein Bruder würde ganz anders spekuliren, und zu sich selbst sagen: Nun, es ist recht schön, daß der Hauptmann so reich ward. Sein Geld entgeht dir und deiner Tochter auf keine Weise. Wir beerben ihn, er sterbe, wenn er wolle. Du brauchst deßhalb den Herrn von Gänsewitz, der dreifach so viel Vermögen hat, nicht vor den Kopf zu stoßen. — Seht Kinder, so würde mein Herr Bruder spintisiren, und wir ständen trotz meinem schönen amerikanischen Gelde auf dem alten Flecke." —

Albert gab ihm Recht. Amalie hingegen vertheidigte ihren Vater und wollte ihm einen so hohen Grad von Eigennutz nicht zutrauen. „Allenfalls," sagte sie, „könnte man auch den Gedanken, das Geld einst zu erben, im voraus begegnen."

„Nun, wie denn etwa?" fragte der Hauptmann.

„Wenn Sie, lieber Onkel, Ihr uns zugedachtes großmüthiges Geschenk Alberten allein ertheilen. Dann verschwindet die Erbschaftshoffnung, und Albert ist so reich, daß ihn mein Vater gewiß nicht als Schwiegersohn verschmähen wird."

„Wollte nur das Ei nicht klüger seyn als die Henne!" rief der Kapitän. „An die Erbschaft wäre dann freilich nicht mehr zu denken; aber Dein Vater würde Dir dennoch den Herrn von Gänsewitz aufzwingen, weil dieser Duns ein großes schuldenfreies Rittergut besitzt. Das alles hab' ich schon überlegt und gesagt, und Deine Weisheit, Fräulein Nichte, drasch leeres Stroh."

Malchen verstummte.

„Es ist kein anderer Rath," fuhr er fort, „wir müssen auf einem Schleifwege zum Ziele gehen, und ich

habe schon einen gefunden, der uns nicht irre führen wird."

Albert und Amalie baten um Entdeckung seines Vorhabens.

„Könnt ihr schweigen?"

Sie versicherten das.

„Nun, so hört! Mein Herr Bruder ist mit Ehren zu melden ein abergläubiger Schwachkopf, dem die Prophezeiung eines alten Weibes, daß er einst hier im Schlosse einen Schatz finden werde, seit dreißig oder vierzig Jahren noch im Gehirn spukt. Sie soll endlich erfüllt werden, diese Prophezeiung. Er soll meine dreißig tausend Thaler als einen Schatz finden. Aber wahrscheinlich läuft der erste Versuch der Hebung nicht ohne Schrecken ab, und Herr von Gänsewitz kommt allem Vermuthen und meiner Absicht nach auch mit dabei so in's Gedränge, daß er uns nicht weiter mit Heirathsgedanken in den Weg treten wird."

„O, ich bitte Sie, bester Onkel," sprach Malchen, „thun Sie meinem Vater nichts zu Leide! Es schmerzt mich, daß er — wie soll ich's gleich nennen? — so hinter's Licht geführt werden soll."

„Paperlapap! Wenn man hinter'm Lichte eine Pfanne voll Gold findet, so kann man sich wohl dahin führen lassen. Trag' Du nur keine Sorge! Du kennst mich als einen ehrlichen Mann. Ich verabscheue Arglist und Ränke. Was ich mit Deinem Vater im Schilde führe, ist ein frommer Betrug. Wenn die Löwenhaut nicht zureichen will, sagt das Sprichwort, muß man einen Fuchsbalg daran nähen." —

Halb aus Neugier, halb aus Besorgniß für ihren

Vater fragte Malchen, wie, wenn und wo die Schatzhebung geſchehen ſolle.

„Das bleibt vor der Hand mein und Wingolfs Geheimniß;“ antwortete der Onkel. „Du haſt bei der Sache nichts zu thun, als mir einen Hauptſchlüſſel zu ſchaffen, mit dem ich in der künftigen Nacht alle Thüren bis in's Schlafzimmer meines Bruders öffnen kann.“

„Ach Gott!“ ſeufzte Malchen. „Mir wird bei dieſen Anſtalten ganz bang um's Herz!“

„Zieräffchen!“ rief der Hauptmann. „Machſt Dir wohl gar Scrupel, mir den Hauptſchlüſſel anzuvertrauen? — Dieſe Gewiſſensangſt will ich Dir erſparen. Hier liegt gleich ſo ein Schlüſſel, wie ich ihn brauche. Ich ſtecke ihn ein, Du magſt es erlauben wollen oder nicht. Ihr habt mehr dergleichen, das weiß ich. Der Vater wird ihn nicht vermiſſen.“ —

Und indem er ſo ſprach, war der Schlüſſel ſchon in ſeiner Taſche. Er empfahl dem Fräulein nochmals Verſchwiegenheit, und eilte mit Alberten in ſein Revier zurück, um ſich nicht von ſeinem Bruder, deſſen Heimkunft bald zu erwarten war, überraſchen zu laſſen.

7.

Der Tag verging im rechten Flügel unter väterlichen Ermahnungen, den Junker Max morgen als Bräutigam wohl zu empfangen. Herr von Horneck hatte ihn auf den folgenden Tag zur Tafel geladen, um den Handel vollends mit ihm abzuſchließen.

Malchen verhielt ſich leidend, ſagte weder Ja noch Nein, und verließ ſich ganz auf ihren Onkel. Dieſer machte indeſſen mit ſeinem Jakob mancherlei Anſtalten

wegen des Schatzes, und erwartete mit Ungeduld seines Freundes Rückkunft.

Wingolf kam bei Anbruch der Nacht. Er hatte seinen Wagen vor dem Schlosse zurückgesandt. Zwei Diener trugen einen schweren Koffer hinter ihm her. Jakob stand während dieses Einzuges am rechten Flügel auf der Wache. Es war dort alles still, und Niemand bemerkte, was auf der linken Seite geschah.

„Da bin ich Brüderchen!" rief Wingolf. „Es ging alles nach Wunsch. Ich habe recht altes Gold und anderes verschimmeltes Schatzgeld eingewechselt. Man sollte darauf schwören, daß es schon ein Paar Jahrhunderte unter der Erde geruht hätte."

„Gut, gut!" sprach der Hauptmann. „Es würde jedoch wenig bedeuten, wenn wir auch nur jüngere Münzen zur Hand hätten. Mein Bruder ist nicht pfiffig genug, die Widersprüche der Zeitrechnung zu bemerken."

„Besser ist besser!" versetzte Wingolf. „Bleibt's noch dabei, daß ich den Geist vorstelle?"

„Das versteht sich!" antwortete der Kapitän. „Du schickst Dich am besten zu dieser Rolle, weil Deine Gestalt und Stimme meinem Bruder unbekannt sind. Hier liegt schon Dein Geistergewand: ein gewaltig großes Betttuch, so weiß wie ein neu gefallener Schnee."

„Tausendsasa!" rief der Amerikaner. „Daraus läßt sich ein langes Schleppkleid machen, wie es keine Modedame aufweisen kann. Ich habe mir auch schon unterwegs ausgesonnen, wie ich den alten Herrn anreden will. Es soll in Versen geschehen, damit es recht fremd und wunderbar klinge."

„Bravo, alter Reimschmid! Es wird alles vortrefflich gehen."

Gegen Mitternacht hob der Spuk an. Wingolf bemalte sein Gesicht mit weißer, leichenfarbiger Schminke, die er zu diesem Behuf in der Stadt gekauft hatte, und hüllte sich in das Bettlaken. So war der Geist fertig. Der Hauptmann führte ihn nach dem rechten Flügel hinüber, gab ihm den Hauptschlüssel und bezeichnete ihm genau die Wege, die er zu gehen hatte.

Mit Hülfe einer Blendlaterne wandelte die Spukgestalt durch eine Reihe öder Zimmer, und kam glücklich an's Schlafgemach des Herrn von Horneck. Sie öffnete leise die Thür und trat an sein Bett. Er schlief so fest, daß sie ihn durch Zupfen an seiner Nachtmütze wecken mußte.

Mit Schrecken fuhr er auf, that einen Schrei, schlug geschwind ein paar Kreuze, wühlte sich tief in die Betten und stöhnte darunter hervor: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!" —

„Ich auch!" — brummte das Gespenst, und sprach dann langsam, mit einer hohlen, dumpfen Stimme, folgende Worte:

„Ich komm' aus tiefen Schlünden
Der dunkeln Geisterwelt.
Um Glück dir zu verkünden,
Hab' ich mich eingestellt.

Ich, Deine Ahnfrau, lebte
Vor grauen Zeiten hier,
In dieser Burg erstrebte
Ich Gold mit heißer Gier.

Doch was in fünfzig Jahren
Ich mühevoll erwarb,
Das hat kein Mensch erfahren —
Ich grub es ein — und starb.

Der Schatz liegt im Getrümmer
Des alten Thurms verſteckt,
Wo eines Flämmleins Schimmer
Die Stätte Dir entdeckt.

Ich hab' ihn aufgehoben
Zur Mitgift für dein Kind;
Doch ſey der Mann zu loben,
Der Malchens Hand gewinnt!

Es haben ſchon, das weiß ich,
Zwei Freier angefragt:
Darunter iſt ein Zeiſig,
Der mir nicht wohl behagt.

Erwähle klug den rechten
Und heb' mit ihm den Schatz! —
Doch kommſt du mit dem ſchlechten,
So ſag' ich euch vom Platz.

Bereite dich zum Funde,
Den ich dir zugedacht,
Sobald ſie ſchlägt, die Stunde
Der künft'gen Mitternacht! —

Jetzt folge meinem Schritte
Hin zu der Flamme Schein,
Und wirf nach alter Sitte
Ein Stück Metall hinein.

Dann zeigt der Schatz ſich morgen
Zur Hebung gleich bereit;
Sonſt bleibt er dir verborgen
In alle Ewigkeit." —

Herr von Horneck lag anfangs in ſeiner Betthöhle todtenſtill. Der Redner war ungewiß, ob er verſtanden werde. Doch davon überzeugte er ſich beim Anfang der vierten Strophe, als er mit beſonderm Nachdruck

das Wort Schatz ausſprach. Da ward es unter der Decke lebendig, und Hornecks Nachtmütze — die ſo tief über ſein Geſicht gezogen war, daß ſich ſogar die Naſe darin eingehakt hatte — kam ein wenig zum Vorſchein. In dieſer Lage blieb der Horchende bis zum Schluß der poetiſchen Anrede.

Als er ſich aber auch jetzt noch nicht weiter regte, nahm ſich ſeine Ahnfrau die Freiheit, ihre derbe Hand nach dem Zipfel ſeiner Amorsbinde auszuſtrecken und ſie mit einem Ruck über die Stirn hinaufzuziehen. Er blinzte die Augen feſt zu und ſchlüpfte wieder unter die Decke. Darüber gerieth ſeine angebliche Urgroßmama in einen poetiſchen Feuereifer, und heulte wie eine Rohrdommel aus dem Stegreif:

„Hervor mit Dir!
Wir ſpielen hier
Ja nicht Verſtecken,
Nicht blinde Kuh!
Was wageſt Du,
Mich ſo zu necken?
Heraus, Kompan!
Den Schlafrock an,
Und mitgegangen
Zum Flammenplatz!
Sonſt iſt der Schatz
Nicht zu erlangen.
Machſt Du nicht gleich
Von ihm Dich Meiſter,
So ſchlingt das Reich
Unholder Geiſter
Ihn plötzlich ein,
Und dann wird nimmer
Des Goldlichts Flimmer
Dir ſichtbar ſeyn.“ —

Diese Drohworte schreckten den Geizhals, und waren ein Hebel, ihn in Bewegung zu setzen. Er ruderte geschwind mit seinen langen Spindelbeinen aus dem Bette heraus, hos'te sich an und fuhr in den Schlafrock. Die weise Frau wandte schamhaft ihr Gesicht weg, und erleichterte ihm dadurch das Geschäft des Ankleidens. Als er reisefertig war und an seinem Nachtlämpchen ein Licht angezündet hatte, winkte sie ihm mit der Hand und extemporirte:

„Nun komm, geliebter Enkelsohn!
Glück ist des Muthes sichrer Lohn! —
Hast Du auch ein metallisch Zeichen,
Um es dem Flammengeist zu reichen?“

Das hatte der ängstige Mann vergessen. Er fing an zu suchen. Es fand sich ein alter meissingener Sporn, dessen Compagnon vor vielen Jahren verloren gegangen war. Der Geizhals besah ihn von allen Seiten, legte ihn wieder hin, kramte weiter, ergriff bald ein schartiges Messer ohne Heft, bald den einzelnen Arm einer zerbrochenen Scheere; aber alle diese Kostbarkeiten dauerten ihn, und seine Ahnfrau konnte sich nicht enthalten, über diesen Zug seiner Sparsamkeit zu lächeln.

Nach langem Wählen fiel ihm die drähterne Haube eines Pfeifenkopfs in die Hände, die oben völlig durchgebrannt und also ganz unbrauchbar war. Dennoch stand er ein Weilchen an, sich von ihr zu trennen. Endlich entschloß er sich dazu und fragte durch stummes Vorzeigen derselben an, ob sie zur Besitzergreifung des Schatzes anwendbar sey. Der Mummel nickte und schritt vorwärts. Horneck folgte mit krummen, schlotternden Knieen, kehrte aber an der Thüre schnell wie-

der um und häkelte das Kettchen vom Pfeifendeckel los, weil ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß es vielleicht weiter zu brauchen sey und bei gegenwärtiger Gelegenheit erspart werden könne.

Nun ging der Marsch ohne längern Aufenthalt fort zu den Ruinen des Thurmes. Doch beinahe hätte die anführende Matrone, die vormals im Schlosse gehauſ't haben wollte, den Weg nicht gefunden. Es gelang ihr erst nach einigen Verirrungen, an Ort und Stelle zu kommen. Hier lauerte schon Jakob seit einer Stunde, und nährte mit allerhand brennbaren Materien eine kleine Flamme, die von selbst aus einer Erdenkluft hervorzulodern schien. Er verbarg sich hinter dem eingestürzten Gemäuer, als er die weiße Gestalt heranleuchten sah.

Sie ging mit langsamen abgemessenen Schritten bei der Flamme vorbei und deutete mit der Hand darauf. Horneck starrte das Wunderfeuer an, und ließ gläubig den Pfeifendeckel hineinfallen. Jetzt verschwand seine Wegweiserin hinter den Trümmern mit diesen Worten:

„Morgen um die Mitternacht
Wird die Hebung hier vollbracht!
Doch sie soll Dir nicht gelingen,
Wenn Du wagst, den schlechten Wicht,
Dem Dein Kind in's Auge sticht,
Als Gehülfen mitzubringen.
Nur der Mann, der mir gefällt,
Hebt das Mägdlein und das Geld.“ —

8.

Die Absicht dieses Vorspiels war, dem Herrn von Horneck alles Mißtrauen zu benehmen. Er kannte die

Gebräuche der Schatzgräberei auf ein Haar, und hätte vielleicht in seinem Glauben gewankt, wenn man nicht methodisch und mit der gebührenden Feierlichkeit zu Werk gegangen wäre. Nun aber, da er die gewöhnliche vorbedeutende Geldflamme mit eigenen Augen gesehen hatte, stieg nicht der kleinste Zweifel gegen die Richtigkeit der Sache in ihm auf. Es kostete ihn auch wenig Kopfbrechen, das Räthsel zu lösen, wer unter Amaliens Freiern der Liebling seiner Uraltmutter sey. Er rieth sogleich auf den theuern Junker Max, denn er machte den weisen Schluß: die Sammlerin eines Schatzes müsse wie er den Werth eines Menschen nach seinem Reichthum schätzen, und daher den armen Husarenlieutenant mit Verachtung und Widerwillen ansehen.

Herr von Gänsewitz erschien zur Mittagstafel im besten Staate und liebäugelte sehr freimüthig mit seiner vermeinten Braut. Sie wich seinen zärtlichen Blicken so viel als möglich aus, sah ihm aber desto schärfer auf die Taschen, um sich gleich durch die Flucht retten zu können, wenn er etwa wieder eine Nesselpeitsche hervorziehen sollte. Doch dießmal blieb sie verschont, und die Tafelzeit ging unter Gesprächen über die Jagd und andere gleichgültige Gegenstände glücklich vorüber.

Jetzt erhielt Amalie einen Wink, sich zu entfernen. Sie hatte noch nie einen Befehl ihres Vaters mit solchem Vergnügen befolgt. Er verriegelte hinter ihr die Thür, und erzählte nun seinem Gast die Begebenheiten der vorigen Nacht, die er noch keiner Seele entdeckt hatte.

Max riß seine kleinen Blinzaugen so weit auf, daß er wirklich ein paar Sekunden lang andern Menschen

ähnlich sah. Der Schatz, der die Aussteuer seiner Braut vermehren sollte, war ihm höchlich willkommen. Er krähte vor Freude wie ein Hahn. Als ihm aber angekündiget ward, daß er selbst nach dem ausdrücklichen Willen der Schatzmeisterin bei der Hebung Hand anlegen solle, da wurden seine rothen Pausbacken plötzlich so bleich wie die Wangen eines getünchten Posaunenengels, und er bedauerte stammelnd, daß er durchaus wegen eines sehr wichtigen Geschäfts noch vor Abend zu Hause seyn müsse.

„Larifari!“ sprach Herr von Horneck. „Es gibt zwischen Himmel und Erde kein so wichtiges und einträgliches Geschäft als eine Schatzhebung. Bedenken Sie, Gänsewitz! — einen Schatz! — Das bloße Wort macht mich um zwanzig Jahre jünger.“ —

„Ein recht angenehmes Wort!“ stotterte Max, und rieb verlegen die Hände. „Wenn sich nur der Schatz so leicht heben ließe, als sich das Wort aussprechen läßt!“

„Aha! kommt der Wind daher?“ rief Horneck. „Hat der junge Herr keinen Muth? — Sapperment! da hätten Sie an meiner Stelle seyn sollen! Das war eine Heldenthat, im Stockdunkeln mit einem Geiste spazieren zu gehn! — Aber nun hat's keine Gefahr. Der Schatz liegt bereit; wir dürfen ihn nur wegtragen.“ —

Der furchtsame Hase machte noch allerlei Kreuz- und Quersprünge; aber Horneck ließ ihn nicht entwischen, und ward zuletzt böse. „Da hilft kein Sperren!“ rief er. „Sie sind entweder in dieser Nacht von der Partie oder ich muß mir einen andern Schwiegersohn suchen. Ihrer Feigheit wegen will ich doch wahrhaftig! einen Schatz nicht einbüßen, den ich nicht anders als

mit Beistand meines künftigen Eidams zu Tage fördern kann." —

So in die Enge getrieben, entschloß sich endlich Herr Max, das nächtliche Abenteuer zu bestehen.

9.

Das erwartete man im linken Flügel, und traf die thätigsten Anstalten, die Schatzgräber zu empfangen. Jakob (der bei der Artillerie gedient hatte und in der Feuerwerkskunst erfahren war) wühlte schon in der Nacht vorher wie ein Maulwurf zwischen den Trümmern, grub Minen und füllte sie mit Pulver. Der Hauptmann nähte seinen großen Hetzhund in eine schwarze Bärenhaut ein und schuf ihm ein paar flammende Augen. Wingolf reimte einen Bannfluch, der durch ein Sprachrohr erschallen sollte. Der Schatzkessel ward gefüllt; aber vor der Hand nur mit Steinen, damit den Glücksrittern — wenn sie etwa mehr Muth hätten, als man ihnen zutraute — keine Beute von Werth in die Hände falle. Um sie jedoch anzukirren, bedeckte man die Steine mit einer dünnen Schicht alter Thaler, und trug, als es Abend geworden war, den Kessel an den Ort, wo das Flämmchen gebrannt hatte.

Indessen war Herr von Horneck beschäftigt, den Muth seines Knappen zu stärken. Aber je höher die Nacht stieg, desto tiefer sank Maxens Herz. Es schmeckte ihm weder Speise noch Trank, und er verlor alle Lust, mit Amalien zu kosen.

Gegen zehn Uhr befahl ihr der Vater, wie allen seinen Leuten, zu Bett zu gehen. Sie wünschte ihm mit schwerem Herzen eine gute Nacht. „Die haben wir ge-

von Gänsewitz einen bedeutenden Augenwink. „Du wirst sehen, Malchen, daß wir beide morgen früh recht munter und fröhlich sind.“ — Armer Vater! dachte sie, und hustete in den linken Flügel hinüber, um für ihn nochmals bei dem Onkel zu bitten.

Dieser beruhigte sie und eilte mit seinen Bundesgenossen an den Tummelplatz. Eine Hinterthür führte sie dahin, ohne daß es aus den Fenstern des rechten Flügels bemerkt werden konnte. Es war daher so wenig Vorsicht nöthig, daß sie sich sogar von dem maskirten Bullenbeißer vorleuchten ließen, dem sein Herr ein Paar kleine Laternen, die in der Finsterniß wie Feueraugen funkeln sollten, an den Kopf gebunden hatte.

Halb zwölf Uhr befand sich Max völlig im Zustande eines Missethäters, der zum Hochgerichte geführt werden soll. Er war bleich wie ein Todtenkopf; alle seine Gebeine zitterten; das Herz schlug ihm wie ein Hammer; und als er jetzt den Gang zum alten Thurme antreten sollte, gab er plötzlich die Erklärung von sich, er wolle dem Fräulein entsagen und lieber zeitlebens unverehlicht bleiben, als sich einer Frau wegen in Leib- und Lebensgefahr begeben.

„Rappelt's in Ihrem Kopfe?“ fuhr ihn Horneck an. „Hätten Sie mir das heute Mittag gesagt, so konnten Sie laufen, wohin Sie wollten; aber nun müssen Sie mitgehen, oder ich verwickle Sie in einen Prozeß, der Ihnen den letzten Ziegel auf dem Dache kostet.“ —

„Wie käm' ich denn dazu?“ stammelte Max.

„Das werden Ihnen die Advokaten schon sagen! Glauben Sie nicht, daß es einen artigen Rechtshandel abgeben wird, wenn ich Sie über den Verlust eines Scha-

tes, dessen Werth sich gar nicht berechnen läßt, in Anspruch nehme?"

„Ach, bester Herr von Horneck, heben Sie ihn doch allein!"

„Ueber den Häckerlingskopf! — Allein heben! — Kann ich denn das? — Sie haben ja gehört, daß es durchaus mit Beihülfe meines künftigen Schwiegersohns und durchaus in dieser Stunde geschehen muß! Wo soll ich nun jetzt um Mitternacht einen andern Schwiegersohn aufgabeln?" —

„Da weiß ich freilich keinen Rath; ich für meine Person ziehe aber den Kopf aus der Schlinge."

„Nein, Herr, dazu ist Ihr Kopf zu dick! Er wird hängen bleiben in der Schlinge und Ihr Rittergut obendrein! Fahren Sie in Gottes Namen nach Hause und legen Sie sich zu Bett! Es ist Ihre letzte ruhige Nacht. Morgen hetz' ich Ihnen eine Koppel Prozeßmacher auf den Hals, die bald mit Ihnen das Garaus spielen werden." —

Nun steckte Max zwischen Thür und Angel. Vorher glaubte er mit Amaliens Verlust aus der Klemme zu kommen; doch jetzt konnte er weder vorwärts noch rückwärts. Dort drohten Gespenster — hier Advokaten — und diese letztern waren solche Schreckensmänner für ihn, daß er sich, als er sie von hinten anrücken sah, vor Angst entschloß, lieber einem Rudel Nachtgeister, als ihnen in die Hände zu fallen.

„Das ist endlich ein vernünftiges Wort!" sprach Horneck. „Nun wird aber nicht eine Sylbe weiter gesprochen! Geben Sie ja, indem wir den Schatz heben, keinen Mucks von sich! Sonst verschwindet er vor un-

fern Augen wie eine Seifenblase, oder sinkt bis zum Mittelpunkt der Erde hinab.“ —

10.

Den Laurern bei den Ruinen ward während dieses Gezänks die Zeit sehr lang. Sie zweifelten schon, daß die Schatzheber sich einfinden würden; doch mit Einem Male kamen sie angestiegen. Horneck ging mit einer Laterne voraus. Gänsewitz hielt sich an seinem Rocke mit beiden Händen fest, und ließ sich so mit krummen Knien, wie auf einem Nachtstuhle sitzend, nachschleifen. Der Alte, dem für seine Rockschöße bange war, schlug oft mit Heftigkeit rückwärts, um sich von der Klette, die sich an ihn gehangen hatte, zu befreien. Sie war aber nicht loszubringen.

In diesem Aufzuge trafen sie mit zögernden Schritten in der Gegend ein, wo der täuschende Schatzkessel zwischen zerstreut umherliegenden Steinmassen aufgestellt war. Horneck, der seine Leuchte so weit als möglich auf Kundschaft voranschickte, sah ihn zuerst und schauderte freudig zusammen. Er griff hinter sich, zog seinen Anhänger hervor, zeigte mit der Hand auf die Lockthaler und triumphirte mit mancherlei lebhaften Geberden. Junker Gänsewitz machte einen langen Hals und kroch wie ein Krebs zurück. Horneck schalt ihn durch zornige Kopfbewegungen, und gab ihm durch Ausbreitung beider Arme und muthiges Herumblicken zu verstehen, daß alles ruhig und nichts zu befürchten sey. Max kratzte sich hinter den Ohren und schneckte wieder ein wenig vorwärts. Der Alte tätschelte ihm die Backen, klopfte ihm auf die Schulter und zeigte ihm durch

hastiges Oeffnen und Schließen der Hände, wie er den Kessel angreifen müsse.

Jetzt standen sie nahe dabei und wollten die Schatzhebung wirklich beginnen. In diesem Augenblicke feuerte der Hauptmann in seinem Versteck eine fürchterlich knallende Donnerbüchse los. Horneck that einen Luftsprung — Max fiel auf's Gesäß; doch indem er kaum den Boden damit erreichte, prasselten Jakobs Flatterminen unter ihm auf, hagelten Sand und Erdschollen umher, und blaue, grüne und rothe Flammen tanzten wie Irrwische herum. Zugleich brüllten mehrere Geschütze, und auf einem hohlen Fasse ward ein Gewitter gepaukt.

Trotz diesem Höllengetümmel wich Horneck, der den Schatz nicht einbüßen wollte, nicht von der Stelle, und hielt auch Maxen wie ein Häscher so fest, daß er nicht davon laufen konnte. Eine Sekunde lang war jetzt alles ruhig; aber diesen Waffenstillstand unterbrach ein gräßliches Hundegebell, das, durch nachahmende Menschenstimmen verstärkt, aus dem Thurmgemäuer hervorschallte. Horneck und sein Gefangener blickten dahin, sahen ein schwarzes Ungeheuer mit großen Feueraugen auf sich losstürzen, und hörten folgende, durch ein Sprachrohr donnernde Worte:

„Durraß! hussa! Höllenhund,
Oeffne deinen Flammenschlund!
Hussah auf den Rothkopf dort!
Jag' ihn fort!
Nie betret' er diesen Ort!
Läßt er sich noch Ein Mal blicken,
So zerreiß' ihn flugs in Stücken!
Er ist nicht der rechte Mann,
Der den Schatz erheben kann.“ —

Während dieſes Bannſpruchs ergriffen Beide mit Entſetzen die Flucht. Doch eigentlich floh nur Horneck, denn Max kletterte vor Angſt an ihm hinauf, klammerte ſich an ſeinen Kleidern an, und erſparte ſo ſeinen eigenen Beinen die Mühe, ihn in Sicherheit zu bringen. Er weckte mit einem Zetergeſchrei ſeinen Kutſcher, bat ihn um Gotteswillen, ſogleich anzuſpannen, und fuhr mit der Betheurung ab, dieß verwünſchte Schloß in ſeinem Leben nicht wieder zu betreten.

11.

„Fahren Sie zum Henker!“ rief ihm Horneck nach, und kroch in ſein Bett. Aber ſeine Troſtloſigkeit über den verlorenen Schatz ließ ihn kein Auge ſchließen.

Als er ſich ungefähr eine Stunde lang von einer Seite zur andern geworfen hatte, erhielt er plötzlich einen zweiten Beſuch von ſeiner Ahnfrau. Sie erſchien wie in der vorigen Nacht in ihrem weißen Schleppgewande, und heulte gleich einer Unke:

„Das Ungethüm liegt wieder an der Feſſel.
Und morgen um die Geiſterzeit
Steht noch Ein Mal mein Gold- und Silberkeſſel
Für Dich bereit.
Doch dann wird er von Höllenhunden
Bis an den jüngſten Tag bewacht,
Haſt Du in vier und zwanzig Stunden
Den Mann nicht aufgefunden,
Dem Glück und Liebe lacht.“ —

Als ſie dieſe Worte geſprochen hatte, verſchwand ſie. Horneck ſchwitzte tief unter der Decke; doch entging ihm keine Sylbe von dieſer Anrede, die ihm ſehr tröſt-

lich klang. Er eilte bei frühem Morgen zu seinem Bruder, mit dem er bisher geschmollt hatte, vertraute ihm alles und bat ihn um Rath.

„Was bedenkst Du Dich lange?“ sagte dieser, nachdem er sich eine Weile sehr fremd gestellt hatte. „Es ist ja offenbar, daß unsere selige Frau Uraltmutter ihren Reichthum Niemanden anders als Alberten gönnen will.“ —

„Das scheint mir bald selbst so;“ versetzte Jener. „Ei nun, er ist auch ein ganz anderes Kerlchen, als der verdammte Rothkopf! — Höre, Hauptmann, glaubst Du wohl, daß er sich entschließen wird, den Schatz mit mir zu heben, wenn ich ihm Amalien zum Weibe und den Fund zur Aussteuer gebe?“ —

„Ohne Zweifel;“ antwortete der Hauptmann. „Ich will ihn rufen.“ —

Albert kam. Die Sache ward ihm vorgetragen. Er betheuerte, für Amaliens Besitz alles in der Welt zu wagen.

Nun füllte der Hauptmann denselben Kessel, der Tages vorher Steine im Bauche gehabt hatte, mit Gold und Silber, und schaffte ihn im Dunkeln an den gehörigen Ort. Horneck und Albert holten ihn um Mitternacht ohne Schwierigkeit ab. Indem sie ihn forttrugen, blies Wingolf, der ein guter Flötenspieler war, hinter den Ruinen eine liebliche Melodie.

Horneck hatte nun vor Freude eine schlaflose Nacht. Er zählte bis an den hellen Morgen das gefundene Geld, und war halb und halb zufrieden; denn ganz ist ein Geizhals es niemals.

Einige Monate nachher feierten Albert und Amalia ihre Verbindung. Als man sich Abends zur Familien-

tafel niederſetzen wollte, trat plötzlich die wohlthätige Ahnfrau in den Saal, ohne ſich mit Anſchaffung eines hochzeitlichen Kleides in Unkoſten geſchlagen zu haben. Sie trug ihren alten weißen Schlender, und nahm ohne Umſtände Platz an der Tafel. Der Brautvater erſtarrte. Doch man entdeckte ihm ſchnell den Zuſammenhang der geheimen Geſchichte, und er mußte ſich freilich ſtellen, als ob er den Spaß recht artig finde. Im Herzen aber that es ihm weh, daß es ihm nicht gelungen war, Marens Rittergut und den Schatz mit einander zu vermählen.

OXFORD-TAYLOR INST.

XIV.

Das Vorzeichen.

Bei einer gräflichen Familie in Deutschland herrschte noch im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Aberglaube, daß ein gewisser Leichenstein in ihrem Erbbegräbnisse durch einen ungewöhnlichen Schweiß anzeige, wenn sie durch das Absterben eines ihrer Glieder in Trauer versetzt werden solle. Der Küster bei der Begräbnißkirche war angewiesen, dieses Vorzeichen, sobald er es bemerke, auf dem Schlosse zu melden.

Eines Tages saß das gräfliche Haus bei einem frohen Mittagsmahle versammelt. Da brachte der Todesbote mit Eilschritten die Nachricht, daß der weissagende Stein eben heftig zu schwitzen anfange. Alle Gesichter erblaßten. Die Freude floh. Nur die vierundachtzigjährige Großmutter des Hausvaters lächelte getrost. „Mir geschehe, wie Gott will!“ sagte sie. „Beunruhiget euch nicht, meine Kinder! Diese Vorbedeutung geht mich an.“ —

Ihre Urenkel, zwei junge Grafen (die noch auf einer hohen Schule studirten und ihr Vaterhaus nur jetzt besucht hatten), waren neugierig, das Wunderzeichen zu sehen. Sie ritten nach der Tafel hin zur Familiengruft, die eine halbe Meile vom Schloß entfernt lag. Der Grabstein schwitzte sehr stark. „Glückliche

Reiſe, Frau Großmama!“ rief der jüngere Graf, der bei jeder Gelegenheit vorwitzig war und ſich oft durch ſeine Handlungen in den Verdacht eines gefühlloſen Herzens ſetzte.

Er zog ſein Schnupftuch aus der Täſche und trocknete die Näſſe des Steines damit auf. „Dieß feuchte Tuch,“ ſprach er lachend, „will ich der Alten zeigen, damit ſie ſich fromm und chriſtlich zum Sterben bereite.“ —

Sein Bruder, ein edlerer Jüngling, mißbilligte dieſes Vorhaben, und bat ihn, die ehrwürdige Matrone nicht zu kränken. „Pah!“ verſetzte Jener, „ſie hat lange genug gelebt; ſie kann abſegeln! Und ich thue, was ich will, Herr Hofmeiſter!“ —

Mit dieſer Hohnſprecherei faſelte er aus der Kirche, und rächte den erhaltenen Verweis an dem Pferde ſeines Bruders, das ein Reitknecht vor der Thüre hielt, durch einen kräftigen Peitſchenſchlag. Doch das muthige Roß ſchlug wieder, und er ſtürzte, von beiden Hinterhufen vor die Bruſt getroffen, todt zur Erde. Seine Aeltermutter überlebte ihn noch drei Jahre.

Dieſe Anekdote erzählt ein gleichzeitiger Schriftſteller (ohne jedoch das gräfliche Geſchlecht zu nennen) als Augenzeuge, und ſetzte etwas einfältig hinzu: „Sobald der junge Herr entſeelt darniederfiel, hörte der Stein auf zu ſchwitzen, und man will behaupten, daß die Gnade, wodurch beſagtem Geſchlechte die bevorſtehenden Todesfälle angezeigt worden, von nun an auf immer verſcherzt worden ſey.“

4

5

6

7

8

9

10

11.

12.

A. F. E. Langbein's

prosaische Schriften.

Neue Auflage in zwölf Bänden.

Zwölfter Band

enthält:

Schwänke. — Mährchen und Erzählungen.

Mit sechs Stahlstichen.

Stuttgart:

Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.

1847.

TAYLOR INST.
OXFORD

Schwänke.

Hier bring' ich Dir zum Meßgeſchenke
Ein Büchelchen voll Ränk' und Schwänke.
Ich geb' es mit Beſcheidenheit,
Wie ihren Scherf die Wittwe brachte,
Weil ich's für eine Kleinigkeit,
Die kaum des Nehmens werth iſt, achte.

Darf meine Mährchenmuſe gleich
Zu Dir ſich unentſchuldigt wagen,
So kann im heil'gen, deutſchen Reich
Doch mancher weiſe Mund ſie fragen:
Warum ſie nicht was Klüger's ſang?
In dieſem Falle mag ſie ſagen:

„Gelingt mir's nur ein Stündchen lang,
Ein Menſchenantlitz von den Falten
Des Mißmuths frei und rein zu halten,
Schon dann iſt hoffentlich mein Gang
In's Publikum nicht ganz zu ſchelten." —
Was meinſt Du, wird das Schutzwort gelten?

Langbein.

Die ſchöne Jägerin.

Ein Weibchen, wie ich mir wünſchte, war die Frau eines Förſters. Jugend, Schönheit und Treue ſchmückten ſie. Man wende mir nicht ein, daß es in dem Dörfchen, wo ſie einſam blühte, vielleicht nur an Gelegenheit zur Untreue gefehlt habe. Nichts weniger. Ein glänzender Irrwiſch ſuchte ſie vom Wege der Tugend abzulocken; eine hohe Standesperſon des Orts — der Herr Schulmeiſter Niklas — machte ihr den Hof.

Kaum flog der Jugend wilde Schaar,
Gleich Weſpen, aus der Schule,
Sieh, da verjüngte, wie ein Aar,
Sich ſchnell der alte Buhle.
Er fegte ſeinen Bratenrock
Und langte vom Perückenſtock
Die Königin der Ätzeln.

Zwar glich er, lang und klapperdürr,
Schier einem Windmühlflügel,
Doch fand er ſich, wenn dieß Geſchirr
Ihm auflag, ſchön im Spiegel.
Und ſo trieb ihn tagein tagaus
Der Liebesgott ins Jägerhaus,
Den Stutzer dort zu ſpielen.

Umsonst! — von ihm das Abc
Der Liebe zu erlernen,
Vermochte nicht der Atzel Schnee,
Das Weibchen anzukörnen.
Auch nicht die rabenschwarze Nacht
Des Kleides, mit der Sternenpracht
Der glasgeschliffnen Knöpflein.

Die tugendsame Jägerin gab ihm oft mit Höflichkeit zu verstehen, daß er bei ihr vergebens seufze. Dennoch schliff er durch unzählige Visiten seine Storchbeine schier eben so ab, wie sich der Windhund des Herrn von Münchhausen, lügenhaften Andenkens, zu einem Dachs heruntergelaufen hatte. Die Neuigkeitskrämer des Dorfs fingen schon an, die Augen aufzureißen und die Ohren zu spitzen; die schöne Jägerin sah aber kaum das böse Gesindel auf ihren guten Namen lauern, als sie sich entschloß, die Herzensbefähdungen des Ritters von der Stutzperücke, welche die Klatschunion gegen sie aufgeregt hatten, ihrem Manne zu klagen.

„Der verdammte Schwarzkittel!" sagte der Förster, der ein lustiger Kumpan war. „Ich könnte," fuhr er fort, „mein Hausrecht brauchen und den ungebetenen Gast die Treppe hinabwerfen; aber diese Methode ist mir zu alt. So leicht soll mir der Bursche gar nicht wegkommen; ich will mir eine ganz funkelneue Manier, ihn los zu werden, erdenken, und auch dabei für uns sorgen, daß wir auf seine Unkosten lachen können. Laß mir nur einen Augenblick Zeit!"

Nachdem er sein Stübchen einige Minuten lang sinnend durchstrichen hatte, war der Plan zu einer schnurrigen Abfertigung des Schulmeisters fertig und wurde mit großem Jubel der treuen Hausfrau mitgetheilt. Ich verschweig

ihn aber meinen Lesern, um es nicht wie die Prinzipale herumziehender Schauspielerhorden zu machen, die auf ihren Komödienzetteln den Inhalt des angekündigten Stücks ausposaunen.

Die schöne Jägerin suchte zwar die Rolle, die sie bei diesem Possenspiel übernehmen sollte, von sich abzulehnen; da aber ihr Männchen darauf bestand, so war sie nachgebender, als es manche eitle Aktrice in ähnlichen Fällen ist.

Nach geschehener Verabredung ging der Förster gegen Abend in den Wald. Der schwarze Ritter kam, wie gewöhnlich, und ließ seine Belagerungs-Artillerie spielen. Dießmal thaten die Bomben seiner Seufzer erstaunliche Wirkung. Das bestürmte Herz zeigte sich zur Uebergabe geneigt. Wie es sich mit ihm über die Kapitulations-Punkte vereinigte, wollen wir hören.

Försterin. Keine Vorwürfe weiter, lieber Herr Niklas! Ich mache mir sie selbst, und gestehe, daß ich Sie bisweilen etwas unfreundlich behandelt habe. Allein das eifersüchtige Aufpassen meines Mannes, vor dem ich keine Stunde sicher war, zwang mich dazu. Morgen habe ich endlich einen ganz freien Tag. Mein gestrenger Herr geht auf eine Jagd, von der er schlechterdings vor Mitternacht nicht zurückkommen kann. Diese schöne Gelegenheit will ich nutzen, Alles wieder gut bei Ihnen zu machen.

Niklas. Englisches Weibchen, diese holden Worte heben mich zu den Sternen empor!

Försterin. Ei, bleiben Sie hübsch auf der Erde, damit Sie morgen Mittag mein Gast seyn können. Soll ich die Ehre haben?

Niklas. Wer könnte die Einladung zu einem Götter-

mahl abschlagen? Ja, ich komme, komme gewiß, und wenn das ganze Consistorium sich mir in den Weg stellte.

Försterin. Sie werden doch nichts versäumen, und sich Verdruß machen?

Niklas. Zärtliche Besorgniß! — Nein, ich habe Zeit und Muse, den glücklichsten Tag meines Lebens zu feiern. Die wohlthätigen Hundstage entbinden mich der Pflicht, meine barfüßigen Unterthanen mit dem Birkenscepter zu regieren.

Försterin. Das paßt ja vortrefflich!

Niklas. Möchten doch unsere Herzen immer so harmonirt haben! Möchten sie —

Försterin (einfallend). Sagen Sie mir die schönen Sachen morgen! Ich befürchte jeden Augenblick die Rückkunft meines Mannes.

Niklas. Uh! da muß ich meine Wenigkeit den neidischen Argusaugen entrücken. Gute Nacht, Blume des Himmels!

Im Freudentaumel, der beinah'
Dem besten Weinrausch ähnlich sah,
Der Abc-Professor nun
Nach Hause trollt, um auszuruhn.
Allein der Schlaf, der liebe Gast,
Kam nicht in seinen Holzpalast;
Im Bett sich kugelnd, wie ein Ball,
Vernahm er jeden Glockenschall,
Und dreht' er wo die Augen hin,
Da stand die schöne Jägerin.
Er warf des Armes Angel frisch
Zwar aus nach diesem schmucken Fisch,
Doch hascht' er Luft; und fing er viel,
So war's sein Deckbett oder Pfühl;
Die küßt' er dann ganz liebetoll,
Daß es durch's halbe Dorf erscholl.

Bis an den hellen Morgen wälzte er sich so in dem Feuerofen seiner Brunst. Nie sah er den Aufgang der Sonne mit größerem Entzücken, als heute, da sie die so lang ersehnte Schäferstunde beleuchten sollte. Er that einen freudigen Bogensprung aus dem Bette, und ließ seinen ganzen Leichnam von der Fußsohle bis zum Scheitel eine strenge Musterung passiren. Wo er nur die häßliche Natur durch Kunst verschönern konnte, wandte er eisernen Fleiß an. Der ganze Vormittag ward der Toilette gewidmet. Jetzt schlug die Glocke zwölf, und ehe noch ihr Ton ganz verhallte, erschien der adonisirte Pedant mit dem zierlichsten Kratzfuß, der je einem Schulmeister geglückt ist, vor der schönen Jägerin.

Ein kleiner Tisch, drei Spannen breit,
Stand schon zum Liebesschmaus bereit;
Hier mußte, zum Vergnügen
Des Gastes, Knie an Knie
Und Fuß an Fuß sich schmiegen.
Verliebter, als jetzt er, war nie
Ein bärt'ger Mann der Ziegen.

Recht geflissen vermehrte er noch die Feuersbrunst, die in seinen Adern wüthete, indem er mit geschäftiger Hand Oel des Weins hinein goß. Sie nahm dadurch so überhand, daß sie die Schranken der Bescheidenheit bis auf den Grund verzehrte. Der bisher platonische Liebhaber verwandelte sich in einen wollüstigen Faun, und muthete seiner schönen Wirthin mit dürren Worten an, ein wenig Mittagsruhe mit ihm auf dem Bette zu halten. Zu einer andern Zeit würde sie sehr barsch geantwortet haben; jetzt aber verfuhr sie aus guten Gründen säuberlicher mit dem alten Knaben. Sie suchte zwar ihren Mund von der Ueberschwemmung seiner Küsse zu retten und entfloh seinen

Armen, die er immer, wie ein Krebs seine Scheeren, nach ihr ausstreckte, so oft sie konnte; dagegen machte sie ihm zu einem gesellschaftlichen Schläfchen Hoffnung, und verlangte bloß, daß er vorher — baden solle. Dieser Aufschub war ihm höchst ungelegen, und er erschöpfte ganz den Quell seiner Beredtsamkeit, sie von dieser seltsamen Grille abzubringen. Allein sie öffnete die Thür einer Kammer, zeigte ihm darin eine mit Wasser schon angefüllte Wanne, und erklärte kurz und rund, daß er sich keine Rechnung machen dürfe, nur eine Sekunde an ihrer Seite zu liegen, wenn er nicht zuvor ein halbes Stündchen in diesem Bade verweilt habe.

Was war zu thun? Er mußte zum bösen Spiel eine gute Miene machen und sich bequemen. Nun verließ ihn die schöne Jägerin, um ihrem Manne, der nicht auf der Jagd, sondern heimlich im Hause war, die Lage der Sache zu berichten.

Vergnügt schlich der Förster am Arme seines treuen Weibchens auf den Zehen heran und belauschte den gezwungenen Badegast durch's Schlüsselloch.

O wunderschöne Rarität:
Nackt wie ein Fröschlein in der Pfütze,
Saß in der Wanne Schoos die schwarze Majestät,
Umwässert bis zur Nasenspitze.

Indem nun der Schulmonarch recht lustig plätscherte und sogar sein ehrwürdiges Haupt untertauchte, gab der Jäger seiner Frau, die einige Schritte zurück stand, einen Wink. Sie flog herbei, donnerte schrecklich an die Kammerthüre, und rief mit ängstlicher Stimme: „Um's Himmels Willen, Herr Schulmeister, retten Sie sich! Ein böser Geist führt meinen Mann schon wieder zurück! Er spießt Sie an den Hirschfänger, wenn er Sie findet. Stei-

gen Sie so geschwind als möglich in das große Schlagfaß, das dort im Winkel steht! Verlieren Sie keinen Augenblick, sonst sind Sie ein Kind des Todes!“

Das Leben war sehr lieb dem armen Wassermann,
Und angeboren ihm die Furcht vor bloßen Klingen;
Daher er sich denn kurz besann,
Ins riesenhohe Faß zu springen,
Wo ihn umwallten und umfingen
Die Federn aller Vögel, die
Des zarten Weibchens blutgewohnter Gatte
Durch Schling' und Feuerrohr in die Menagerie
Des Todes abgeliefert hatte.

Der Waidmann war indessen etwas zurückgeschlichen, und kam nun so derb, daß der Boden dröhnte, wieder auf die Kammer losgestiefelt.

„Guten Abend, lieb Weibel!“ rief er laut. „Hättest mich wohl nicht so bald vermuthet? Ein glücklicher Zufall hat meine Rückkunft beschleunigt. Da traf ich bei der Jagd einen Mann, der unsere Vogelfedern kaufen will. Ich versprach, sie morgen zu liefern; er verlangte sie aber schlechterdings heute. Um das Zeug los zu werden, ließ ich ein Paar Häschen, die ich etwa noch geschossen hätte, bis morgen leben, und ging mit.“

Die schöne Heuchlerin antwortete: „Schon jetzt, lieber Mann, willst Du die Federn verkaufen? Uebereile Dich doch nicht damit! Wir warten, dächt' ich bis gegen Weihnachten, wenn der Vogelfang vorbei ist. Dann wird sich unser Vorrath so ansehnlich vermehrt haben, daß wir ihn vortheilhafter verkaufen können.“

„Nein, nein; hab ich, ist besser, als hätt' ich!“ entgegnete der Mann. „Wir finden nie einen so guten Kunden, als den heutigen. Er zahlt tüchtig und baar. Ich

habe nur jetzt nicht Zeit, Dir zu sagen, was für einen Schlag wir bei ihm machen; er paßt schon unten im Dorf auf mich."

Hierauf ging er stracks in die Kammer. „Ah!" sagte er lachend: „hat sich mein Mäuschen gebadet? Recht so; der Tag war schwül! Ich thu's auch, wenn ich wiederkomme, und dann, Weibchen, wollen wir eine Nacht feiern, die der Hochzeitnacht nichts nachgeben soll."

Halb von Sinnen, wie ein Verurtheilter, der den Schwertstreich erwartet, hatte sich Niklas auf dem Boden des Fasses gleich einem Sprenkel zusammengebogen. Mit jedem Pulsschlage stieg seine Furcht, daß der blutgierige Hirschfänger wie ein Blitzstrahl auf ihn herabschießen und seinen Lebensfaden zerschneiden würde. Aber es war anders im Rathe des Jägers beschlossen. Blind gegen die am Fenster aufgehangene Atzel und die übrigen frei umher liegenden Kleidungsstücke des schwarzen Herrn, fing er an, das Faß reisefertig zu machen. Er schlug den Deckel drauf, schob einen tüchtigen Querriegel vor, und drehte es, ohne die ungewöhnliche Schwere zu bewundern, aus seinen vier Pfählen hinaus. Der inwendige Passagier gab bei dem allen so wenig einen Laut von sich, als ein gefangener Fisch. Von seinem Herzen hatte sich nun schon der schwere Stein der Todesfurcht abgewälzt, und die süße Hoffnung eingefunden, daß ihn der künftige Besitzer seines Käfigs gegen ein geringes Lösegeld entwischen lassen würde.

Das Försterhaus stand auf einem Berge. Hinab in's Gebüsch lief ein steiniger Weg. Bis dahin, wo er anfing, hatte der Waldmann das Faß aufrecht fortgewälzt. Jetzt kippte er es um, daß es auf dem Bauche zu liegen kam,

gab ihm mit der vollen Schnellkraft seines Armes einen Abschiedsstoß,

Und ließ es, hopp! hopp! über Stein und Schollen,
Mit dumpfem Gerassel hinunterrollen.

Er selbst trabte mit der Garderobe des Ludimagisters, welche die schöne Jägerin hurtig in ein Tuch zusammengerafft hatte, hinterdrein. Seine Absicht war, daß der eingespindete Buhler, um seinen Muthwillen abzubüßen, auf dem holprigen Weg brav durchschüttelt werden sollte. Unten im Gebüsch wollte er ihn entkerkern, ihm seine sieben Sachen wieder zustellen, und ihn — vielleicht noch mit einem Zehrpfennig von einigen Jagdhieben begabt — seine Straße ziehen lassen. Dieß alles wäre, von keinem Menschen bemerkt, hinter dem undurchsichtigen Vorhange stark belaubter Zweige geschehen, und Herr Niklas immer noch erträglich aus der traurigen Geschichte gekommen: aber sein Unstern wollte, daß ein schlimmer Zufall die Kette seiner Leiden um ein neues Glied vermehren mußte.

Der Edelmann des Dorfs und der Pastor loci hatten sich auf einem Spaziergange begegnet und ihn gemeinschaftlich fortgesetzt. Sie wollten just unten am Steinwege vorüberwallen, als der Förster, ohne sie zu bemerken, den armen Niklas herabkollerte. In einem ernsthaften Gespräch über Doktor Bahrdt's Ketzereien, die der geistliche Herr mit Farben der Hölle schilderte, wurden sie das ihnen entgegenhüpfende Faß nicht gewahr, bis es, nur noch einen Schritt entfernt, sie umzureißen drohte.

Wie scheue Rosse thaten sie
Seitab geschwinde Preller.
Des Pfarrers Atzelchen, noch nie
Gewöhnt an solche Schneller,
Empfahl sich, um auf festen Grund

Und Boden zu gelangen,
Ward aber von des Junkers Hund
Im Fliehen aufgefangen.
Erzürnt riß zwar sein Herr sofort
Die Beut' ihm aus dem Rachen,
Doch war der Lockenheerde Mord
Nicht ungeschehn zu machen.

Die beiden Herren waren, mit bestmöglichster Wiedereinsetzung des zerzausten Stutzes in vorigen Stand, so eifrig beschäftigt, daß sie den Jäger nicht sahen, der auf halbem Wege schnell wieder umkehrte, um ihnen nicht Rede stehen und den schon genug bestraften Dulder an sie verrathen zu müssen. Dieß hätte, wenn auch seine Zunge schwieg, doch der Kleiderbündel gethan, und das wollte der gute Mann nicht. Aber sein menschenfreundlicher Wunsch, daß sie sich um das Faß nicht bekümmern, sondern ihren Stab weiter setzen möchten, ward durch des Edelmanns ansehnliche Begleitung von Hunden vereitelt.

Die Köther verfolgten
Ins Dickicht die Bahn
Des rollenden Fasses,
Und schnüffelten's an.

Sie witterten, lag es
Gleich stumm wie ein Sarg,
Doch bald, daß sich Leben
Und Athem drin barg.

Mit wedelndem Schwänzlein
Und spitzendem Ohr
Umkreisten sie's gierig
Und bellten ein Chor.

Der Junker verstand die Sprache seiner Hündlein besser, als mancher Uebersetzerling sein Original. „Ha," rief er lustig; „da wird's was zu hetzen geben! Kommen Sie,

Herr Pastor, wir wollen sehen, was für ein Thier im Fasse steckt. Meine Hunde bellen nicht aus langer Weile.“ Der Pfarrer ging ungern mit. Er liebte keine andere, als die Ketzerjagd, und ahnete überdieß, so wenig er sich sonst vor Fässern, besonders wenn sie mit gutem Wein gefüllt waren, scheute, bei dem gegenwärtigen ein neues Schrecken. Je näher sie kamen, je lauter ward die Rotte der Kläffer und je hetzlustiger der Edelmann. Begierig schlug er den Faßdeckel ab, duckte sich, sah hinein, und — fiel rücklings auf die Erde, daß er die Beine gen Himmel streckte.

Denn wie ein wilder Eber fuhr
Ein Unthier los auf ihn,
Das in dem Reiche der Natur
So gräßlich nie erschien:
Ein Scheusal, wie ein Mensch gebaut,
Mit einer buntbefleckten Haut.

Wir kennen das Meerwunder, wissen seine Geschichte, und würden nicht so erschrocken seyn. Der Junker aber vermuthete höchstens ein wehrloses Kätzchen im Fasse, und mußte daher natürlich zurückschauern vor einem zottigen Ungeheuer, das aus dem schönen Niklas, durch Millionen Vogelfedern, die an seinem nassen Körper klebten, wirklich geworden war. Angst und Verzweiflung, die oft das furchtsamste Hasenherz zu einem raschen Entschluß bringen, spornten auch jetzt den Märtyrer der Liebe, wie eine Furie aus seinem engen Gehäuse zu stürzen. Er hätte den heiligen Vater Pabst eben so, wie seinen Kirchenpatron, niedergesetzt, um die Flucht ergreifen zu können. Allein er war kaum über einige Aecker hinweg, da erholte sich der Edelmann von seiner Bestürzung und brüllte wie ein Löwe: „Hussah!“

Hin schnaubte die Kuppel gestreckt, daß ihr Bauch
Das jüngste der Gräechen zerknickte,
Vorn sprang, wie ein Heupferd, der fliehende Gauch,
Den bald in die Waden sie zwickte.

Kuff! kaff! ward im Dörfchen hinunter gehetzt.
Da flohen die Leute mit Grauen,
Und dachten nicht anders, es lasse sich jetzt
Das wüthende Jägerheer schauen.

Viele Hunde sind aber nicht immer des Hasen Tod; das sah man hier. Der Ludimagister war so schnellfüßig, daß er seinen Verfolgern, ehe sie ihn recht packen konnten, die Thüre seiner Hütte vor der Nase zuschlug. Blutend und athemlos warf er sich nun aufs Bett, und nahm in einem erbaulichen Selbstgespräch ewigen Abschied von der Liebe, wie wir — von ihm.

Der Kammerdiener.

Die Sehnsucht, fremde Länder zu sehen, — die oft, nach einem alten Sprichworte, bewirkt, daß eine Gans fliegt über den Rhein und eine Gans kömmt wieder heim, — diese Sehnsucht befiel auch einen jungen Edelmann, den ich Ferdinand nennen will. Er verließ seine Vaterstadt und ein geliebtes Mädchen. Jene fand er zwar nach zwei Jahren wieder, dieses aber hatte sich indessen, von harten Eltern gezwungen, mit einem ausländischen Grafen vermählt, und war ihm auch schon auf ein weit entlegenes Schloß gefolgt. Ferdinand eilte dahin.

Doch schier vergebens
War dieser Ritt.
Der Graf durchschritt
Die Flur des Lebens
Mit stillem Tritt
Als Eremit.
Auf seiner Veste
Kurschirten Gäste
Zu Ball und Schmaus
Nicht ein und aus.
Den süßen Herren
Ließ er sein Haus
Vorzüglich sperren;

Er dachte fein:
So einem ſchlauen
Blitzvögelein
Iſt nie zu trauen;
Still angerückt
Kömmt's, gleich dem Diebe,
Und pickt und pickt
Ein Körnchen Liebe,
Wo's ihm nur glückt.

Bei dieſen Umſtänden war keine Hoffnung, ſich auf der öffentlichen Heerſtraße freundſchaftlicher Beſuche der Gräfin zu nähern. Der verliebte Jüngling betrat daher einen Schleifweg, den ihm der Zufall öffnete. Er hatte nämlich erfahren, daß der Graf einen Kammerdiener ſuche; er meldete ſich hierzu unter erdichtetem Namen, und der gute Herr, der ihn nicht kannte, ſchloß mit ihm ab.

Die empfindſame Scene des Wiederſehens der Liebenden paßt nicht in mein komiſches Gemälde. Alſo nur ſo viel davon, daß die Gräfin am Schluß derſelben ihrem Freund den Rath gab: „Bemühe Dich, des Grafen Vertrauen zu gewinnen, und überlaß es mir ganz, uns in der Folge vergnügte Tage zu bereiten.“

Nach einigen Wochen lenkte ſie ein trauliches Gardinengeſpräch auf die Sitten ihrer Dienerſchaft, und wünſchte von ihrem Gemahl zu wiſſen, wen er für ſeinen treueſten Bedienten halte?

Ohne Bedenken erklärte der Graf, zu ihrer heimlichen Freude, den Kammerdiener dafür.

„Dieſe Antwort hab' ich vermuthet!“ rief die Gräfin: „aber ich ſag' Ihnen, daß Sie ſich eine Schlang' im Buſen erziehen. Dieſer Unverſchämte hat mich ſeit der erſten Stunde ſeines Hierſeyns durch zudringliche Blicke belei-

diget, und mir heute sogar einen höchst strafbaren Antrag gethan.“ —

Der Graf schüttelte mit zweifelnder Miene den Kopf.

„Sie glauben mir nicht?“ fuhr die Gräfin fort. „Auch das hab' ich voraus gesehen, und in der Absicht, Sie zu überzeugen, dem Nichtswürdigen eine nächtliche Zusammenkunft, die er sich ausbat, versprochen. Er wird mich auf den Abend um zehn Uhr im Gartensaal erwarten. Wollen Sie nun Ihren lieben Getreuen ganz kennen lernen, so hüllen Sie sich in meinen Nachtmantel und gehen an meiner Statt hin. Er hält Sie im Dunkeln zuverlässig für mich, und beträgt sich gewiß so, daß Sie ihn stehenden Fußes aus dem Hause jagen werden.“

Der schwache Graf, der einen höheren Rang unter den Körpern, als unter den Geistern hatte, fand nach und nach die Sache wahrscheinlicher, und ließ sich endlich auch zur Verkleidung bereden.

Als nun heran im Sternenkleide
Der Abend schlich,
Warf er ein Mäntelchen von Seide
Behend um sich;
Ein Hütchen, welches Federn zierten
Vom Vogel Strauß,
Und Sammtpantöffelchen staffirten
Ihn vollends aus.

Indem er, so geweiht, den Garten
Hinunter ging,
Sah er von fern im Saal schon warten
Den Kämmerling.
Da stieg zwar Wuth ihm in die Krone;
Doch faßt' er sich
Und rief im zartesten Mädchenkone:
„Herz, sind ich Dich?“

„Schlimm genug, Gräfin!“ sagte Ferdinand, seiner ihm zugetheilten Rolle gemäß, mit rauher Stimme: „Schlimm genug, daß ich Sie finde! — Schämen Sie sich nicht des bösen Willens, Ihrem Gemahl, dem bravsten Herrn unter der Sonne, treulos zu werden? — Blos aus Dienstfeifer für ihn prüft' ich Sie. Wehe, wehe, dem edeln Grafen, daß Du, leichtsinniges Weib, so schlecht bestanden hast! Du verdientest Dein Leben im Thurme zu beschließen, und das wäre Dein Schicksal, wenn ich Dich verrathen wollte. Dießmal soll's aus Mitleiden noch unterbleiben; aber einen kleinen Denkzettel will ich Dir geben.“

Schnell fuhr eine sausende Peitsche
Aus Ferdinands Busen heraus,
Und zahlte, schwipp! schwapp! ein paar deutsche
Kraftshiebe dem Mäntelchen aus.

Erschrocken wollt' es aus dem dichten
Platzregen sich ins Trockne flüchten,
Und kam nun in die Traufe gar;
Der rasche Geißelschwinger war
Gesaunt, es länger zu kuranzen.
Er hielt's im Flieh'n mit fester Hand,
Und ließ es im stäubenden Sand
Ein lustiges Walzerchen tanzen.

Der stolze Federhut
Und die Pantöffl'lein flogen
Umher in weiten Bogen;
Barhaupt und unbeschuht
Ward nun nach Peitschentakt und Klang
Geschwungen, gesprungen den Garten entlang.

An der Thüre war Ferdinand endlich den Affentanz satt. In der Ueberzeugung, seine Treue und Ergebenheit dem Grafen fühlbar genug bewiesen zu haben, ließ er ihn hier

los und sputete sich in seine Kammer. Der keuchende Solotänzer aber hinkte zurück, sammelte die im Garten zerstreuten Fragmente seiner weiblichen Garderobe, putzte sich wieder damit so gut als möglich, und trat lächelnd in seiner Gemahlin Zimmer.

„Nun, wie lief das Abenteuer ab?“ rief sie ihm entgegen.

„Recht gut,“ antwortete der Graf, und rieb sich verstohlen den Rücken. „Doch bitte ich, setzte er hinzu, mich mit weiteren Fragen zu verschonen und überhaupt die Sache nicht mehr zur Sprache zu bringen. Kurz, ich bin jetzt mehr als jemals überzeugt, daß mein Kammerdiener ein grundehrlicher Mann ist.“

Aus der reichlichen Saat von Kernhieben, die Ferdinand ausgestreut hatte, keimte nun die süße Frucht, daß ihn der Graf für einen Spiegel der Keuschheit hielt, und bald darauf einige, bisher aus Eifersucht verschobene Reisen that, weil er ihm die Oberaufsicht über das ganze Haus, mit Einschluß der Gräfin, sicher übertragen zu können glaubte.

So ward denn hier, wie mehrmals in der Welt,
Der Bock zum Gärtner angestellt.

Der Kammerdienst bei der Gräfin war Ferdinand ganz behaglich; desto lästiger aber ward er ihm mit der Zeit bei dem Grafen.

Zum Glück ließ sich ganz unverhofft,
Gleich einem geflügelten Boten,
Das dürre Männlein, das schon oft
Des Schicksals verworrenste Knoten
Mit seiner Sichel hat zerhau'n,
Im Schlosse schau'n.

Des Grafen Herz ſchlug wie ein Hammer,
Ob Klapperbein gleich ſanft und mild
Die ausgelaufne Uhr ihm vor die Augen hielt.
Ihm graute vor der düſtern Kammer,
Wo der bequemſte reichſte Mann
Den Kammerdiener miſſen kann.

Aber Klapperbein nahm keine Notiz davon, und in drei Tagen lag der arme Graf auf der Bahre. Ferdinand warf nun die Hülle der Dienſtbarkeit wieder ab, und nach zwölf Monden war er der ſchönen Wittwe Gemahl.

Die Wette.

Ein Husarenrittmeister, ein Jäger, und ein junger, geschäftloser Guckindiewelt, — der sich in der Schellenkappe jeder neuen Mode gefiel, und jetzt mit dem Glöcklein des Magnetismus herumlief, — waren unzertrennliche Freunde und lebten alle Tage herrlich und in Freuden. Hätten doch die leichtsinnigen Herren lieber ihr gemeinschaftliches Unglück beseufzt, daß man den zu Nutzen und Frommen der männlichen Jugend neuerlich empfohlenen drähternen Begierdenzaum* damals noch nicht kannte, als bei ihnen der Liebestrieb erwachte. Denn dieses ungebändigte Füllen war ein hartmäuliges Roß geworden, das gewöhnliche Zügel und Sprungriemen nicht achtete. Vielleicht wäre es noch durch das scharfe pädagogische Stangengebiß zu bezähmen gewesen; allein es schien dem Kleeblatt lustiger Brüder kein rechter Ernst zu seyn. Sie ergötzten sich vielmehr an seinen muthwilligen Sprüngen und pflegten sich oft unter sechs Augen davon zu besprechen.

Diese Lieblingsmaterie ward auch einmal bei einer fröh-

* Die Infibulation. Man sehe: Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, herausgegeben von Campe, Thl. 6, S. 218.

lichen Zeche abgehandelt. Der Wein, die Quelle der Wahrheit, machte sie offenherzig. Sie gestanden einander ihre Buhlschaften, und es ergab sich, daß alle Drei die wohlerworbene Gerechtsame des Ehebettes eben so diebisch antasteten, als die Nachdrucker das Eigenthum der rechtmäßigen Verleger. Einstimmig beklagten sie nur, daß sie diese Freibeuterei nicht so bequem, als die literarischen Mausetöpfe die ihrige, bei hellem lichten Tage treiben dürften, sondern immer, wie Schleichhändler, auf der Flucht seyn müßten. Freund Gelbschnabel rückte jedoch mit der Prahlerei heraus: „Einem Genie sey kein Ding unmöglich. Ihm z. E. sollte wohl, wenn etwas darauf ankäme, mehr als eine List zu Gebot stehen, seine Schöne in Gegenwart ihres Mannes ungestraft zu umarmen.“

Anfangs schüttelten seine älteren Konsorten, deren vieljährige Praxis mit keiner so kecken That glänzte, hierüber gewaltig den Kopf; da sich aber der junge Windflügel zu einem Pröbchen erbot, so fingen sie an, sich ihres Kleinmuths zu schämen und erklärten herzhaft: „Die Nuß, die er mit seinen Milchzähnen aufzuknacken denke, würde wohl auch ihnen nicht zu hart seyn, und sie wollten ihn hiermit auf einen Wettstreit herausfordern.“ Er schlug ihn nicht aus, und die drei Herren machten nun durch Wort und Handschlag einen Bund, der schier so feierlich war, als die Verschwörung eines Häufleins deutscher Gelehrten wider den Ritter von Zimmermann, wie in dem Schimpf- und Schandbüchlein: Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirne ꝛc. betitelt, des breitern zu lesen ist.

Unsere Verbündeten setzten noch fest: „Wer von ihnen binnen acht Tagen mit dem Schifflein des Versuchs entweder gar nicht auszulaufen wage, oder damit an der

Klippe der ehemännlichen Wachsamkeit scheitere, der solle gehalten seyn, jeden seiner Bundsgenossen, der glücklich in den Hafen gekommen, mit einem Dutzend Flaschen Champagner zu bewirthen."

Nachdem auch dieser Punkt in Richtigkeit gebracht war, tranken sie noch ein Glas auf das Wohl ihrer Damen, und trennten sich dann, um Operationspläne zu entwerfen.

Der Rittmeister minnte die minnigliche Frau eines ehrsamen Rathsherrn.

Ein Kandidat der Krücke
War schon der Aktenmann, als sich
Noch unter seine Zivilperücke
Der unhochweise Einfall schlich,
Mit einem Kinde von sechszehn Jahren
Das klippenvolle Meer des Ehstands zu befahren.

Sein Mammon, hell umglänzt vom sanften Hoffnungsschein,
Es werde doch wohl bald Freund Hain
Zu seiner Väter Schaar das graue Männchen betten,
War süße Lockung für Rosetten.
Drum schmiegte sich an diesen alten Gauch
Der schöne, jugendliche Engel,
Wie oft an einen morschen Stengel
Der blühende Rosenstrauch.

Der Freund mit der Hippe kam jedoch nicht so geschwind, als die junge Frau wünschte. Indessen vertrieben ihr die tröstenden Besuche des Freundes mit dem Säbel die Zeit. Sie empfing ihn fast täglich, wenn ihr Eheherr sein gelehrtes Ja auf dem Rathhause von sich gab, in einem wohlverriegelten Kämmerlein, und betrug sich gegen ihn als eine ächte, würdige Rathsfrau, indem sie zu keinem seiner Anträge Nein sagte.

Das war also das Weibchen, mit dem der Schnurrbart seine Wette gewinnen wollte, und in dieser löblichen Absicht ging er jetzt aus.

Der Rathsherr bewohnte während des Sommers den Erdstock eines Gartenhauses, dessen Fenster die Aussicht auf einen ziemlich besuchten Spazierplatz hatten.

Hier saß er an dem Schreibetisch
Und las Registraturen:
So froh durchplätschert nicht ein Fisch
Die blauen Wasserfluren.
Er sah nicht Röschen an, die fein
Und niedlich für sein Spindelbein
Im Sopha Strümpfchen strickte.

Wie Meister Fuchs um Mitternacht
Zum Schlafgemach der Hühner,
Schlich jetzt an's Fenster leis' und sacht
Rosetten's Liebesdiener.
Auch ward das fleiß'ge Bienenpaar
Den stillen Lauscher nicht gewahr,
Bis er die Scheiben trillte.

Rittmeister (laut). Ei, ei, Herr Senator, Herr Senator!

Rathsherr (aufspringend). Was Sie mich erschrecken!

Rittmeister. Verzeihen Sie! Freundschaftliche Besorgniß —

Rathsherr. Warum?

Rittmeister. Sie fragen noch? Wenn Sie nun ein Anderer in dieser Stellung gesehen hätte!

Rathsherr. Ich that ja nichts Unrechtes.

Rittmeister. Wohl wahr. Sie haben ein vollkommenes Recht dazu; man bedient sich aber doch gewisser Befugnisse nicht gern so öffentlich, so —

Rathsherr. Ich begreife gar nicht, wie Ihnen das auffallen kann. Mag's doch die ganze Welt sehen, wenn ich meiner Pflicht Genüge leiste.

Rittmeister. Sonderbarer Mann, es ist freilich Ihre Pflicht; Sie sind aber gewiß weit und breit in gesitteten Ländern der Einzige, der nicht erst die Vorhänge zuzieht und die Thüre verriegelt.

Rathsherr. Hahaha! wenn ich Akten lese, soll ich —

Rittmeister. Wie? Akten hätten Sie gelesen? — Bei meiner Ehre! solchen Akten zu Gefallen möcht' ich selbst noch Rathsherr werden. Nein, nein, Herr Patron, was meine Augen sehen, das sehen sie recht.

Rathsherr. Nun so sagen Sie doch, was Sie —

Rittmeister. Welche Zumuthung für einen Junggesellen, eine Ehestandsscene zu beschreiben!

Rathsherr. Wer verlangt das?

Rittmeister. Wer sonst als Sie?

Rathsherr. Ich?

Rittmeister. Sie! — Sie! — Eure Hochweisheit scheinen Ihr Gedächtniß bei der Frau Gemahlin auf dem Sopha gelassen zu haben.

Rathsherr. Allen Respekt, Herr Rittmeister! Sie mögen aber wohl ein Gläschen über den Durst —

Rittmeister. Donner und Wetter! ist das mein Dank? — Ich gehe hier vorbei, sehe Sie mit Ihrer Frau ein ehrliches Duodrama auf dem Privattheater Ihres Sopha's spielen; hinter mir her zieht eine Wolke von Spaziergängern; schon ist sie Ihrem Hause nahe; mir wird kalt und warm, weil ich befürchte, daß diese Leute Sie belauschen und zum Mährchen der Stadt machen werden; das zu verhindern, klopfe ich an's Fenster und denke Wunder, was ich für ein gutes Werk thue: aber

ſtatt ſich zu bedanken, nennt mich der höfliche Herr einen Trunkenbold. Schon gut, ſchon gut! Komm' ich nur wieder einmal dazu, wenn Sie ſich, blind und taub, wie ein brünſtiger Auerhahn, auf die nämliche Art amüſiren, da will ich mich wohl hüten, Sie zu warnen. Ich will —

Rathsherr (bittend). Herr Rittmeiſter!

Rittmeiſter (haſtig fortſprechend). Alt und Jung herbeirufen —

Rathsherr. Erlauben Sie —

Rittmeiſter. Lärm ſchlagen laſſen —

Rathsherr. Nur ein Wort!

Rittmeiſter. Ein Bänkelſängerlied aus der Geſchichte machen —

Rathsherr. Ach!

Rittmeiſter. Und am nächſten Jahrmarkt ſoll es vor Ihrer Thüre abgeſungen werden.

Rathsherr. Beſter Herr Rittmeiſter!

Rittmeiſter. Laſſen Sie mich —

Rathsherr. Es muß ein Blendwerk des Teufels geweſen ſeyn.

Rittmeiſter. Schwacher Mann!

Rathsherr. Nun ich verſichere hoch und theuer, daß ich wie angemauert bei meinen Akten geſeſſen —

Rittmeiſter. Und ich verſichere dreimal höher, dreimal theurer, daß ich Sie bei Ihrer Frau Gemahlin auf dem Sopha geſehen, durch dieſe Scheibe geſehen habe.

Rathsherr. Durch dieſe Scheibe?

Rittmeiſter. Ja. Haben Sie ſich etwa den Spaß gemacht und ein Vexirglas einziehen laſſen?

Rathsherr. Was iſt das?

Rittmeiſter. Sie thun, als wüßten Sie nicht, daß

eine gewisse Art von Glas alle Gegenstände falsch und die ernsthaftesten lächerlich darstellt.

Rathsherr. Das Erste, was ich höre. Nein, für solche Possen bin ich zu alt.

Rittmeister. Nun, so hat vielleicht der vorige Besitzer des Hauses getändelt.

Rathsherr. Das wäre möglich; denn der war ein Harlekin von Haus aus.

Rittmeister. Dahinter wollen wir gleich kommen. Setzen Sie sich einmal wieder an Ihren Arbeitstisch!

Rathsherr (sitzt).

Rittmeister. Richtig! Alles wie vorhin! Das vollkommenste Schauspiel einer Brautnacht!

Rathsherr. Wirklich? (zu seiner Frau): Da sieh einmal, Röschen, wie man in den Mund der Leute kommen kann.

Rosette (von des Rittmeisters Plan schon unterrichtet). Ja, wie unschuldig!

Rathsherr (nach der Thüre laufend). Ich muß das Spektakel selbst sehen.

Rittmeister. Wie können Sie das? Sobald Sie die Stube verlassen, fehlt der Hauptakteur. Die Zauberkräfte des Vexirglases gehen nicht so weit, ganz neue Wesen zu schaffen; sie versetzen nur wirklich vorhandene Gestalten in komische Situationen.

Rathsherr. O das ärgert mich! Ich brannte vor Begierde —

Rittmeister. Still! Sie sollen nicht umsonst gebrannt haben; es kam mir da gleich ein guter Einfall. Ich will mich an Ihren Platz in der Stube setzen; Sie kommen heraus, gucken durch dieselbe Scheibe, und ich

wette meinen Kopf, daß es Ihnen vorkommen wird, als ob ich Ihr keusches Weibchen umarmte.

Rathsherr. Ein scharmanter, ein ganz scharmanter Gedanke! Goldmann, dafür muß ich Sie küssen! (Er umhalst ihn zum Fenster hinaus). Nun kommen Sie herein, kommen Sie!

Flink eilte mein Husar hinein
Und nahm den Thron des Rathsherrn ein.
Es war ein Sorgenstuhl nach unsrer Väter Sitte,
So groß, wie manche Bauernhütte.
Geschäftig stülpt' ihm nun der alte schwache Tropf
Sein Bischofsmützchen auf den Kopf,
Vergrub darunter Lock' und Zopf,
Und stürzte dann sogar den listigen Gesellen,
Um ihn von Grund aus zu entstellen,
In seines Schlafrocks grüne Wellen.

Rathsherr (ihn richtend). So, so! Hier, Herr Rittmeister, ist das Protokoll, in dem ich las; hier die Feder, die mir hinter dem Ohr steckte. Bilden Sie nur mein ganzes Wesen nach, damit sich ja Alles, wie vorhin, präsentire! Ich muß die Komödie sehen, und wenn wir das Ding zehenmal versuchen sollten.

Rittmeister. Ich hoffe, daß die erste Probe gelingen wird.

Rathsherr. Soll mich sehr freuen.

Jetzt trippelte Dieser
Zum Zimmer hinaus,
Husch! husch! verließ Jener
Das lederne Haus.
Sein harrt auf dem Sopha
Ein milchweißer Arm;
Der schlang um den Trauten
Sich zärtlich und warm.

Die Wellen des Schlafrocks
Umflutheten schon
Die Liebenden, eh' noch
Der alte Patron
Mit Trippeln und Trappeln
Um's Haus herum kam,
Und draußen am Fenster
Sein Standörtchen nahm.

Wie klatschte der Dummbart
Mit knöcherner Hand,
Wie jubelt er kindisch:
Scharmant, o scharmant!
Jetzt schwand er vom Fenster,
Und schnell, wie ein Blitz,
Flog wieder sein Schlafrock
Zum Großvatersitz.

Vergnügt, wie ein Gassenbube vom Raritätenkasten, kam der hochweise Herr zurück, dankte dem Rittmeister für die Entdeckung der lügenhaften Fensterscheibe und sprach dieser Verbrecherin sogleich das Urtheil: „Daß sie, wegen überwiesenen Betrugs, durch seinen Pantoffel vom Leben zum Tode gebracht werden solle.“ Stracks vollzog er es auch. Die arme Unschuldige klirrte zum Erbarmen; doch erhielt sie ein ehrliches Begräbniß, indem Rosettens schöne Hand ihre Gebeine sammelte und sie zur Ruhestätte auf den Schutthaufen brachte. Der Kriegsmann blieb bei diesem von ihm veranlaßten Justizmorde ganz ungerührt und versprach sogar beim Abschiede, daß er nächstens den Lebenswandel der übrigen Fensterscheiben auch untersuchen, und sie, nach Befinden, den Händen der strafenden Gerechtigkeit überliefern wolle.

Er eilte hierauf zu seinen Alliirten, erzählte den glücklichen Gewinn seiner Wette, und wünschte dem Jäger,

der schon den Entwurf zu einem ähnlichen Wagestück im Kopfe hatte, gleichen Erfolg.

Der grüne Mann rechnete zu seinem Jagdrevier nicht allein die Thiere des Waldes, sondern auch eine junge Edelfrau. Wie beschreib' ich sie doch gleich? — Bei meiner blutwenigen Kenntniß von den Reizen der Töchter Evens, werde ich am Besten thun, wenn ich mich, wie die arme Krähe in der Fabel, mit einer fremden Feder schmücke und aus einem neuen Roman*, mit dem uns wohl ein ehrlicher Roßkamm beschenkt haben mag, die Schilderung einer schönen Dame entlehne. Der witzige Verfasser sagt von ihr, und ich sage es ihm von der Geliebten unsers Jägers wörtlich nach: „Ihre Gestalt war nicht übrig fleischigt; doch stark von Brust und Kreuz" * Wen lacht nicht das liebliche Bild an? Es ist eine Zierde meines Buchs, und ich will dem unbekannten Roßgenie, wenn es sich mir zu erkennen gibt, aus Dankbarkeit gern ein Exemplar auf holländischem Papier verehren.

Mit dem Konterfei des bejahrten Gemahls der starken Brust- und Kreuzdame denke ich nun selbst fertig zu werden.

Die Felsenburg der Väter war
Die Welt des Freiherrn Max;
Hier lebt' er still durchs ganze Jahr,
Wie in dem Bau der Dachs.

Gebeugt vom Druck des Alters, stand
Die Veste schief und krumm,
Und war den Ratten längst bekannt
Als ein Elysium.

* Seite 19 des Romans: Der Seelenwanderer, oder der politische Findling. Eine Gnomengeschichte.

Von seiner Mannskraft waren auch
Nur noch Ruinen da;
Doch baut' er sich nun einen Bauch
Den man mit Staunen sah.

Das Werk kam ihm sehr hoch zu stehn;
Denn er verschrieb sich, traun!
Zu Baumaterialien
Fasanen und Kapaun.

Das aber ist mir doch zu rund:
Es lösche gar der Schalk
Mit Wein aus Ungarn und Burgund
Bei diesem Bau den Kalk.

Der Erker, den er mit so schweren Kosten an seinem Körper anbaute, war bereits so groß, daß er schon seit einigen Jahren nicht mehr sehen konnte, ob sein Kammerdiener die zwei Säulen des Hauptgebäudes schwarz oder roth bekleidet hatte. Mit diesen Stützen hätte sich zwar ein Elephant zur Noth behelfen können; sie waren aber dennoch zu schwach, jene übermäßige Last zu tragen. Im Zimmer kroch der dicke Herr, wie eine Schildkröte, von einem Stuhle zum andern. Allein wenn er bei der Tafel an seinem Lieblingsbau wieder tüchtig gearbeitet und alsdann Lust hatte, sich im Garten eine kleine Bewegung zu machen, so bediente er sich einer hierzu besonders erfundenen Maschine. Sie bestand in einem weichen Faulbettchen, das auf einem zierlichen Schiebebock ruhte.

Als er es einweihen wollte und sich recht behaglich darauf ausgestreckt hatte, versuchte seine ganze männliche Dienerschaft vergebens, ihn von der Stelle zu bringen. Die Reihe kam endlich auch in aufsteigender Linie an den Schulmeister und den Gerichtshalter. Jener arme Hun-

gerleider mußte wie die Andern mit Schimpf und Schande abziehen.

Doch dieser war von Bauernmark
Und Sporteinmastung riesenstark:
Er lachte jener Zwerge,
Und rollte den gnädigen Klumpen Blei
So frank und frei,
Als hätt' er geladen ein Bündel Heu,
Fort über alle Berge.

Wenn sich ja ein Mann von Kopf und Ehre in einem Anfall von lustiger Laune zu diesem Versuch erniedrigte, so blieb es wenigstens beim ersten, und er würde lieber seine Stelle verloren, als das Amt eines wirklichen, wohlbestallten Karrenschiebers damit verbunden haben. Allein der Herr Gerichtshalter, der blos aufs liebe Brod losstudirt, sein Corpus juris immer für den Urborn aller Weisheit und Wahrheit gehalten, und nach Quellen hoher Gefühle nie gefragt hatte, war und blieb sein Lebelang eine kriechende Raupe, die sich an Alles, was nach Brod roch, begierig anhing. Da er nun diesen Labeduft auch an dem freiherrlichen Spatzierkarren witterte, so erbot er sich unterthänigst, ihn täglich ein Stündchen zu handhaben. Hierauf ward ihm sogleich der Ehrenposten eines Leibkarrenschiebers in Gnaden übertragen, und wöchentlich zweimal freie Tafel als Gehalt zugesichert; süße Worte, wobei ihm der Mund wässerte.

Der Baron fühlte bei dem allen doch, daß Karrenschieben unter der Würde eines sogenannten Gelehrten sey, und befürchtete, was bei dem Speichellecker gar nicht zu befürchten war, daß er sich diesem Handlangerdienste bald wieder mit Scham entziehen würde. Um nun diesen Gedanken bei ihm nicht aufkommen zu lassen, suchte er die

Sache selbst zu ehren; er lud deßhalb seine Gemahlin, der er ohnedem mit andern Vergnügungen nicht dienen konnte, bisweilen ein, sich auf dem Rollbettchen zu lagern, und unternahm mit hoher Hand, sie zu kutschiren. Das war nun freilich eine langweilige Schneckenpost. Der Karren schwankte langsam wie eine Wiege, bei der die Amme nickt, von einer Seite zur andern, rückte wenig vorwärts und ward auch immer bald wieder zur Ruhe gesetzt. Die längste Station waren dreißig Schritte in zehen Minuten, wie man in den Jahrbüchern des Schlosses von dem Leibkarrenschieber aufgezeichnet findet.

„Wird denn der Jäger nicht bald kommen?“ hör' ich fragen. Zu dienen!

Jetzt trat er eben in den Garten,
Indem der Herr Baron die Frau Gemahlin karrten.

„Armer Herr Baron!“ rief er schon von Weitem; „Sie thun ja so gefährlich, als ob Sie einen Berg fortwälzen müßten. Sollte wohl das Fuhrwerk so schwer seyn? Ich getraue mir's, sammt Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin unter den Arm zu nehmen und eine gute Strecke zu tragen.“

„Das nenn' ich Wind!“ entgegnete der Freiherr mit schallendem Gelächter. „Er kommt mir wie gerufen, mich abzukühlen; denn ich bin sehr erhitzt. Nein, nein, mein Guter, das werden Sie mir wohl bleiben lassen.“

„Um Verzeihung, Herr Baron,“ erwiederte der Jäger; „schelten Sie nicht Wind, was keiner ist! Ich kenne meine Kräfte und muß nun ernstlich bitten, mir einen Versuch, als Ehrenrettung, zu erlauben.“

„Recht gern, recht gern;“ antwortete der runde Herr. „Sie erlauben mir aber auch, mich auf Ihre Unkosten recht satt zu lachen, wenn Sie sich umsonst bemühen. Und das

werden Sie, das werden Sie! Der Riese Goliath, mein Gerichtshalter, gegen den Sie nur ein armes Davidchen sind, würde dieser herkulischen Arbeit nicht gewachsen seyn. Nun, ich will mich immer zur Reise schicken; bitte mir aber nur aus, daß Sie uns nicht weiter als zwei Meilen tragen, damit wir auf den Abend hübsch wieder zu Hause sind."

Nachdem er seinem eigenen Witz die Ehre gethan und ihn sattsam bekichert hatte, legte er sich, so knapp als möglich, auf die eine Seite des Bettchens, um die andere seiner Gemahlin zu lassen. Es blieb aber kaum für einen Strohhalm Platz übrig. Auch protestirte der Jäger gegen diese Lage, weil sie seiner Meynung ganz entgegen sey und die Ausführung seines Riesenwerks unmöglich machen würde.

„Wenn ich mein Wort halten soll," sagte er, „so müssen der Herr Baron Ihrer Frau Gemahlin ein Plätzchen nicht neben, sondern auf sich vergönnen."

„Gehorsamer Diener!" rief Jener; „was würde mein Bauch dazu sagen?"

„Für dessen Schonung hab' ich schon in Gedanken gesorgt," war die Antwort des jungen Nimrods. „Wenn der Herr Baron meinem unmaßgeblichen Rath folgen, und sich mit dem Gesicht unterwärts legen, so wird sich Dero schönes Vorgebirge in die nachgebenden Kissen behaglich einsenken und nicht die geringste Pressung leiden."

Die Baronin mußte bei dem Worte Vorgebirge heimlich lachen. Für mich ist es wenigstens nicht das Vorgebirge der guten Hoffnung, dachte sie.

Der gute arglose Max ließ sich endlich beschwatzen. „Sind wir nicht Kinder!" rief er, und wälzte sich um.

Bittende Winke und heimliches Zuflüstern ihres Sela-

dons bewegten die Freifrau nun leicht, den breiten Rücken ihres Gemahls zum Kanapee zu brauchen. Der Waldmann bedankte sich für diese Gefälligkeit Mund an Mund, umspannte mit seinen Armen das aufgeschichtete Paar, das dem doppelten Adler glich, und packte das Gestell des Rollbettes mit beiden Händen, als wäre es sein baarer Ernst, ein neuer Simson daran zu werden.

Der Rundbauch unten stöhnte laut:
„Gemach!
Die Seele fährt mir aus der Haut!
Ach! ach!“
Doch trieben die verliebten Zwei
Auf seinem Rücken Tändelei,
Wie Täubchen auf dem Dach.

Als nun nach einigen süßen Minuten der befriedigte Liebhaber sein Unvermögen — den schweren Karren aufzuheben — bekannte, da kugelte sich der entlastete Baron in eine bequemere Lage, und brauchte die ersten freien Athemzüge zu einem schreckbaren Spott- und Hohngelächter, wobei er den grünen Mann ein windiges Davidchen über's andre hieß. Dieser gönnte das kleine Vergnügen ihm gern, da er ein größeres genossen hatte, und so schieden sie als gute Freunde von einander.

Des Lustspiels dritter Akt hebt an;
Der luft'ge Magnetist
Tritt, wie sein Bruder Charlatan,
Voll Keckheit auf's Gerüst.

Unser Geniemännchen, — das noch nie einen Barbier in Nahrung gesetzt und von dem gewöhnlichen Eigendünkel der Glattschnäbel ein vollgerütteltes Maß hatte — lächelte geringschätzig über die Berichte seiner Spießgesellen,

und beliebte folgendergestalt und also ihre Thaten zu mäckeln und zu meistern: „Hum! wenn ich Eure Geschichtchen glaube, so ist es helle, blanke Gefälligkeit, wofür Ihr Euch schönstens zu bedanken habt; denn wessen Ohr hat gehört, wessen Auge gesehen, was Ihr mir da erzählt? — Nehme ich aber auch Alles für baare Münze, so war es doch nur ein Kinderspiel, ein Paar alte, einfältige Saalbader zu betippen. Ei, wie anders werde ich mich satteln müssen! Der Feind, mit dem ich anbinde, ist ein junger rüstiger Gesell und steht bei seinem Weibchen Tag und Nacht Schildwache. Dennoch will ich ihn überrumpeln, und er soll mich sogar — damit ich Euch, Ihr Herren, einen Rang ablaufe — an das Bette seiner Frau tragen müssen. Zu dieser Haupt- und Staatsaktion lade ich Euch hiermit ein. Der Anfang ist gleich nach Mitternacht, und der Schauplatz vor meiner Hausthüre.“

Hierauf eilte er davon, um mit der jungen Frau des Commissärs Wilibald, die er mit seiner Liebe beehrte, das Nöthige zu verabreden.

Der Tag verging; es ward Schlafenszeit; der Herr Commissär und Frau Gemahlin legten sich frisch und gesund zu Bette. Er schlief nach wenigen Minuten so fest als ein Siebenschläfer; Madame aber lag mit hellen Augen an seiner Seite. Es schlug zwölf. Urplötzlich ward die arme Frau Commissärin krank und weckte mit Wimmern und Aechzen den ruhigen Schläfer.

Er. Was gibt's?

Sie. Ach, mir ist schlimm, zum Sterben schlimm!

Er. Arme Frau! Ich will zum Doktor schicken.

Sie. Nein, lieber Mann! Ich habe zu ihm und seinen Arzneien kein Vertrauen.

Er. Was soll Dir aber helfen?

Sie. Magnetismus.

Er. Schwärmerin! Wie kannst Du Hülfe daher erwarten? Klügere Leute, als ich, halten die ganze Sache für ein Hirngespinst.

Sie. Kluge Leute können sich doch auch irren.

Er. Zugegeben; was sind wir gebessert? Ich kann Dich doch nicht magnetisiren.

Sie. Will ich das? — Wenn Du aber Dein armes Weib liebtest, so wäre dir längst beigefallen, daß wir so glücklich sind, in unserer Stadt einen Magnetiseur zu haben.

Er. Wahrlich, an das Wundermännchen dachte ich nicht. Dieser Fantast soll Dich also heilen?

Sie. Wie schon viele Kranke. Spotte, wie Du willst; wahr bleibt wahr.

Er. Nun, nun, wir wollen ihn morgen rufen lassen.

Sie. Morgen? Unbarmherziger Mann, morgen? — Willst Du vielleicht, daß Dich mein Tod einer kleinen Mühe überheben soll?

Diese Stachelreden thaten Wirkung, und spornten unsern Commissär, der keine List ahnete, aus dem Bette, in die Kleider und zum Magnetiseur. Der lose Herr ließ sich lange rütteln und schütteln, so wenig er schlief, und wieß endlich gar die dringende Bitte, der Kranken sogleich zu Hülfe zu eilen, rund ab. „Morgen soll es mein erster Gang seyn.“ Das war die Antwort, bei der es blieb.

Der unglückliche Supplikant ging mit schwerem Herzen in sein Haus zurück. Hilf Himmel, wie ward er empfangen! „Du bei ihm gewesen? Auf der Gasse wirst Du gestanden haben. Der gute, gefühlvolle Mann, der zum Besten der leidenden Menschheit lebt, hätte sich wahrlich

nicht zweimal bitten lassen. Pfui, schäme Dich, Deine todtkranke Frau so zu hintergehen!"

Der Unschuldige wartete gar nicht ab, bis der Fluß dieser Beredtsamkeit versiegte, sondern machte sich wieder fort, und schwur, den Magnetisten herbeizuschaffen, es koste, was es wolle.

Mit unglaublicher Mühe ward der verstellte Schläfer zum zweiten Mal ermuntert.

Commissär. Bitte sehr um Verzeihung, daß ich Ihre Ruhe nochmals störe. Die Liebe für meine Frau macht mich so zudringlich. Ueberwinden Sie doch, bester Herr, eine kleine Unbequemlichkeit aus Menschenliebe —

Magnetiseur. Guter Mann, ich bedaure, daß Sie wieder vergebens kommen. Ich habe den besten Willen, mit Ihnen zu gehen, kann aber nicht. Halten Sie meine Weigerung nicht für Eigensinn; ich will Ihnen die wahre Ursache bekennen. Mein einfältiger Bedienter ist Schuld. Er hat gestern Abends alle meine Stiefeln und Schuhe der Musterung des Schumachers übergeben, und mich dadurch ganz außer Stand gebracht, bei gegenwärtiger nasser Witterung einen Fuß vor die Thüre zu setzen.

Commissär. Ein fataler Umstand!

Magnetiseur. Der mich selbst ärgert. Es ist eine wahre Noth, wenn man einen solchen Strohkopf im Dienst hat. Wäre der Junge nur so stark als er dumm ist, er sollte mich zur Strafe den Augenblick in Ihr Haus auf dem Rücken tragen müssen.

Commissär. Ah, mein Theuerster, wenn ich nun — Doch nein, ich treibe meine Zudringlichkeit wirklich zu weit.

Magnetiseur. Reden Sie frei! Was wollten Sie sagen?

Commissär. Aus Mitleiden gegen meine arme kranke Frau, lief mir der seltsame Gedanke durch den Kopf, mich Ihnen zum Träger anzubieten.

Magnetiseur. Ein schöner Zug Ihres Charakters, ein herrliches Beispiel ehelicher Zärtlichkeit! Aber Sie würden mich fühlen.

Commissär. Wäre das Ihr einziges Bedenken?

Magnetiseur. Mein einziges.

Commissär. Nun wohlan, so sitzen Sie auf! Ich will Sie wohlbehalten hin und her tragen und Ihre nachgebende Gefälligkeit nie vergessen.

So ward denn das ehrliche Schaf vom schlauen Fuchs überlistet. Er schwang sich auf seinen Rücken und trabte wie unsere jungen, in Deutschland geborenen und erzogenen Engländer, in seidenen Strümpfen davon.

Diese drollige, vom Monde schön beleuchtete Cavalcade sahen die eingeladenen Zuschauer mit neidischen Augen. Der glückliche Ritter gewahrte die Lauerer und warf ihnen possierliche Kußhändchen zu. „Sieh, der listige Vogel hat seinen Streich doch ausgeführt!“ sagte der Jäger und wollte heim. „Bleib, Bruder!“ entgegnete der Rittmeister; „laß uns das Ende der Geschichte abwarten! Ich habe manchmal gesehen, daß eine Komödie im ersten Akt beklatscht und im letzten ausgepocht ward.“ — Sie folgten also mit leisen Tritten dem zweibeinigen Lastthiere bis zu seinem Hause.

Nun gibt es Wunderdinge zu berichten. Ich hatte mir zwar fest vorgenommen, das Abenteuer des Magnetmännchens ganz schlecht und recht, ohne Sing und Sang zu erzählen; allein die Begebenheit, die noch auf meinen Lippen schwebt, ist so wichtig, daß sie mich zu meiner alten Sünde, Verse zu machen, unwiderstehlich verleitet. Vorher

aber will ich allen weichherzigen Schönen, die der Schmetterlingsbrut der süßen Herrchen hold und gewärtig sind, wohlmeinend rathen, sich einige Thränentücher zur Hand zu legen, denn ich fürchte, sie werden nöthig seyn. Nun ein wenig Aufmerksamkeit, wenn ich bitten darf.

Der Magus ritt in sanftem Trab
Bis an der Patientin Bette,
Und stieg von seinem Rößlein ab,
Das er nun gern zum Stall hinab
Geführt, und da mit Strick und Kette
Ein Stündchen lang gefesselt hätte.
Auf Einsamkeit, von keinem Blick bewacht,
War seine Rechnung stark — doch ohne Wirth gemacht.
Die Pferderolle lief beim Commissär zu Ende,
Das Ehmannsspiel ging wieder an:
Er schritt nun keck herum im Reiche seiner Wände,
Wie im Serail der Großsultan.

Die Stubenmajestät vom Throne
Zu jagen, und in sichrer Ruh
Ihr eine unsichtbare Krone
Zu schaffen, war der Wunsch des Männchens ohne Schuh.
Drum hub der Schlaukopf an: „Freund, seyn Sie ohne Kummer,
Ihr liebes Frauchen wird gesund!
Manipulirt von mir bis zum magnet'schen Schlummer,
Thut uns alsdann ihr eigner Mund
Die besten Heilungsmittel kund.
Sie wissen doch wohl das Mirakel
Von Madam Lavater, die einst auch so genas,
Wie man vom Zürcher Freund gar schön beschrieben las? —
Zwar machte drob das Volk der Satyrn viel Spektakel,
Und raisonnirte laut und schrieb und druckte frei:
Es spuke mächtiglich im obern Tabernakel
Des guten Lavater's der Kobold, Schwärmerei;
Doch, trotz dem dummen Kikelkakel,
Ist er ganz ohne Fehl und Makel,

Und übertrieb gewiß das Wunder um kein Haar;
Denn seine Feder schreibt — ich gebe Brief und Siegel —
So engelrein, so himmlisch wahr,
Als wärs sie gerupft aus einem Seraphsflügel. —
Doch — wir vergessen ganz und gar
Der armen Kranken, die dort ächzet
Und dem magnet'schen Schlaf schon matt entgegen lechzet.
Die öde, todte Mitternacht
Ist für Manipulationen
Die goldne Zeit; denn nicht um einen Preis von Kronen
Hätt' ich zu Operationen
Des Magnetismus Kraft und Macht,
So lange das Gewühl des Tages mich umkracht.
Wie scheue Vögel schnell entfliegen,
Wenn durch den unwegsamen Wald
Der seltne Tritt von einem Wandrer schallt,
So flieht der Zauberschlaf sogar vor Athemzügen,
Und keine magische Gewalt
Vermag, die Kranken einzuwiegen,
Wenn Jemand — wär's auch nur ein Kind, das noch nicht lallt —
Im Kreis von dreimal sieben Schritten
Zugegen ist. — Drum, lieber Wilibald,
Muß ich Sie jetzt, sich zu entfernen, bitten. —

So unter Blumen suchte fein
Die Schlange, Hinterlist, zusammen sich zu ringeln,
Und dachte, schlau versteckt zu seyn;
Allein Herr Wilibald sah doch hindurch sie züngeln,
Und schnell fiel der Verdacht ihm ein,
Sie möge wohl, wie die in Edens Garten,
Auf ähnliche Geschäfte warten.

Um sich darüber helles Licht
Zu schaffen, that er nun, als ob er jene Gründe,
Das Zimmer zu verlassen, nicht
Ganz aus der Luft gegriffen finde,
Und ging hinaus. — Heidi! da war der lange Wicht
Geschwinde, geschwinde

Bei seinem Lieb, und nahm zum Gruß
Sich einen süßen, süßen Kuß.

Der ganze Raub, den er von dannen brachte!
Denn, ungehört und ungesehn,
Kam — sachte — sachte —
Herr Willibald zurück und blieb von weitem stehn.
Wer weiß nun, was der Fant, der an ihn nicht mehr dachte,
Für bösen Hokuspokus machte?
Sollt' etwa gar, wie ich erachte,
Ein kühner Eingriff in das Lehn
Des Traualtars von ihm geschehn?
Genug, Herr Willibald gerieth in wildes Feuer,
Und stürzte schnell — wie aus der Wolken Schoos
Auf arme Vögelchen der Geier —
Auf Püysegür's* erschrocknen Jünger los.
„Ha, Bube! nennst Du das magnetisiren?
So kann ich's selbst." — Kein Wörtchen sprach er mehr;
Doch ließ er nun den braunen Spanier
Rasch auf der Rückenflur des Arztes galoppiren.

Ein häßlicher Minnesold, der dem Empfänger so schnelle Beine machte, daß er einen Salto mortale die Treppe hinunter that, und sich eben so wenig Zeit auf der Gasse nahm, breite Steine zu suchen, um trockenen Fußes nach Hause zu kommen. Doch trotz dieser Behendigkeit, um die ihn die Franzosen bei Roßbach beneidet haben würden, fühlte er noch an seiner Thürschwelle die Gegenwart des verwünschten Braunen, der seine Galopade bis dahin unermüdet fortgesetzt hatte und ihm verschiedene buntstreifige Andenken der miteinander gemachten nahen Bekanntschaft hinterließ.

Als der zudringliche Geleitgeber endlich zurück blieb, traten andere Plaggeister an seine Stelle. Es waren die

* Marquis von Püysegür, der Erfinder des Somnambulismus.

beiden glücklicheren Abenteurer, die bis jetzt auf der Gasse patrouillirt und die Exekution des Staupenschlags und der Hausverweisung schadenfroh angesehen hatten. Sie drängten sich hinter dem Flüchtling in das Haus und spotteten grausam ihres armen Freundchens, das, außer aller Fassung, mit Tiegerflecken von der damaligen Modefarbe des Straßenkothes übersät, zitternd und zähneklappernd vor ihnen stand.

„Bist Du auch einmal manipulirt geworden?“ riefen sie. „Wohl bekomme Dir es! Wer wollte denn Alles besser wissen, Alles besser machen? — Nun hast Du Deine Wette total verloren, und kannst also nur gleich ein halbes Dutzend Flaschen abschläglich auftreten lassen.“

Sie erschienen, und ehe noch der Kork der vierten knallend an die Decke flog, hatte der Magnetist seine Leiden vergessen, und legte sich mit einem fröhlichen Rausche zu Bette. Als ihn aber beim Erwachen unangenehme körperliche Gefühle an den groben Spanier wieder erinnerten, da gelobte er sich heilig, nie wieder eine Ehefrau zu magnetisiren, und überhaupt etwas solider zu werden. So schaffte denn ein verachteter Stock in fünf Minuten mehr Nutzen, als vom abgöttisch verehrten Magnetismus und ähnlichen Schwindeleien vor der Hand noch in Jahrhunderten zu erwarten ist.

Der Sturm zu Konstantinopel.

In dem Oesterreichischen Heere, das vor einigen Jahren mit einem meilenlangen Schweife von Rossen und Wagen zum Kriege wider die Türken auszog, ritt ein Kornet, jung und schön wie der Liebesgott, aber höchst mißmuthig, bei seinem Fähnlein. Die fröhlichste Feldmusik vermochte nicht, ihn aufzuheitern; denn er sehnte sich nach den Fleischtöpfen Wiens und den weltberühmten, artigen Stubenmädchen zurück, denen einmal ein landsmännischer schöner Geist mit einem eigenen Almanach aufwartete.

Wir wollen billig seyn und dem armen Jungen sein Heimweh nicht verargen. Wer von uns hätte nicht selbst ein Tete a Tete mit einem reizenden Mädchen lieber, als mit einem mohnberauschten Muselmann, der Alt und Jung, wie Freund Hain, mit seiner Damascenerklinge niedersäbelt? Kleist's erfüllter Wunsch, den Tod für's Vaterland zu sterben, ist nicht Jedermanns Sache. Auch unser Kornet empfing daher ein Fieberchen, das sich just, als man zu einem Gefecht Anstalten machte, bei ihm einfand, wie ein angenehmer Gast. Seine Kameraden munkelten zwar, daß nicht er, sondern blos das zur Entschuldigung seines Wegbleibens vom Schlachtfelde beigebrachte medicinische

Atteſtat mit dem Fieber behaftet ſey; allein — es mochte nun hier oder dort ſitzen — genug, es war da und blieb da, bis er ſein junges Leben unverletzt in die ſichern Winterquartiere gebracht hatte.

Hier fand ſich aber ein anderes, und zwar das Liebesfieber, bei ihm ein. Das ſüße Bild der Wiener Stubengratien, das ihn wachend und träumend umſchwebte, hatte ihn jedoch ſo verwöhnt, daß ihm das ganze ſchöne Geſchlecht an der türkiſchen Gränze häßlich vorkam, und er lange keine Geſpielin finden konnte, wie er ſie ſuchte. Doch, wenn Roſen mangeln, pflückt man Feldblumen. Die raſche, junge Frau eines Regimenttrompeters fand endlich Gnade vor ſeinen Augen, und er beſuchte ſie gewöhnlich Abends,

Wenn ihr Mann das Haus verließ
Und zum Hopſaſa der Hänſe
Und der jungen Schnattergänſe
Aus dem Dorf im Schenkſaal blies.

Die Leckerei der Küſſe war jedoch dem jungen Wiener nicht nahrhaft genug. Er liebte, wie alle ſeine Landsleute, eine reichlich beſetzte Tafel. Die Frau Trompeterin mußte daher zu jedem Minneabend halter ä gut Brätel oder Eingeſchneitzel* zurichten. Ihre Kochkunſt erhielt den völligen Beifall des feinen Zünglers; allein deſto weniger war er mit dem Tiſchgeräth zufrieden. Ihm ſchmeckte von dem thönernen Service, worauf die Trompeterfamilie in Ermangelung eines beſſern zu ſpeiſen pflegte, kein Biſſen. Dieſem Uebel abzuhelfen, ließ er das Silbergeſchirr und Tafelzeug, womit ihn die gnädige Mama zum Feldzug ausſtattete, herbeiſchaffen, und war nun in ſeinem Elemente.

* Ragout.

Schier ging der Winter so ins Land.
Noch war vom ganzen Krame
Dem Herrn Trompeter nichts bekannt;
Doch hinkte nun Frau Fame,
Die alte Welttrompeterin
Der neuen Mähren, zu ihm hin
Und klatschte: „Herr College,
Sein Weib geht schlimme Wege.“

Er stutzte. „Wart', ich will Dich klug,
Ganz überklug belauern!“
Dieß brummend, ging er in den Krug,*
Als Orpheus für die Bauern.
Er blies zu Hans und Gretens Reihn
Ein Stündchen in die Nacht hinein;
Dann macht' er eine Pause
Und schlich nach seinem Hause.

Hier kroch er unbemerkt durch die offengelassene Hinterthüre in einen Kamin, aus dem er die Aussicht in seine Wohnstube hatte. Was sah und hört' er da?

Viel Sächelchen, die mir nicht gut
Gefielen, wenn ich jetzt der Herr Trompeter wäre.
Der kleine Mars saß wohlgemuth
Bei seiner freundlichen Cythere.
Und hielt in einer Hand ein Glas voll Rebenblut.
Die andre hatte sich — wer weiß wohin? — verkrochen.
Es fielen Küsse, wie geschneit,
Und manches Gläschen ward daneben ausgestochen,
Mitunter auch von der Verschlagenheit
Des Herrn Trompeters nicht aufs Rühmlichste gesprochen.

Ein schlechter Zeitvertreib für den Horcher an der Wand, zu hören seine eigene Schand. Das Lachen ward aber bald noch theurer bei ihm.

* Dorfschenke.

Die Aeffchen hatten nun dem Triebe,
Zu küssen, Zeit genug gezollt.
Der junge Herr war in der Liebe,
Wie in der Schmauserei, soliden Dingen hold,
Und für dießmal der langen Kette
Von Tändeleien übersatt;
Drum zog er sanft sein Liebchen hin zum Bette
Und rief: „Nun wollen wir die Stadt
Mit den berühmten sieben Thürmen,
Nun wollen wir Constantinopel stürmen.“ —

Plötzlich that der Zuschauer im Kamin, der sich vor diesem Sturme mehr, als das ihm angetraute Constantinopel fürchtete, einen Angst- und Nothstoß in seine bei sich habende Trompete.

Da stoben und flogen,
Ums Stürmen betrogen,
Die Leutchen so schüchtern davon,
Als bliese der Postillion
Vom kommenden Meister
Der höllischen Geister.

Der Weg war nun rein, und der Mann des Schreckens trat aus seinem Schlupfwinkel hervor. Wie ein hungriger Wolf verschlang er die Ueberreste des Schmauses, packte schnell das Tafelzeug und alles übrige Geräth zusammen, verschloß es fest in einer Truhe und hastete sich wieder zum Tische der Pfeifer und Geiger. Das war ein Werk von zehn Minuten.

Die Flüchtlinge hielten unterdessen im Quartiere des Kornets Kriegsrath, und muthmaßten über den ungelegenen Trompetenstoß hin und her. Der bebende Ritter, der seiner Amme nicht längst entlaufen und mit ihrer Philosophie sehr vertraut war, erklärte den Vorfall für eine Spukgeschichte. Seine Dulcinee hingegen hatte gleich ihren

Mann im Verdacht, und beſchloß, auf den Tanzſaal zu gehen, um ihn zu beobachten. Allein dieſe Entdeckungsreiſe war vergebens.

Feſt wie ein Aſt, ſaß er an ſeinem Ort,
Im Kreis der ländlichen Kapelle,
Als ſäß' er ſeit der Welt Erſchaffung dort
Und wäre nie gewichen von der Stelle.
Er nickte, da ſie auf die Schwelle
Des Saales trat, ihr zu und blies ganz ruhig fort.
Sein Angeſicht glich einem leeren Blatte,
Auf dem nicht ſtand, was er geſehen hatte.

Ein galantes Betragen, das alle Männer in ähnlichen Fällen nachahmen ſollten. Die Frau Trompeterin freute ſich auch über das gute Wetter ungemein; doch war ſie nicht ganz ohne Furcht, daß ihr Jupiter vielleicht nur vor der Welt die Sonne der Freundlichkeit ſcheinen laſſe, um ein deſto ſtärkeres Ungewitter am häuslichen Horizont zu erregen. Allein auch da zog ſich kein trübes Wölkchen auf. Es blieb alſo dem verſcheuchten Paar ein Geheimniß, wer der Kobold im Kamin geweſen war. Der Einzige, der es wußte, verſchloß es eben ſo ſorgſam in ſeines Herzens Schrein, als er das confiscirte Tafelgeräth aufbewahrte. Dieſer heimliche Schatz war ihm lieber, als ſeine treue Frau.

Ueber lang oder kurz kam er, vielleicht ohne ſeine Schuld, in die Verlegenheit, Kindtaufe auszurichten. Ein ungeheuer großer Gevatterbrief überraſchte den Kornet, der es denn auch in vielſeitiger Betrachtung für Chriſtenpflicht hielt, das neugeborne Knäblein aus der Taufe zu heben.

Aber was glich ſeinem Erſtaunen, als er ſich hierauf in der Kindbetterin Wohnung zu einem kleinen Schmauſe niederſetzen wollte und einen flüchtigen Blick auf die Cou-

verts an den Ehrenplätzen der Gevattern warf? Er entdeckte sogleich an ihnen alte Bekannte; denn sie waren aus den mütterlichen Spenden, die er seit jener, ihm unvergeßlichen Sturmnacht vermißte, und noch immer in den Räuberklauen eines Poltergeistes vermuthete, prachtvoll erbaut.

Schauernd wich er mit leichenblassen Wangen vom Tische zurück,

Wie König Macbeth, als der Geist
Des edlen Banquo, welchen er
Durch Meuchelbuben morden ließ,
Auf seinem Stuhl beim Gastmahl saß,
Und gegen ihn mit starrem Blick
Die blut'gen Locken schüttelte.

Der Kindtaufvater labte sich inniglich an seinem Entsetzen, that jedoch, als ob er nichts bemerke, und ersuchte die Gesellschaft mit vieler Redseligkeit, Platz an der Tafel zu nehmen. Die übrigen unerschrockenen Gäste lagerten sich; der Zitterfisch aber führte mit hastiger Unruhe den Wirth bei Seite und fragte, wie er zu solchem schönen Hausrath gekommen sey?

„Ein guter Freund von mir," versetzte lächelnd der Schalk, „ein Trompeter hat ihn erbeutet, als Constantinopel einmal gestürmt werden sollte. Da blies er Allarm, und der Feind zog sich mit Verlust seiner Equipage zurück."

Schamroth faselte das Kriegsmännlein davon, fragte gern nicht weiter, ließ sich das Essen nun wohl schmecken, und verehrte beim Abschiede seinem Pathchen ein so ansehnliches Geschenk, daß sich der Trompeter bewogen fand, die gemachte Beute dagegen auszuliefern. Seitdem schlich er auch nie wieder in den Kamin, um Allarm zu blasen, ob er gleich in der Folge noch oft die sicherste Muthmaßung hatte, daß Constantinopel bestürmt werden würde.

Das Schiffermädchen.

In einem Hüttchen am Ufer der Donau wohnte einmal ein Schiffer, deſſen Lebenskahn durch langes Herumtreiben auf dem Strome der Zeit leck geworden war. Der ehrliche Greis konnte nicht mehr arbeiten; ſeine Tochter, ein braves Mädchen, mußte nun Brod für ihn verdienen. Bärbel that's gern.

Im Hühnerſtall krähte
So früh kaum der Hahn,
Da lenkte, da drehte
Schon Bärbel den Kahn;
Da lud ſie ſchon Leute
Zur Überfahrt ein:
„Wer mit will, der ſchreite
Fein hurtig herein!“

Und ſah ſie entfalten
Die Schwingen der Nacht,
Raſch wurde dem Alten
Das Fährgeld gebracht.
Man aß vor dem Schlummer
Ein mag'res Gericht;
Doch Mißmuth und Kummer
Verſalzten es nicht.

Bärbel war gut. Bärbel war aber auch hübsch. Den jungen Herren zu Gefallen will ich sie doch ein wenig beschreiben. Einige alte Herren, die ich kenne, werden auch nicht böse darüber seyn.

Sie war erst achtzehn Sommer alt,
Schlank wie ein Bäumchen aufgeschossen,
Und ihre liebliche Gestalt
Mit Zauber der Natur umflossen;
Ihr Angesicht war apfelrund,
Schön rosig blühten Wang' und Mund;
Und wer fleißig in den Spiegeln
Der blauen Augen sich besah,
Dem war das lose Kind mit Flügeln,
Das drin sein Wesen hatte, nah.

Wohl gab's mehr wunderschöne Sachen
Noch an dem Mädchen ohne Zahl;
Doch es verbieten die Moral,
Den Catalog davon zu machen.

Bärbel war also gut und hübsch. Bärbel war aber auch klug. Das erfuhren einmal zwei Mönche. Ich weiß die Geschichte und will sie jetzt erzählen.

An einem schönen, stillen Sommerabende saß Bärbel im Kahn und guckte mit ihren blauen Augen links und rechts, ob noch Jemand Lust habe, sich von ihr über die Donau rudern zu lassen. Sie erblickte aber weiter keinen Menschen, als

Zwei wohlgenährte Klosterbrüder,
Die wackelten am Ufer auf und nieder.

„Ehrwürdige Herren!" rief sie ihnen zu: „Schonen Sie doch Ihre werthen Füße! Wollen Sie sich nicht lieber ein Bischen von den Wellen schaukeln lassen? Die Bewegung

wird Ihnen wohl thun. Sie haben keine Gefahr zu besorgen. Es regt sich kein Lüftchen, und der Strom ist glatt, wie ein Spiegel."

Die Mönche glotzten die kleine Schwätzerin an. „Ah! puella amabilis, mi fratercule!" sprach Bruder Franz zum Bruder Anselm, und sogleich ward die angebotene Wasserpromenade, in Rücksicht der liebenswerthen Schifferin, beschlossen.

Schwerfällig-langsam wälzten sich, wie volle Tonnen,
Die braunen Kutten nun in den tief ächzenden Kahn,
Und als sie mühsam Raum darin gewonnen,
Stach Bärbel hinaus in die Wellenbahn.

„Puh!" ächzte sie nach einem Weilchen: „die Herren machen mir warm! Sie mögen nicht von der Luft leben. Ich wüßte wahrlich nicht, wenn ich so schwere Ladung gehabt hätte. Das haben die guten Tage voraus, daß man dabei in's Gewicht fällt. Aber Küchenmeister Schmalhans erzieht lauter Windhunde."

Die Mönche schmunzelten und saßen übrigens da, wie Bilder der Unthätigkeit. Blos ihre Augen waren geschäftig, die schöne Aussicht — unter das Halstuch der jungen Schifferin zu genießen, die ihnen der gefällige Wind bisweilen eröffnete.

Bald aber zog der Abend seinen Flor
Den jungfräulichen Reizen vor
Und machte dem Gaffen ein Ende.
Die Mönchlein dachten: Das mag er thun!
Sie halfen sich, und nahmen nun
Die Augen in die Hände.

Bärbel (die ein leises Krabbeln in der Gegend des Strumpfbandes spürt, schnell hinblickt und eine geistliche Hand ertappt). Fy! was ist das?

Franz. Hä, hä! weich wie Sammt.

Anſelm. Wirklich, Brüderchen? (will ſich auch hinbemühen.)

Bärbel. Ehrwürdige Herren, ich bitte mir aus, mich mit ſolchen unehrwürdigen Späßchen zu verſchonen.

Franz. Wie witzig! Das verdient ein Osculum.

Anſelm. Ein Osculum!

(Sie wollen küſſen.)

Bärbel. Gehen Sie doch! Es iſt gar nicht fein, ein ehrliches Mädchen ſo zu behandeln. Sie können unmöglich Geiſtliche, Sie müſſen verkleidete Dragoner ſeyn.

Franz. Drolliges Ding! Als ob die Dragoner allein das Privilegium hätten, ein Mädchen zu küſſen.

Anſelm. Wir haben's auch.

Bärbel. Darüber will ich morgen Ihren Herrn Abt fragen.

Franz. Ja, ja, frage morgen! Aber heute —

(Die Carreſſen werden lebhafter.)

Bärbel. Ich warne Sie nun zum letzten Mal, mich in Ruhe zu laſſen; ſonſt ſpiele ich Ihnen gewiß einen Poſſen, an den Sie zeitlebens denken ſollen.

Franz. Ei, ei!

Bärbel. Ja, ich ſpringe flugs in die Donau, nehme mein Ruder mit und überlaſſe Sie Wind und Wellen.

Franz. Ueber die Heldin, über die neidiſche Heldin! Sie will lieber mit ihrem Jungfernkränzchen ertrinken, als es uns gönnen.

Anſelm. Hä, hä!

Bärbel. Einfältiger Spott! Ich kann ſchwimmen, und komme gewiß wohlbehalten nach Hauſe. Ob es aber mit Ihrer Fahrt eben ſo gut abläuft, oder ob Sie hundert Meilen von hier verſinken, das wird mich dann gar

kümmern. Höchstens sollte mich mein Kahn dauern, wenn ihn nicht das Kloster bezahlen müßte.

Franz. Das eifert, das geifert! Laß doch nur ein vernünftiges Wort mit Dir reden, kleines Närrchen! (Eine fromme belehrende Miene annehmend). Du verdienst hohes Lob, daß Du Dich sträubst, weil Dir der Unterschied, der in solchen Fällen zwischen Priestern und Laien zu machen ist, nicht bekannt zu seyn scheint. Der vertraute Umgang des weiblichen Geschlechts mit Kindern der Welt ist allerdings große Sünde, und wir Lehrer können nicht genug dagegen warnen. Allein ganz anders verhält es sich mit geistlichen Personen. Diese sind rein, wie die Engel, und ein Mädchen kann sich ihnen ohne Rückhalt überlassen. Es entgeht dadurch der weiblichen Tugend kein Stäubchen; denn was dem Himmel und seinen Dienern geschenkt wird, ist nicht verloren, sondern bringt hundertfältige Früchte.

Anselm. Bruder Franz hat Recht, hat den Satz gar schön ausgeführt.

Bärbel (für sich). Gottlose Menschen! (Nach einigem Nachdenken freundlich verschämt). Ist das wirklich so, wie Sie sagen?

Franz. So wahr, als —

Bärbel. Schwören Sie nicht! Ich glaube Ihnen, und —

Anselm. Nun?

Bärbel. Und muß gestehen, daß die Sache dadurch freilich eine andere Gestalt gewinnt.

Franz. Gelt, Herzchen? (Droht mit einer Umarmung.)

Bärbel (launig). Geduld! Es ist noch ein Bedenken zu heben.

Franz. Welches?

Bärbel (vertraulich). Ihr seyd Beide hübsche, feine Herren; Ihr möchtet aber auch leibhaftige Engel seyn, so könnte ich mich doch nicht von Einem, in Gegenwart des Andern, nur mit der Spitze des Fingers berühren lassen.

Franz. Possen!

Anselm. Da sind wir wieder auf dem alten Flecke.

Bärbel. Wir können davon wegkommen, wenn Ihr einen Vorschlag annehmt.

Franz. Laß hören!

Bärbel. Seht einmal, hier rechts ist eine Sandhorst*, dort links wieder eine. Nun habe ich den Einfall, Einen von Euch dahin, den Andern dorthin zu bringen, und Jeden ein Weilchen, aber nur ein kleines, kleines Weilchen zu besuchen.

Franz. Allerliebst!

Anselm. Bravo!

Bärbel. Vorher ist nur unter Euch auszumachen, wem ich die erste Visite geben soll?

Franz. Höre, Bruder Anselm, die gebührt mir. Ich habe durch meine Beredtsamkeit die Sache so weit gebracht. Dir, Du einsilbiger Jaherr, wäre es nicht gelungen.

Anselm. Concedo.

Franz. Also ich habe zuerst die Ehre.

Bärbel. Gut, so setzen wir den Herrn da (auf Anselm zeigend) zuerst auf seinem Inselchen aus; hernach bringe ich Sie (zu Franzen) an Ihren Platz, bleibe eins, zwei, drei Minutchen da, mache hierauf Ihrem Freunde meine Aufwartung, und nehme ihn mit herüber, um Sie

* Sandhorsten oder Häger; Hügel von Sand oder Erde in den Strömen. Adelung.

abzuholen. Dann steuern wir an's Land, und Sie kommen heim, ehe das Klosterpförtchen geschlossen wird.

Da glühten die Mönchlein im Feuer
Der Wollust und jubelten laut.
Schön Bärbel saß schelmisch am Steuer
Und glich der zufriedensten Braut.

Schnell führt' an die zwerghafte Insel
Den Bruder Anselmus der Kahn;
Hier huschte der schmachtende Pinsel,
Gleich einer Kröte, hinan.

Zum zweiten Sandbett der Liebe
Kam jetzt auch der glühende Franz.
„Nun, Liebchen, steig' aus und verschiebe
Nicht länger den fröhlichen Tanz!" —

„Ich halte stets, was ich versprochen,"
Rief Bärbel. „Gehn Sie nur voran!" —
Doch war er ans Land kaum gekrochen,
Da stieß sie vom Häger den Kahn.

Bärbel. Ade, ehrwürdiger Herr, ade!

Franz. Ei, so scherze doch nicht! Die Zeit ist edel.

Bärbel. Mir allerdings. Ich will gern nach Hause.

Franz. Heißt das Spaß oder Ernst?

Bärbel. Fuchsprellen heißt es. Ade!

Franz. Mädchen, höre doch! Pst! pst! Ha, schändliche Betrügerin, der Himmel wird Dich strafen!

Bald flucht' er und sprudelte Galle,
Bald jammert er kniend und bat;
Und lief, gleich der Maus in der Falle,
Den Häger ringsum, wie ein Rad.

In Fluthen von Angstschweiß sich baden
Ließ Bärbel den geistlichen Schelm,
Und schiffte, von Sorgen entladen,
Hinüber zum Bruder Anselm.

Anselm. Kommst Du schon?

Bärbel. Ja, um mich Ihnen zu empfehlen.

Anselm. Wie? was?

Bärbel. Nun, Sie bleiben diese Nacht hier, und ich fahre heim.

Anselm. O thue das nicht an mir! Ich bin unschuldig.

Bärbel. Was da! was da! Mit gefangen, mit gehangen!

Anselm. Erbarme Dich!

Ihr schlüpften die Bitten um Gnade
Die Ohren hinein und hinaus:
Sie ruderte rasch zum Gestade
Und eilt' in ihr friedliches Haus.

Der alte Vater hatte Gesellschaft. Bärbels Liebhaber, ein wackerer, junger Schiffer, war bei ihm. Sie erzählte lachend das bestandene Abenteuer, und bat ihren Trauten, daß er doch einen Kahn nehmen und die beiden Insulaner erlösen möchte.

Allein der Jüngling antwortete: „Deine Gutherzigkeit lobe ich zwar; doch will ich lieber für Dich durch ein Feuer laufen, als das thun. Solche Zeisige dürfen nicht mit der bloßen Angst wegkommen, sondern müssen härter gezüchtigt werden. Diese Nacht mögen sie ihre Liebesglut unter freiem Himmel abkühlen. Morgen, wenn der Tag graut, gehe ich in's Kloster und melde die Sache dem Abt."

Das mitleidige Mädchen bat vergebens für ihre Verfolger. Den jungen Schiffer hatte das Lüstchen der Mönche, seine Geliebte zu verführen, so erbittert, daß er schlechterdings bei seinem Entschluß blieb, und das von Rechtswegen.

Nun ſah die Nacht ein Trauerſpiel
Auf jenen wüſten Hägern,
Ein Häufchen Fluthſand dient' als Pfühl
Den braunen Liebesjägern.
Sie riefen ſich wie Wachen an:
„Franziske, ſchauſt Du keinen Kahn?“ —
„Biſt Du noch hier, Anſelme?“ —
Das Echo rief: „Ihr Schelme!“

Früher als die Sonne war der Ankläger im Kloſterhofe und verlangte den Abt zu ſprechen. Der Pförtner beſchied ihn um zehn Uhr wieder, weil der geiſtliche Herr erſt um dieſe Zeit aufzuſtehen pflege. Da aber der Schiffer darauf beſtand, daß er, zur Ehre des Kloſters, noch vor dem völligen Tagesanbruch bei ihm Audienz haben müſſe, ſo ward er geweckt.

Sein glimmender Zorn, daß man ihn ſo früh von ſeinen weichen Federn trennte, brach in ſchreckliche Flammen aus, als er das Ungebührniß der beiden räudigen Schafe vernahm. Er beorderte ſogleich einige handfeſte Kloſterverwandte, ſie zu fangen und in Gewahrſam zu bringen.

Als nun der Häſchertrupp die Donau herab kam, und die Nachtwächter auf den Sandhorſten das Fahrzeug mit der furchtbaren Fracht erblickten,

Hu! da zerriſſen ſie vor Schrecken Kutt' und Krauſe,
Schrien laut: „Maria, hilf!“
Und bargen ſich in Rohr und Schilf,
Wie Adam nach dem Apfelſchmauſe.

Allein das Commando ließ nicht lange Verſtecken mit ſich ſpielen, ſondern zog ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und ſtellte ſie vor den Abt.

Der fromme Herr wuſch ihnen zuvörderſt mit der ſchärfſten Lauge der Moral tüchtig die Köpfe, und ließ dann

ein Hausmittelchen brauchen, das man schon oft wider die Anfechtungen des Liebesgottes probat gefunden hat. Das weichliche Kind kann Hunger und Schläge nicht wohl vertragen; daher entfloh es auch jetzt, als der erste Geißelhieb auf die Rücken der beiden Unholde fiel, und hütete sich fein, sie im dunkeln Klosterverließ bei Wasser und Brod wieder zu besuchen.

Der Wechsel.

In D** lebte noch vor kurzer Zeit ein jovialisches Doktorchen der Rechte, dessen Figur aber das unrechtlichste, schiefste Ding von der Welt war.

Nur fünfzig Zoll und einen Strich
Maß er von Kopf zu Fuß,
Und sein verwachs'ner Leichnam glich
Der schönsten Stachelnuß.

Ob er nun gleich als ein wahres Memento mori herumwandelte, so gab es doch keinen fröhlichern Lebemann, als ihn. Bacchus und Venus waren seine liebsten Götter.

Wenn in ihr Aktenzimmerchen
Die Herrn Collegen stiegen,
Und auf Klienten lauerten,
Wie Spinnen auf die Fliegen:
Dann setzte sich das Männchen fein
Zu einer vollen Humpe Wein,
Und hatte schwere Sachen
Mit Mädchen auszumachen.

Der Unterschied dabei war, daß jene rechtlichen Orakel kein unbezahltes Wort sprachen, er hingegen immer starke Sporteln seinen schönen, gefälligen Klientinnen erlegen mußte.

Die unbilligste Liquidation aber ward ihm bei folgendem Liebeshandel gemacht.

Er musterte gewöhnlich Abends mit gewaffnetem Auge die lustwandelnden Töchter der Stadt. Einst wollte er sich schon, mit der heutigen Jungfrauen- und Weiberschau sehr zufrieden, in sein Hauptquartier, einen Italienerkeller, begeben, als noch ein schönes, jüdisches Mädchen, schlank, wie die Zedern Libanons, auf dem Musterplatz erschien, und alle, die vor ihr da gewesen waren, verdunkelte.

Das Zundermännchen brannte vor Sehnsucht, die Bekanntschaft der reizenden Israelitin zu machen, und es gelang ihm bald. Aber die stolze Schöne sah den Wurm, der sich zu ihren Füßen krümmte, verächtlich an, und neigte sich so wenig zu ihm herab, daß er ein Gerüst von goldenen Uhren und andern Geschenken erbauen mußte, um zu ihren Lippen hinaufzuklimmen und den ersten Kuß zu empfangen.

Zwar wollten die Händchen auch wagen,
Zu schlüpfen unter des Busens Zelt;
Doch mit dem Fächer zurückgeschlagen
Ward unser Held.

Als er aber eines Tages den Angriff erneuerte, sprach die Tochter Israels: „So geht es nicht, liebes Männchen! Allein wenn Sie sich gefallen lassen, dieses Blättchen mit Ihrem werthen Namen zu unterzeichnen, so sollen Sie meinen Fächer nicht mehr zu fürchten haben.“ Mit diesen Worten überreichte sie ihm ein Papier, worauf geschrieben stand:

Gegen diesen meinen Solawechsel zahle ich an ** binnen dato und drei Monaten „Eintausend Reichsthaler. Valuta habe ich baar erhalten ꝛc.“

Vergnügt, wie ein König, der einen vortheilhaften Friedenstraktat vollzieht, unterschrieb er schnell, nahm alsdann die schöne Valuta mit Wollust in Empfang, und übereilte sich bei diesem Geschäft so wenig, daß er eine volle Stunde damit zubrachte.

„Ueber den unsinnigen Menschen! Der Spaß kostet ihm wenigstens neun hundert, neun und neunzig Thaler zu viel.“ So höre ich im Geiste die Kenner der Marktpreise solcher Waaren ausrufen. Aber die Herren irren sich; der schlaue Doktor kam wirklich noch wohlfeiler weg. Denn ehe die Verfallzeit der drei Monate um war, theilten sich die Inhaber mehrerer, von ihm unterschriebenen Blättchen so rein in sein Haab' und Gut, daß die schöne Jüdin das Tausendthalerdokument der armen Kirchenmaus zu nichts als Papilloten brauchen konnte.

Die neue Sündfluth.

Um die Mitternachtsstunde des 11. Juni, im Jahr 1785, begab sich in Dresden eine wunderbare, tragi-komische Geschichte. Man finde sie glaublich oder nicht; ich weiß, was ich weiß, darf aber meinen Gewährsmann nicht verrathen, der mir die Sache so erzählt hat:

Es lebte dazumal in belobter Stadt ein ehrsamer Bürger, der in seinen jüngern Jahren durch die einzige, wahre Goldmacherkunst, durch Arbeitsamkeit, ein artiges Vermögen mit Axt und Hobel zusammengezimmert hatte. Jetzt, am Abende seines Lebens, hing er das ermüdende Werkzeug an den Nagel und legte die Hände ruhig in den Schoos.

Er that denn auch, weil ihn das Glück
So freundlich ansah, etwas dick,
Und trug ein Nest von Ziegenhaar,
Das wie ein Ei gestaltet war;
Doch viele Herrn, die mit Perücken
Ihr Kästchen des Verstandes schmücken,
Sind nicht gelehrt, — und so war auch
Der Zimmermann ein schwacher Gauch:
Denn unter seiner härnen Haube
Saß fest ein alter Riesenglaube
An Wunderzeichen, Hexenpack,
Geistbannerei und andern Schnack.

In seinem sechzigsten Jahre beging er noch die Thorheit, eine zweimal jüngere Dirne zu heirathen und schmeichelte sich, sie werde, trotz der großen Kluft zwischen ihrem Wollen und seinem Vollbringen, so gütig seyn und ihm Farbe halten. Das war ein ächter Wunderglaube, da besonders die unparteiische Mutter Natur, die bei Austheilung ihrer Gaben nicht auf Rang und Stand sieht, der armen Bürgerstochter ein allerliebstes Gesichtchen gegeben hatte.

Es war so weiß und roth und glatt,
Der Neid selbst nannt' es schön,
Und aus so schwarzen Augen hat
Kein Mädchen noch gesehn.

Das schöne Lärvchen gränzte an einen noch schönern Busen, und dieser — doch ich will mich in eine weitere Gränzbeziehung der Reize des Weibleins nicht einlassen. Es ist mir auch schon ein junger Herr, der in dem Hause des ungleichen Paares wohnte — zwar nicht schriftlich, doch thätlich — darin zuvorgekommen.

Der Miethmann war ein niedliches Produkt
Vom jüngsten Leipziger Magister-Schöpfungstage.
Er sprach so zierlich, wie gedruckt,
Ging, wie das Zünglein einer Wage,
Gerad' und steif einher, und that
So ehrbar, als ein Kirchenrath.

Doch schlug er blos das feine Blendgewebe
Von Frömmelei um sich herum,
Damit das Consistorium
Ihm einen Hirtenstab bald in die Hände gebe.
Wenn aber kein Verspender solcher Stäbe
Sich blicken ließ und auf ihn Achtung gab,

Da warf er schnell den Heuchlermantel ab
Und war nicht minder
Ein loser Sünder,
Als andre schwache Menschenkinder.

Besonders im Punkt der Liebe kam er oft aus dem Takte der theologischen Sittsamkeit. Er tändelte gar zu gern zwischen verschwiegenen Wänden mit hübschen Mädchen oder Weibern, und seine blühende Wirthin stach ihm vorzüglich in die Augen.

Er grüßte freundlich her, sie dankte freundlich hin,
Und macht' auch oft durch Spenden süßer Kuchen
Dem Etegant beherzten Sinn,
Sein Liebesheil noch weiter zu versuchen.
Doch leider fand dazu sich weder Zeit noch Ort;
Der alte Hauspapa stand immer auf der Lauer
Und hütete sein Schätzchen fort und fort,
Wie einen Vogel in dem Bauer.

Magister Schlaukopf sah bald, wo die Zäume hingen, und spielte gegen den einfältigen Spießbürger, um ihn sicher zu machen, den geschwornen Weiberfeind. Uebrigens ließ er kein Mittel unversucht, sich in seine Gunst einzuschmeicheln. Er weidete sein Ohr mit schauerlichen Gespenstermährchen und erzählte ihm Geisterbeschwörungen des berüchtigten Grafen Cagliostro und seiner Jünger. Bei dem Allen aber blieb der mißtrauische Keuschheitswächter selbst ein so hartnäckiger Geist, daß er sich nicht auf fünf Minuten aus seinem Hause verbannen ließ, ohne den Schatz, den er bewachte, mitzunehmen. Er blickte sogar, wenn ihn sein sternkundiger Hausgenosse auf ein angebliches Wunderzeichen in den Wolken oder ein Gestirn aufmerksam machte, nur mit einem Auge gen Himmel und

behielt das andere auf der Erde, um nicht selbst unter die Himmelszeichen als Widder versetzt zu werden.

Aber seine Wachsamkeit konnte doch nicht verhindern, daß man in einer geheimen Correspondenz über diese Standeserhöhung berathschlagte. Der verliebte Gelehrte klagte seiner Dame, daß die Brennspiegel ihrer Augen sein Herz in Brand gesteckt hätten. Sie bedauerte das höchlich und ermahnte ihn: Er möge nur selbst die ersten Feueranstalten treffen, und den Klotz, der ihr den Weg zur Brandstätte versperre, mit guter Manier auf die Seite schaffen. Dann sey sie bereit, eine ganze Nacht an Löschung der von ihr verwahrlosten Flamme zu arbeiten.

So lange die Welt steht, war wohl Niemand in einem brennenden Hause so vergnügt, als jetzt der selbst brennende Magister. Er durchsuchte jeden Winkel seines Gehirns, um einen Hebel zu Wegwälzung des anstößigen Klotzes zu finden; oder — um deutlicher zu reden — er zerbrach sich den Kopf, wie er es anfangen wollte, den Zimmermeister auf eine Nacht aus dem Ehebette zu verdrängen.

Das geschah just um die Zeit, als ein lächerliches Angstfieber, womit der Stolpner Chroniken- und Historienkalender auf das Jahr 1785 mein liebes Vaterland, besonders dessen Haupt- und Residenzstadt angesteckt hatte, auf den höchsten Grad gestiegen war. Er enthielt nämlich, unter andern Lügen von Wind und Wetter, Krieg und theurer Zeit, die einfältige Prophezeihung:

„Daß die den 12. Juni erfolgende Zusammenkunft des Jupiters mit dem Mars eine merkwürdige, entscheidende Begebenheit bedeute, die allem Elend ein Ende machen solle.“

Darunter verstanden nun die ländlichen und städtischen

Kalendergläubigen, — welche, wie der hypochondrische Karl von Carlsberg, dessen Abenteuer damals stark gelesen wurden, die Welt für ein finsteres, von dem Wurme des menschlichen Elends ganz durchnagtes Gebäude hielten, — nichts geringeres, als den jüngsten Tag. Wenigstens besorgten sie eine große Revolution der Erde, bei der es nicht minder an Haut und Haar gehen könne.

Pox Hagel; da entfiel der Muth
Den schwachen Köpfen, schlecht und gut
Bedeckt mit Aexeln, Mütz' und Hut,
Mit Hauben und Kornetten.
Sie kollerten, voll Herzensdrang
Und Furcht vor Weltenuntergang,
Sich schlaflos in den Betten.

Viel gute Leute zagten stumm
Und gaben nicht heraus: warum?
Doch Andre hielten, herzlich dumm,
Die ehrlichen Planeten
Für Riesen, meilenlang und dick,
Die sich mit Renommistenblick
Den Himmelsweg verträten.

Nun glaubten sie: Wenn keinen Strich
Der Eine vor dem Andern wich,
So barten wohl am Ende sich
Die störrischen Herrn Vettern;
Dann fiel der schwächst' uns auf den Kopf,
Und würde, klirr! wie einen Topf,
Das Erdenrund zerschmettern. —

Je näher nun der Tage Flug
Die Zeit der Riesenfehde trug,
Je heftiger und banger schlug
Das Tiktak vieler Herzen.
Still, wie ein Grab, ward manches Haus,
Wo sonst ertönte Saus und Braus
Von Sang und Klang und Scherzen.

Hinaus auf Dörfer floh sogar
Von Städtern eine große Schaar;
Kein Miethgeschirr, kein Postpferd war
Mehr in der Stadt zu haben,
Und mancher Waghals, der noch blieb,
Ließ seines Herzens Lieblingstrieb
Rasch ohne Zügel traben.

Der Freßling A fraß noch einmal
Sechs hochgethürmte Teller kahl,
Und seinen Wanst so hart wie Stahl.
In der Allee von Linden
Schlich B bei düstrer Lampen Schein
Um ein mitleidig Schwesterlein
Zur letzten Nacht zu finden.

Frau C, von Todesangst gedrückt,
Doch schön wie eine Fee geschmückt,
Nahm Abschied, neidisch angeblickt,
Bei jeder Promenade.
Am Arm hing ihr, schlank wie ein Aal,
Herr D mit, ach! zum letztenmal
Derb ausgestopfter Wade.

Die Jüngferchen E, F, G, H,
Die sittsam wie Lukrezia
Sich keinen Spinginsfeld zu nah
In Liebe kommen ließen,
Ergaben sich — und dachten: Hum!
Wird Alles aus, wer kann den Ruhm
Der Keuschheit noch genießen?

Herr J, das kriechende Insekt,
Das Hochgeschmack darin entdeckt,
Wenn es der Großen Speichel leckt,
Bat mit gekrümmtem Leibe
Und Westenkuß den Grafen K,
Daß er in jener Welt doch ja
Sein gnäd'ger Gönner bleibe! * —

* Diese Verse werden vielleicht manchem Leser bekannt scheinen und mich bei ihm in den Verdacht eines gelehrten

In dem Hauſe des Zimmermeiſters waren die Stimmen über die Drohung des Kalenderfabrikanten ſehr getheilt. Der Magiſter, ein arger Freigeiſt, ſpöttelte darüber; die junge Frau war ohne Sorgen, da ſie ihren Liebling ſo heiter ſah; aber der Hausherr wartete mit Furcht und Zittern der Dinge, die da kommen ſollten.

Das brachte den loſen Vogel, der bei ihm niſtete, auf die Idee, ihn in derſelben Nacht, da er unter die himmliſchen Heerſchaaren aufgenommen zu werden hoffte, unter die Legion der betrogenen Eiferſüchtigen zu verſetzen.

In dieſer Abſicht nahm er ohngefähr eine Woche zuvor ein ganz beſonderes Weſen an: enthielt ſich aller Spöttereien über den Almanachspropheten, und ſtieß tief geholte Seufzer aus, wenn ſein muthloſer Wirth davon zu reden anfing.

Dieſe Rolle ſpielte er drei Tage; dann rückte er ſeinem Ziele näher, verſchloß ſich, wie ein Einſiedler, in ſein Stübchen, und ließ ſich nicht hören und ſehen.

Der Zimmermann vermißte ſeinen lieben Mährchenerzähler in den erſten vier und zwanzig Stunden, und fragte ſeine Hausehre, ob ſie nichts von ihm wiſſe?

„Was geht mich der Magiſter an?“ antwortete ſie ſchnippiſch: „Soll ich ihn hüten? die Magd hat ihm heute früh Thee bringen wollen, aber ſeine Thüre feſt verriegelt

Diebſtahls bringen. Aber ich habe nur mich ſelbſt geplündert; denn ſie ſind wirklich mein Machwerk, ob ſie gleich in der Quarralſchrift für ältere Literatur und neuere Lektüre im dritten Hefte des dritten Jahrgangs ohne meinen Namen gedruckt ſtehen. Uebrigens wird mich die daſelbſt von einer andern Feder beigefügte, hiſtoriſche Erläuterung gegen den Vorwurf, als ob ich meinen Landsleuten eine kleine Lächerlichkeit blos angedichtet habe, ſattſam vertheidigen.

gefunden. Sie hat geklopft, er hat nicht aufgethan; das ist Alles, was ich weiß. Uebrigens mag er schlafen, oder todt seyn, was kümmert's mich? —"

„Aber mich kümmert's," entgegnete er, und eilte nun selbst an die Thüre des verschlossenen Museums. Er klopfte — Niemand ließ ihn ein; er rief — Niemand antwortete; endlich bediente er sich der hausherrlichen Macht des Hauptschlüssels, aber ein inwendiger Riegel verwehrte ihm den Eingang. Da lief ihm ein eiskalter Schauer über den Nacken. Er glaubte nun nichts gewisser, als einen Selbstmörder im Hause zu haben, und hob sofort mit einer Brechstange die Thüre aus den Angeln.

Welch Schauspiel! In der Diele Staub
Saß der Magister, stumm und taub,
Und starrte bald die Wolkenbahn
Und bald den Zimmermeister an;
Das Haar hing wild ihm um die Stirn,
Als rappelt' es in seinem Hirn.

Der Alte schrie ihm in das Ohr
Und hob ihn von der Erd' empor;
Er schüttelt' ihn wie einen Baum,
Um ihn zu wecken aus dem Traum;
Er spritzt' ihm Wasser ins Gesicht:
Doch nichts verfing bei'm armen Wicht.
Er blieb im Tiefsinn ganz verloren,
Und starr und steif, als wie gefroren.

Doch endlich zog des Rapplers Mund
Sich wellenförmig, schief und rund,
Und diese Tollhausmiene war
Vorläuferin von einem Paar
Pfundschweren Seufzern, die nun schallten,
Und wie Pistolenschüsse knallten.

Zimmermeister. Armer Herr Magister, besinnen Sie sich doch! was fehlt Ihnen?

Magiſter (löst wieder ein Piſtol).

Zimmermeiſter. Haben Sie ganz Sinn und Sprache verloren? Vertrauen Sie mir Ihren Zuſtand! — Nun?

Magiſter. Wehe! Wehe!

Zimmermeiſter. Das erſte Wort, das Sie ſagen, iſt ein Donnerwort. Rufen Sie es über ſich oder mich?

Magiſter. Ueber Sie, über mich, über das ganze Land.

Zimmermeiſter. Ach, warum?

Magiſter. Ich bin leichtſinnig geweſen, habe der Weiſſagung des Kalenders geſpottet, aber — aber —

Zimmermeiſter. Sind Sie nun endlich zur Erkenntniß gekommen?

Magiſter. Das bin ich.

Zimmermeiſter. Gott Lob!

Magiſter. Nun hören Sie, wie es zuging. Vor einigen Tagen hatte ich einen ſchweren Traum. Ich ſah die Fenſter des Himmels aufgethan und ein grenzenloſes, wogendes Meer. Am Ufer ſtanden tauſend und aber tauſend Engel, mit kriſtallenen Kannen in den Händen. Sie ſchöpften damit Waſſer des Meeres, und goſſen es herunter auf die Erde. Hier ſchwoll es an zu einer Fluth, die Häuſer und Bäume niederriß. Endlich brauste ſie auch zu mir herein, hob mein Bette, und heulende Wellen führten es davon. Jetzt weckte mich die Todesangſt; aber ich lachte mich ſelbſt darüber aus, und dachte: Träume ſind Schäume.

Zimmermeiſter. Ei, wer wird Alles ſo auf die leichte Achſel nehmen? Das iſt Freigeiſterei. Sie hätten ein Traumbuch nachſchlagen ſollen.

Magiſter. Das that ich freilich nicht; doch ſtanden mir die geſchäftigen Engel mit den Waſſerkannen immer

vor Augen, und ich war daher, wie Sie werden bemerkt haben, ernsthafter, als sonst. Endlich weckte mich gestern um Mitternacht eine Geisterstimme, die mir zurief: „Wache auf, wache auf, der Du so leichtsinnig schläfst, und lies Dein und Deiner Brüder Schicksal in den Sternen!“

Zimmermeister. Hu! mir schauert die Haut.

Magister. Auch ich verließ zitternd mein Lager und blickte furchtsam hinauf zum Himmel. O Freund, was sah ich? Eine schreckliche Stellung der Gestirne, die den unvermeidlichen Untergang der Welt durch eine neue Sündfluth ankündigte.

Zimmermeister. Ach, daß sich Gott erbarme!

Magister. Der ehrliche Kalenderschreiber hat Recht. Es werden auf den zwölften dieses Monats plötzliche Wolkenbrüche fallen, gegen welche die Sündfluth der Vorzeit nur ein Fingerhut voll Wasser war. Binnen einer Stunde wird die ganze Welt, wenigstens unser theures, werthes Land, mit Mann und Maus untergehen.

Zimmermeister. Das haben wir mit unsern Sünden verdient.

Magister. Wohl wahr.

Zimmermeister. Da gibts nichts, als Bälle, Komödien und Opern —

Magister. Und obendrein noch etliche Privattheater.

Zimmermeister. Gegen welche die liebe Geistlichkeit Anfangs genug geeifert hat. Aber man achtet die ehrwürdigen Herren nicht mehr.

Magister. Leider!

Zimmermeister. Sie können jetzt über ganze, lange Straßen im Priesterrocke gehen, ohne daß ein Mensch vor ihnen den Hut zieht.

Magister. Alles wahr.

Zimmermeister. Ich bücke mich vor Küstern, Glöcknern und Balkentretern, weil sie zur Kirche gehören.

Magister. Eine lobenswürdige Devotion.

Zimmermeister. Durch die ich mir gewiß eher eine Treppe in den Himmel gebaut habe, als Andere, die schönen Frauenzimmern zunickten.

Magister. Jetzt trafen Sie den Nagel auf den Kopf. Das ewige Schnäbeln, Liebeln und Bübeln zieht uns hauptsächlich das schreckliche Strafgericht auf den Hals.

Zimmermeister. Und hiezu kommen die neuen, abscheulichen Moden. Gehen nicht Männer und Weiber mit wollüstig fliegenden Haaren, und buntscheckig gekleidet, wie Harlekine? Lacht man nicht über gesetzte Leute, die in der bescheidenen Tracht der frommen Urgroßväter einhergehen und sich durch Perücken den Dienern Gottes gleich zu machen suchen? Lacht man nicht laut über sie?

Magister. Das habe ich hundertmal gesehen und gehört. Dafür werden aber auch jene Modepüppchen von der Fluth zuerst ergriffen, und sammt ihrer lustigen Garderobe in den Abgrund der Vernichtung hinabgeschwemmt werden.

Zimmermeister. Kein Prophet wird mehr geachtet, keine Hexe mehr verbrannt; Teufel und Gespenster werden geläugnet; die heutige Welt weiß das Alles besser, das Ei ist klüger, als die Henne. Sogar den Schöpfer meistert man. Er gab uns nicht Flügel, wie den Vögeln; aber dennoch wollen wir fliegen, bauen uns Luftschiffe, und —

Magister. Still! (Er haſcht eine Fliege, hält ſie ein Weilchen an's Ohr, läßt ſie dann wieder fliegen, und klatſcht freudig in die Hände.) Triumph! Wir ſind geborgen!

Zimmermeister (mitleidig). Armer Herr! Ihr Raps kommt wieder.

Magister. Nichts weniger.

Zimmermeister. Aber die plötzliche Freude —

Magister. Ist eine Folge der jetzt erhaltenen angenehmen Nachricht, daß unsere beiderseitige Rettung von dem allgemeinen Wassertode nicht allein möglich und wahrscheinlich, sondern völlig gewiß ist.

Zimmermeister. O bester Freund, wie?

Magister. Erinnern Sie sich noch, daß ich manchmal ein Wörtchen von der Möglichkeit des Umganges mit Geistern gegen Sie habe laufen lassen?

Zimmermeister. Recht wohl; und Sie werden auch wissen, daß ich Sie oft bat, mir das Geheimniß der Citation zu entdecken; allein Sie gaben vor, Sie wüßten es selbst nicht.

Magister. Damals war diese Verläugnung nöthig. Wie leicht hätten Sie es nicht weiter gesagt, und dadurch verursacht, daß alle Menschen vor mir, als einem Schwarzkünstler, geflohen wären? Nun aber bedarf ich dieser Vorsicht nicht mehr; ich gestehe Ihnen also, daß ich wirklich einige Macht über Geister besitze, und eben jetzt zu Ihrem und meinem Vortheile davon Gebrauch gemacht habe.

Zimmermeister (sich bekreuzend). Alle guten Geister —

Magister. Loben Gott den Herrn; die meinigen auch. Fürchten Sie sich nicht! Es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden, ob Sie gleich in diesem Augenblicke mitten im Zirkel der Geister stehen.

Zimmermeister (bekreuzt sich wieder, und macht mit schüchternem Umblicken einen krebsartigen Rückzug nach der Thüre).

Magister. Gut! dort sind Sie am sichersten, und können die Fortsetzung meiner Geschichte ruhig anhören. Ich blieb bei der gehabten nächtlichen Offenbarung von

der neuen Sündfluth stehen. Nun werden sie wohl glauben, daß mich die Furcht vor einem so nahen Tode schrecklich peinigte: daher entschloß ich mich, das Heer meiner dienstbaren Geister herbeizurufen und von denselben ein Rettungsmittel zu erforschen. Damit war ich noch beschäftigt, als Sie bei mir — im eigentlichen Wortverstand — mit der Thüre in's Haus fielen, und Sie werden nun den Zustand, in dem Sie mich antrafen, erklären können. Auf meinen Wink verwandelten sich sogleich die anwesenden Geister in die Gestalt gemeiner Stubenfliegen, und sind noch unter dieser körperlichen Hülle gegenwärtig.

Zimmermeister (steht starr wie eine Bildsäule, und wagt nicht, Athem zu holen, weil sich ihm just eine Fliege auf die Nase setzt).

Magister (es bemerkend). Hah! der Oberste meiner Geister, der mächtige Fitzliputzli, macht Ihnen seinen Besuch. Scheuen Sie sich nicht vor ihm! Er ist sehr gut gegen Sie gesinnt, und war es, der mir vorhin die angenehme Nachricht von unserer Erhaltung brachte.

Zimmermeister (nachdem ihn die Fliege wieder verlassen hat). Puh! Es war, als ob mir eine glühende Kohle auf der Nase läge. Nun, worin bestand seine Botschaft?

Magister. Er sprach:

„Herr und Meister sage nicht!
Dich zu retten, ist uns Pflicht.
Dir und noch zwei andern Seelen,
Die Du selber kannst erwählen,
Netzt kein Haar die Todesfluth,
Wenn Ihr, was ich sage, thut.

Tags vorher, eh' die Gewässer
Kommen, — dem Kalender nach, —

Hängt drei wohl gepichte Fässer
Unter dieses Hauses Dach,
Und bestriget sie gemach,
Ohn' ein Wort aus Euerm Munde
Und ohn' eines Menschen Kunde,
In der zehnten Abendstunde.

Doch vergesset in der Eil'
Nicht ein scharf geschliff'nes Beil,
Um damit im Augenblicke,
Wenn der Wogendrang Euch hebt,
Zu zerhauen alle Stricke,
Woran Euer Schifflein schwebt.

Habt Ihr Euch so flott gemacht,
Dann ist Alles gut vollbracht.
Ich und meine Geisterlein
Werden Ruderknechte seyn,
Und Euch sorgsam gondeliren,
Bis die Fluthen sich verlieren."

Zimmermeister. Ei, ei, diese Schifffahrt ist mir bedenklich!

Magister. Sorgen Sie nicht! Mein Fitzliputzli ist gewiß ein vortrefflicher Steuermann, und scheint mit dem Wasser schon lange bekannt zu seyn; wenigstens schmecken seine Verse sehr nach diesem Elemente.

Zimmermeister. Ich armer Mann! Was soll ich anfangen? Da kein anderes Rettungsmittel vorhanden ist, so muß ich mich freilich auf Sie und den Herrn ††† Fitzliputzli verlassen.

Magister. Nun eilen Sie, Freund, und schaffen Sie ganz in der Stille drei tüchtige Wannen herbei, welche zu unserem Behuf brauchbarer seyn werden, als Fässer, die der Geist — vermuthlich nur des Reims wegen — verordnete. Die Gefässe müssen aber Wasser halten, und so

lang seyn, daß man bequem darin liegen kann. Also — verstehen Sie mich recht; — drei Wannen. Eine für Sie, eine für mich, und eine — für den Kalendermacher.

Zimmermeister. Wie? Für den Kalendermacher?

Magister. Ja, um das ihm angethane Unrecht, indem ich ihn für einen Narren und Lügenpropheten erklärte, durch Rettung seines Lebens zu vergüten. Ich kenne den ehrlichen Mann ganz und gar nicht, weiß nicht einmal seinen Namen; daher will ich stracks eine Stafette nach Stolpen an den Verleger des Kalenders abfertigen und mich bei ihm nach dem Autor erkundigen.

Zimmermeister. Liebster Herr Magister, warum wollen Sie nicht die dritte Wanne meiner armen Frau gönnen? Ich weiß, Sie sind ein Weiberfeind, aber ich bitte Sie, so schön ich bitten kann, erbarmen Sie sich meines guten Hannchens. Ich kann und mag ohne sie nicht leben. — Bedenken Sie doch auch Ihr Gewissen! Wollen Sie denn, daß das ganze weibliche Geschlecht aussterben und nicht Eine übrig bleiben soll?

Magister. Würde wohl viel dabei verloren seyn? *

Zimmermeister. O! Sie haben ein steinernes Herz, wollen mich martern —

Magister. Gut; Ihr Wille geschehe! Die Reue wird aber nachfolgen. Wenn Sie einst nach wieder vertrockneter Fluth in gemeinschaftlicher Regierung mit mir und dem Kalendermacher über die ganze ausgestorbene Welt als Kaiser herrschen könnten, dann werden Sie — Sie allein — unter dem Pantoffel eines Weibes stehen. —

* Hier übertreibt der Herr Doktor der Philosophie seine Rolle, und ich glaube nun fast, daß es wirklich ein wenig mit ihm rappelt.

Daß Ihro Majestät nur alsdann nicht kommen, und mit Ihr Hauskreuz klagen wollen!

Zimmermeister. Nein, nein.

Magister. Nun so gehen Sie und setzen unsere Barken in segelfertigen Stand!

Der künftige Kaiser mit der Krone von Hobelspähnen lief jetzt zu seiner Gemahlin und erzählte ihr, was sie lange schon wußte, aber mit dem größten Erstaunen erst diesen Augenblick zu hören schien. Sie machte tausend Einwendungen gegen die Seereise, entschloß sich erst auf dringendes Bitten dazu, und versprach, für Schiffsproviant auf etliche Tage zu sorgen.

Er rüstete nun unter Beten und Singen die Flotte aus, und zimmerte in dem Giebel seines Hauses, das in der Vorstadt lag und nur ein Stockwerk hoch war, ein geräumiges Loch, wodurch sie auslaufen sollten. Der Magister durfte nicht einen Augenblick von seiner Seite, um ihm die Fliegen abzuwehren, die er noch immer für Geister hielt. Sobald sich eins dieser unschuldigen Thierchen auf den oder jenen Theil seines Körpers niederließ, erstarrte er, wie von einem Zauberstabe berührt, und ward nicht eher wieder lebendig, bis der Magister den geflügelten Kobold verscheucht hatte.

Am Mittage des eilften Juni hing die Flotille segelfertig am Anker. Jetzt schlug der pfiffige Fliegenvogt seiner Reisegesellschaft vor, den verlornen Muth im Weinglase wieder zu suchen. Der Alte wollte nicht daran, weil er es für unschicklich hielt, diesen wichtigen Tag durch den Becher der Freude zu entheiligen. Der bibelfeste Theolog hob aber seine Bedenklichkeit bald, indem er ihm vorstellte: Da der Archenbauer, Vater Noah, dem er so ganz gleiche, den ersten Weinstock gepflanzt habe, so sey es ihm, Noah

dem Zweiten, nicht unanständig, von diesem Gewächs zu trinken.

Man setzte sich, um mit bescheidnen Lippen
Ein Fläschchen Meißner auszunippen.
Das alte Weinchen war so mild,
Daß Noah sich mit ihm bekannter machte
Und an die Sündfluth kaum noch dachte,
Als er das zehnte Glas in zitternden Händen hielt.

Beherzt trank nun der gute Meister,
Bis er von aller Furcht genaß,
Und gar am Ende gegen Geister
Den schuldigen Respekt vergaß.
Selbst Fitzliputzli, der auf seinem Nasenthurme
Sich noch einmal zu lagern unterstand,
Ward jetzt, als wär' er nur ein Lump von einem Wurme,
Erschlagen durch des Zechers Hand.

Nun war es hohe Zeit, ihn einzuschiffen. Stand man länger damit an, so würde es ihm entweder an körperlicher Kraft gefehlt haben, mittelst einer Treppenleiter an Bord zu gelangen, oder — was noch mehr zu befürchten war — die Aufklärung des Weins wäre vielleicht so hoch gestiegen, daß er die ganze Sündfluth für eine Fabel gehalten und sich gar nicht zur Einschiffung bequemt hätte.

Indem es ihm also am besten schmeckte, wurden Flaschen und Gläser weggeräumt, und die Gesangbücher geholt, um durch einige Kreuz-, Anfechtungs- und Sterbelieder seinen Uebermuth wieder zu demüthigen.

Das Mittel schlug an. Er weinte wie ein Kind, und stieg die Treppe zu seiner Gondel mit eben so zerschlagenem Herzen hinauf, als ein armer Sünder die Leiter zum Hochgerichte.

Seine Gefährten krochen nun auch mit schwer und müh-

sam unterdrücktem Lachen in ihre Fahrzeuge. Alles war todt und stille. Der erste Laut, der sich nach Verfluß einer Stunde hören ließ, war die Stimme des Schlafs, der den berauschten Noah überwältigt hatte.

Dieser sonst widerliche Ton gab dem lauschenden Magister ein längst erwartetes, angenehmes Signal, seine Kajüte wieder zu verlassen. Er stieg auf leisen Socken die bei ihm stehen gebliebene Treppenleiter herab und trug sie unter den schwebenden Aufenthalt seiner Geliebten, die auf diesem Wege zärtlich in seine Arme flog.

Das glückliche Paar hielt sich nun nicht länger unter dem Sparrwerke des Hauses auf, sondern schlich in ein Kämmerlein des Erdstocks herab, um in dem dastehenden Bette ein bequemeres Plätzchen zu Umarmungen zu finden.

Bis gegen Mitternacht pflegten sie ungestört der Liebe.

Doch schnell zerreißt der Küsse Faden
Durch ein Geräusch am Fensterladen,
Und eine Stimme girrt herein:
„Schön Weibchen, find' ich Dich allein?“

Frau (leise zum Magister). O Himmel! das ist der unausstehliche Advokat Blasius, der mir auf allen Tritten und Schritten nachgeht.

Magister. Der verdammte Kerl! Heißen Sie ihm, er soll sich packen.

Blasius (klopft wieder an den Laden):

Du holdes Täubchen,
Du süßes Weibchen,
Hörst Du mich nicht?

Frau (laut). Ich habe nichts mit Ihnen abzuthun, Herr Advokat! Hüten Sie sich, daß Sie nicht von meinem Manne, der bei mir schläft, gehört werden, sonst möchte Ihnen diese nächtliche Störung nicht zum Besten bekommen.

Blasius. Nur einen Kuß, mein zweites Leben!
Ich will dann gern zur Ruhe mich begeben.

Magister (leise). Wahre Advokatenverse.

Frau. Begeben Sie sich nur jetzt gleich zur Ruhe, mein Herr, und lassen Sie mich auch schlafen.

Blasius. O Engelsweib, nur einen Kuß!
Weil sonst der arme Blasius
Vor Deiner Thüre sterben muß.

Magister (brummend). Wenn's doch schon geschehen wäre.

Frau. Gehen Sie, Herr Advokat, oder ich wecke meinen Mann!

Blasius. Und wolltest Du den Donnergott erwecken,
Mich würde traun sein Blitz nicht schrecken,
Könnt' ich von Dir ein Küßchen schmecken.

Magister (leise). Ei, so wollte ich, daß der Teufel Dich und Deine schlechten Verse holte!

Frau (zum Magister). Ich werde dem Narren wohl den Mund mit einem Kusse stopfen müssen.

Magister. Nein, das gebe ich nicht zu.

Blasius. Ach! — ach! — ich liege nun schon in den letzten Zügen,
O Tigerherz, macht Dir mein Tod so viel Vergnügen?

Frau (leise). Wir werden ihn wahrlich die ganze Nacht nicht los, wenn ich ihm nicht seinen Willen thue.

Magister. Den soll er durchaus nicht haben; ich will ihn aber gleich abfertigen. Rufen Sie ihm jetzt zu, daß Sie ihm einen Kuß erlauben wollten, wenn er verspräche, nichts weiter zu verlangen, und sich dann gleich fort zu packen.

Blasius. Auf Deinen Lippen purpurroth
Blüht schön ein Kräutlein wider'n Tod.
O spend' es mir in meiner Noth!

Frau (laut). Seyn Sie nur ruhig, Sie erbärmliche Wehklage! Ich will Ihr Verlangen erfüllen; doch müssen Sie mir erst Ihr Wort geben, daß Sie alsdann ohne weitern Seufzen mein Haus verlassen wollen.

Blasius. Ich schwör's bei Deiner Augen Sternen,
Mich augenblicklich zu entfernen.

Nun entstieg der boshafte Magister dem Bette, und reckte unter Begünstigung einer egyptisch-finstern Nacht dasselbe Gesicht zum Fenster hinaus, das jene holländische Wirthin zum schwarzen Bock in Harlem ihren treulos gewordenen Kunden und der ganzen Welt bei Trompetenschall zeigte*

Der schmachtende Blasius, der gar nicht an die Möglichkeit einer so häßlichen Täuschung dachte und überdieß ein wenig benebelt war, drückte den zärtlichsten Kuß darauf und eilte seinem Versprechen treu von dannen.

Schon mancher weise Mann rieth seinen Erdenbrüdern,
Nicht mit dem Messer der Grübelei
Des Lebens Freuden zu zergliedern,
Weil ihr Skelett ein ekler Anblick sey. —
Herr Blasius hätt' auch sehr klüglich gehandelt,
Wär' er, zufrieden mit dem Kuß,
Und ohne darüber den Kritikus
Zu spielen, seine Straße gewandelt;
Allein er kettete Schluß an Schluß,
Und so vereinten sich hundert Sachen,
Ihm den gehabten Lippengenuß
Im höchsten Grade verdächtig zu machen.
„Ha!" rief er endlich aus: „was du ein Esel bist!
Du hast ein X für ein U geküßt!"

* Herr Penzel hat davon, der flachen Physiognomie ungeachtet, zu dem ersten Theile der Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich ein geistreiches Kupfer geliefert.

Er war so aufgebracht, daß er sich selbst mit einem Backenstreich bediente. Nun aber dürstete er auch nach Rache gegen den schamlosen Betrüger, der ihm diese falsche Waare untergeschoben hatte.

Ich will Dich brandmarken; Du magst seyn, wer Du bist! dachte er, und eilte zum flammenden Herde eines fleißigen Schmids, den er in der Nachbarschaft arbeiten sah. „Geschwind, lieber Meister, geschwind einen glühenden Stab Eisen! Frag' er nicht lange, wozu? Nur geschwind, geschwind!“

Der gefällige Vulkan stieß eine tüchtige Stange in die Kohlen, zog sie nach wenigen Minuten flammenroth und funkensprühend wieder heraus und übergab sie ihm. Er lief damit an's Fenster der Frau Zimmermeisterin zurück, klopfte und rief:

„Noch einen Kuß, du kleine Maus:
Ich stürme sonst das Haus.“

Der Magister, dem es herzlichen Spaß machte, seinen schmutzigen Nachdruck noch einmal als Originalausgabe zu verkaufen, ließ ihn nicht lange warten, sondern reichte geschwind das vorige Exemplar wieder zum Fenster hinaus. Aber der Advokat fuhr mit dem glühenden Eisen so derb über das Titelblatt hinweg, daß der Nachdrucker vor Schmerzen laut aufschrie: „Hülfe! Wasser! Wasser!“

Ueber diesen Nothschrei erwachte der Zimmermeister, und glaubte, das Wasser der Sündfluth komme. Daher hieb er rasch, um sich flott zu machen, die Ankerseile seines Fahrzeugs entzwei, und es strandete krachend auf dem Boden. Der gesengte Magister wünschte sich jetzt nur ein paar kühlende Tropfen von der Sündfluth vergebens. Er muß aber doch bei aller Pein, die ihm sein Brandschaden

verurſachte, noch Gegenwart des Geiſtes behalten haben, die Verwirrung im Hauſe, welche ſchon die Nachbarn herbeilockte, auf eine gute, mir jedoch unbekannte Weiſe zu ſchlichten; denn er hat nun eine Pfarre bekommen, und zwiſchen ſeinen Wirthsleuten iſt keine Eheſcheidung erfolgt.

Klärchen.

Ein verliebtes Pfäfflein ward jüngst von einer der zwölf klugen Jungfrauen, die in der kaiserlichen freien Reichsstadt Goslar einen Almanach für Liebende und Nichtliebende herausgeben, lustig angeführt. Die Correkturbogen des Minnebüchleins haben eine weite Reise zur schönen Schriftstellerin, von der wir sprechen.

Denn Klärchen wohnt im Baierland,
Im Paradies der Pfaffen,
Die gern, wie aller Welt bekannt,
Nach hübschen Mädchen gaffen.

Ein solcher Wicht mit Doppelkinn
Und Schmeerbauch fand Behagen,
Der Almanachsverfasserin
Von Liebe vorzujagen.

Die kluge Jungfrau aber schrieb
An ihrem Werkchen fleißig,
Und that oft, wenn der Tagedieb
Sie störte, wild und beißig.

Ihr folgte dennoch auf der Spur
Der brünstige Geselle;
Denn ihn beschenkte die Natur
Mit einem Büffelsfelle.

Der schnödesten Verachtung Dolch
Drang nicht zu seinem Herzen;
Bei Hausverboten rief der Molch:
„Ei, ei, Mamsellchen scherzen!“ —

Die junge Federheldin sann
Auf Schwänke nun, den Pfaffen,
Der fühllos war bei Fluch und Bann,
Vom Halse sich zu schaffen.

Sie dachte: Ließ ich eine Nacht
Ihn auf der Gasse frieren,
So würde wohl sich sacht und sacht
Sein Liebesmuth verlieren.

Als nun das Pfäfflein wieder kam
Und dieß und das begehrte,
Da sprach mit jungfräulicher Scham
Die listige Gelehrte:

„Herr Pater, Hausbesuche muß
Ich mir im Ernst verbitten;
Ich habe tödtlichen Verdruß
Darüber schon gelitten.

Die lauschende Verläumdung macht
Von mir gar bittre Glossen:
Drum hab' ich mich vor ihr in Acht
Zu nehmen, fest beschlossen.

Wir wollen vor dem Angesicht
Der Welt uns nie mehr sprechen,
Es gibt ein Oertchen, wo uns nicht
Der Schmähsucht Wespen stechen.

Der Weg ist Ihnen doch bekannt
Zu Augustins Kapelle? —
Nun auf dem Kirchhof linker Hand
Ist die gemeinte Stelle.

Dort sollen Sie mich ohne Zorn
Und ganz gefällig finden,
Sobald des Wächters Ruf und Horn
Wird Mitternacht verkünden.

Mannshohe Fässer liegen da,
Worin man gut kann sitzen,
Um sich im Nothfall, so etwa
Ein Schneechen fiel, zu schützen.

Wenn dieses Plätzchen nicht gefällt,
Kann ich kein andres erdichten,
Und mag sonst nirgends in der Welt
Kein Wort mit Ihnen wechseln."

Das Pfäfflein erstaunte nicht wenig ob dieser Rede. Ein züchtiges Mädchen, das bisher immer die Vestalin spielte, lud ihn auf einmal zu einer nächtlichen Zusammenkunft in ein Faß ein, wo man sich doch wahrlich sehr nahe zusammenfügen mußte. — Was sollte er von diesem Einfalle denken?

Bald aber besann er sich, daß er mit einem weiblichen Genie, mit einer Schriftstellerin, zu thun habe, und nun kam ihm der Antrag nicht mehr wunderbar vor. Dergleichen Leute — dachte das einfältige Klosterschaf — suchen manchmal Ehre darin, Sonderlinge zu machen; du wirst also wohl, wenn du eine wollüstige Nacht genießen willst, der Genielaune nachgeben müssen.

Das that er denn auch, und empfahl sich unter der Versicherung, mit dem Schlage der zwölften Stunde auf dem Kirchhofe zu erscheinen. Die Jungfrau versprach es nicht minder; bat ihn aber, er möge sich nicht verdrießen lassen, ein oder zwei Stündchen auf sie zu warten, im Fall ihr etwa eine Verhinderung zustoßen sollte, pünktlich zu kommen.

Worthalten war, wie wir schon wissen, nicht ihr Ernst. Sie ging aber Abends zu einer vertrauten Freundin, die bei der Augustinerkapelle wohnte und auch mit am Liebesalmanach arbeitete. Hier brachten die Töchter der Musen erst einige Hefte ihres Manuscripts in Ordnung und lauschten dann hinter dem Vorhange, ob der Pater kommen und was er beginnen würde.

Sanft flimmerten oben die Lämpchen der Sterne,
Auch brannte des freundlichen Vollmonds Laterne;
So war, wie am Tage, das einsame Feld
Der schlummernden Todten bestrahlt und erhellt.

Kaum hatte die Glocke der Geister geklungen,
Da kam schon der pünktliche Pfaffe gesprungen;
Er wackelte zwischen den Gräbern herum
Und sah nach der schönen Scribentin sich um.

Bald fand er sechs umgestürzt liegende Tonnen.
Ha, dachte die Einfalt, nun hab' ich gewonnen;
Das schäkernde Mädchen, das liebend mich neckt,
Hat sicher und heilig darin sich versteckt.

Er säumte nun gar nicht, von einer zur andern,
Mit klopfendem Finger am Boden, zu wandern.
Er horchte; doch nirgends scholl Antwort heraus,
Kein Seelchen war in den fünf ersten zu Haus.

Schier sank nun die Hoffnung. Allein ihm ward besser
Beim Klopfen und Horchen am sechsten der Fässer;
Hier krabbelte was an der inneren Wand
Und sprach auch ein Wörtchen, das er nicht verstand.

Das Wörtchen, im Bauche des Fasses gesprochen,
War einem schwarzborstigen Rüßel entkrochen;
Es grunzte verdrießlich ein Schwein, das hier schlief,
Nachdem es sich Abends vom Stalle verlief.

Doch weil Phantaſeien oft Buhler bethören,
So glaubte der Pfaffe, ſein Liebchen zu hören.
„Ich kenne Dich,“ rief er, „trotz Deinem Gebrumm!“ —
Und ſprang zu der Mündung des Faſſes herum.

Er bog ſich zuſammen, um ohne Verweilen
Die enge Kajütte mit Liebchen zu theilen;
Da hob ſich vom Lager das Maſtſchwein empor
Und ſtürzte mit zornigem Grunzen hervor.

Schnell fuhr es ihm zwiſchen die Sicheln der Beine
Und trug ihn davon über Stock, über Steine:
Wie einſt man auf Hirſche die Wilddiebe band,
So ritt er, das Schwänzlein der Sau in der Hand.

Vergebens war Streicheln und Schmeicheln und Koſen;
Es diente nur, mehr noch die Sau zu erboſen.
Sie wirbelte blindlings herum ſich im Ring,
Weil ihr auf dem Rüßel der Pfaffenrock hing.

Nun mußte zuletzt durch die offenen Thüren
Des Kirchhofs ſie gar noch Beelzebub führen,
Und hin auf die Gaſſe, wo eben das Paar
Schöngeiſtiger Mädchen im Hinterhalt war.

Sie ſtemmten vor Lachen die Händ' in die Seiten,
Als ſie das unglückliche Pfäffchen ſahn reiten.
Schön Klärchen rief auch, als die Extrapoſt knapp
Am Hauſe vorbeiflog, vom Fenſter hinab:

„Herr Pater, Herr Pater, wohin ſo behende?
Nun traben Sie immer bis an der Welt Ende!
Die zärtliche Dame, die jetzt Sie entführt,
Iſt eine Geſellſchaft, die Ihnen gebührt.“ —

Drauf wälzte das Schwein ſich zum Schluß der Geſchichte
Im Straßenkoth weidlich herum mit dem Wichte,
Er floh nun, als jagt' ihn das hölliſche Heer,
Und ſtörte die Töchter der Muſen nicht mehr.

So entging Klärchen den Nachstellungen des Pfaffen, und erhielt dadurch rein und unbefleckt ihre jungfräuliche Keuschheit, die eine wesentliche Eigenschaft bei den Verfasserinnen des Almanachs der Liebe zu seyn scheint, weil sie sich derselben so laut auf dem Titel gerühmt haben.

Wäre Klärchen um dieses Kleinod gekommen und dadurch zu einer Mitarbeiterin am Kalender untüchtig geworden, so gab es doch immer noch eine schöne Gelegenheit, ihre schriftstellerische Laufbahn zu verfolgen. Sie konnte sich alsdann, wenn sie sich noch mit Ehren unter die Haube gebracht hätte, zu den zwei und vierzig deutschen Frauen schlagen, die ein Archiv weiblicher Hauptkenntnisse, unter dem Vorsitze Herrn Geißler's des Jüngern, herausgeben.

Wenn aber auch keine der zwölf Jungfrauen auf dem Wege der Keuschheit strauchelt, so fürchte ich dennoch, wir werden die Fortsetzung ihres Almanachs einbüßen. Denn es ahnet mir, daß Herr Magister Meese, der sich des Wohlklanges halber Doktor Masius nannte, und mit der Klingsöhrischen Buchhandlung zu Goslar, die das Handbüchlein der Liebe verlegt, zuletzt noch sehr vertraut war — es ahnet mir, sage ich, daß dieser berühmte Mann bei den zwölf Jungfrauen dieselbe Ehrenstelle bekleidet hat, die Herr Geißler noch jetzt bei den zwei und vierzig Frauen mit Ruhm verwaltet.

Nun aber ist Herr Meese todt. Es gibt zwar Leute, die mir einstreiten wollen, er lebe noch im besten Wohlseyn zu Goslar; allein ich glaube meinen Augen mehr, als ihren Worten. Ich habe sein urschriftliches Testament gesehen, und Testamente werden doch, wie bekannt, vor des Erblassers Tode nicht publicirt.

Der brave Mann hat vielen Leuten, die ihn gar nicht

kannten, schöne Legate vermacht, wovon ich einige Beispiele weiß. Man denke sich die Freude dieser Glückskinder! Sie erhielten auf einmal Briefe aus Goslar, mit der angenehmen Nachricht, daß bei einem dasigen Comptoir ein Testament liege, in dem sie mit einem ansehnlichen Kapitale bedacht wären; es sey aber ein Louisd'or zu Ablösung des Dokuments erforderlich. Mit Vergnügen überschickten sie das Bagatell, und erhielten hierauf eine vom Testator, Doktor Gottfried Lebrecht Masius, und drei Zeugen unterschriebene Urkunde, worin sich ein Geheimniß wider die Drehkrankheit der Schafe und folgende Erklärung befand: „Die Nutzungen dieses Geheimnisses wären jährlich so hoch, als die Interessen eines ausgeliehenen Kapitals von tausend und mehreren Thalern zu bringen; das Geheimniß sey daher als das Kapital selbst zu betrachten."

Schluß und Rechnung sind richtig. Sollten sich nun die Herren Erbnehmer — wie doch billig wäre — aus Dankbarkeit vereinigen, ihrem Wohlthäter ein Monument setzen zu lassen, so habe ich unmaßgeblich folgende Inschrift dazu entworfen:

Hier ruht Herr Meese, der bei allen
Drehkranken Schafen sich als Leibarzt Ruhm erwarb;
Doch von der Drehkrankheit war er selbst so befallen,
Daß er nun endlich daran starb.

Stille Rache.

Die süßesten Freuden des Erdenlebens, die Freuden der Liebe, genoß Graf Guido zu Neapel in den Armen einer schönen, tugendhaften Gemahlin, um die ihn alle Männer beneideten.

Aber wie oft ein Paar Tauben, indem sie sich zärtlich schnäbeln, durch einen Raubvogel getrennt werden, so ging es auch dem Grafen, bevor noch der dritte Monat seiner glücklichen Ehe verfloß.

Es war Faschingszeit. Halb Neapel entschlug sich seinen Geschäften, und lief unter tausendfältigen Mummereien der Freude nach. Selbst der König Alphons, der verliebteste Prinz seiner Zeit, fand jetzt nicht für nöthig, mit ernsthaften Kabinetsräthen in seinem Palast zu arbeiten, sondern durchstreifte in arkadischer Schäfertracht die Gassen, und beehrte sogar verschiedene Häuser, in denen er liebenswürdige Bewohnerinnen wußte, mit seinem Besuch.

Auf dieser empfindsamen Reise kam der Arkadier denn auch in das Haus des Grafen, der ihn mit einem köstlichen Bankett bewirthete. Der dicke, gräfliche Koch dampfte wie der Vesuv; denn er hatte schleunig alle Leibes- und Seelenkräfte — so viel nämlich von den letztern in der Küche nöthig sind — aufgeboten, um für den hohen Gast ein recht leckeres Mahl zu bereiten.

Allein, indem er sich jeden Augenblick der feierlichen Ernennung zum königlichen Mundkoch dafür gewärtigte, kamen von Zeit zu Zeit die bei der Tafel aufwartenden Bedienten als Couriers mit den traurigen Depeschen an: Daß Ihro Majestät fast jede Schüssel unberührt vorbei gelassen, und selbst in der Aalpastete, — durch die Meister Koch unsterblich zu werden dachte, — nur gestochen habe. Verzweiflungsvoll ergriff er einen Bratspieß, um sich damit in den Biographien der Selbstmörder unter der Rubrik: „wegen nicht erkannter Verdienste," einen Platz zu verschaffen. Seine Wuth war groß, aber nicht blind; denn er schielte gar wohlbedächtig unter dem Dache seiner Augenbraunen hervor und herum, ob denn Keiner der gegenwärtigen Gaffer das Unglück verhüten und ihm in den Arm fallen würde. Da ihm nun Niemand die Gefälligkeit that, so stellte er das Mordeisen langsam wieder an seinen Ort und murmelte blos in den Bart: „Der liebe Herr weiß nicht, was gut schmeckt." — „Weiß nicht, was gut schmeckt," war der Wiederhall von den Lippen der Küchensubalternen; und sicher würde das Urtheil der Topf- und Tiegelfakultät über den armen Alphons noch härter ausgefallen seyn, wenn sie gewußt hätte, was wir wissen: daß nämlich ein ganz anderer König, als er, daß Friedrich der Große, eine gute Tafel, vorzüglich die Aalpasteten, bis an seinen Tod liebte, und durch der letztern übermäßigen Genuß sogar die Heilkräfte des berühmten Löwenzahns schwächte *.

Unsere Erzählung hat sich fast zu lange beim Heerde verweilt; allein die Reise um den dicken Bauch des Pastetenkönigs war nicht eher zu enden. Wir wollen nun

* Laut der Fragmente des Ritters von Zimmermann über Friedrich den Großen, im dritten Bande.

gleich seinen räucherigen Staat auf immer verlassen, wenn wir ihm vorher kund und zu wissen gethan haben, daß er sehr windschief urtheilte, indem er Alphonsen eines schlechten Geschmacks beschuldigte.

Eben sein feiner, geläuterter Geschmack war die Ursache des Mangels an Eßlust. Bei der freien Wahl, unverwandt auf den Teller oder einer schönen Frau in die Augen zu sehen, zog der königliche Schäfer das geistige Vergnügen dem körperlichen vor. Angehende Verliebte brauchen, wie bekannt, so wenig Nahrung, als eine Grille, die ein Thautropfen sättiget; und das war der Fall beim Könige, den die Gräfin bezaubert hatte.

Sein Herz, das gewöhnlich schnell Feuer fing, aber auch oft in der nächsten Stunde wieder kalt ward, fühlte jetzt das Entstehen einer mächtigern Glut. So hatte noch kein Weib ihm gefallen; die Hälfte seines Königreichs wäre ihm um einen Kuß feil gewesen.

In der folgenden, schlaflosen Nacht war sie sein einziger, langer Gedanke, ihre Gegenliebe sein höchster Wunsch; und er beschloß, um sie bald auf eine schickliche Art wieder zu sehen, dem Adel der Stadt an einem der nächsten Tage eine Fête zu geben.

Es geschah. Hundert Reifröcke rauschten zur Thüre herein, ohne vom Könige bemerkt zu werden. Er hatte nur Augen für seine schöne Gräfin, eröffnete mit ihr den Ball und glaubte — wie denn Liebhaber immer mit Luchsen um die Wette sehen — das Aufglimmen eines Fünkchens Gegenliebe bei ihr zu entdecken. Nachdem er den ganzen Tag jeden Zug ihres Angesichts studirt hatte, schmeichelte er sich, diese etwas unleserliche Schrift ganz und so zu verstehen, daß man ihn erhören würde, wenn der Graf nicht im Wege stünde.

Einen lästigen Mann auf die Seite zu schaffen, ist den Königen ein Spiel. Doch macht es Alphonsen Ehre, daß er den Grafen nicht durch einen Uriasbrief, sondern durch den Auftrag einer ehrenvollen Gesandtschaft nach Rom entfernte. Die Gräfin war über die Abreise ihres Gemahls in der That betrübt. Der König ermangelte jedoch nicht, die junge Strohwittwe fleißig zu trösten, und sie — ließ sich trösten. So sind die Weiber! Auch den Besten schmeichelt's, wenn ihnen ein Großer den Hof macht. In Kurzem dachte die Gräfin eben so ungern an die Rückkunft ihres Gemahls, als vorher an seine Abreise. Ihr königlicher Liebhaber war ihr so unentbehrlich geworden, daß sie tausend Plänchen entwarf, wie sie künftig auch die kürzeren Abwesenheiten ihres Mannes benutzen wollte.

Von diesen schönen Dingen verrieth nun freilich das Gesicht der listigen Frau nichts, als der Graf wieder aus seinem Reisewagen in ihre Arme flog. Unter ihren Küssen fast erstickend, hielt er sie für das treueste Weib unter der Sonne. Einige Freunde, die für seine Ehre besorgt waren, gaben ihm in der Folge wohlmeinende Winke. Er lachte, schalt sie leichtgläubig, und erklärte die ganze Sage für ein neidisches Weibermährchen. Dennoch blieb ihm ein Stachel im Herzen, der ihn aufmerksam machte. Seine stillen Beobachtungen überzeugten ihn auch bald, daß er — ein Mann wie andre Männer sey.

„Hum!“ sprach er mit sich selbst: „Ihro Majestät jagen also in meinem Gehege? Was soll ich thun? Etwa den Tollkühnen spielen, dem Raubschützen auf den Leib gehen und mein Leben gegen ihn wagen? Ha, das wäre auch ein treuloses Weib werth! Nein, nein, man lebt nur einmal, und ich will leben, um mich zu rächen. Also

Krieg, Herr König, Krieg! Und meine Losung sey: Gleiches mit Gleichem."

Die Königin war ein junges, schönes, herrliches Weib, und es ist zu bedauern, daß sie nicht eine Deutsche war und in unsern Tagen lebte, weil ihr dann gewiß der Herr Gallerieinspektor, Geißler der jüngere, einen Ehrenplatz in seiner Gallerie edler deutscher Frauenzimmer angewiesen und ihren Schattenriß, wo nicht auf die Nachwelt, doch wenigstens in einen Krämerladen gebracht hätte.

Seit sich der Graf von der Untreue seiner Gemahlin — deren Reize überdieß die Kraft der Neuheit für ihn verloren hatten, — überzeugte, wurden die Vollkommenheiten der Königin ihm immer heller und heller, und er war ganz mit sich einig, daß bei diesem Tausche mehr zu gewinnen, als zu verlieren sey.

Aber wie die Sache anfangen? Das war der Hauptknoten. Ihn durchzuhauen und mit einer unvorbereiteten Liebeserklärung gegen die Königin hervorzutreten, war kitzlich. Sicherer schien ihm der Weg, ihr vorher in einem namenlosen Briefe die Ausschweifung des Königs zu entdecken.

Er that es. Leichter Sinn und froher Muth waren vorzügliche Bestandtheile ihres Charakters. Die Nachricht von der Galanterie ihres Gemahls brachte sie weder um Appetit noch Schlaf, und hatte die einzige, allerdings sehr glückliche Wirkung, daß sie den Grafen, über den sonst ihr Blick unter dem Getümmel der übrigen Hofleute nur flüchtig wegglitt, von nun an schärfer in's Auge faßte, weil er ihr, als der Gatte ihrer Nebenbuhlerin, wichtiger geworden war. Sie sah einen jungen, blühenden Mann, dessen Gestalt eine Vergleichung mit dem Könige sehr wohl aushalten konnte; und fand in einer vier-

stündigen Unterhaltung mit ihm mehr Geist und Leben, als sie ein ganzes Jahr lang bei ihrem Gemahl bemerkt hatte. Der Graf spannte freilich alle Segel seines Witzes auf, um zu gefallen, und es gelang ihm so, daß die andern Hofherren über die ausgezeichnete Aufmerksamkeit, die ihm die Königin bei jeder Gelegenheit bewies, vor Neid bersten wollten.

Im Verlauf einiger Wochen sprachen die Augen über den Hauptpunkt von Tag zu Tag verständlicher, ohne daß der Mund ein Wörtchen dazu sagte. Endlich kam auch an ihn die Reihe, sich in das Spiel zu mischen.

Einsmals ward der Graf unvermuthet zur Königin gerufen und in ein Kabinet geführt, das die Liebe für ihre Geheimnisse angelegt zu haben schien. Die Königin hatte keinen Zug von Hoheit in dieses Feenzimmerchen mitgebracht, und empfing den Grafen in der besten, traulichsten Laune.

Königin. Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Graf, daß ich erst kürzlich eine etwas alte Neuigkeit erfahren habe, die uns Beide gleich stark interessirt. Rathen Sie!

Graf. Ich sinne vergebens. Geruhen Sie, Königin, mir das Räthsel zu lösen.

Königin. Sie wüßten also wirklich nicht, daß Ihnen der König die undankbare Ehre erzeigt, Ihre Gemahlin zu lieben?

Graf. Unmöglich! Wie könnte der glückliche Monarch, der seinen Thron mit der Königin der Schönheit theilt —

Königin. O des Schmeichlers und Heuchlers! Sie stellen sich so fremd und haben doch gewiß schon längst ihren Kummer in Elegien ausgehaucht; denn Sie sind Dichter, wie ich höre.

Graf. Zu ehrenvoll ist dieser Name für mich. Wenn

ich mir ihn anmaßte, müßte ich die zürnende Erscheinung von Homers beleidigtem Schatten fürchten.

Königin. Wortstreit, den sich die Gelehrten gar nicht abgewöhnen können. Aber Verse machen Sie doch?

Graf. Diese Tändelei gestehe ich.

Königin. Nun, lieber Tändler, so geben Sie mir etwas zum Besten!

Graf. Verzeihen Sie, Königin, noch nie ist mir ein Vers so geglückt, daß ich ihn für würdig achten könnte, von Ihnen angehört zu werden.

Königin. Die Bescheidenheit kennt man. Ihr Dichter macht es just wie ein junges Mädchen, das sich von seinem Liebhaber herzlich gern küssen läßt, doch allemal erst das Schürzchen vorhält. Keine Ziererei weiter, Herr Graf!

Graf. Ich gehorche; mein Gedächtniß bietet mir aber just nichts dar, als eine lustige Schnurre, die ich neulich gehört und in Reime gebracht habe.

Königin. Recht gut; ich liebe Schwänke.

Graf. Damit kann ich aufwarten. Der meinige heißt:

Der Vergleich.

Herzgute Freund' und treue Nachbarn waren
Sebastian und Veit,
Und beide so gescheidt,
Mit jungen Weibchen sich zu paaren.

Bei freundlichen Besuchen her und hin
Liebäugelte Herr Veit stark mit der Nachbarin,
Und Bastel lauerte, den Vogel zu erhaschen,
Oft an der Thüre Spalt;
Da sah er ihn denn bald
Verbot'ne Früchte naschen.

Halt, dacht' er, halt,
Ich will mich rächen;
Doch nicht mit Schießen, Hauen, Stechen,
Das gäbe nur der Stadt ein Weilchen Stoff zum Sprechen.

Er zog sich, schwebend auf den Zehn,
Weg von der Thür und ließ Herr Veiten
Ganz ungeneckt nach Hause gehn.
Dann sagt' er's seiner Frau, daß er die Zärtlichkeiten
Des Nachbars hell und klar gesehn;
„Doch," fuhr er fort, „der Streich soll nichts bedeuten,
Wenn Du mir folgst. Bestelle Veiten
Punkt zehn Uhr morgen früh zu Dir,
Verbirg ihn, wenn Du mich hörst an die Thüre schlagen,
Flugs in den großen Kasten hier,
Und thue dann, was ich Dir werde sagen." —

Die Frau gelobte zitternd an,
Das Alles treulich zu besorgen,
Und vor zehn Uhr am andern Morgen
Verließ sein Haus Sebastian.
Am Fenster stand Herr Veit, schon angethan
Mit einem neuen Modekleide,
Und Bastel rief zu ihm hinan:
„So zeitig schon in Gold und Seide?"
Ja, liebes Nachbarchen, ich will den Augenblick
Aufs nächste Rittergut verreisen,
Um in Gesellschaft da zu speisen. —
„So, so! Ich wünsche Glück!
Auch ich geh' aus der Stadt und komm' erst spät zurück." —

Auf wessen Grundgebiet gelegen
Das Landgut war, das wissen wir.
Der Eigenthümer ließ den guten Veit nun hier
Der Minne nicht gar lange pflegen,
Und meldete mit lauten Schlägen
Sehr bald sich wieder vor der Thür.

Ei, wie war Holland da in Nöthen!
Da half kein Fluchen, half kein Beten;

Der Minner mußte krumm und klein
Sich in den engen Kasten drücken,
Und Bastel trat mit unbefangnen Blicken,
Als wüßt' er nur ein Wort, ins Zimmer nun herein:
„Wie steht's, mein Kind, mit Deiner Küche?
Sie läßt mich doch wohl nicht im Stiche,
Wenn ich ein Gästchen bitten will?
Veit ging aufs Land, — er hat so immer seine Schliche —
Daheim sitzt seine Frau allein und mäuschenstill,
Und möchte doch vielleicht auch lieber
Ein wenig in Gesellschaft gehn;
Drum eil' und hitte sie herüber
Auf ein Gerichtchen Gerngesehn!"

Sie kam und ward mit einem Kusse
Von Basteln gleich begrüßt.
„Ei, ei, stehn wir auf so vertrautem Fuße?
Wie gut gelaunt doch heut Herr Bastel ist!" —
Indem verriegelt' er die Thüre.
„Herr Nachbar, pfui! was soll das seyn?" —
„Lieb' Weibel, still, laß Dein Geziere!
Ich bin Dir gut, und sieh, wir sind allein.' —
„Was muthen Sie mir an?" —
„Blos das, was meinem Weibe
Dein Mann — und zwar mit Glück — längst angemuthet
hat." —
„Herr, Ihrer Frau mein Mann? Be! Leibe!"
„Ja, zehnmal ja! Dein Fragen bin ich satt.
Kurz, Du kommst nicht aus diesem Zimmer,
Bis Du — et cätera."

Umarmend brachť er sie nur immer
Je mehr und mehr des Mannes Kerker nah,
Der Alles hört' und durch ein Luftloch sah.
Die gute Frau, wie leicht zu denken,
Ward durch den langen Kampf am Ende matt und schwach
Und gab dem Tugendstürner nach,
Da er besonders noch mit Hand und Mund versprach,
Ihr einen Edelstein für seinen Sieg zu schenken.

Der dickbenannte Kasten war
Der Schauplatz dieser süßen Rache,
Und Veiten trieb der Lärm, der seinem Dache
Den Einsturz droht', empor das Haar.
Er hielt sich ruhig, weil er glaubte,
Darunter ganz incognito zu seyn;
Allein auch diese Hoffnung raubte
Die Frage seiner Frau: „Wo ist mein Edelstein?“ —

„Hier!“ sprach Sebastian, und öffnete den Kasten,
Veit schoß heraus und fiel die Stub' entlang;
Die Wangen seiner Frau erblaßten,
Und Bastel kickerte, daß schier der Bauch ihm sprang.

Sein Nachbar wollte nun aufs große Pferd sich schwingen
Und drohte stark mit hoher Obrigkeit;
Doch er entgegnete: „Sey klug! Bei solchen Dingen
Erwirbt man nicht viel Lorbeern durch den Streit.
Vergleichen wir uns denn: Daß Jeder nun zwei Weiber,
Und jede Frau zwei Männer haben mag;
So schnappt von uns das Volk der Pfaffen und der Schreiber
Nicht eine Prise Schnupftabak.“

Veit fand den Vorschlag gut. Sie gaben sich die Hände
Und hielten den Vergleich bis an ihr sel'ges Ende.

Königin. Schalk! Warum just diesen Schwank?

Graf. Bloßer Zufall, gnädigste Königin!

Aber sie hatte ganz Recht, ihn einer Schalkheit zu beschuldigen; denn was er jetzt mit treuherziger Miene für ein Ungefähr ausgab, war ein listig angelegter Plan. Er wußte, daß der Hof seinen Verkehr mit den Musen kannte; es war ihm also höchst wahrscheinlich, daß die Königin, die sich seit dem Empfange des oben erwähnten Briefes täglich mehr mit ihm zu schaffen machte, über lang oder kurz ein Pröbchen seiner Poeterei verlangen würde. Um nun diese Gelegenheit zu einer maskirten Liebeserklärung

zu benutzen, trug er jenen Schwank immer im Kopf und in Abschrift mit sich herum, damit er ihn, den Umständen nach, auf diese oder jene Art sogleich anbringen könne.

Es ging auch, wie wir gesehen haben, Alles nach Wunsch, und er ward für seine Handvoll Verse ganz anders belohnt, als ihr armen Dichterlinge, die ihr volle zwölf Monden schwitzt, um dem oder jenem poetischen Blumensammler ein paar mattherzige Strophen mit der Morgenröthe des Johannistages * in's Haus zu schicken. Wie oft stürzten nicht diese gestrengen Herren Eure ganze, theuer frankirte Fracht hinab in den Abgrund ihres Schofelarchivs, aus dem keine Erlösung ist? Und entgeht ja eins Eurer lieben Kinder diesem schmählichen Tode, so ist die väterliche Freude, die Ihr an diesem armen Würmchen habt, doch der einzige Lohn für Euern Schweiß. O ein armseliger Lohn gegen den herrlichen Sold, den der glückliche Graf empfing! Eine Fürstin, schön, wie die Göttin der Liebe, krönte ihn mit ihrem Beifall, und krönte zugleich ihren Vermählten zum zweitenmal, indem sie dem verliebten Dichter durch Wort und That bewieß, daß sie den von seinem Herrn Sebastian vorgeschlagenen Vergleich in dergleichen kritischen Ehefällen für den klügsten halte.

Seit diesem Tage machte Guido, öfter als sonst, kleine Reisen über Land. Kaum war er zum Thore hinaus, so besuchte der König die Gräfin; in der Dämmerung kam der Graf zurück und eilte zur Königin. So war immer zu gleicher Zeit Einer des Andern Stellvertreter. Das Verständniß des Grafen mit der Königin wußten nur wenig Vertraute: die Liebschaft des andern Paares hingegen

* Der gewöhnlich angesetzte Termin zur Blumenlieferung.

war das öffentliche Geheimniß. Je mehr Guido mit Bedacht die Augen zudrückte, je unbehutſamer und kecker ward Alphons.

Beinahe wäre es aber einmal zwiſchen ihnen zu Erklärungen bei folgender Gelegenheit gekommen. Der König ging einſt mit dem Grafen in einem kleinen Gehölz ſpatzieren, das an des Letztern Haus ſtieß und der Aufenthalt eines zahmen Hirſches war. Dieſer begegnete den Luſtwandlern, und der König machte die boshafte Anmerkung: „Das Hirſchgehölz ſammt ſeinem Bewohner paſſe gut zu dieſem Hauſe.“

Der Graf ſchwieg, hing aber noch denſelben Tag über der Pforte des Parks ein Täfelchen auf mit der Inſchrift:

Ich weiß es, Hörner trägt mein Haupt;
Doch Mancher trägt ſie, der's nicht glaubt.

„Das iſt luſtig!“ ſagte der König, als er dieſe Worte las. „Wer ſagt das?“

„Der Hirſch,“ entgegnete der Graf ganz trocken.

„Was meint er damit?“

„Darüber hat er ſich nicht erklärt. Das gute Thier bekümmert ſich nicht um Anderer Geheimniſſe, ſieht es aber auch gern, wenn man ihm die ſeinigen läßt.“

Der König brach das Geſpräch ab, weil er merkte, daß der Graf Grillen hatte und er ihn doch gern zum Freunde behalten wollte. Den wahren Sinn der Hirſchpoeſie zu errathen, ließ ſein Stolz nicht zu. Er hielt es nicht für möglich, daß ein Sterblicher wagen könne, das Vergeltungsrecht gegen einen Gott der Erde zu brauchen.

Und ſo lebte das Doppelpaar einträchtig in ungetheilten Ehebetten, bis der Tod wieder Ordnung machte, und auf ewig zuſammenbettete, was zuſammen gehörte.

Das Feuerwerk.

Vor den Fenstern eines fürstlichen Lustschlosses am Ufer eines schiffbaren Stroms ward einmal ein Feuerwerk abgebrannt. Als sich acht Tage vorher der Ruf dieses prachtvollen und seltenen Schauspiels in der benachbarten Residenz verbreitete, entstand ein allgemeiner Jubel. Der Gesunde rief: „Ich muß es sehen!“ Der Kranke seufzte: „Würde ich doch indessen gesund!“ Und nur hier und da sprach ein eingebildeter Philosoph: „Ich gehe keinen Schritt darnach.“

Der sehnlich erwartete Tag, ein lieblicher Maitag, erschien, und es begann ein förmlicher Auszug der Kinder Israels aus Egypten.

Die Schuppen thaten sich auf. Es wurden Greise von Wagen,
Die vor Jahrhunderten man schon rollen und rasseln gehört,
In ihrer staubigen Ruhe gestört,
Um Bürgerfamilien zum nächtlichen Feste zu tragen.

Gerippe von Pferden, so steif als ein Bock,
Umschenkelten Stutzer im englischen Rock,
Und peitschten und spornten wie besessen,
Um von der Mähre Galopp zu erpressen.

Wachszarte Töchterchen von geizigen Müttern, die gern
Bei aller Gelegenheit den rothen Heller ersparten,
Und wider Fuhrlohn sich, als man nur Anfangs noch fern
Vom Feuerwerke sprach, gleich protestando verwahrten, —
Die armen Kinderchen ergriffen den Wanderstab,
Und trippelten die vom Fuchs gemessene Meile
Zum Schauplatz seufzend bergauf und ab.

Des Stromes Rücken war mit einer endlosen Zeile
Von Schiffen beschrieben. Welch' lustige Fahrt!
Was gern sich hatte, saß in bunten Gruppen gepaart,
Und Amor verschoß unzählige Pfeile.

Besonders geschäftig war er auf einer Gondel, wo sich ein Winkelschulmeister befand, der nur vor wenigen Tagen geheirathet, und die alte Sage, daß Gleich und Gleich sich gern geselle, Lügen gestraft hatte.

Der kleine säbelbein'ge Zwerg
Trug auf dem Rücken einen Berg,
Und einen Hügel auf der Brust;
Und doch bekam sein Herzchen Lust,
Sich eine Hälfte zu erkiesen,
Die alle Schönheitskenner priesen.
Ihr Wuchs war edel, hoch und hehr,
Schlank und gerade, wie ein Speer,
Und ihre Augen sprühten Flammen.
Wenn dieses Wunderpaar zusammen
Lustwandelte, ging wahrlich er
Wie ihr Spazierstock nebenher.

In dem Noviziat der Ehe sind alle Männer gefällig und suchen ihren Weibchen Vergnügen zu machen. Dem Zwerglein kam daher das fürstliche Lustfeuer wie gerufen. Seine größte Sorge war nur, sich und den Liebling seines Herzens an Ort und Stelle zu bringen.

Bei dem ersten Gedanken einer Geniereise zu Fuß ging

es ihm wie dem Pfau, von dem man fabelt, daß er den stolz entfalteten Fächer seines Schweifs demüthig zusammenlege, sobald er einen Blick auf sein häßliches Fußgestell werfe. Er traute sich nicht, die Wanderung einer Meile mit seinen Dachsbeinen auszuhalten, und eilte daher zu einem Wagenverleiher, der die Altmutter aller Kutschen besaß. Aber seine Hoffnung, diese Antiquität um einen billigen Preis zu miethen, schlug fehl. Der Besitzer forderte so viel, daß sich der Kleine nicht enthalten konnte, zu sagen, der ganze Kasten sey das nicht werth. Da kam er aber schön an. „So schlimm ist's nicht!" rief der grobe Lohnkutscher: „Ganz andere Leute, als Er, werden noch in dem Kasten zum Feuerwerke fahren. Versteht er mich?" So zerschlug sich der Handel.

Da ihm nun das Fortkommen auf der Erde so schwer gemacht ward, wollte er sich dem Wasser anvertrauen. Aber auch die Schiffer wucherten so sehr, daß die Schulrevenüen eines ganzen Monats nicht hingereicht hätten, eine Gondel allein zu bezahlen. Da war nun kein anderer Rath, als Reisegefährten zu suchen und sie zur Mitleidenheit zu ziehen. Das betriebsame Männchen eröffnete sogleich eine Subscription zu einer Schiffsgesellschaft, und lief unermüdet, wie mancher gelehrte Pränumerantensammler, mit seinem Zettel Gassen auf, Gassen nieder.

Der erste Unterzeichner, der sich freiwillig meldete, war Moritz, ein heimlich begünstigter Liebhaber seiner Frau.

Ein Geck, der schier zu allen Zeiten
Das Inventarium der Kaffeehäuser war,
Es stirrte stets an seinen weiten
Beinharnischen ein Riesenpaar
Von Sporen, als hätt' er fürwahr!
Des ganzen Landes Nasse zu bereiten.

Aber sein Geständniß vom Gegentheil erzwang ein Spottvogel, der ihn einmals, als er ganz ruhig auf der Gasse schlenderte, beim Arm ergriff, vor sich hinschob, und ängstlich dabei rief: „Machen Sie sich aus dem Staube! Das Kind, das Sie vorhin überritten haben, ist todt, und die Wache sucht Sie schon auf.“ — „Ich?“ versetzte der Stiefelheld ruhig: „Ich soll ein Kind überritten haben, und bestieg in meinem Leben kein Pferd?“ — „Nun so legen Sie wenigstens die verdächtigen Sporen ab!“ sagte der Andere, und ließ den Narren beschämt stehen, der aber dennoch nicht so klug ward, sich der täglichen Wappnung seiner Ferſen zu entwöhnen.

Er war es also, der zuerst subscribirte. Mehrere folgten, und die Unternehmung kam endlich zu Stande.

Als die Gondel das Ufer verließ, holte der kleine Schulmann seit acht Tagen zum erstenmal freien Athem und rief aus: „Gott Lob, daß wir so weit sind! In meinem Leben ist mir nichts so blutsauer geworden, als uns hier in dem Wasserstübchen zusammenzubringen. Drei Paar Schuhe habe ich darüber zerlaufen, und bin alle Abende matt, wie eine Fliege gewesen. Nun will ich aber auch recht lustig seyn. Ich freue mich unaussprechlich, ganz unaussprechlich auf's Feuerwerk, und bitte Euch, Ihr Gönner und Freunde, meiner Wenigkeit, über die Ihr Alle bequem hinweg seht, den besten Platz zu gönnen, damit ich nicht um den Anblick eines einzigen Schwärmers komme.“

Sie versprachen ihm das einmüthig. Er umarmte nun freudetrunken seine Frau, die zwischen ihm und ihrem Liebhaber saß, und that einen guten Schluck gebranntes Lebenswasser. Kurz, er war seelenfroh.

Doch als der junge Fant,
Mit Stacheln an den Füßen,
Bald drauf sich unterstand,
Sein Weiblein frech zu küssen,
Rief er das erstemal: „Ei, ei,
Mein Herr, ich bin dabei!“

Allein mit Hitze
Fuhr er vom Sitze
Beim zweiten Kuß,
Und maulschellirte,
Wie sich's gebührte,
Den Herrn Mauritius.

Dieser machte natürlich dem eifersüchtigen Händelsucher ein so kräftiges Gegenkompliment, daß er rücklings zu Boden stürzte. Nun entstand Lärm von allen Seiten. Die Gondel, vor wenigen Minuten noch die Wohnung der Eintracht, ward ein Kampfplatz getheilter Partheien. Einige halfen dem Kleinen, Andere dem Großen. Ein allgemeiner Krieg war zu befürchten. Zum Glück traten noch zu rechter Zeit ein Paar ehrsame, neutrale Bürger als Vermittler auf, und brachten einen Friedensschluß glücklich zu Stande.

Doppelte, schreckliche Rache brütend, saß Moritz nun still; that gegen seinen Beleidiger versöhnt, und zog eine Weinflasche hervor, um sie mit ihm auf neue Freundschaft zu leeren. Der Schulmeister langte zu. Es war aber sein Fehler, daß ihn der Wein zu einem Erzkrittelkopf und Zänker machte. Das wußte Moritz, und wollte ihn so haben.

Man stieg ohne weiteres Gezänk an's Land, weil der Spornträger aller Gelegenheit zum Unfrieden ausgewichen war. Die Gesellschaft zog sich nun in die Gegend des

fürſtlichen Schloſſes, um einen bequemen Lagerplatz zu ſuchen. Hier fing Moritz wieder an, den kleinen, etwas betrunkenen Eiferſüchtigen durch Schönthun mit ſeiner Frau zum Zorne zu reizen. Das Kerlchen ward wild, that einen Luftſprung und gab ihm abermals eine derbe Tachtel. Nun war ſein Unglück gemacht. Denn, ohne Gegenwehr, lief Moritz in die nahe dabei befindliche Grenadier-Wache und rief um Hülfe. Da rückten ſofort drei gewaffnete Halbrieſen aus, und kamen gleich dazu, als das wüthende Männlein auch ſeine Frau ſchlug, und dann taumelnd in's Gras fiel. Was brauchten ſie weiter Zeugniß, Sie nahmen den trunkenen Friedensſtörer in ihre Mitte, und führten ihn, taub und ſtumm bei ſeinem Flehen, in die Wache.

Hier ſaß er nun in einer düſtern Höhle,
Gemartert von der Höllenpein,
In eines Buhlers Arm den Abgott ſeiner Seele
Zu wiſſen, und beraubt des Feuerwerks zu ſeyn;
Denn ſeines Kerkers Fenſter gingen
In einen Hof, den Mauern rund umfingen,
Und Niemand kam, ihn zu befrei'n.
Schon donnert' es aus zwanzig Feuerſchlünden,
Des Schauſpiels Anfang zu verkünden.
Der Arreſtant verzweifelte nun ſchier.
„Herr!“ ſagte kalt ein Grenadier:
„Er ſoll bei uns um kein Vergnügen kommen.
Hat Er nicht die Kanonen hier
So gut als Andre dort vernommen?
Nun will ich gleich auch hintendrein
Auf meine Koſten Ihn mit Feuerwerk erfreun.“ —
Er ging hierauf — ein Pfeifchen ſich zu ſtopfen,
Und hüllte dann den armen Tropfen
In dicke Tabakswolken ein.

Herr Moritz und die Frau Schulmeisterin saßen indessen ruhig am Ufer des Stroms und betrachteten in traulicher Umarmung die Wunder der Feuerwerkskunst zu Wasser und zu Lande. Nachdem Alles vorbei war, entfernten sie sich von der Gesellschaft, unter dem Vorwande, den Gefangenen loszubitten. Sie machten aber, ehe sie auf die Wache gingen, einen kleinen Abstecher in ein Wäldchen, um vermuthlich über die beste Art und Weise seiner Erlösung zu berathschlagen. Nach einer halbstündigen Ueberlegung kamen sie wieder heraus, und erbaten sich die Freiheit des kleinen Mannes, der ihnen aber, da sie es erst post festum thaten, schlecht dafür dankte.

Pudel Schnips.

Es war einmal ein Landjunker, der Caſpar hieß und nie in den Verdacht kam, dieß oder jenes feine Buch geſchrieben zu haben. Bei ſeiner Lebensweiſe ließen Witz und Gelehrſamkeit ſich auch füglich entbehren. Er rauchte vom Morgen bis zum Abend ſein Pfeifchen in einem freundſchaftlichen Zirkel, dem ein Knöchlein lieber war, als die Weisheit der ganzen Welt.

Doch dieſe zottigen und glatten
Geſpielen hatten
Nicht gleichen Rang.
Sie ſtanden alle tief im Schatten,
Wenn Pudel Schnips in die Geſellſchaft ſprang,
Der bei dem Junker ſich des Herzens Oberſtelle
Durch hundert Künſt' errang,
Und für und für ſein Schlafgeſelle
Und ſein Begleiter war, wenn er zu Roß ſich ſchwang.

Der einzige Ritt zur Fräulein Braut blieb ausgenommen. Da mußte Freund Schnips nicht allein das Haus hüten, ſondern ward ſogar, um ſein treugehorſamſtes Nachhetzen zu verhindern, in engen Gewahrſam gebracht. Dieſe Verhaftung geſchah Fräulein Julchen zu Gefallen, weil der kleine Eigenſinn dem Geſchlechte der Hündlein ſehr

abhold war. Herr Caſpar verſuchte zwar oft, eine Ausſöhnung zu bewirken; allein Julchen gab ihm dann immer das alte Sündenregiſter ſeiner Lieblinge von Neuem zu hören:

„Sie heulen und bellen,
Daß die Ohren mir gellen;
Erwürgen die Katzen;
Zerſcharren, zerkratzen
Die Stühl' und Matratzen,
Und drohen mit Biſſen,
Wenn Liebende küſſen.“

Der letzte, ſonderbare Klagepunkt betraf Schnipſen allein. Das ganze Hundevolk damit anzugreifen, wäre ſehr ungerecht vom Fräulein geweſen, und Beklagte hätten durch tauſend und aber tauſend Zeugen beweiſen können, daß ſie den Küſſen und Umarmungen der Liebe gewöhnlich ſehr gelaſſen zuſehen. Aber Schnips hatte ſich wirklich einmal bei einer ſolchen Gelegenheit unartig aufgeführt.

Die Sache — um ſie beiläufig zu erzählen — verhielt ſich ſo. In den erſten Flitterwochen der Liebe bediente ſich Fräulein Julchen der Kriegsliſt vieler anderer Mädchen, die einen jungen Ritter aus dem freien Felde der Liebelei in den engen, aller Rückkehr verſchloſſenen Paß der Verlobung locken wollen: ſie war ſanft wie ein Lämmchen und ließ keinen Schatten von Eigenſinn blicken. Daher hielt ſie auch mit ihrer Abneigung gegen die treuen, vom Junker ſo ſehr geliebten Hausthiere hinter dem Berge, und that ſogar, wenn Schnips mit ſeinem Herrn geſchwänzt kam, als ob ihr ſein Beſuch viel Vergnügen mache. Er ſeiner Seits betrug ſich nicht minder als ein höflicher Hund, der Lebensart verſteht, und lag ſtill im Winkel, wenn die Liebenden zuſammen koſten; doch verwandte er

kein Auge von seinem Herrn. Nun begab es sich einmal, daß Julchen rascher und feuriger als sonst ihren Trauten umarmte. Diesen zärtlichen Ueberfall hielt der einfältige Pudel für einen feindlichen Angriff, und sprang auf das gute Mädchen so wüthend zu, daß es beinahe darüber ohnmächtig ward. Der Junker wieß zwar den unverlangten Succurs mit dem Stocke zurück; Julchen ließ es aber dabei nicht bewenden, sondern bat sich aus, den beißigen Köter nie wieder mitzubringen.

Das unterblieb nun auch. Uebrigens ging die Liebesgeschichte ihren Gang, und der Verlobungstag ward endlich angesetzt.

Schön trat aus seinem Kämmerlein
Der Bräutigam hervor;
So schön stieg hinter'm Tannenhain
Die Sonne kaum empor.

Sein Hengst stand wiehernd vor dem Schloß
An eines Knappen Hand,
Geschmückt wie eines Königs Roß,
Und hieb stolz in den Sand.

Er schwang sich auf das brave Thier
Und jagte weg von Haus;
Rief aber noch zurück: „Laßt mir
Den Pudel nicht heraus!“ —

Der Morgenwind wehte kühl, und der Junker war leicht und stutzerhaft gekleidet. Kein Wunder also, daß er sich erkältete und ein Aufruhr in seinen Eingeweiden entstand. Er wollte die unangenehmen Folgen davon hinter einem Strauche abwarten und trabte frisch drauf zu; aber geschwinder, als er sich aus dem Sattel heben konnte, half sich die Natur, und er — war außer sich vor Schrecken.

Was sollte er machen? — Zurückreiten und sich umkleiden? Das ging nicht. Er hatte schon den halben Weg hinter sich, und wäre dann zur Verlobungsfeier zu spät gekommen. Daher entschloß er sich, den statum causae zu untersuchen, ob nicht vielleicht auf der Stelle dem Uebel abzuhelfen sey?

Und wie groß war seine Freude, als er bei genauer Beaugenscheinigung fand, daß nur die untere, leinene Hülle seiner Schenkel gelitten hatte, und die obern gemsledernen Beinkleider unberührt geblieben waren.

Wie oft, wo sich das Wetter schied,
Ein Ackerfeld in Ruhe blüht,
Indessen Schlossen die Ähren
Benachbarter Fluren verheeren.

Geschwind warf er den verunglückten Theil seiner Garderobe hinweg und ritt fröhlich weiter.

Einige Stunden später war Pudel Schnips durch die Unachtsamkeit des Hausgesindes dem Gefängniß entsprungen. Er verfolgte stracks die Spur seines Herrn, fand dessen weggeworfenes Eigenthum, packte es zwischen die Zähne, und eilte damit wie ein Courier zum Landsitze der Fräulein Braut.

Indem nun dort Herr Caspar an einer glänzenden Tafel seiner Verlobten zur Seite saß und ihr tausend Süßigkeiten vorsagte, stürzte der kraushaarige Eilbote keuchend zur Thüre herein, drängte sich hastig zwischen den Stühlen des Brautpaars empor, und legte den eckelhaften Fund seinem Herrn auf den Teller.

Julchen sank in Ohnmacht. Der Junker verging fast vor Scham, und protestirte stammelnd, daß ihm der Lap-

pen nicht gehöre. Die lachende Tischgesellschaft sah der Geschichte Zusammenhang ein, und stellte sich blos aus Höflichkeit, als ob sie seinen Worten glaube; Schnips aber fiel von Stund' an in Ungnade, und ward ein lebendiges Beispiel von schlechter Belohnung treuer Dienste.

Der Biereſel.

Ein ſächſiſches Volksmährchen.

Landgraf Ludwig der Eiſerne, der im zwölften Jahrhunderte Thüringen beherrſchte, war ein edler Fürſt. Ihm ſagte ſein Herz, daß der hohe Standpunkt, auf den ihn das Schickſal geſtellt hatte, von der allgemeinen Menſchenpflicht, ein Biedermann zu ſeyn, nicht entbinde. Aber zum Unglück für ſein Land, hielt er ſich ſchon deßwegen für einen guten Landesvater, weil er ſelbſt ſein Volk nicht drückte. Es war in der That ſein höchſter Wunſch, Bürger und Bauern im blühenden Wohlſtande zu ſehen; nur ließ er es leider! dabei bewenden. In der bequemen Hoffnung, daß ſein Gebiet die beſte Welt ſey und Alles fein und löblich darin zugehe, aß und trank er ruhig, pflegte des Waidwerks, und gab ſich mit Regierungsgeſchäften wenig ab. Nichts ſah er mit eigenen Augen und traute blindlings ſeinen Räthen. Keinem Bedrückten war es möglich, die gerechteſten Klagen bis an den Thron zu bringen. Schöffer und Vaſallen hatten freies Spiel, die Unterthanen nach Willkühr zu behandeln, und die Meiſten ſchienen miteinander zu wetteifern, wer die hölliſche Kunſt der Plackerei am beſten verſtehe.

Unter dieſen Barbaren hob ſich Wenzel von Tollenſtein, ein Beſitzer mehrerer Dörfer, beſonders hervor.

Aus ahnenſtolzer Eltern Mund
Sog mit der Muttermilch den Grundſatz ſeine Seele:
„Der Bauer athme blos auf dieſem Erdenrund,
Als Zwitterthier von Menſch und Hund,
Damit der Ritterſchaft es nicht an Sklaven fehle.“ —
Der kleine Wenzelmann war ſonſt zwar kein Genie;
Sein Köpfchen ſchien ein Beet voll dürren, todten Sandes,
In dem die Blume des Verſtandes
Nicht Wurzel ſchlug und nur der Dummheit Pilz gedieh;
Allein — geſagt zu ſeiner Ehre! —
Der Same jener guten Lehre
Fiel auf kein unfruchtbares Land.
Was eine Neſſel iſt, hat immer früh gebrannt.
So lief auch gern, noch an der Amme Hand,
Der Junker in des Dorfes Hütten,
Und trat, wenn ſonſt kein Weg zum Unheil ſich ihm bot,
Mit raſchen, tückevollen Tritten
Die junge Brut der Gänſ' und Hühner todt.
Als ihm mehr Nervenkraft die ſpätern Jahre gaben,
Schlug er zum Zeitvertreib wehrloſe Bauernknaben,
Entriß den Hungrigen ihr Stückchen ſchwarzes Brod
Und ließ von Hunden es verſchlingen,
Die ſtets zu Schutz und Trutz an ſeiner Seite gingen.

Des wilden Buben Eltern ſahn
Den Aufgang ihrer Herzensſaaten
In dieſen ritterlichen Thaten
Mit höchſtem Wohlgefallen an,
Und ſchufen manchmal ſelbſt ihm einen Bosheitsplan.

Dann lächelten ſie von dem Söller
Der Burg herab aufs Dorf mit wahrer Seelenruh',
Und klatſchten, wenn ihr Prinz das Bubenſtückchen ſchneller
Vollführt', als ſie gedacht, ihm lauten Beifall zu.

Eine treffliche Erziehung! Es würde wahrlich ein Wunder gewesen seyn, wenn der Junker nicht Allen, die in der Folge bei Besitznehmung der väterlichen Güter unter seiner Hand fielen, zur Geißel aufgewachsen wäre. Nie gab es vielleicht einen Menschen, der so mit Wollust Menschen quälte, wie er. Es war ihm nicht genug, unerschwingliche Schatzungen von seinen Unterthanen zu erpressen; nicht genug, Frohndienste zu fordern, die seinem Haus- und Wirthschaftswesen zum wirklichen Nutzen gereichten; nein, er trieb damit boshaften Muthwillen. Er belastete manchmal zum Beispiel ein halbes Dorf mit Säcken voll Steine, die er zum Scherz einem Buben seines Schlags meilenweit überschickte, der alsdann eben so schwer wiegende Proben von seinem Felsenbruche zurücksandte. Oder er ließ den Schnee von diesem Felde weg kehren und auf jenes hin karren. Das Alles that er, um nur, wie er sagte, die Kerls im Athem zu erhalten. Hierzu war auch seine tägliche Beschäftigung, die Jagd, ein sehr dienſames Mittel.

Wenn Sterne noch vom Himmel sahn,
Stieg er oft schon zu Roß.
Wie Poltergeister zog voran
Sein wilder Jägertreß.

Der schlug im Dorf, das ruhig schlief,
An Fenster, Thür und Thor;
Und stieß ins Horn und flucht und rief:
„Halloh, halloh, hervor!“

Halbnacktes Volk, von Gram und Noth
Gerippen gleich genagt,
Befolgte seufzend das Gebot
Zum Frohndienst bei der Jagd.

Und hussah! auf des Wildes Spur
Ging's über Wies' und Saat,
Wo allen Segen der Natur
Der Rosse Huf zertrat.

Man denke sich die Empfindungen der armen Leute! Sie mußten nicht allein die dringendsten Arbeiten ihrer eigenen Wirthschaft versäumen, um des Junkers Hunde zu führen, sondern auch ihre blühenden Fluren verwüsten sehn. Mit nassen Augen standen sie dabei, wagten aber nicht, um Verschonung zu bitten. Wehe dem, der es that! Der Junker schlug ihm die Peitsche um den Kopf, tummelte sein Roß desto wilder, und trieb es so lange, bis kein Halm des Feldes mehr aufrecht stand. Wenn er es dabei bewenden ließ, war er bei guter Laune. Oft wurden die Unglücklichen in's Burgverließ geworfen, damit sie dort unter Schlangen und Molchen bei Wasser und Brod Zeit und Muse hätten, die Verwegenheit ihrer Bitte zu bereuen.

Doch, was sage ich bei Wasser und Brod? Diese gewöhnliche Strafkost der Gefangenen war es ihnen nicht, weil ihre tägliche Nahrung darin bestand. Konnten sie es einmal an einem Festtage möglich machen, sich mit einem Gerichte Fleisch und einem Kruge Dünnbier gütlich zu thun, so mußten sie diese Leckerei heimlich und bei verschlossenen Thüren genießen. Sobald ihr gestrenger Herr einen Schornstein rauchen sah, oder seine Lauerer und Schnüffler einen so armseligen Schmaus witterten, dann ward gewiß die Mahlzeit der armen Leute durch eindringende Schergen gestört, die ihnen unter dem Vorwand schuldiger Steuern und Zinsen das unentbehrlichste Haus- und Ackergeräth abpfändeten.

So nachdrücklich aber Herr Wenzel auf diese Weise die Tugend der Mäßigkeit lehrte, so wenig gefiel es ihm, sie

selbst zu üben. Seine Tafel war täglich mit den köstlichsten Gerichten besetzt und von Gästen umlagert.

Es lebt' und webte damals schon
Die Menschengattung, welche mir
Ein Abscheu ist, und die noch einst
Mein letzter Hauch verachten wird.
Schmarotzer nennet man die Brut.
Der Magen ist ihr Erdengott.
Wie dem Magnet das Eisen folgt,
So folgen sie der Küche Duft!
Ein Braten lockt sie meilenweit.
Korkzieher, Messer klein und groß,
Und mehrere, bei Gasterei'n
Brauchbare Waffen tragen sie
Stets bei sich als ihr Handwerkszeug.
Auch Magentröpflein wohl, zum Sporn
Für den erschlafften Appetit.
Wer sie zur Tafel bittet, heißt
Ein edler, guter, lieber Mann.
Wer's nicht thut, ist ein schlechter Wicht.
Scharrfüße, Beifallslächelei
Und krumme Katzenrücken sind
Die Künste, welche sie verstehn.
Ihr Mund ist in Gesellschaft stumm,
Bis nach und nach das Ohr erlauscht,
Woher der Wind bläst und wohin?
In jedem Zimmer wechseln sie
Die Farbe, wenn's ihr Vortheil heischt,
So schnell, wie das Chamaleon.
Sie beten mit der frommen Frau
Und fluchen mit dem wilden Mann.

Solche Schlangen hatten sich auch in Wenzels Burg eingenistet und zerstörten den letzten Keim von Gutmüthigkeit in seiner Seele. Sie verhetzten ihn, den Unterthanen das Brod aus dem Munde zu nehmen, denn die Schlauköpfe besorgten, ihr gastfreier Gönner möchte durch

Erlaß und Nachsicht seine Renten schmälern, und dann auf den unseligen Gedanken kommen, eine Schüssel weniger auftragen zu lassen. Jeden tollen Streich, der ihm durch den Kopf fuhr, priesen sie als einen glücklichen Einfall, und halfen ihn ausführen. Dem Wüstling that es wohl, so gefällige Freunde um sich zu haben, und er war nicht undankbar gegen sie. Ein unversiegender Weinstrom rann aus seinem Keller über die durstigen Lippen des fuchsschwänzenden Gesindels, und der Herr Wirth vergaß sich selbst so wenig dabei, daß er gemeiniglich bei Anbruch des Morgens nebst seinen Gästen sinnlos unter dem Tische hervorgezogen und zu Bette getragen werden mußte.

So vergeudete er jeden blutigen Heller, den er in seinem Gebiet erpreßte. War es zuweilen ganz ausgesaugt, dann wußte er sich weiter zu helfen. Er griff zum Faust- und Kolbenrechte, und füllte seinen Seckel durch Wegelagerung und Straßenraub. Ein löblicher Nahrungsweg, der jetzt zum Rabensteine führt, den aber viele Ritter der Vorzeit ungestraft und ohne Schamröthe betraten.

Einst gegen Mitternacht hielt Wenzel zu Roß mit zwei reisigen Knechten im Walde, weil er Kundschaft hatte, daß ein begüterter Kaufmann, dem er schon längst auflauerte, die nahe Heerstraße bereisen würde. Sie lauschten, sprachen kein Wort, und der ganze Forst war rings herum still und öde.

Urplötzlich rauscht' ein Schwarm von Eulen,
Hurr! über ihre Köpfe hin.
Im nahen Strauch begann's zu heulen
Und Ketten rasselten darin.
Die Räuber horchten auf und klappten mit den Zähnen,
Von Todesschrecken kalt durchgraust;
Auf die emporgesträubten Mähnen
Der Rosse fiel der Zaum aus ihrer starren Faust;

Wild bäumten schnaubend sich die Rappen
Der beiden halb entseelten Knappen,
Und stürzten über Stock und Stein
Mit ihren Reitern aus dem Hain.
Doch, wie in Fels gewurzelt mit den Hufen,
Stand unbewegt das dritte Roß.
Der Junker, der im Schweiß zerfloß,
Versucht' umsonst, die Fliehenden zu rufen.
Ihm war's, als hing an seinem Mund ein Schloß.

Und jetzt erschien, mit stärkrem Kettentoben,
Ein unerwarteter Besuch:
Ein grasses Riesenbild, von unten auf bis oben
Gewickelt in ein Leichentuch.
„Willkommen! rief's: Wir haben in die Ferne
Noch heut selbander einen Gang.
Die Nacht ist höllenschwarz; es funkeln keine Sterne
Und unser Weg ist rauh und lang.
Um sonder Irrgehn ihn zu finden,
Muß ich mein Handlaternchen zünden." —

Sieh da, der schreckliche Gesell
Zog einen Todtenkopf aus seinem Ueberrocke,
Befestigt' ihn an einem Stocke,
Blies auf ein Licht, es brannte schnell,
Und schimmerte durch Mund und Augenhöhlen
Des Schädels weit und breit so hell,
Daß man die Steinchen konnte zählen.
Alsdann ergriff das Ungethüm
Des Pferdes Zaum und zog's von dannen.
Entathmet keuchten Roß und Reiter hinter ihm;
Denn jeder Schritt maß fünfzig Spannen.
Die Reise ging durch Felsenklüfte fort,
Wo Herrn spazierten, die den Kopf im Arme trugen,
Und Kobolde sich hier und dort
Herum mit Menschenbeinen schlugen.

„Hier bleiben wir!" rief endlich das Gespenst
Am Eingang einer schwarzen Höhle.

„Ich führe Dich, zur Rettung Deiner Seele,
In einen Kreis von Leuten, die Du kennst.“ —
Drauf stampft' es mit dem Fuß. Dumpf zitterte die Erde.
Ein Schwarm von Dienern sprang herbei
In flammenrother Liverei
Und hub den Edelmann vom Pferde.
Verfallne Stiegen, ohne Zahl,
Ging's dann hinab in einen weiten Saal,
Wo sieben alte Herrn an einer Tafel saßen
Und fürstlich becherten und aßen.

Der Junker war des Todes schier.
Sechs seiner Ahnen sah er hier,
Ihm wohl bekannt durch Konterfeye.
Sein Vater, der vor einem Jahr
Erst in das Grab gesunken war,
Beschloß, als Siebenter, die Reihe,
Und sah betrübt und unverwandt
Auf einen leeren Stuhl, der ihm zur Seite stand.

Die andern Greise starrten alle
Still vor sich hin und blickten gar nicht um.
Des tiefsten Schweigens Heiligthum
Schien ganz die öde Geisterhalle.
Was sonst sich laut macht, war hier stumm.
Kein Fußtritt schallte, trotz der Läufer
Und Pagen Auf- und Niedergang.
In einer Ecke spielten Pfeifer
Und Geiger rasch — doch ohne Klang.

„Hier siehst Du Deine braven Ahnen!“
Sprach jetzt der Geist mit bittrem Ton:
„Dort oben fraßen sie das Mark der Unterthanen,
Hier unten ward dieß Trauermahl ihr Lohn.“

Du wähntest wohl, die Alten schliefen,
Wie edle Todte, sanft in ihrem Kämmerlein? —
O Thor, in dieses Abgrunds Tiefen,
Wohin sie auf dem Pfad der Missethaten liefen,
Entschlummert nimmer ihr Gebein.

Das Rad der Zeit schleppt sie mit trägem Schwunge
Von Strafgericht zu Strafgericht.
Der Stunden schrecklichste beginnt, sobald die Zunge
Der Glocke Zwölfe spricht.

Alsdann durchschweifen sie in gräßlichen Gestalten
Kirchhöfe, Wüsten, Wald und Feld.
Ich selbst muß diesen Umzug halten;
Denn ich war einst von Einem dieser Alten
Als Schösser seines Guts bestellt,
Und drückt' und drängte baß, zum Beifall Ihro Gnaden;
Doch, mit der Bauern Fluch beladen,
Fuhr ich hinab zur Unterwelt.

Damit ich Dich vor gleichem Schicksal warne,
Hat mich ein Freund von Dir gesandt.
Unglücklicher, entfliehe dem Garne,
Womit der Geist der Hölle Dich umwand!
Sonst wirst Du einst den Stuhl, der noch —"
Jetzt schlug ein Geiger,
Und plötzlich brach der Boden krachend auf,
Ein Meer von Flammen wogt' herauf,
Verschlang Bedienten, Herrn und Geiger,
Sammt dem Gespenst, das mit dem Junker sprach,
Und Deck' und Wände stürzten nach.

Die ganze Höhle war verschwunden.
Der Ritter stand allein in einer Wüstenei,
Und heulend lief ein Trupp von schwarzen Hunden
Mit Feueraugen ihm vorbei.
Er wankte fort auf Füßen, schwer wie Blei,
Und fand an einem Baum sein Roß gebunden.
Mark klettert' er an ihm empor,
Ließ ihm beraubt den vollen Zügel,
Und so trug's ihn, als hätt' es Flügel,
Im Nu an seines Schlosses Thor.

Die Thurmglocke schlug eben ein Viertel auf Eins. Zerknirscht an Leib und Seele, schleppte sich Wenzel zu Bett;

ein Fieber legte sich mit ihm hinein und warf ihn schlaflos herum. Die schreckliche Erscheinung war sein einziger Gedanke. Immer stand ihm die Geistertafel vor Augen; immer der leere Sessel, den sein Vater so wehmüthig betrachtet hatte.

Sollte wohl — sprach er in der höchsten Angst laut und mit sich selbst — sollte wohl dieser grauenvolle Sitz für mich Unglücklichen aufgehoben und keine Rettung mehr möglich seyn? —

„Noch möglich!“ — antwortete sanft eine fremde Stimme.

Hoch fuhr im Bett der Krank' empor;
Sein Auge folgte schnell dem Ohr,
Und grausend stieg sein Haar,
Als er jetzt sah ein Männchen stehn,
Das von dem Haupt bis zu den Zehn
Drei Spannen hoch nur war.

Es schien so eingeschrumpft und alt,
Als hätt's auf Erden schon gewallt
Zu Vater Adams Zeit.
In seinem Mauschelbärtchen war
Vom Schnee des Alters jedes Haar
Mit Silberglanz bestreut.

Ein schwarzer Trauermantel floß
Die Schultern weit herab und goß
Sich schleppend in den Staub.
Des Kopfes Dach, ein runder Hut,
War ein dem Zahn der Mottenbrut
Schwer abgekämpfter Raub.

Gleich einem Fremden, der nicht weiß,
Ob man ihn gern sieht, stand der Greis
Bescheiden an der Thür,
Und rief mit holdem Angesicht
Und sanfter Stimme: „Zage nicht!
Dein bester Freund ist hier!“ —

Der zitternde Kranke hätte gern diese neue Bekanntschaft entbehrt; allein er merkte wohl, daß er mit einem Patron zu thun habe, der sich nicht durch Stillschweigen abfertigen lasse, und raffte daher allen Muth zusammen, um ein leises: „Wer bist Du?“ herauszustammeln.

Das Zwerglein nahte sich hierauf mit spanischen Schritten seinem Bette und sagte scherzend: „Was doch der barsche Herr, der sonst gegen alle Welt pocht und trotzt, vor einem so kleinen Wesen, als ich, erschrecken kann! Ich sage Dir nochmals: Fürchte Dich nicht! Ich bin ein guter Hausgeist, aus dem Geschlechte der Erdgnomen, oder sogenannten kleinen Leutchen, und bewohne schon seit vielen Jahrhunderten den unterirdischen Raum dieses Schlosses. Hast Du nie etwas von mir, von Freund Hütchen, gehört?“ —

Wenzel. Mich dünkt, man hat mir als ein Mährchen erzählt —

Hütchen. Was Mährchen, was Mährchen! Ich bin Freund Hütchen, und spielte vor zwei- und dreihundert Jahren den Einsiedler nicht so, wie jetzt. Da war ich immer hier oben auf dem Platze und half Deinen Voreltern wacker in der Wirthschaft. Ich striegelte Pferde, scheuerte Töpf' und Schüsseln, lief Botschaft, kurz, ich war hinten und vorn. Man sah mich gern, und nannte mich wegen meines Hütleins, das ich schon damals trug, Freund Hütchen. Anfangs wollte mir dieser Name nicht sonderlich gefallen, und ich warf tüchtig mit Steinen um mich herum. Endlich aber schickt' ich mich darein, weil ich sah, daß man's nicht böse meinte. O Wenzel! Wenzel! Deine Ur-Urväter waren kreuzbrave Männer, waren — nimm mir's nicht übel! — besser als Du!

Wenzel. Wie so?

Hütchen. Daß Du noch so keck fragen kannst! Wahrlich, Du geberdest Dich, als ob du übrig Recht hättest! Ich nehme mein Wort nicht zurück: Sie waren besser als Du; denn sie lebten sittlich und fromm und verfuhren nicht hart mit ihren Unterthanen. Erst seit sechs oder sieben Menschenaltern ist Dein Geschlecht in Wüthriche ausgeartet. Da fingen die stillen Mauern Deines Stammhauses an, von ewigem Saus und Schmaus und Klagetönen unglücklich gemachter Leute wiederzuhallen. Ich warnte wohlmeinend, aber vergebens, und floh endlich mit Verdruß die Gesellschaft dieser verwilderten Menschen. Zwei Jahrhunderte sind nun schon vorüber, seit ich in meiner Felsenwohnung einsam hause und das Verderben einer sonst so glücklichen, so herzlich von mir geliebten Familie, in dieser Trauerkleidung beweine. Sieben Deiner Väter lebten und starben; ohne mich zu sehen. Es befremdet mich daher nicht, daß man die Sage von meinen ehemaligen Erscheinungen nach und nach für ein Mährchen gehalten und Dir als ein Mährchen erzählt hat. Beinahe hätte ich Dich auch in dieser irrigen Meinung bis an Deinen Tod gelassen; denn es war mir lange nicht gemüthlich, mit Dir, der Du siebenmal roher bist, als Deine Väter, in Verkehr zu treten. Aber endlich besiegte Mitleiden meinen Zorn. Ich sah, daß Deine zügellosen Ausschweifungen Dich zeitlich und ewig unglücklich machen müßten, und beschloß, einen einzigen Versuch zu Deiner Besserung zu wagen. Das ist geschehn. — Ob Du mir danken wirst, weiß ich nicht; ich verdiene aber Dank, weil ich es war, der das heutige mitternächtliche Schauspiel, das Dich so heilsam erschüttert hat, veranstaltete.

Wenzel. Grausamer Geist, ich soll Dir danken? Da-

für danken, daß ich hier in den Flammen eines Fiebers schwitze, das mich verzehren wird?

Hütchen. O, diese Flammen sind kühl gegen jene, die Dich einst jenseits des Grabes umlodern werden, wenn Du nicht bald durch gänzliche Sinnesänderung für das Heil Deiner Seele sorgst! Der Tod wird noch viele Jahre Deine Schwelle vorübergehen und Dir Zeit dazu lassen. Wohlan, wirf Dich in die Arme der belohnenden Tugend! Schweife nie wieder außer den Schranken guter Sitten! Sey barmherzig gegen Deine Unterthanen! Sie sind Deine ärmern Brüder! Brauche Deine Gewalt nicht zur Unterdrückung, sondern zum Wohlthun! Und denke fleißig an den Tod, der mit einem Striche seiner Hand die Ahnentafel auslöscht, und Bettler und Fürsten gleich macht! —

Wie ein Wölkchen verschwand jetzt der kleine Sittenprediger, und Wenzel sah in tiefen Gedanken starr auf den Platz, wo er gestanden hatte. Ihm war leichter ums Herz und mit jeder Minute fühlte er sich gesünder. Der gute Gnom hatte zur ersten Freundschaftsprobe sein Fieber hinweggenommen und ihm einen sanften Schlummer zugesandt, von dem er erst spät am Morgen wie neugeboren erwachte. Mit ruhigem Blick übersah er nun die Begebenheiten der letzten Nacht, und beschloß ernstlich, die doppelte Geisterwarnung nicht in den Wind zu schlagen. Deßhalb befahl er seinen Dienern, den Frohnarbeitern sogleich für diesen Tag Feierabend anzukündigen und alle fremden Besuche mit der Entschuldigung, daß er krank sey, abzuweisen.

Der erste Befehl ward vollzogen. Die Bauern jubelten; aber der Frohnvogt schüttelte mürrisch den Kopf und verbot ihnen, nicht von der Stelle zu gehen, bis er selbst mit dem Junker gesprochen hätte. Seine Gegenvorstel-

lungen fanden jedoch kein Gehör. „Ich will's so haben!“ fuhr ihn Wenzel an: „Und ich rathe Dir, nicht den geringſten meiner Unterthanen zu mißhandeln, ſonſt mache ich Dich zum Fröhner und den Dorfhirten zum Vogt! Jetzt gehe ſtracks, ſchicke die Bauern heim und zahle Jedem, weil Du ſie wider meinen Befehl aufgehalten haſt, einen Krug Bier aus Deinem Beutel!“ Betrübt ſchlich der Vogt davon. Ein fröhlicher Geber war er nicht. Mit einer ſo ſauern Eſſigmiene ward wohl noch nie ein Geſchenk ausgetheilt.

Indeſſen kam der Mittag heran und das Völkchen der Schmarotzer klepperte luſtig und guter Dinge zum Thor herein. Ehe ſie ſich aber noch aus dem Sattel hoben, gingen Wenzels Diener ihnen entgegen und brachten die Hiobspoſt, daß der Herr krank und deßwegen keine Tafel ſey. —

O weh, das war in die bellenden Magen
Der Krippenreiter ein tödtlicher Stich!
Hochtönend fingen ſie an, den kranken Freund zu beklagen,
Bedauerten aber im Herzen nur ſich,
Weil jetzt im Vogelflug die goldne Hoffnung entwich,
Den Erbfeind, Hunger, hier mit Bratenſchwertern zu ſchlagen.
Sie ſetzten geſchwind ihren Gäulchen den Sporn
Mit knirſchendem Zahn in die ſchlotternden Seiten,
Und ſprengten davon über Korn und Dorn,
Um irgendwo anders ein freies Mahl zu erbeuten.

Wenzel ſah hinter dem Vorhang ſeine theuern Zechbrüder wieder abtrollen und hätte ſie gern zurückrufen laſſen, wenn ſie nicht ſo ſchnell über alle Berge geweſen wären. Die Zeit ward ihm bitterlich lang. Ueberdieß fiel ihm ein, daß Freund Hütchens moraliſche Vorleſungen kein ausdrückliches Verbot des Umgangs mit ſeinen Freunden

enthalten hätten. Er bereute daher, daß er die armen Schlucker um eine Mahlzeit und sich um Zeitvertreib gebracht hatte.

Als der Abend endlich herbeischlich und er sich und seine lange Weile in die Federn vergraben konnte, war er herzlich froh. Ehe er aber noch einschlief, besuchte Freund Hütchen ihn wieder und hielt ihm eine Lobrede wegen seiner guten Aufführung am vergangenen Tage. Der Kleine war besonders über das Abweisen der Tafelritter höchlich erfreut und erzählte triumphirend, daß er sie mit einem unsichtbaren Steinhagel zum Dorfe hinaus begleitet und sich über ihr Ach und Weh ein drolliges Ducken und Krümmen bei Empfang der Püffe halb todt gelacht habe.

Aus diesem Berichte sah Wenzel nun deutlich, wie wenig seine Gesellen in Hütchens Gnade standen. Er gab deßhalb am Morgen neuen Befehl, ihn ferner vor ihnen zu verläugnen. Heute ritten die vorsichtigen Herren ein Stündchen früher ein, um noch, im Fall sie hier wieder mit trocknem Munde abziehen müßten, ein anderes gastfreies Dach bei rechter Tischzeit zu erreichen. Tags zuvor hatte der Unstern über ihnen gewaltet, daß sie auf einer Burg, wo sie erst spät nach der Tafel wie ein hungriges Heuschreckenheer einfielen, blos kalte Küche von der Hand speisen mußten, und also nur dürftigen Balsam für ihre Steinwunden fanden. Da sie sich nun dießmal früher auf's Gleis gemacht und dadurch einem ähnlichen Schicksal vorgebeugt hatten, so eilten sie weniger bestürzt davon, und hielten sich nicht einmal damit auf, nach dem Befinden ihres krank gemeldeten Freundes zu forschen. Die Zeit war ihnen edel. Wie leicht hätten sie nicht dort, wohin sie wollten, einen Löffel voll Suppe versäumen können!

Das kaltherzige Betragen dieser Bursche kränkte Wenzeln tief und machte es ihm etwas leichter, ihre Gesellschaft zu entbehren. Sie ließen sich nun auch eine ganze Woche lang in seinem Schloßhofe nicht blicken, weil sie bei einem andern wohlhabenden Ritter gute Schnabelweide getroffen hatten.

Indessen fuhr der Neubekehrte fort, seine Unterthanen menschlich zu behandeln, und ward nicht allein von ihnen bis in den Himmel erhoben, sondern auch alle Nächte von Freund Hütchen mit Lobsprüchen überhäuft. Der gute Gnom trat jetzt, zum Zeichen der völligen Aussöhnung, sein ehemaliges Amt als Hausknecht wieder an und war dem Gesinde, das freilich anfangs vor ihm erschrack, ein willkommener Gehülfe.

Unser Junker wäre nun mit sich und der ganzen Welt zufrieden gewesen, wenn ihn nicht der Wurm Langeweile genagt und neue Sehnsucht nach dem Umgange mit seinen lustigen Kompanen erweckt hätte. Reiten und Jagen gewährte ihm ohne Begleiter kein Vergnügen, und die nächtlichen Unterhaltungen mit dem Schwarzmantel waren ihm mehr lästig, als angenehm.

Eines Morgens, als ihn eben die Einsamkeit seines Zimmers am schwersten drückte, sprengten Reiter in den Hof, und siehe da, die saubern Mittagsvögel zogen wieder ein. Sie waren von dem Edelmanne, der ihnen seit Wenzel's Eremitenschaft Atzung gereicht hatte, wegen ihrer täglichen Zudringlichkeit fortgescheucht worden, und kehrten nun auf ihren vorigen Futterplatz zurück. Mit der scheinbarsten Theilnahme fragten sie jetzt nach des Herrn von Tollenstein Gesundheitsumständen. Der Thorwärter sang das alte Lied, der Herr sey immer noch krank. Dieser aber strafte ihn auf der Stelle Lügen, indem er hastig

das Fenster aufriß und hinabrief: „Nicht mehr krank! Gesund, wie ein Fisch! Herauf, brave Jungen, herauf!“

Flink waren sie von den Gäulchen herunter, lustig die Treppen hinauf und spielten ein halbes Stündchen mit ihrem lieben Wirth Fangeball. Einer warf ihn des Andern Umarmung zu. Diese Heuchlerpossen hätten sie wahrscheinlich noch länger getrieben, wenn ihnen nicht bange gewesen wäre, den Hausherrn dadurch von der Anordnung des Schmauses abzuhalten.

Man setzte sich zu Tisch und Wenzel wich anfangs einem Strome von Fragen über seinen neulichen Krankheitsanfall klüglich aus, indem er nur in allgemeinen Ausdrücken antwortete. Als ihm aber der Wein nach und nach die Zunge löste, beging er den schwachen Streich, die ihm aufgestoßenen Abenteuer lang und breit zu erzählen, und treuherzig beizufügen, daß er von nun an ein stilles, klösterliches Leben zu führen entschlossen sey.

Die Gesellschaft schlug ein helles Gelächter auf. Die armen Krippenreiter glaubten zwar sammt und sonders Gespenster; glaubten sie um so mehr, da sie nun die Hand errieth en, die sie neulich mit steinernen Bomben beschossen hatte: dennoch lachten sie laut. Ihr Magen zwang sie zur Starkgeisterei. Sie sahen voraus, daß Mönch Wenzel ihnen nicht mehr aufschüsseln würde, und folterten daher ihre Köpf' und Zungen, ihm die gehabten Erscheinungen als bloße Spiele der Einbildungskraft vorzustellen. Mit Erklärung der Begebenheiten im Wald und der Geisterhöhle wollte es ihnen nicht sonderlich glücken. Desto geschwinder wurden sie mit dem armen Hausgeiste fertig. Er ward ohne Gnade, weil er den Junker nur bei Nacht und im Bette besucht hatte, ein lustiges Traumbild gescholten und wacker ausgehöhnt. Daß er sich auch bei hellem

Tage sehen lasse, wollten sie durchaus und durchum nicht glauben. Sie erklärten das Hausgesind für abergläubiges Volk, und dessen Zeugniß aus diesem Grunde für ungültig. Kurz, das Zwergmännchen mußte den stumpfen Pfeilen ihrer Witzelei lange zur Scheibe dienen.

Wenzeln war nicht wohl dabei. Er sah sich schüchtern um, und befürchtete jeden Augenblick, der beleidigte Gnom möchte zu seinen gewöhnlichen Waffen greifen und sein wirkliches Daseyn durch einen Kieselschauer beweisen. Doch begab sich nichts. Dennoch hielt er seinen philosophischen Gästen noch Widerpart, bis endlich Junker Hans, der wildeste Polterer unter allen, mit der Faust auf den Tisch schlug und ausrief: „Wohlan, Bruder, laß es auf einen neuen Versuch ankommen! Wir reiten, wie wir sind, heute Nacht mit Dir in den Wald, und auf denselben Platz, wo der Riesenkerl mit der neumodischen Laterne gespukt haben soll. Ist er so keck, wieder zu kommen und sich uns Allen zu zeigen, nun gut! Dann wollen wir vor ihm Respekt haben, auch den Kobold mit dem Schleppmantel in Ehren und Würden lassen, und Dir weiter nicht wehren, als Duckmäuser zu leben und zu sterben. Läßt sich aber, wie ich schon voraus weiß, kein Popanz blicken, dann würdest Du ein Narr seyn, wenn Du Dich in der Blüthe Deiner Jahre den Freuden des Lebens entziehen wolltest.

Dieser Vorschlag ward von der sämmtlichen Tafelrittersschaft mit lautem Beifall aufgenommen. Selbst Wenzel mußte ihn billigen, um nicht den Verdacht einer feigen Memme, den höchsten Schimpf jenes nervigen Zeitalters, auf sich zu laden.

Sie zechten nun und zechten sich
Mit jeder Stunde dreister;
Und als der Seiger Eilfe schlug,
Begannen sie den Fehdezug
Ins Waldgebiet der Geister.

Wohl Mancher faßte statt des Kelchs
Ungern des Kleppers Zügel.
Die meisten Herrn befahrten sehr
Ein rächendes Gespensterheer
Und schlotterten im Bügel.

Durchtrabt ward schweigend her und hin
Die grauenvolle Haide,
Bis Wenzel sich zur Stelle fand,
Und leise, leise sprach: „Hier stand
Der Mann im Todtenkleide!“ —

Wie Schafe, die ein Wolf umschleicht,
Sich bang zusammendrücken,
So drängten sich die Ritter dicht
In einen Kreis und wagten nicht,
Vom Sattelkopf zu blicken.

Doch kein Gespenst befand dießmal
Für nöthig, sie zu necken.
Der Wind war selbst so wundermild,
Daß er den Athem an sich hielt,
Um sie nicht zu erschrecken.

Nun fühlten sie ein Flämmchen Muth
Im Herzen wieder lodern.
Hans übte gar den Heldenstreich,
Das hasenhafte Geisterreich
Durch Schimpf herauszufordern.

„Heh da! Herr Ries' im Leichenhemd!
Führt Er nicht heut zu Schmause? —
Auch Du, Freund Hürchen, bist nicht hier?
Komm her, komm her, damit ich Dir
Dein Bärtchen brav zerzause!“ —

O weh, wie häßlich hatte ſich
Herr Naſeweis die Lippen
An dieſer Polterei verbrannt!
Er ward von unſichtbarer Hand
Geohrfeigt und geknippen.

Den Schmerz verhehlend, rief er aus:
„Laßt uns von dannen reiten!
Die braven Todten mögen ruhn!
Wir wollen, da ſie uns nichts thun,
Auch nicht mit ihnen ſtreiten!“ —

So dacht' er ſeinem Plagegeiſt
Verſöhnung abzuſchmeicheln;
Doch dieſer fuhr geſchäftig fort,
Den armen Ritter hier und dort
Plump, wie ein Bär, zu ſtreicheln.

Er ſchwang ſogar ſich hinter ihm
Auf's Pferd, beim Ritt nach Hauſe,
Und liſpelt' ihm in's Ohr: „Haha!
Freund Hürchen mit dem Bart iſt da!
Was ſäumſt Du? Zauſe, zauſe!“ —

Der Märtyrer hielt ſich ſo brav,
Daß ihm kein Ach entſchlüpfte,
Bis endlich Junker Wenzels Schloß
Erreicht war und herab vom Roß
Der kleine Teufel hüpfte.

Die Andern ſahn und hörten nichts
Von Hanſens Abenteuer.
Auch er vergaß bald Furcht und Graus,
Und ſetzte ſich mit hin zum Schmaus
Von Braten und Tokayer.

Doch unter ſeinen Händen fing
Schnell ein Kapaunenflügel
Zu flattern an, — flog durch die Thür, —
Und auf dem Teller lag dafür
Ein wohlgebratner Igel.

Ihm schauerte vor dem Gericht,
Und rasch griff er zum Glase.
Allein der Wein sah aus wie Blut,
Und dünstete wie Schwefelgluth
Ihm stinkend in die Nase.

Der Wirth bat fleißig: „Lange zu,
Will Dir heut nichts behagen?“ —
„Nein, sagte Häns, mir ist nicht fein,
Im Bette wird mir schmucker seyn,
Ich will nach Hause jagen.“ —

Er stieg zu Roß, und hoffte nun,
Das Necken sey zu Ende.
Gefehlt! — Im Sattel saß er kaum,
Da sprang für den entwischten Zaum
Ein Horn ihm in die Hände.

Verschwunden war der Gaul. Es trug
Ein Böcklein, rasch und munter,
Durch Busch und Moor den armen Tropf,
Und warf zuletzt Hals über Kopf
Am Galgen ihn herunter.

Diesen bedenklichen Ruheplatz verließ er so schnell, als ihn seine zitternden Füße tragen konnten, und sputete sich heim, wo sein alter Schimmel kopfhängend an der Thüre stand, und über das Unglück seines Herrn nachzudenken schien.

Indessen hatten auch die übrigen Gäste Wenzels Burg, auf unverwandelten Pferden und ohne die geringste Widerwärtigkeit verlassen. Der einsam gebliebene Junker ging nun mit schwerem Herzen in sein Kämmerlein, weil er ein scharfe Gesetzpredigt von Hütchen befürchtete. Doch es schlug eine Stunde nach der andern, und das Männlein kam nicht. Das war dem Junker nicht lieb. Er

hätte gern seinen verdienten Verweis weggehabt, um ihn nicht mehrere folgende Nächte besorgen zu dürfen.

Hin und her sinnend, wußte er sich des Gnoms Aufsenbleiben nicht zu erklären. Es litt eine doppelte Deutung. Hielt vielleicht der Trotzkopf streng sein Wort, ihn nur Ein Mal zu warnen? Oder war er ein armseliger Poltergeist, der blos mit Blendwerken schreckte, und sich furchtsam wieder verkroch, wenn man ihm muthig die Stirne bot? — Diese Zweifel hätte freilich Niemand besser, als Hütchen selbst lösen können; aber der Morgen kam, und er nicht.

Desto pünktlicher fand sich zur Essenszeit die lustige Gesellschaft wieder ein, die sich erst einige Stunden nach Mitternacht empfohlen hatte. Nur Hans blieb wegen uns bekannter Ursachen aus. Ihre erste Frage war: Ob sich noch in voriger Nacht etwas Unheimliches ereignet habe? Wenzel sprach aufrichtig: Nein! Treffliches Wasser auf ihre Mühle! Sie pochten nun stärker darauf, daß alles ein Traum gewesen sey, fanden etwas mehr Glauben, und der Tag ward mit einer fröhlichen Zeche beschlossen.

Auch in dieser Nacht hatte Wenzel nicht die Ehre, von Hütchen besucht zu werden. Nun war es ihm schon gleichgültiger. Am Morgen fragte er seine Diener: Wann und wo sie den kleinen Hausknecht zuletzt gesehen hätten? und erfuhr, daß er sich seit zwei Tagen weder in Küche noch Stall, überhaupt nirgends finden lasse.

Kann ich den Kobold doch entbehren! dachte er, und bestimmte bei sich eine gewisse Zeit, wie lange er noch dessen Rückkehr erwarten und seine Lehren oberflächlich befolgen wolle. Für den Fall, daß der Abwesende diese Frist, ohne sich zu melden, verstreichen ließe, ward beschlossen, ihn alsdann für todt und verschollen zu achten, seiner

nicht mehr zu denken, und alle von ihm herrührenden Schreckbilder und Drohungen als leere Gaukeleien anzusehen.

Der anberaumte Termin kam, und lief ab. Hütchen erschien weder selbst, noch durch einen Bevollmächtigten. Urtheil und Recht ward an ihm vollzogen, und er sowohl, als die von ihm veranstaltete Geistertafel rein vergessen.

Was hätte nun Wenzeln noch abhalten sollen, seine scharfen Klauen, die er nur einige Wochen lang aus Furcht, daß ihn Gespenster darauf klopfen möchten, etwas eingezogen hatte, neuerdings auszustrecken? Er ward ganz der Alte. Seine Bauern wurden, wie zuvor, von Schössern und Schergen geplündert, und seufzten mehr als sonst unter des Frohnvogts Geißel, weil dieser sie nun aus Rache mit verdoppelter Grausamkeit brauchte. Der Junker selbst hielt weniger, als jemals, seine Lüsten und Begierden im Zügel. Das Volk der Tisch- und Krippenreiter — zu denen sich auch Herr Hans nach eingezogener Kundschaft, daß der Weg rein sey, wieder gesellt hatte — war sein täglicher Umgang. Sie führten ihn immer höher und höher auf der Leiter der Sittenlosigkeit, bis er endlich die letzte Staffel erstieg.

Ihn von diesem Schwindelplatz zu leiten
In der Tugend ruhiges Gefild,
Unternahm mit tausend Zärtlichkeiten
Jetzt ein Weib, wie Engel, schön und mild.

Agnes war's — die Tochter eines bösen,
Alten Ritters, der, um sich vom Drang
Seiner Armuthssorgen zu erlösen,
Sie zum Ehebund mit Wenzeln zwang.

Einen Wüſtling auf Befehl zu minnen,
Ging der ſanften Mädchenſeele nah.
Nur die Hoffnung, einſt ihn zu gewinnen,
Daß er beſſer werde, ſprach das Ja.

Mächtig wirken ſchöner Seelen Bitten,
Wenn ein ſchöner Mund ſie zärtlich ſpricht;
Dieſes Felſenmannes rauhe Sitten
Wichen nur dem holden Zauber nicht.

Bald, ach bald war nach der Hochzeitfeier
Seiner Lüſte Fackel ausgebrannt,
Und nun hätte gern das Ungeheuer
Weit von ſich das gute Weib verbannt.

„Fort, Du Närrin!“ brüllt' er oft der Armen
Wild entgegen, wenn ſie zu ihm trat
Und mit ſüßen Worten um Erbarmen
Für gequälte Unterthanen bat.

Ihre Taubenſeele zu erſchüttern,
Riß er ſie zu grauſer Thaten Schau,
Und verhöhnte vor den Krippenrittern
Die Empfindungen der edeln Frau.

Wie ein Dolch durchſchnitt ſie jedes Leiden,
Das ſie in des Dorfes Hütten fand.
Hungrige zu ſpeiſen, Nackende zu kleiden,
Ward ihr ganzes Nadelgeld verwandt.

Eigne Noth entpreßt' ihr keine Klage.
Nur im Stillen ſeufzte ſie gelind:
„Kindlein, das ich unter'm Herzen trage,
Werde wie Dein Vater nicht geſinnt!“ —

Sie gebar, nach einer Nacht voll Schmerzen,
In dem zehnten Ehmond einen Sohn
Doch bevor ſie noch das Kind am Herzen
Wiegen konnte, war ihr Geiſt entflohn.

Das ganze Dorf weinte, nur Wenzel's Augen blieben trocken, die vielleicht dem Tode seines geringsten Jagdhundes ein Thränenopfer gebracht hätten. Heimlich freute er sich sogar, einer lästigen Gefährtin los zu seyn, die nicht mit ihm auf seinen Lieblingswegen wandeln wollte. Kaum konnte er sich entschließen, sie anständig begraben zu lassen. Endlich geschah es doch. Er hätte gern gesehen, wenn das neugeborene Kind seiner Mutter nachgefolgt wäre; doch Freund Hain war nicht so gefällig, ihm diese doppelte Freude zu machen.

Leopold (so hieß der Knabe) war ungefähr drei Jahre alt, als er einmal an einem Wintertage, mit einem silbernen Körbchen voll Kirschen in der Hand, zum Vater gelaufen kam. „Sieh, Vater!“ lallte er fröhlich: „Klein, klein Männel hat mir gegeben. Hat mich gestreichelt, hat mir gesagt, soll fromm und fleißig seyn; will mehr schöne Sachen bringen.“ —

Aha! dachte Wenzel: Fängt der kleine Freund wieder an sich zu regen und freigebig zu werden? — — Der alte Knabe mag ein herrliches Gewächshaus und schönes Silberwerk haben! Mußt neue Freundschaft mit ihm machen, um ihm auch dann und wann ein Geschenk abzulocken. —

Er veranstaltete hierauf, daß sich Poldchen am folgenden Tage wieder einmal allein in der Kinderstube befinden mußte, und lauschte durch's Schlüsselloch.

Mit unterdrückten Athemzügen,
Stand er nicht zwei Minuten hier,
Da kam schon durch die Wand, der Geister Lieblingsthür,
Freund Hütchen lächelnd angestiegen,
Und bot dem kleinen Leopold
Ein neues Labsal für den Gaumen,
Ein Dutzend wunderschöner Pflaumen;
In einem Körbchen von gediegnem, blankem Gold.

Jetzt trat mit honigsüßen Blicken
Und traulichem Entgegennicken
Keck ins Gemach der Herr Papa.
Ihm aber wies der Geist, sobald er ihn nur sah,
Voll Zornwuth im Gesicht, den Rücken,
Und schnitt — indem der Schalk sein Mäntelchen hebend
Von hinten lüftete — dem kühnen
Beschleicher solch ein Kompliment,
Womit sich gern im Zank die Häringsweiber dienen.
Dabei hohnlacht' er laut, daß Wand
Und Fenster dröhnten, und verschwand.

Zum Glück war das Geschenk der kleinen bösen Sieben,
Das Pflaumenkörbchen, da geblieben.
Herr Wenzel war darob nicht wenig froh,
Und griff geschwind darnach, um es hinwegzutragen.
Doch weh! o weh! das Gold war hui ein Wischlein Stroh,
Auf welchem Pflaumenkerne lagen.

Seitdem hörten auch die Obstgeschenke völlig auf. Wenzel schickte zwar Leopolden hier und dort an einsame Orte, um Hütchen Gelegenheit zu ungestörten Besuchen zu geben; der Knabe mußte sogar allein schlafen, weil es vielleicht dem Obstmännchen beliebiger seyn möchte, bei Nacht zu kommen; allein diese gold- und silberbegierigen Anstalten waren fruchtlos. Hütchen ließ überall vergebens auf sich lauern, und nichts mehr von sich hören und sehen.

Wenzel ward darüber seinem ganz unschuldigen Sohne spinnefeind. Ueberhaupt konnte er den armen Jungen nicht leiden, weil er Bettelkindern lieber gab, als nahm, sich manchmal wegwarf, mit der Dorfjugend zu spielen, nicht die geringste Lust und Liebe zur Jagd zeigte, und kaum Blut sehen konnte.

Uebrigens ging Wenzel's Leben den alten Gang. Die Verwandlung des Pflaumenkörbchens war in einer Reihe

von zwölf Jahren die wichtigste Begebenheit, die sich auf seiner Burg ereignete.

Nach Ablauf dieses unmerkwürdigen Zeitraums kam an einem trüben Herbstabend ein unbekannter Reiter in Wenzel's Dorf und fragte nach dem Wirthshause. Ein eigentlicher Gasthof war nicht da; man wies ihn aber zu dem Schmid Martin, der immer ein Fäßchen Bier und eine Schütte Stroh für durchfahrende Frachtführer bereit hielt. Der Reiter eilte dahin und bat um ein Nachtlager.

„Wer seyd Ihr?" fragte Martin.

Der Fremde. Ein Hofjunker des Landgrafen. Wir jagten in dieser Gegend, und ich verirrte mich.

Martin. Schlimm für Euch! Ihr werdet bei mir schlechte Bequemlichkeit finden.

Der Fremde. Doch ein Bett?

Martin. Guter Herr, im ganzen Dorfe trefft Ihr keine Feder. Beliebt es Euch nicht, auf Stroh zu schlafen, so müßt Ihr auf dem Schlosse beim Herrn von Tollenstein Quartier machen. Der liegt weich genug.

Der Fremde. Ihr scherzt, mein Freund! Es ist unmöglich, daß kein einziger Bauer ein Bett, ein so unentbehrliches Bedürfniß für ermüdete Feldarbeiter, haben sollte.

Martin. Doch ist es so. Euch zarten Hofherren mag das freilich wunderbar vorkommen. Ihr denkt, Ihr könntet nicht leben. Ach, die Armuth ist froh, wenn sie nur immer noch Stroh hat.

Der Fremde. Ich beklage Euch, und will diese Nacht nicht besser schlafen, als Ihr; ob mir gleich mein Name bei dem Herrn von Tollenstein einen guten Empfang verschaffen würde.

Hierauf stieg er vom Gaul, bezog ein niedriges Kämmerlein neben Martins Werkstätte, und warf sich auf das

für ihn zugerüſtete Lager. Man hatte zwar ein reines Tuch darüber gebreitet; dennoch ſtachen die unhöflichen Strohhalmen ſo empfindlich durch, daß der arme Herr die ganze Nacht kein Auge ſchließen konnte.

Höchſt erwünſcht war es ihm daher, als er den Morgen grauen ſah und ſeinen Wirth den Blaſebalg handhaben hörte. Ihn beluſtigte das Gemiſch von Geſchäften, das Martin trieb. Jetzt ſang er einen Vers aus einem Morgenliede, fluchte dazwiſchen auf ſeine Leute, die nicht aufſtehen und auf Feuer und Kohlen, die nicht geſchwind genug in Gluth kommen wollten, und dann ſang er wieder andächtiglich. Endlich brachte er einen Stab Eiſen auf den Ambos und brummte bei jedem Hammerſchlage: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart!“ —

Der Fremde horchte hoch auf. Martin fuhr fort, den Landgrafen hart zu hämmern, und ließ nicht eher nach, bis der Paſſagier aus ſeinem Kämmerlein trat.

Der Fremde. Guten Morgen, Martin! Iſt der Landgraf bald hart?

Martin. Meiner (auf den Eiſenſtab zeigend) iſt's nun genug. Wollte Gott, Eurer wäre auch ſo!

Der Fremde. Seltſamer Wunſch, einen harten Fürſten zu haben!

Martin. Zu rechter Zeit und am rechten Orte hart ſeyn iſt eine köſtliche Sache. — Doch verzeiht, es geziemt mir nicht, davon zu ſprechen. Ich wünſchte, daß Ihr mein einfältiges Selbſtgeſchwätz gar nicht gehört hättet. Denn ſo Ihr mich bei dem Herrn Landgrafen verrathet, kann ich darüber in Strafe kommen.

Der Fremde. Deßwegen ſeyd unbeſorgt und redet frei von der Bruſt! Ich verſpreche Euch als ein Biedermann, daß Ihr über kein Wort zur Rechenſchaft gezogen

werden sollt! Nun sagt an, wann und wo wäre der Landgraf härter zu wünschen?

Martin. Ei, geht mir mit Euern kitzlichen Fragen! Doch — ich will antworten. Erzählt Ihr es auch Euerm Herrn wieder, so kann ich doch darauf leben und sterben, daß ich Wahrheit gesprochen habe.

Der Fremde. Das ist brav! Nur weiter!

Martin. Ihr kennt das gute Herz des Landgrafen. Mit der ganzen Welt meint er es wohl und thut keinem Kinde Leid. Nun schließt der brave Herr von sich auf Andere, und denkt, die Gewaltigen in seinem Lande machen es auch so. Da irrt er sich aber sehr.

Der Fremde. Also die Edelleute, Räthe und Beamte — denn darunter versteht Ihr doch wohl die Gewaltigen? — drücken das Volk?

Martin. Nennt's, wie Ihr wollt! Sie verfahren freilich nicht säuberlich mit uns armen Geschöpfen. Abgaben und Frohndienste haben kein Ende. Man wird seines Lebens nicht froh.

Der Fremde. Und Euer Herr?

Martin. Verzeiht mir, daß ich hierauf nicht antworte, eben weil er mein Herr ist.

Der Fremde. Antwort genug! Hier nehmt! (Er gibt ihm einige Goldstücke). Lebt wohl, ehrlicher Martin! Ihr habt den Landgrafen selbst beherbergt und sollt bald mehr von mir hören.

Hiermit schwang sich der Landgraf (denn er war es wirklich selbst) auf sein Roß, das er unter diesem Gespräche mit Martin's Hülfe gesattelt und gezäumt hatte, und sprengte davon.

Der ehrliche Schmied fiel gleichsam aus den Wolken, starrte mit offnem Munde dem Fürsten nach, und war so

verplüfft, daß er nicht ein Wort zu sagen vermochte. Er hatte zwar sein: Landgraf, werde hart! und alles Uebrige wohlbedächtig gesprochen, damit Ludwig dieß und das wieder erfahren möchte; daß er aber mit ihm selbst rede, war ihm nicht im Traum eingefallen, und er hätte nun gern seinen offenherzigen Zweisprach theuer zurückgekauft. Doch geschehn, war geschehn. Mit bangem Herzklopfen zog er sich in seine Hütte zurück und beschloß, diesen Vorfall keinem Menschen zu entdecken.

Er allein errieth daher, daß ein landgräflicher Bote, der ungefähr acht Tage darauf bei dem Herrn von Tollenstein anlangte, nicht die erfreulichsten Nachrichten bringen möchte. Wenzel empfing auch wirklich eine Ladung, sogleich nach Verlesung dieses beim Hoflager zu erscheinen.

Er eilte gen Naumburg und fand schon mehrere Winkeltyrannen dort versammelt, die der Landgraf nach geheimer Untersuchung ihrer ruchlosen Wirthschaft ebenfalls zu sich beschieden hatte. Sie wurden zusammen vorgerufen, und Ludwig empfing sie mit ernster, hoher Miene.

„Ich habe mit Unwillen erfahren, sprach er, daß Ihr alle Pflichten der Menschenliebe gegen Eure Unterthanen aus den Augen setzt! Besonders über Euch, Wenzel von Tollenstein, seufzen die Armen! Was dünkt sich Euer aufgeblähter Stolz? — Glaubt Ihr, die Welt sey für Euch allein geschaffen? Wollt Ihr dem Bauer kaum die Luft, und keinen Schatten von Lebensfreude gönnen? Soll er nur immer seine Tage hinschmachten in Jammer und Elend? — Ihr haltet ihn wohl für eine Maschine, die für Euch pflügen, säen und erndten muß, und die Ihr zerstören könnt, wie es Euch beliebt? — Nein, Ihr Herren, er ist ein Mensch, wie Ihr, und vielleicht ein besserer Mensch! Ich erkläre mich hiermit feierlich für seinen Be-

schützer. — Könnt Ihr nicht leben, ohne Bauernblut zu saugen, so räumt mein Land! Ich gestatte, beim allmächtigen Gott, keine Tyranneien mehr! Was geschehen ist, sey vergessen und vergeben! Aber, so wahr ich Ludwig heiße, den Ersten von Euch, der sich wieder dergleichen Mißhandlungen der Menschheit erlaubt, den will ich, zum Schrecken Aller, so empfindlich züchtigen, daß er das Kummerleben seines ärmsten Bauers beneiden soll!"

Ueber diese Rede staunten die Ritter nicht wenig. In einem solchen Tone hatte der Landgraf noch mit Keinem von ihnen gesprochen. Endlich nahm Wenzel das Wort. „Herr Landgraf, sprach er trotzig, ich verfahre mit meinen Unterthanen nicht schlimmer, als ich Fug und Macht habe. Wäre es aber auch, so würde ich doch nicht Euch, sondern blos kaiserlicher Majestät darüber Rede stehen." „Ja, riefen Alle: nur dem Kaiser sind wir Antwort schuldig!" — Hierauf stürmte der ganze Haufe unter Anführung des Sprechers die Treppen hinab, und eilte auf fliegenden Rossen aus Naumburgs Thoren, ehe des Landgrafen Befehl, die Rebellen zu verhaften, ausgeführt werden konnte.

Wenzel tobte wie ein Besessener bei der Rückkunft auf seine Burg. Er hatte schon vor dem Verhör den Zusammenhang der Geschichte von einem vertrauten Höfling des Landgrafen herausgelockt, und stieß deßhalb die schrecklichsten Verwünschungen gegen seinen Ankläger, den armen Martin, aus. „Werft den Hund in Ketten und schleppt ihn her!" brüllte er zu seinen Dienern, und es geschah. Wie ein Tiger auf den Raub, stürzte er sich über den Gefangenen, und labte seine Rachgier durch Mund und Stock. Alsdann befahl er, den Elenden in den tiefsten Schloßkerker zu werfen, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheine. Vergebens flehte Martin um Gnade; verge-

bens umschlang dessen Tochter, ein kleines hülfloses Kind, mit schluchzender Bitte die Kniee des Tyrannen. Sein Befehl ward vollstreckt.

Doch hundert Stunden drauf erschien
Der Schreckenstag der Rache.
Herr Wenzel saß gar keck und kühn,
Als hätt' er gute Sache,
Mit seinen Freunden beim Pokal,
Horch, da erhob sich vor dem Saal
Ein tosendes Gewirre
Von Spieß- und Schwertgeklirre.

Herein zur Thüre strömten bald
Hierauf, gleich wilden Wogen,
Gewaffnete, die wie ein Wald
Sich um den Ritter zogen.
Die Zecher flohn und er fuhr auf:
„Was kommt Ihr Schurken so zu Hauf?
Wie könnt Ihr Euch erfrechen,
Burgfrieden hier zu brechen?“

„Herr!“ rief der Oberste der Schaar:
„Sprecht mehr mit Glimpf und Ehre!
Denn Landgraf Ludwig hat fürwahr
Kein Schurkenherz im Heere.
Von ihm befehligt, kommen wir,
Und sein Gefangener seyd Ihr!
Nach Naumburg, ohne Plaudern!
Wir können hier nicht zaudern.

Doch muß, eh' wir von hinnen gehn,
Der Mann in Freiheit kommen,
Dem Ihr, um Euch gerächt zu sehn,
Habt Luft und Licht benommen.
In welcher Höhle seufzet er?
Geschwind die Kerkerschlüssel her!
Sonst sollen Thurm und Hallen
Zerstört zusammenfallen!“ —

Auf Martin's Herzen lag wie Blei
Sein hoffnungsloſer Jammer,
Da ſcholl der Machtruf: Ihr ſeyd frei!
Hinab zur Felſenkammer.
Mit lichtentwohnten Augen ging
Er aus der Nacht, die ihn umfing,
Und ſah, wie man von dannen
Abführte den Tyrannen.

In Naumburg war dem edeln Herrn
Schon ein Quartier erkoren,
Wohin ſich Sonne, Mond und Stern
Mit keinem Blick verloren.
Ein mattes Lämpchen in der Hand,
Zeigt' ihm der Schließer an der Wand,
Zum Schrecken ſeiner Seele,
Das Wort: Vergeltungshöhle.

Vier Tage lang, wie Martin dort,
Lag hier auf Stroh der Praſſer,
Und ward bewirthet fort und fort
Mit trocknem Brod und Waſſer.
Das war, ſo ſchlecht es ihm gefiel,
Der Anfang nur vom Trauerſpiel.
Denn Ludwig ſprach dem Ritter
Dieß Urtheil, ernſt und bitter:

»Ihr trotztet, Mann, mit frechem Spott,
Dem Himmel und der Erde;
Ein Uebermuth, den ich, bei Gott!
Nicht länger dulden werde!
Für Martin's Leiden habt Ihr ſchon
Empfangen den gerechten Lohn.
Nun will ich das Empören
Euch und Conſorten lehren.

Zur Strafe ſey Euch zuerkannt:
Mit Euern Mitgeſellen,
An einen Ackerpflug geſpannt,
Ein Feldſtück zu beſtellen.

Ich ſelbſt will lenken Euern Pflug,
Und durch der Geißel Schwung und Zug
Die Pflichten der Vaſallen
Euch ins Gedächtniß knallen.“ —

Der Landgraf ſchwieg. Auf ſeinen Wink
Erſchienen dann Soldaten,
Die bei dem Junker raſch und flink
Den Kammerdienſt vertraten.
Sie ſchälten bis ans Hemd ihn aus,
Und führten ihn auf's Feld hinaus,
Um ihn mit Strang und Stricken
Zum Ackergaul zu ſchmücken.

Ein alter Ritter, ſtolz und hart
Wie er, ſtand hier zum Zuge
Schon fertig angeſchirrt, und ward
Mit ihm gepaart am Pfluge.
Der Fürſt ergriff das Lenkſeil nun,
Die Rößlein wollten ſtätig thun,
Er aber trieb die Trägen
Feld auf, Feld ab mit Schlägen.

Wohl durchgehetzt, ließ er ſie frei
Mit dieſem Anermahnen:
„Lebt künftig den Geſetzen treu,
Und ſchont die Unterthanen!
Sonſt ſchleppt Ihr einſt, wenn dieſes Feld,
Das Ihr zur Einſaat habt beſtellt,
Im Herbſt wird Früchte tragen,
Auch hier den Erndtewagen!“ —

So war denn Herr Wenzel für dießmal von ſeiner Verwandlung in einen Ackergaul wieder erlöst und kam in ſeine Heimath zurück. Furcht und Schrecken gingen da vor ihm her. Alles floh ihn wie Feuer. Allein er war ganz verändert, ſchien ſtumm geworden zu ſeyn, blickte ſtarr und ſteif zur Erde, und ſein Angeſicht war mit me-

lancholiſchen Wolken umzogen. Die ſtolzen Wellen hatten ſich gelegt. Sein voriger wilder Trotz war ſo ſchnell und tief zur Muthloſigkeit herabgeſunken, wie in unſern Tagen und vor unſern Augen

Das ſüße, liebe Kinderſpiel,
Joujou de Normandie, das ach! ſo herzergötzlich
Für Herrn und Damen war, urplötzlich
In Gaſſenbubenhände fiel.

Einem innerlich kochenden, feuerſpeienden Berge glich ſein Herz. Der Erndtewagen des Landgrafen dämmte blos ſeinen verſchloſſenen Ingrimm, der ſich ſonſt wie ein glühender Lavaſtrom über Martin's Haus und das ganze Dorf ſchrecklich ergoſſen hätte.

Ein Dammbruch geſchah endlich doch, und die Ueberſchwemmung traf (wer hätte das denken ſollen?) ſeine ehemaligen Buſenfreunde. Es war ungefähr am zweiten Tage nach ſeiner Rückkunft, als ſie in ihr Kanaan, wo weißer und rother Wein floß, wieder einziehen wollten.

Sie kamen, wie gewöhnlich, miteinander angekleppert und flogen mit offenen Armen in's Zimmer, um ihren ſo lange vermißten Freund zu umfangen. Er aber hatte dießmal keine Luſt dazu, ſondern wies ſie zornig mit der Hand zurück und ſprach im Ton des Gebieters: „Keinen Schritt weiter in meinen vier Pfählen! Keinen Schritt weiter, Ihr feigen Memmen, die ihr nur bei Tiſche tapfer ſeyd! Rührte wohl, als ich neulich hier gefangen genommen ward, ein nichtswürdiger Bube zu meiner Vertheidigung die Hand? Nein, Ihr flohet, wie die Haſen! Einer kroch unter den Tiſch, der Andere hinter den Ofen, der Dritte wollte gar vor Angſt die Wand hinauf laufen. Pfui, pfui! Habe ich das an Euch, Ihr Undankbaren, verdient? An Euch ver-

dient, die ich als Stifter und Urheber meines Unglücks betrachten muß? Wer, als Ihr, hat mich gegen meine Unterthanen verhetzt? Wer, als Ihr, hat mich manchmal so arm geschmaußt, daß ich rauben und plündern mußte, damit ich nur Euch, Ihr Hunde, wieder satt füttern konnte? Doch die Hunde mögen es mir verzeihen, daß ich Euch ihren ehrlichen Namen gab? Sie sind, was Ihr nicht seyd, — brav und treu! — Halloh Sultan! Phlax, Diane! huß, huß!"

Die Hunde sprangen auf, und die Schmarotzer ergriffen über Hals und Kopf das Hasenpanier, von den bellenden Rüden und Wenzeln mit der Peitsche in der Hand verfolgt. Es war eine förmliche Hetzjagd, und ohne Widerspruch der klügste Streich, den unser Ritter in seinem Leben gemacht hat.

Von nun an ward er ein düsterer, die ganze Welt verfluchender Menschenfeind, wie Timon von Athen. Hätte er Jemand mit einem Trunk Wasser vom Tode retten können, er hätte es nicht gethan. Doch enthielt er sich, trotz dieser schrecklichen Seelenstimmung, aller grausamen Thätlichkeiten gegen seine Diener und Unterthanen. Er wußte, daß ihn der Landgraf beständig im Auge behielt; denn dieser wackere Fürst fuhr unermüdet fort, mehrere widerspenstige Vasallen zu züchtigen, und trug, aus Besorgniß ihrer Rache, Tag und Nacht ein eisernes Panzerhemd, weßhalb er Ludwig der Eiserne, oder der eiserne Landgraf genannt wurde.

Wenzel hatte nun, ohne Gutes oder Böses zu thun, sechs Jahre pflanzenartig verlebt, als plötzlich ein Gerücht, der Landgraf sey todt, durch Thüringen schallte. Da erhob er sein Haupt, da funkelten seine Augen vor Freude. Die Todesnachricht bestätigte sich leider! bald, und nun

glich er einem reißenden Thiere, das seinen Käfig durchbrochen hat.

Das erste Opfer seiner Wuth ward natürlich der unglückliche Martin, den er sofort wieder in das unterirdische Gefängniß bringen ließ, aus dem ihn vor sechs Jahren die Soldaten des Landgrafen befreit hatten. „So lange ich lebe, gehst Du diesen Weg nicht wieder zurück!“ rief er mit teuflischem Hohngelächter, als der Arme die Felsenstufen hinab wankte. „Schlangen und Ottern sollen Dich da unten fressen, damit Du bald gen Himmel fahren und mich dort bei dem Herrn Landgrafen verklagen kannst!“ —

Alle Umstehenden schauderten bei diesem frevelhaften Spott. Selbst das steinerne Herz des Schergen empörte sich. Martin konnte nur mit Schluchzen und Händeringen antworten, und stieg zum Kerker hinunter, als stieg er in sein Grab.

Dieser Gräuelthat folgten nun mehrere; denn von Ludwig's Nachfolger war keine Ahndung zu fürchten, weil er gleich bei dem Antritt der Regierung durch auswärtige Fehden von der Aufmerksamkeit auf sein Land abgezogen wurde.

Wenzel wiederholte jetzt gleichsam das schon vor zwanzig Jahren von ihm gegebene Schauspiel, da er nach einer kurzen, durch Freund Hütchen bewirkten Sittenbesserung, in die alte Laufbahn zurücktrat. Selbst der Schmarotzer-Auftritt durfte dießmal nicht fehlen. Es wurden Boten über Boten abgeschickt, um die ehemals fortgehetzten Krippenreiter wieder einzuladen.

Welcher rechtliche Mensch auf Erden wäre gekommen, nach einer solchen Behandlung gekommen? Sie aber stellten sich sammt und sonders gehorsamst ein, und waren so

freundlich, und fanden Braten und Wein so appetitlich und wohlschmeckend, als ob sie nie an demselben Orte den Uebelgeschmack von Hundebissen und Peitschenhieben empfunden hätten.

Tausend schändliche, himmelschreiende Handlungen wären nun noch zu melden. Allein wir wollen so schnell wie ein Reisender aus einer rauhen, unwirthbaren Gegend darüber hinwegeilen.

Seit Ludwig's des Eisernen Tode war ein schreckliches Jahr für Wenzel's Unterthanen verflossen, als Dieser eines Tages auf die Jagd ritt. Dießmal schien er an Grausamkeit gegen Menschen und Thiere sich selbst zu übertreffen. Er schlug blindlings unter die Wildtreiber, spornte blutig, ohne Noth, seinen willigen Gaul, und sprengte wie toll über die Saatfelder zum Walde.

Hier aber stand der Gränzstein seiner Unthaten, hier lauerte der Tod auf ihn. Sein ermattetes Roß blieb mit dem Hufeisen an einer Baumwurzel hängen und stürzte so fürchterlich mit ihm zusammen, daß er das Genick brach und im Augenblick seine schwarze Seele aushauchte. Sein nacheilendes Gefolg fand ihn schon todt.

Ein reitender Bote meldete diesen Vorfall dem Sohne des Verunglückten. Leopold beweinte den Erblaßten als Sohn; als Mensch konnte er es nicht. Der edle Jüngling hatte zwar immer den Vater geehrt, aber den Unmenschen heimlich verabscheut.

Die Todespost lief nun auch wie ein Lauffeuer durch's Dorf, und den Jubel, den sie erregte, kann man sich denken. Freunde und Nachbarn traten zusammen, drückten sich die Hand und riefen laut: „Gott sey gelobt! Wir sind erlöst!“ Indem ward die Leiche vorbeigefahren.

Man sahe sie mit grauenvoller Freude
Wie ein erlegtes Raubthier an,
Das nun nicht mehr die Lämmer auf der Weide
Und Hirtenknaben würgen kann. —

O daß dieß Bild Euch schrecken möchte,
Die Ihr des Menschen heil'ge Rechte
Im Hochmuthsschwindel kühn verletzt!
Wer weiß, wie bald Euch ganze Schaaren,
Die Ihr noch heute drängt und hetzt,
Frohlockend sehn zur Grube fahren!

Wahrlich der Tod eines Tyrannen — er sey klein oder groß, sitze auf dem Thron oder in der Kanzlei, heiße General oder Korporal — ist jedem Biedermann ein Herzensfest. Wenn Einen auch die lange oder kurze Hand des weiland Peinigers nicht erreichen konnte, so freut man sich doch im Namen der Menschheit, daß ein solcher Teufel weniger auf der Welt ist. Es bleiben ohnedem noch Legionen da, die just nicht, wie Wenzel, wüthen und toben, sondern mit vieler Gelassenheit und Sanftmuth zu Tode quälen. Das sind, bei Gott! die Schlimmsten! Auf ihrem Grabe sollte man öffentliche Freudentänze halten.

Doch genug Leichenpredigt auf den Verstorbenen und Nutzanwendung auf die Lebendigen! Wir ergreifen wieder den Faden der Geschichte.

In keinem Hause des Dorfs verursachte Wenzel's Tod größere Freude, als in Martin's öder Wohnung, wo seine Tochter, ein schönes, blühendes Mädchen von sechszehn Jahren, ihren lebendigtodten Vater einsam betrauerte. Die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, trocknete Hannchens Thränen. Sie entschloß sich sogleich, seine Loslassung vom jungen Tollenstein zu erbitten, und suchte geschwind ihr bischen Sonntagsputz zusammen, den sie im letzten Thränenjahre nicht angesehen hatte.

Leinenzeug gab zum Gewande
Ihr die Hand der Armuth nur;
Doch kein Mädchen ward im Lande
So beſchenkt von der Natur.
In der Unſchuld Silberſchleier,
Der des blauen Auges Feuer
Unzerriſſen noch umfloß,
Eilte ſie getroſt auf's Schloß.

Schluchzend warf ſie da ſich nieder.
Leopold erhob geſchwind
Sie mit ſanfter Frage wieder:
„Was begehrſt Du, liebes Kind?“ —
„Meinen Vater!“ rief Johanne,
„Der im ſtrengſten Kerkerbanne
Nun ſchon über Jahr und Tag
Wie ein Dieb und Mörder lag.

Ach, entledigt ihn der Ketten,
Schmiedet mich dafür hinein!
Ich will gern, um ihn zu retten,
Ewige Gefangne ſeyn.
Sonſt kann ich im Blut und Leben
Nichts zum Löſegelde geben.
Nehmt es an und ſchenket mir
Seine Freiheit nur dafür!“ —

Der bewegte Jüngling blickte
Hannchen an mit Lieb' und Huld:
„Kind, am Kummer, der Dich drückte,
„Hab' ich, wie Du weißt, nicht Schuld.
Meinem Herzen wär' es Schande,
Löst' ich nicht des Elends Bande
Gern und willig, wo ich kann.
Er ſey frei, der arme Mann!“ —

Heißer Thränendank und Fliegen
Zu des Vaters Kerkerthür
War, im Taumel von Vergnügen
Und Entzücken, Eins bei ihr.

„Vater!“ rief sie durch die Spalten,
„Lebt Ihr? Hat Euch Gott erhalten?
Weint nicht mehr! — Im Augenblick
Geht Ihr frei mit mir zurück!“ —

Jetzt stieg auch durch Dorn und Nessel
Leopold zum Burgverließ,
Wo er des Gefangnen Fessel
Abzuthun dem Schergen hieß.
Martin, den zum bleichen Schatten
Gram und Noth gestaltet hatten,
Glaubte seinen Sinnen kaum.
Alles dünkt' ihm nur ein Traum.

Hin zu seines Retters Füßen
Sank er, vor Empfindung stumm.
Hannchen schlang mit heißen Küssen
Um den Alten sich herum.
Ihres Purpurmundes Hangen
An den abgegrämten Wangen
Schien so, als umarmten sich
Tod und Leben brüderlich.

O wie strahlte dem die Sonne,
Der nun, los vom Eisenring,
Mit der süßen Freiheitswonne
Hochgefühl nach Hause ging!
Voll mitleidiger Gedanken
Sah der Junker fort ihn wanken,
Und ein Blick, der Liebe sprach,
Flog dem schönen Hannchen nach.

Es war nicht anders; das niedliche Landmädchen hatte tiefen Eindruck auf Leopolden gemacht. Hannchen war ihm vorher wenig oder gar nicht zu Gesicht gekommen, weil er, um des Verstorbenen Ungnade zu vermeiden, in keine Bauernwohnung ging, und sie selten ihr Haus verließ. Am Todestage seines Vaters schlug ihm also die

Geburtsstunde der ersten Liebe. Kaum von einem Oberherrn befreit, huldigte er einer neuen Macht, die ihm aber eine sanftere Behandlung versprach.

Sein Herz war so übervoll von gemischten Empfindungen, daß ihm das Zimmer zu enge ward. Er mußte hinaus in die freie Luft.

Schon war es Abend. Der Leibfackelträger der Liebenden, der sanfte Vollmond, leuchtete ihm zu einem empfindsamen Spaziergang um's Dörfchen, und ehe er sich's selbst versah, stand er vor Martin's Wohnung. Dreimal krümmte er seinen Finger zum Anklopfen; allein eben so oft zog er ihn unverrichteter Sache zurück. Endlich faßte er Muth, und meldete sich durch leises Pochen.

Hannchen stutzte bei Oeffnung der Thüre nicht wenig über den vornehmen Besuch. Leopold grüßte sie schüchtern und freundlich, und fragte geschwind nach ihrem Vater, um damit zu bemänteln, daß er eigentlich ihretwegen gekommen war.

Martin, der bei einem Krüglein Wasser und schwarzem Brod in der Stube am Tische saß, sprang erschrocken auf, als der Edelmann hineintrat.

Leopold. Bleibt sitzen, Freund! Laßt Euch nicht stören! Ich wollte nur sehen, wo Ihr wohnt. Ist das Eure Abendmahlzeit?

Martin. Ja, gestrenger Herr!

Leopold. Wirklich? Es ist ja Gefängnißkost.

Martin. Freilich wohl. Doch schmeckt sie hier besser, als dort.

Leopold. Warum erquickt Ihr Euch aber nicht nach so langem Fasten durch bessere Speisen?

Martin. Das verbietet mir meine Armuth.

Leopold. Unglücklicher Mann! Wo ich bei Euch hinblicke, sehe ich Mangel. Das Stroh dort im Winkel. —

Martin. Ist mein Lager.

Leopold (zu Hannchen). Und Du, liebes Mädchen, schläfst auch nicht weicher?

Hannchen. Wie könnte ich? Im Kämmerchen oben habe ich ein ähnliches wohlfeiles Bett. Auch wünsche ich nicht einmal eine Bequemlichkeit, die mein Vater entbehren muß.

Leopold. Gute Seele, Du wärst eines bessern Schicksals werth! Es ist wahr, Martin, Euch mangelt viel; aber Ihr habt einen großen Schatz, eine brave Tochter. Ich muß sie wegen ihrer Gutmüthigkeit und kindlichen Liebe, die sie heute bewiesen hat, in's Angesicht loben.

Hannchen. O das verdiene ich nicht. Ich erfüllte ja nur meine Schuldigkeit.

Leopold. Du hast Recht. Aber hundert Andere hätten sie mit mehr Gleichgültigkeit und Kälte gethan. Hierin liegt der Unterschied.

Martin. Sie sind zu gütig. Doch wahr bleibt wahr: Ich habe ein gutes Kind. Wie gern wollte ich abscheiden aus diesem Jammerthal, wenn ich mein Hannchen versorgt wüßte!

Leopold. Ueberlaßt das der Zeit und dem Himmel! Was ich thun kann, sie glücklich zu machen und den Rest Eurer Lebensjahre zu versüßen, soll gern geschehen. Ihr habt viel gelitten, armer Mann! Vergeßt das Vergangene, und hegt weiter keinen Groll gegen den Urheber Eurer Leiden! Er war verführt, von niederträchtigen Buben verführt, die meine Schwelle nie betreten dürfen. — Für heute lebt wohl! Geht aber nicht gleich schlafen; ich habe

Euch vorher etwas sagen zu lassen. Gute Nacht, Martin! Gute Nacht, liebes Hannchen!

Er eilte fort und hinterließ den beiden Leutchen viel Stoff zum Gespräch und Nachdenken, was sie noch heute von ihm erfahren würden.

Nach einer halben Stunde ward geklopft. Es war Einer von Leopold's Dienern, der einen Wagen voll Betten und Hausgeräth, einen Korb mit Eßwaaren und ein ziemlich schweres Päckchen Geld zum Geschenk von seinem Herrn überbrachte. Vater und Tochter staunten, weinten und stammelten Dank. Indessen verschwand der Bote mit einem ehrlich gemeinten: „Braucht's gesund!"

Die Beschenkten kosteten von den Seltenheiten der herrschaftlichen Küche, und schlummerten dann auf den weichen Federn fröhlich ein.

Auch Leopold wollte sich nun in die Arme des Schlafs werfen, der ihn aber dießmal floh. In der zwölften Stunde der Nacht war er noch munter. Jetzt hörte er auf einmal die verriegelte und verschlossene Kammerthür öffnen. Wer konnte das thun, als unser alter, lange nicht gesehener Freund Hütchen?

Leopold erschrack nicht, als er den Geist, der sich immer noch kein neues Mäntelchen geschafft hatte und immer noch sein rundes Deckelchen trug, im Anmarsch gegen sein Bett erblickte. Er hatte nicht allein oft von ihm sprechen gehört, sondern erinnerte sich seiner sogar noch aus den ersten Jahren der Kindheit. Daher sah er ihn mit Fassung an und fragte: „Was bringst Du?"

Hütchen. Meinen Glückwunsch zu dem Antritt Deiner Regierung.

Leopold. Ich danke. Warum sprichst Du aber in

so hohem Ton mit dem armen Herrn von zwei armen Dörfchen?

Hütchen. Weil Du, wie ein König, Gutes und Böses thun kannst. Dein Vater hat das Letztere bewiesen.

Leopold. Dazu kann ich nichts sagen.

Hütchen. Das mag seyn. Es ist aber Gott und der Welt bekannt. Nun wird er auch dafür büßen.

Leopold. O mein unglücklicher Vater!

Hütchen. An Warnungen hat es nicht gefehlt. Ich habe Güte und Strenge versucht, ihn zu bessern. Hat er Dir nie jenes furchtbare Nachtgesicht erzählt, da er die Geister seiner ruchlosen Väter in einer unterirdischen Höhle bei der Tafel sah?

Leopold. Davon hörte ich ihn manchmal, wie von einem Traume, sprechen.

Hütchen. Ja, ja, dafür nahm der leichtsinnige Mensch auf das Einreden seiner nichtswürdigen Freunde jene Erscheinung. Aber der verachtete Traum wird ihm nun schrecklich ausgehen. Vielleicht krümmt er sich schon jetzt wie ein Wurm auf dem glühenden Stuhle, der an Deines Großvaters Seite für ihn bereit stand.

Leopold. O höre auf, höre auf, mich mit diesen Höllenbildern zu quälen! Sage mir lieber, ob keine Hülfe, keine Erlösung möglich ist?

Hütchen. Hierüber darf ich Dir nicht bestimmt antworten. Thue das Deine, und suche den zürnenden Himmel durch einen tugendhaften Lebenswandel und Wohlthätigkeit zu versöhnen.

Leopold. Das soll mir nicht schwer werden. Ich folge dann blos dem Zuge meines Herzens. Auch habe ich schon einen kleinen Anfang gemacht. Der arme Martin, den mein Vater in Fesseln hielt, ist wieder frei.

Hütchen. Ich weiß es und lobe Dich darum; ob mir's gleich lieber wäre, wenn Du ihn, noch vor der Fürbitte seiner schönen Tochter, der Gefangenschaft entlassen hättest. Es hat sich dadurch auf den Glanz Deiner edlen Handlung ein gewisser Schatten von Nebengründen geworfen, der sie ein wenig verdunkelt. Doch das sey! Du hast, glaube ich, den Martin auch beschenkt.

Leopold. Hum! — Ja. Es waren einige Kleinigkeiten, die ich entbehren konnte.

Hütchen. Warum sagst Du Kleinigkeiten? — Es scheint, als wolltest Du Deine Freigebigkeit dadurch gegen mich entschuldigen. Sollte sie das bedürfen; wäre sie etwa nicht aus der reinsten Quelle geflossen?

Leopold. Ich verstehe Dich nicht. Was ich that, geschah aus Mitleiden. Die armen Leute hatten nichts, als leere Wände.

Hütchen. Das ist wahr und freilich erbarmenswürdig, wenn ein so ehrlicher Mann, wie Martin, und besonders ein so schönes Mägdlein, wie Hannchen, trockenes Brod essen und auf hartem Stroh schlafen sollen. Ich rathe Dir aber, junger Herr! Schweife nicht etwa auf einer, dem Benehmen Deines Vaters entgegengesetzten Seite aus! Liebe Deine Unterthanen nicht zu sehr!

Leopold. Könnte man das?

Hütchen. Ei wohl. Vorzüglich die Töchter der Unterthanen. Hannchen ist wirklich schön.

Leopold. So ziemlich.

Hütchen. Heuchler! Wie kalt Dein warmes Herz spricht!

Leopold. Sage mir nur, was Du willst. Gestern sah ich das Mädchen zum ersten Mal.

Hütchen. Und fingst gleich Feuer.

Leopold. Du irrst Dich, alter, spaßhafter Freund!

Hütchen. Geh, geh! Die Röthe Deiner Wangen zeugt wider Dich.

Leopold. Fängst Du es aber nicht recht darauf an, mich roth zu machen? Du scheinst selbst Empfindungen gegen die Töchter der Erde zu hegen.

Hütchen. Ha, ha! Ich wäre ein possierlicher Liebhaber! Doch wir wollen jetzt davon abbrechen. Erinnerst Du Dich, daß ich Dir als Kind einmal Kirschen in einem silbernen Körbchen brachte?

Leopold. Recht wohl. Ich trug sie zu meinem Vater.

Hütchen. Der gab Dir die zwei kleinsten davon, schmaußte die übrigen und verwandelte das Körbchen in klingende Münze, wofür er ein Faß Wein kaufte. Ihm aber hatte ich mein Geschenk nicht bestimmt. Darum rächte ich mich auch den folgenden Tag, und spielte ihm statt des goldenen Pflaumenkörbchens, nach dem er so begierig griff, einen Strohwisch in die Hand. Besinnst Du Dich noch?

Leopold. Vollkommen.

Hütchen. Nun sieh, dieses Körbchen habe ich Dir aufgehoben. (Er zieht es, mit Goldstücken gefüllt, unter dem Mantel hervor). Die Kirschen haben sich indessen in Gold verwandelt, und gewähren hundertfachen Ersatz für Deine gestrigen Geschenke. Laß' aber Deine Freigebigkeit nicht immer denselben Weg nehmen, sondern sie auch die übrigen Hütten Deiner Dörfer besuchen. Sie wird überall leere Wände finden, denn Herr Wenzel war ein Meister im Ausräumen.

Leopold. Ich danke Dir, guter Geist! O wie will ich nun das Elend meiner Unterthanen mindern, wie wohlthätig will ich seyn!

Hütchen. Nun, ich werde scharf Achtung geben. Wendest Du meine Spenden gehörig an, so sollen mehrere folgen; denn ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein bischen reich. Leb' indessen wohl, bis auf Wiedersehen! (Er verschwindet.)

Mit der Morgenröthe ging Leopold von Haus zu Haus und verspendete reichlich die Goldstücke des unterirdischen Münzers. Ueberdieß versprach er den Unterthanen ein Freijahr von Abgaben und Frohndiensten. Die Freude der Armen war allgemein, war unaussprechlich. Die Gegend, wohin ihn sein Herz am stärksten zog, betrat er zuletzt. Mit Vorbedacht ging er erst am Ende seiner wohlthätigen Wanderung in Martin's Hütte, um sich nicht auf's Neue Hütchen's Schraubereien auszusetzen.

Man empfing ihn, als ob ein Engel erschiene. Hannchen sagte, sie habe auf seinen Betten wie im Himmel geschlafen. Die artige Schmeichelei, die er entgegnet haben mag, findet man in der Geschichte nicht aufgezeichnet. Sie erzählt aber, daß sich hier tiefer, als irgendwo, seine Hand im Goldseckel verirrt habe.

Der übrige Theil des Tages verfloß unter Anstalten zum Begräbniß. Abends ward wieder zur Erholung ein Lustgang bei Mondenlicht gemacht. Er versprach sich's selbst, dießmal nirgends einzukehren; das Halten fiel ihm aber unmöglich. Ein noch flimmerndes Lämpchen aus Martin's Fenstern war der Leitstern, dem er unwiderstehlich folgen mußte.

Er fand das Mädchen allein. Die Unterhaltung fing sich von beiden Seiten sehr schüchtern an. Nach und nach gewann sie mehr Leben. Es ward ein Handdruck, und zur guten Nacht sogar ein Kuß gewagt. Ein Umstand, den Hannchen allein verschwieg, als sie ihrem zu-

rückkommenden Vater den gehabten Besuch weitläuftig erzählte.

Noch glühte der süße Kuß auf Leopold's Lippen, als Freund Hütchen den Kopf zur Kammerthür hereinsteckte. „Alles gut gemacht! Aber, aber" — rief er und drohte dabei schelmisch mit dem Finger, worauf er sogleich wieder verschwand. Leopold verstand das aber, und war froh, daß er mit einem so leichten Verweise wegkam.

Der Begräbnißtag brach nun an. Es war ein heiterer, lieblicher Morgen.

Die Sonne zog im Purpurkranze
Den blauen Himmelsweg heran.
Scheu vor dem königlichen Glanze,
Wich jedes Nachtgewölk aus ihrer Strahlenbahn.
Kein rauhes Morgenlüftchen störte
Das kleinste Blatt in seiner Ruh.
Auf Blumen lagerte sich Zephyr selbst und hörte
Dem Lied der Nachtigallen zu.

Herab vom Kirchenthurme schallte
Jetzt weinerlich die Todtenglocke drein,
Und sieh, in schwarzer Kleidung wallte
Das ganze Dorf zur Burg hinein,
Wo in des Sarges enger Klause
Der trotzige Geselle schlief,
Der sonst die Welt mit Schnauben und Gebrause,
Als sey sie ihm zu klein, durchlief.

Kein herzentquollnes Ach ward laut bei seiner Bahre,
Kein Thränentropfen fiel, als Kind der Wehmuth, drauf,
Die Leichenfrau gab nur ein Pröbchen von der Waare
Der Traurigkeit für baaren Kauf.
Den Küster trieb allein, den todten Herrn zu loben,
Der Geist der Dankbarkeit für doppelte Gebühr;
Doch selbst sein Elstermund verstummte willig hier,
Als nun den Sarg die Träger hoben.

Urplötzlich ſchwand des Himmels Blau,
Und wetterſchwangre Wolken ballten
Sich ſchwefelgelb und donnergrau
Zu ungeheuern Mißgeſtalten.
Gepeitſcht von Winden hin und her,
Zerriſſen ihre Waſſerſchläuche.
Es rauſchte nieder wie ein Meer,
Und höher ſchwollen Flüſſ' und Teiche.

Indeſſen ging der ſtille Leichenzug
Dem Grabe zu mit bangen Schritten.
Doch war, dieß Bad herabzuſchütten,
Der zürnenden Natur noch nicht genug.
Mit Krachen eines Donnerſchlages
Verloſch der letzte Schein des Tages,
Und um die Gegend zog ſich Nacht,
Durch Wetterleuchten nur bisweilen hell gemacht.

Ein kalter Sturmwind fuhr auf ſauſendem Gefieder
Hin durch das Land der Finſterniß,
Warf Häuſer um, ſchlug Bäume nieder,
Und führte Steine fort, die er vom Felſen riß.
Am Himmel flutheten zerſtreuter Blitze Flammen
In Feuerklumpen nun zuſammen,
Und ſchlackerten zur Erd' herab,
Und wälzten, Kugeln gleich, ſich um das offne Grab.

Der Todtenacker borſt mit fürchterlichen Krämpfen
Hier, da und dort und rings umher.
Aus ſeinen Schlünden ſtieg in dicken Nebeldämpfen
Ein Geiſterſchwarm empor und tanzte kreuz und quer.
Im ſchrecklichſten Tumult der Erd' und Hölle
Schritt jetzt mit zitterndem Gebein
Der Leichenzug zur Grabesſtelle
Und ſenkte ſtill den Sarg hinein.

Kaum aber warf die erſte Scholle
Von Erd' und Sand der Todtengräber drauf,
Da hört' im Augenblick das tolle
Getöſe von Geſpenſtern auf.

Des Sturms Geheul, der Wolkenbrüche Fluthen,
Des Donners Knall, der Blitze Gluthen
Verloren sich bis auf die kleinste Spur,
Und milder Sonnenschein bestrahlte Wald und Flur.

„Das war ein Wetter!“ sagte Martin zu einigen alten Bauern auf dem Heimwege. „Das war ein grimmiges Wetter!“ wiederholte er, und schüttelte bedenklich den Kopf.

Andres. Gott sey der armen Seele gnädig, der es zu Ehren angestellt war!

Thomas. Gott sey ihr gnädig! Natürlich ging's nicht damit zu. Ich bin nun achtzig Jahre alt, und habe Manchen in sein letztes Haus auf Erden begleitet, aber ein solches Ungewitter habe ich nie erlebt.

Caspar. So hat's wohl auch noch keines gegeben, so lange die Welt steht. Sahst Ihr nicht die Unholde, die im Nebel um's Grab herum wankten?

Thomas. Ach, ich wollte sie nicht sehen und drückte die Augen zu. Die Haut schauert mir noch.

Andres. Ich stelle mir so in meiner Einfalt vor, daß es die Geister seiner Vorfahren waren, die ihm entgegen kamen. Es sind auch schlimme Herren gewesen.

Martin. Laßt das seyn! Man soll von den Todten nichts Uebels reden.

Andres. Wenn sich nun aber nichts Gutes sagen läßt?

Martin. Dann ist's löblich, zu schweigen.

Andres. Hum! Der kleinste Wurm krümmt sich, wenn man ihn tritt, und wir sind doch wahrlich genug getreten worden.

Martin. Und haben's nun, Gott Lob! überstanden. Bedenkt doch nur, Ihr guten Leute, daß wir unmöglich Alle große Herren seyn können. Es ist ja in der ganzen Natur Alles abwechselnd groß und klein. Neben der ho-

hen Eiche steht ein niedriger Strauch. Der Adler und der Zaunkönig sind Brüder. So ist's auch bei den Menschen, und so muß es seyn, wenn die Ordnung der Welt bestehen soll. Denn stellt Euch einmal vor, alle Bauern würden plötzlich vornehme, steinreiche Leute. Wer würde dann noch im Schweiß seines Angesichts den Acker bauen und dreschen wollen? Nicht wahr, der liebe Niemand? Ihr bedanktet Euch gewiß sammt und sonders dafür, und schlieft lieber auf Euern Faulbettchen! Nun seht, auf diese Weise ginge die Welt zu Grunde, und wir müßten bei aller unserer Herrlichkeit verhungern, da nun einmal kein Brod mehr vom Himmel fällt.

Caspar. Martin hat Recht.

Andres. Ei, wer läugnet das? Es ist nur schlimm für uns, daß just wir zu Plackthieren geboren sind.

Martin. Eben weil wir dazu geboren sind, läßt sich's nicht ändern, und wir thun klug, wenn wir uns geduldig drein fügen. Bei allem Kreuz und Elend, das ich in der Welt ausgestanden habe, sprach ich immer zu mir selbst: Habe Geduld, Alter, es kann nicht ewig dauern! Laß es nun auch bis an dein Ende so fortgehen, in jenem Leben wird's gewiß besser. Das, liebe Leute, war der Trost, der mich bisher aufrecht erhalten hat. Denn ich denke mir den Vater im Himmel so gut und gerecht, daß er uns dort die Freuden ersetzen wird, die er uns hier nothwendig entziehen mußte.

Andres. Das klingt Alles recht schön; aber ehe wir dahin kommen —

Martin. Wird uns unser neuer Herr das Leben erträglich machen. Ihr seht ja, daß er ganz anders denkt, als sein Vater Wie wär's, wenn wir auf den Abend seine Gesundheit tränken? Kommt Alle zu mir, bringt

Weiber und Kinder mit, und sagt's auch den übrigen Bauern! Die ganze Gemeinde soll heute vergnügt unter meinem Dache seyn. Mein Stübchen ist zwar nicht groß, der geduldigen Schafe gehen aber viel in einen Stall.

Andres. Geduld haben wir gelernt.

Martin. Guter, alter Murrkopf, lerne nun auch Zufriedenheit! Leb' indessen wohl, lebt Alle wohl, und vergeßt nicht, auf den Abend bei guter Zeit zu kommen.

Alle. Wir werden kommen.

Martin befand sich noch nicht lange zu Hause, so ward er auf's Schloß gerufen. Leopold suchte von ihm auszuforschen, wie man im Dorfe über den Begräbnißsturm urtheile, der ihm selbst sehr bedenklich schien; allein Martin war zu gutmüthig, die reine Wahrheit zu sagen. Er dachte, wenn es darauf ankomme, Kränkungen zu vermeiden, sey Lügen wohl erlaubt, und versicherte daher dem Junker, daß Niemand das Ungewitter übernatürlich gefunden habe.

Das beruhigte Leopolden. Er gab Martinen einige Hütchensd'or, mit der Anweisung, das Dorf dafür zu bewirthen, und billigte sehr, daß Jener bereits diesen Einfall gehabt hatte.

Zugleich erhob er den Meister Schmid auf der Stelle zum Schulzen oder Dorfrichter. Der gute Mann nahm diese Würde, die man vielleicht damals anders nannte, mit fröhlicher Dankbarkeit an, und merkte nicht, daß er blos, wie viele Herren noch heut zu Tage, wegen seiner schönen Tochter befördert wurde. Das fiel ihm auch sogar dann noch nicht ein, als sich Leopold unmittelbar darauf sehr angelegentlich nach Hannchens Befinden erkundigte und ihm einen Gruß an sie mit auf den Weg gab.

Der neue Premierminister des Dorfs ging, um einige

Zoll höher als gewöhnlich den Kopf tragend, in seinen Palast zurück, und machte die Neuigkeit seiner Standeserhöhung der Fräulein Tochter mit heiterer Miene bekannt. Hannchen war ein vernünftiges Mädchen; aber doch ein Mädchen. Das heißt mit andern Worten: Sie war ein wenig eitel. Daher gewann Leopold einen guten Stein bei ihr im Brete, daß er ihren Vater zu einem Ehrenposten erhoben, und ihr dadurch gleichsam Fug und Macht ertheilt hatte, sich etwas glänzender als andere ländliche Dirnen zu kleiden. Der Herr Papa mußte zu diesem Behuf sogleich mit einigen gelben Pfennigen herausrücken, und man berathschlagte nun gemeinschaftlich über Putz und bessere Hauseinrichtung, bis sich die Abendgesellschaft einfand.

Martin säumte nicht lange, sich der Versammlung als ihr neues Oberhaupt vorzustellen, empfing Glückwünsche, und ertheilte dagegen die huldreiche Versicherung, daß er sein Amt zum Besten der Gemeinde führen, und Recht und Gerechtigkeit handhaben wolle.

Der Abend verfloß geschwind unter traulichen Gesprächen über Vergangenheit und Zukunft. Einstimmig lobte man den jungen Herrn. Nur Hannchen sagte kein Wort dazu, sondern setzte sich weg vom Licht in einen düstern Winkel, um nicht ihr jedesmaliges Erröthen, wenn Leopolds Name genannt wurde, sehen zu lassen. Denn bei aller ihrer Unschuld war sie, in Bemerkung der heranschleichenden Liebe des Junkers, nicht so blind als ihr Vater. Sie hatte freilich darüber Urkunden, die dem Alten fehlten. Er würde nicht so in der Dunkelheit getappt haben, wenn sie ihm nur den verschwiegenen Kuß gebeichtet hätte.

Gegen eilf Uhr des Nachts gingen die meisten Gäste

auseinander. Nur einige politische Kannengießer konnten sich noch nicht vom Kruge trennen. Martin empfahl ihnen, die Hausthüre beim Fortgehen zu verschließen, und begab sich nun auch mit seiner Tochter zur Ruhe. Es schlief sich zu schön auf den adelichen Betten, als daß er sich dieses Vergnügen hätte länger entziehen mögen.

Sechs Bäuerlein saßen
Am Tisch noch allein,
Und schon brach die Stunde
Der Mitternacht ein.
„Horcht, horcht!“ rief jetzt Einer:
„Was tappt vor der Thür?“ —
„Ja,“ sprachen die Andern,
„Das hören auch wir.“ —

Es trappelt' und tappte
Bald fern und bald nah,
Und schrie, wie ein Esel,
Y — ah! y — ah!
Es poltert' im Hause
Treppunter, treppauf,
Und angelweit rauschte
Die Stubenthür auf.

Husch! flohen zum Winkel
Die Bäuerlein.
Drauf schlenderte langsam
Ein Esel herein.
Er richtete schnüffelnd
Zum Biertisch den Lauf,
Und pfeilgerad bäumend
Sah er hinauf.

Der Kannen und Krüge
Buntfarbige Reih'
Begrüßt' er mit hellem
Y—ahgeschrei;

Ergriff mit zwei Füßen
Den nächſten Krug,
Und trank bis zum Boden
In einem Zug.

So ſtürzt' er begierig,
Als wollt' er ein Meer
Von Hopfenſaft trinken,
Sechs Krüge leer.
Die andern, in denen
Kein Tröpfchen ſich fand,
Bebrummt' er und warf ſie
Voll Grimm an die Wand.

Zuſammengeſchichtet
Wie Häringe, ſahn
Die Männer im Winkel
Das Unweſen an.
Entſetzen verwiſchte
Des Angeſichts Roth.
Sie hielten ſo ſtill ſich,
Als wären ſie todt.

Jetzt ward ſie zum Unglück
Der Graue gewahr.
Wie Stachelſchweinsborſten
Erhob ſich ſein Haar.
Die Naſe ſpie Wolken
Von Feuer und Dampf.
Heran auf zwei Beinen
Schritt er zum Kampf.

Die Bäuerlein ſchwangen
Die Knüttel empor,
Und ſtreckten, wie Lanzen,
Dem Kämpen ſie vor.
Doch tief in die Glieder
Der feindlichen Schaar
Hieb er mit den Hufen
Wie ein Huſar.

Die Holzbajonette
Zersplitterten schnell,
Und Langohr durchwalkte
Den Bauern das Fell.
In einer Minute
War Alles vollbracht,
Und völlig entschieden
Die drollige Schlacht.

Die sechs Alliirten
Ergriffen Reißaus,
Und fielen und stürzten
Zur Hausthür hinaus.
Nachhauend verfolgte
Der Sieger sie noch,
Bis nun in sein Hüttchen
Sich Jeder verkroch.

Morgens drauf erstaunte Martin über das scherbenvolle Schlachtfeld, und glaubte, die Herren Politiker hätten sich im trunknen Muthe die Krüge an die Köpfe geworfen. Er ließ sie, Kraft richterlichen Amts, zu sich entbieten und setzte sie lächelnd zur Rede. Sie schoben, der Wahrheit gemäß, alle Schuld auf den wunderbaren Esel, in welchem ein böser Geist stecken müsse. Der ungläubige Schulz lachte sie aber mit ihrer Geschichte weidlich aus. „Ja, ja, ein Esel mag wohl die Krüge zerbrochen haben;“ versetzte er launig. „Doch will ich nicht weiter untersuchen, wer er ist und wie er heißt. Der Junker hat schon dafür gesorgt, daß ich diesen kleinen Schaden übersehen kann.“ — Die armen Bauern blieben also bei ihm in dem Verdacht einer unter sich gehabten Balgerei, sie mochten sagen, was sie wollten.

Allein am folgenden Morgen ward er doch stutzig. Es war Abends vorher kein fremder Mensch in seinem Hause

gewesen; er hatte mit eigner Hand die Thüre fest verriegelt und verschlossen, fand sie auch noch uneröffnet, und dennoch waren abermals in der Schenkstube alle Krüge zerbrochen und Tisch' und Bänke umgeworfen. Nun glaubte er selbst, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, und beschloß, in Gesellschaft einiger herzhaften Bauern die nächste Nacht zu durchwachen. Es geschah.

Versammelt bei verschlossner Thür,
Mit hochgespitzten Ohren,
Ersetzten sie durch gutes Bier,
Was sie am Schlaf verloren.

Noch rührte sich kein Schall im Haus,
Um ihren Muth zu prüfen.
Es lief und nagte keine Maus,
Und selbst die Heimchen schliefen.

Doch was begab sich, als sie schlug
Die böse Geisterstunde?
Da sank der schon erhobne Krug
Von unsrer Wächter Munde.

Denn mit dem Glockenschlag begann
Ein Poltern und Gesause,
Als nähme Meister Urian
Besitz vom ganzen Hause.

Doch dießmal kam Herr Ziegenbein
Nicht hochselbst her zum Biere.
Es trabte nur ein Eselein
Durch die gesprengte Thüre.

„Das ist, das ist das Ungethüm!"
So lispelte mit Schauer
Ein vor zwei Tagen schon von ihm
Brav durchgewalkter Bauer.

„Still!“ sprach der Schulz: „Wir wollen hier
Im Winkel ruhig bleiben
Und zusehn, was das Wunderthier
Wird heut für Possen treiben!“ —

Der Graue schien die Flüsterei
Der Lauscher nicht zu hören,
Blieb wenigstens sehr kalt dabei,
Und ließ sich gar nicht stören.

Es trat mit gellendem Y — ah!
Hinauf am Tisch ein Männchen,
Und trank so schnell, als man kaum sah,
Sechs oder sieben Kännchen. —

Viel Krüge waren außer Stand,
Mit Bier ihn zu bewirthen.
Drum schleudert' er sie an die Wand,
Daß sie in Scherben klirrten.

Dabei warf er auch manchen Blick
Hin auf die armen Tröpfe,
Und zielte mit dem letzten Stück
Der Krüg' auf ihre Köpfe.

Hoch wurmte das den einen Herrn,
Der stark beherzt sich fühlte,
Und immer für sein Leben gern
Den Eisenfresser spielte.

„Marsch, Leute!“ rief der Renommist:
„Greift an! Laßt Euch nicht grauen!
Ich will, und wenn's der Teufel ist,
Ihn brav zusammenhauen!“ —

Der Esel sah sich grimmig um,
Und warf dem, der so krähte,
Den Krug ans Kapitolium,
Daß es rundum sich drehte.

Dies war das Zeichen zu der Schlacht.
Der Eisenfresser rückte
Schnell an mit seines Häufleins Macht,
Das bang und feig sich bückte.

Schon auf den Hinterfüßen stand
Zum Kampf der Esel fertig,
Und blieb, gelehnt an eine Wand,
Des Angriffs so gewärtig.

Der General der Feinde schwang
Nach ihm den Birkendegen,
Der aber thatenlos zersprang
Von Langohrs Hufenschlägen.

Sie fielen nun auch hageldicht
Auf's Kapitol des Helden.
Von seiner Gegenwehr ist nicht
Viel Rühmliches zu melden.

Er floh mit seinen Bäuerlein,
Wie Mäuse vor der Katze.
Der Ritter Vierfuß stand allein
Als Sieger auf dem Platze. —

Im Hintertreffen war beim Streit
Der kluge Schulz geblieben,
Und suchte jetzt sich ungeläut
Zur Thür hinauszuschieben.

Schon war er frei; da mußte doch
Ein böser Geist ihn hetzen,
Dem schlimmen Biergast rückwärts noch
Ein Klappchen zu versetzen.

O Wunder! Statt nun drauf und dran
Zu hauen und zu schlagen,
Fing unverhofft der Esel an
Zu zittern und zu zagen.

Der spitzen Ohren Riesenpaar
Begann sich tief zu senken,
Und er verkroch sich endlich gar
Scheu unter Tisch und Bänken.

Herr Martin sah von Weitem zu
Und hörte mit Erstaunen:
„Pack an! Sonst hast du nimmer Ruh!“
Sich in die Ohren raunen.

Er blickte hier, er blickte dort,
Den Rathsherrn auszuspähen.
Umsonst, umsonst! An keinem Ort
Ließ irgend Wer sich sehen.

Er aber, bei dem allen fand
Sein Herz von Muth gehoben,
Und sich durch eine sanfte Hand
Zum Esel hingeschoben.

Je näher Schritt vor Schritt er kam,
Je mehr war in dem Wesen
Des Graurocks ein Gemisch von Scham,
Und Aengstlichkeit zu lesen.

Der Schulze drohte muthiglich
Ihm mit dem Knotenprügel,
Da wand er sich und krümmte sich
Zusammen, wie ein Igel.

Ha! dachte Jener: Herr Patron,
Weiß er sich so zu schmiegen?
Ihn Krugverwüster will ich schon
Nun wohl noch besser kriegen.

Drauf holte der beherzte Mann
Sich einen Strick und legte
Dieß Halsband keck dem Esel an,
Der sich dabei nicht regte.

So ließ auch das verzagte Thier
Zum Stall sich willig führen,
Und ohne Widerstreben hier
Fest an die Krippe schnüren.

Ein aufgestecktes Bündel Heu
Dient' ihm sogleich zum Schmause;
Dann warf es sich hin auf die Streu,
Als wär' es nun zu Hause.

Martin war sich selbst unbegreiflich. Er wußte nicht, woher er den Muth genommen hatte, den langöhrigen Unhold zu bändigen, und konnte nicht einsehen, warum er auch in der Folge so wenig Abscheu vor ihm empfand. Es war ihm beinah eine Lust, das Thierchen zu füttern und zu warten. Man muß aber auch dem Esel nachsagen, daß er sich alle Mühe gab, sein voriges unsittliches Betragen in Vergessenheit zu bringen. Er nahm nicht allein mit der geringsten Stallbewirthung ohne Murren vorlieb, sondern bezeigte sich auch überhaupt so fromm und nachgebend, wie alle seine, zur Duldung gebornen Brüder.

Das veranlaßte Martinen, einen Versuch anzustellen, ob es ihm auch belieben möchte, sich der gewöhnlichen Amtsverrichtung seines Geschlechts, dem Sacktragen in die Mühle, zu unterziehen. Die Probe lief trefflich ab. Er trug seine Last so geschickt und ohne Straucheln, als ob er zeitlebens nichts anders gethan hätte.

Ein einziges Mal schien er in seine vorigen übeln Launen zurückzufallen. Er und Martin wandelten eines Tages mit einander zur Mühle, und desselben Weges kamen zwei oder drei Krippenritter, schlechten Andenkens. Diese Herren stach der Kitzel, Martinen zu hohnnecken, der es aber nicht der Mühe werth hielt, ihnen zu antworten.

Pannchen. Es war ein kleines Liedchen.

Leopold. Klein oder groß; sing' es noch einmal!

Pannchen. Die Ohren werden Ihnen wehe thun.

Leopold. Ziere Dich nicht! Singe, Nachtigallchen, singe!

Pannchen (singt).

Ein schönes junges Mädel saß
Am hellen Bach im weichen Gras.
Dem hellen Bach glich Aennchens Herz,
Noch unbekannt mit Gram und Schmerz.

Sie trug im braunen Lockenhaar
Ein Kränzchen, das ihr Abgott war.
Nicht feil um goldner Berge Glanz
War ihr der liebe, liebe Kranz.

Um sie herum im Wiesengrund
Gab's rothe Blümchen, wie ihr Mund,
Und Blümchen, weiß wie ihre Hand,
Sie pflückte, was sie Schönes fand.

Indessen fuhr mit Saus und Braus
Ein Sturmwind aus dem Wald heraus,
Und rasselte so stolz heran,
Als käm' ein Prinz mit Roß und Mann.

Er riß in seinem Wirbeltanz
Aus Aennchens Haar den lieben Kranz.
Sie griff darnach — weg war er schon,
Und weit mit ihm der Sturm entflohn.

O weh, o weh, mein Kranz ist hin!
Rief Aennchen aus mit trübem Sinn.
Sie weinte sich die Augen roth,
Und weinte sich um's Kränzchen todt.

Leopold. Ein artiges Liedchen.

Pannchen. Ganz artig, und von sehr nachdenklichem Inhalt.

Leopold, Ja, ja.

Hannchen. Ein Mädchen kann viel daraus lernen.

Leopold. Das wäre!

Hannchen. Kann daraus lernen, sein Kränzchen wohl zu bewahren, wenn ein stolzer Prinz heranraſſelt.

Leopold. Ei, das iſt eine gute Lehre. Vor Prinzen muß ſich ein Mädchen hüten.

Hannchen. Es könnt' aber auch heißen; „und raſſelte ſo ſtolz heran, als käm ein reicher Edelmann.“

Leopold. Hannchen, Hannchen, wirf mir nicht all' Augenblicke meinen Edelmann vor! Ich verkauf' ihn um einen Kuß, um einen Handdruck von Dir! (Er umarmt ſie.)

Yah! und wieder Yah! ſchallte jetzt plötzlich durch das Gebüſch. Verſcheucht fuhren die Liebenden auseinander und erblickten den Herrn Schulzen, den ſein verdammter Eſel am Kleide herbeizog. Hannchen ſah blutroth ins Gras und riß ein Hälmchen nach dem andern ab. Der Junker zwang ſich zum Lächeln. Martin aber hatte den ernſten Blick eines Mannes, der gerechten Unwillen aus Schonung unterdrückt. Er ſagte nur kurz und kalt: „Hannchen, geh heim!“ und folgte ſelbſt dem weinenden Mädchen nach, ohne ſich mit dem Junker in einen Wortwechſel einzulaſſen. Dem ganzen Auftritt ſah der Eſel mit einer gewiſſen ſonderbaren Theilnehmung zu, und ſchüttelte beſtändig den Kopf.

Seitdem hörte Hannchen auf kein zärtliches Stelldichein mehr. Die Hausbeſuche blieben dem Junker zwar noch unverwehrt; es waren aber immer zwei Augen zu viel dabei. Er brannte nun je länger je mehr vor Begierde, das Mädchen wieder einmal unter vier Augen allein zu ſprechen, und kam endlich, da er es auf keine andere Art

möglich machen konnte, auf den romantischen Einfall, Hannchens Schlafkammer bei Nacht zu ersteigen.

Bald breiteten hierauf einsmals die Rabenflügel
Mondloser Mitternacht sich aus.
Man sahe kaum drei Schritt vor sich ein Haus,
Und jedes Auge band des Schlummergottes Siegel.
Im Felde warf nur noch der Maulwurf kleine Hügel,
Im Dorfe schwirrt' allein die scheue Fledermaus.
Es war die schönste Nacht, die man zu Liebesränken
Sich konnte wünschen, konnte denken.

Der Junker fand sie auch dazu ganz fehlerfrei,
Und forschte nicht erst Zeichendeuter
Und Sternengucker aus, ob weiter
Auf eine bessere zu lauern, räthlich sey?
Er schlich, bepackt mit einer Leiter,
So leise wie ein Dieb herbei,
Und kein verschlafnes Hündlein bellte,
Als er sie sacht an Martins Hütte stellte.

Der Sprossenweg war kurz, und bald gemacht,
Das Kammerfensterchen stand offen,
Er schlüpfte durch, und nun blieb ihm für diese Nacht
Nichts mehr zu fürchten, viel zu hoffen.
Im sanften Schlaf der Unschuld fand
Er Hannchen tief versenkt und ihre Reize deckte
Nicht treu genug ein luftiges Gewand,
Das mehr verrieth, als es versteckte.

Der zärtliche Romanenheld
Vergönnt' ein Weilchen seinen Augen
Das süße Vorzugsglück, sich in das Blüthenfeld
Enthüllter Schönheit hier, gleich Bienen, einzusaugen.
Doch bald empörte sich der andern Sinne Neid,
Und stürmend forderten sie ähnliche Genüsse.
Freund Leopold ward Mittler in dem Streit,
Und weckte Hannchen auf durch liebetrunkne Küsse.

Erschrocken fuhr sie hoch empor,
Und suchte, mit ängstlichem Ziehn und Zerren
Am Röckchen und Halstuch, das offne Thor
Des Heiligthums der Keuschheit wieder zu sperren.
Darüber rang mit ihr der junge Mann,
Und wenig fehlte noch, daß er den Sieg gewann,
Den Sieg am Hochaltar der jungfräulichen Ehre,
Der bald von ihm entweiht geworden wäre.

Doch in dem Augenblicke schoß
Ein zischender Schwarm von geschlängelten Blitzen
Hervor aus der Wände Spalten und Ritzen,
Und donnernd entkrachte die Thüre dem Schloß. —
Der Junker stand vom Zauberstabe
Des Schreckens ganz versteint, und sah erst, als die Schaar
Der Feuerschlangen verflog, daß Hannchen, wie im Grabe,
Verbleicht und fest umstrickt von einer Ohnmacht war.

Hinabgebeugt zu ihr, von lüsternem Vergnügen
Bald übermannt und bald vom Mitleid tief gerührt,
Hört' er Gepolter auf den Stiegen,
Als käm' ein Reiter galoppirt;
Und sieh, da sprengte so rasch, als ritt er um die Wette,
Freund Hütchen auf Martins Esel herauf.
Er spornte das Thier mit strampelnden Beinen zum Lauf,
Und jagte so hin zu des Mädchens Bette.

Hier stand der Esel still, erhob
Den rechten Vorderfuß und schob
Den Junker von Hannchen weg. — Dann fing er an zu sprechen:
„Halt ein! — Du darfst hier nicht der Unschuld Blume brechen! —
Willst Du, daß dieses Haus, aus dem ich Bösewicht
Einst Glück und Freude stahl, auf's Neu' in Thränen schwimme? —
O Leopold, kennst Du nicht meine Stimme?
Kennst Deines Vaters Stimme nicht? —

Ich bin's — und meiner schweren Sünden
Strafurtheil ist, — die Ruh der Todten nie zu finden.
Kaum war mein Leichnam hier erblaßt,
So ward ich in der Hölle Schlünden
Beim Geistermahl, von dem Du oft gehöret hast,
Der siebente, verzweiflungsvolle Gast,
Und mußte Nachts die Haut von einem Esel tragen.
Um, wie ich vormals that, die Bauern baß zu plagen.

Im Leben ward es mir so schwer,
Den Armen nur den Wasserkrug zu gönnen,
Daß oft der Wunsch sich hob, ich möchte weit umher
Die Quellen all' vertrocknen können.
Drum mußt' ich noch als Geist in Neidesflammen brennen,
Als ich das Bierfest traf. — Ich soff die Krüge leer,
Und Welt und Nachwelt wird nunmehr
Biereſel mich deßwegen nennen.

Jetzt bin ich, nach des Schicksals Schluß,
In Martins Sklaverei gerathen,
Dem ich so lange dienen muß,
Bis Du, — als Sühnungswerk für meine Missethaten, —
Zum Altar seine Tochter führst. —
Doch wenn Du, eh' Dein Mund ihr dort hat Treu' geschworen,
Als Unschuldsmörder sie berührst,
Bin ich in Ewigkeit verloren.

Freund Hütchen, — der so oft des Undanks Natterbiß
Von mir empfand und doch mein Freund noch blieb, —
Da vorhin mir die höchste der Gefahren,
Durch Deinen Minnedurst beflügelt, nahe stand,
Schnell meine Stricke, die nur ihm auflöslich waren,
Weil Martin selbst mich damit band.
Wir eilten her und sind noch zeitrecht eingetroffen,
O Sohn, mein Sohn, was hat Dein Vater nun zu hoffen?"

Indessen so der Esel sprach,
Und Leopold vor Schmerz und Wehmuth brannte,
Stieg auch Herr Hütchen allgemach
Von seiner grauen Rosinante,

Und ſetzte ſich in Rednerpoſitur,
Dem Junker recht aus Herz zu dringen;
Allein er durfte dießmal nur
Das erſte Wort zu Markte bringen.

Denn Leopold fiel feurig ein:
„O Vater, ich will gern von Qualen Euch befrein,
Die noch im Todesthal ſo ſchrecklich Euch umgrauſen.
Um dieſen Preis wollt' ich bei Scorpionen hauſen.
Gelobt ſey es bei dem, der alles ſieht und hört,
Dieß Mädchen werde mein Weib, eh' noch zwölf Stunden
fliehen,
Und halt' ich nicht, was jetzt mein Mund beſchwört,
So mag in meiner Bruſt die ganze Hölle glühen!“ —

Und ſieh, als kaum des letzten Wortes Hauch
Den Lippen Leopolds entſchwebte,
Zerfloß die Eſelsgeſtalt in eine Säule von Rauch,
Aus welcher Wenzel trat, als ob er leibt' und lebte.
Der Jüngling flog entzückt mit offnen Armen hin
Zum ſtummen väterlichen Schatten;
Doch er verſchwand mit einem Blick, worin
Sich Freud' und Dankbarkeit hell abgebildet hatten.

Der ſchwarze Zwerg zog nun den Junker ſäuberlich
Am Aermel fort. „Komm mit! Du haſt hier nichts zu ſchaffen.
Das Mädchen wird ſich ohne Dich
Schon wieder in die Höhe raffen.“ —
So führt' er ihn bis unten vor das Haus,
Und ſchlüpfte hier ſchnell unter die Erde.
Doch ſteckt' er noch einmal den Kopf heraus,
Und rief: „Halt hübſch Dein Wort, daß ich nicht böſe
werde!“ —

Leopold hielt es redlich. Hannchen ward noch an demſelben Tage ſeine Gemahlin. Kein Wort von ihrer Ueberraſchung, kein Wort von Martins Erſtaunen. Die Neuvermählten lebten ſo glücklich, als irgend ein Paar auf Erden. Hütchen beſuchte ſie fleißig, kam ſelten mit leerer

Hand, und vertauschte nun auch seinen düstern Trauermantel gegen ein blendend rothes Kleid, nach damaligem neuesten Modeschnitt, das ihm recht artig stand. So stutzerhaft erschien er schon in der Hochzeitnacht vor dem Bette der Liebenden, um seinen Glückwunsch abzustatten. Dieser ward auch so trefflich an ihnen erfüllt, daß ihren Umarmungen ein wackeres Geschlecht entsproßte, das Jahrhunderte lang fortblühte.

Des unglücklichen Wenzels Geist ließ sich nie wieder sehen. Die von ihm ausgezogene Eselshaut muß aber auf andere Menschenquäler fortgeerbt haben; denn die Rockenstuben wissen von mehrern, hier und dort erschienenen Biereseln zu erzählen. Möchte doch noch jetzt dann und wann ein Isegrimm zur Strafe seiner Unthaten in diesen ledernen Kerker kriechen und Säcke tragen müssen! Oder — ein noch besserer Wunsch! — Niemand eine dergleiche Züchtigung mehr verdienen, sondern Jeder seine Brüder, über die er Gewalt hat, so sanft und liebreich behandeln, als es den Umständen nach möglich ist! Amen, das werde wahr!

Der Beinbruch.

Bonnard erſchien Vormittags allezeit und überall als ein artiger und liebenswürdiger junger Mann, Nachmittags und Abends aber nicht immer. Er war in Rückſicht der den alten Germanen ſo oft vorgeworfenen Liebe zum Trunk, ein eifriger Deutſcher, und kannte kein ſüßeres Vergnügen, als die beliebten Lieder: Genießt den Reiz des Lebens! und: Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher! in luſtiger Geſellſchaft zu ſingen und eine Flaſche Wein dabei auszuſtechen. Wär' es nur bei einer geblieben, ſo würde Niemand etwas dagegen gehabt haben, da es ſeine Einkünfte erlaubten. Allein es hieß immer: Man ſteht nicht auf einem Beine, und: Aller guten Dinge müſſen drei ſeyn. Oft wußte er ſogar die vierte, fünfte und ſechste Flaſche mit dergleichen Sprüchwörtern und Beweisſtellen zu belegen.

Seine Mutter und Geſchwiſter, mit denen er noch gemeinſchaftlich zuſammen wohnte, hatten faſt jede Nacht den Kummer, ihn bezecht nach Hauſe kommen zu ſehen. Ihre dringendſten Vorſtellungen blieben fruchtlos, und ſie fingen bald an, ſeine Völlerei für unheilbar zu halten.

Eben ſo dachte Laura, Bonnards Geliebte. Nach unzähligen kleinen Zwiſten darüber, kam es endlich zwiſchen

den beiden Liebenden, die fast so gut als verlobt waren, zum völligen Bruch.

Seitdem fiel er noch tiefer in Bacchus Schlingen. Er hatte bisher, aus Achtung gegen Lauren, wenigstens den äußerlichen Schein von ordentlicher Lebensart beibehalten; nun aber ward er ein schamloser, stadtkündiger Trunkenbold. Es verging keine Nacht, daß er nicht eine Schlägerei mit den Schaarwächtern gehabt oder in einer Wachstube den Rausch ausgeschlafen hätte. Seine Gesundheit fing dabei sichtbar an zu leiden und sein Vermögen schmolz. Kurz, er stand am Rande des Verderbens.

Das schmerzte zwei redliche Freunde von ihm, die zwar oft an seiner Seite tranken, sich aber immer in den Schranken der Mäßigkeit hielten. Sie vereinigten sich, den Zecher durch ein ungewöhnliches Mittel zu bessern.

In dieser Absicht gingen sie eines Abends mit ihm in einen Italienerkeller und stellten sich von besonders guter Laune. Bonnards Lieblingsweine wurden aufgetragen. Man ließ ihn trinken, so viel er wollte. Er berauschte sich wacker. Gegen Mitternacht rieben sich seine Gesellschafter die Augen, gähnten und schliefen ein. Ihm war es lieb, daß er nun, ohne von ihnen gescholten zu werden, noch eine Flasche trinken konnte. Eh' er aber damit fertig war, stieg seine Trunkenheit auf den höchsten Grad, und er fiel endlich selbst, von allen Sinnen verlassen, in einen festen Todtenschlaf.

Jetzt erwachten seine Freunde von ihrem nur verstellten Schlummer und schüttelten ihn. Zu ihrem Vergnügen ward er nicht munter. Sie riefen nun einen von der Sache schon unterrichteten und im Nebenzimmer verborgenen Wundarzt herbei. Dieser brachte Schienen und andere bei einem Beinbruche nöthige Geräthschaften hervor,

und schnürte das gesunde rechte Bein des Schläfers so scharf zusammen, als ob er es höchst gefährlich gebrochen hätte. Hierauf spritzten sie ihm Wasser ins Gesicht und erhoben ein klägliches Geschrei. Er fuhr darüber empor, griff schnell nach dem Beine, das die Schienen drückten, und wollte vom Stuhl auf. Sie hielten ihn aber fest und schrien ihm zu: „Unglücklicher, rühre Dich nicht! Du hast Schaden genommen! Wir sind vorhin kaum eingeschlummert, so taumelst Du sinnlos herum, stürzest die Treppe herunter, brichst das Bein und fällst zugleich in Ohnmacht. Wir erwachten darüber, hoben Dich auf und ließen Dich verbinden. Rühre Dich ja nicht! Es ist schon ein Tragsessel bestellt, Dich nach Hause zu bringen.“ —

Bonnard war ganz außer sich. Seine Einbildungskraft vergrößerte nun den Druck der Schienen zum Schmerz eines wirklichen Beinbruchs; er hatte keinen Gedanken, daß die ganze Geschichte nur ein Mährchen sey, und ließ sich jammernd heimtragen.

Hier empfing ihn seine Familie, wie es verabredet war, weinend und wehklagend. Er ward nun vier Wochen lang vom Wundarzt besucht und sein Bein in einen Kasten gesperrt, wo er sich nicht rühren, und gar nicht zur Ueberzeugung seiner Gesundheit gelangen konnte. Ein so langes Ausharren auf einer Stelle war dem armen Mann unerträglich. Er verwünschte den Wein, als den Urheber seiner Leiden, und that ein Gelübde, sich nie mehr zu berauschen.

Nach Verfluß eines Monats kündigte der Wundarzt ihm endlich an, daß die Heilung vollendet sey. Es war lustig zu sehen, wie er bedächtig und gleichsam auf Eiern ging, um das zerbrochene Bein zu schonen.

Sein erster Weg zu Lauren, die er um Vergessenheit

des Vergangenen und Wiederschenkung ihrer Liebe bat. Sie versprach beides unter der Bedingung eines nüchternen Probejahrs. Dieses hielt er mannhaft aus, ward alsdann Laurens Gatte, und blieb zeitlebens ein ordentlicher, gesitteter Mann, der niemals mehr trank, als er vertragen konnte.

Erst nach vielen Jahren erfuhr er den Streich, der ihm gespielt worden war. Er dankte seinen Freunden herzlich, und fing nun erst wieder an, auf dem rechten Beine, dessen Anstrengung er bis jetzt immer noch mit lächerlicher Sorgfalt vermieden hatte, fest aufzutreten.

Der Prinz.

Auf dem sächsischen Lustschlosse Augustusburg lebte vor ungefähr achtzig Jahren ein gewisser Amtshauptmann von Günther, der ein seltsames Abenteuer hatte. So entfernt er vom Hofe sich befand, so wichtig waren ihm doch die unbedeutendsten Begebenheiten der Hauptstadt. Er besoldete daher einen eigenen Geschichtschreiber derselben, der alle möglichen Neuigkeiten auffagte und sie ihm wöchentlich zusandte. Der Ankunftstag dieser Zeitung war ihm allemal ein Fest, das er kaum erwarten konnte.

Eines Tages enthielten seine Dresdner Novellen folgenden Artikel:

Unser Kurprinz (der nachherige König von Polen) befindet sich bekanntermaßen auf Reisen. Man sagt sich aber hier ins Ohr, Ihro Hoheit wären still und geheim, selbst ohne Wissen Dero Herrn Vaters königlicher Majestät, wieder zurückgekommen, und durchreisten in abwechselnden Verkleidungen das Land, um sich von demselben genaue Kenntnisse zu verschaffen.

Diese Nachricht fiel dem Amtshauptmann besonders auf, und indem er noch darüber nachdachte, klopfte es an seine Thüre. Ein schöner junger Mann in schwarzer Kleidung trat herein. Jener erblickte ihn kaum, so wich er vor

Staunen und Ueberraschung einige Schritte zurück. Er fand in der Person des Fremden so viele Aehnlichkeit mit dem Kurprinzen, den er einmal vor mehrern Jahren gesehen hatte, daß er nicht wußte, wie tief genug er sich bücken sollte. Er bat zehnmal in einem Athem um die Gnade, Platz zu nehmen, und fragte sich fast heiser, was zu hohem Befehl stehe?

Der Fremde. Verzeihen Sie, ich habe nicht zu befehlen, sondern blos zu bitten. Ich bin ein armer vertriebener Schulmeister, den Sie sich durch einen Zehrpfennig sehr verpflichten können.

v. Günther (vor sich). Richtig, richtig! (Laut mit schmeichelndem, unterwürfigem Lächeln) Gnädiger Scherz! Uebergnädiger Scherz! ich kenne die Schulmeisterphysiognomien ein wenig, und weiß sie von den Zügen einer hohen Geburt recht wohl zu unterscheiden.

Der Fremde (erröthend). Mein Herr, Sie scheinen mich zu verkennen, scheinen —

v. Günther. Halten Sie ein, gnädigster Herr! Ich respektire die Heiligkeit Ihres Geheimnisses und will es nicht verletzen, so sehr sich auch mein Herz auf die Lippen empordrängt, Ihren hohen Namen zu nennen.

Der Fremde. Sie setzen mich in die äußerste Verlegenheit, führen eine Sprache, die ich gar nicht verstehe. Warum wollen Sie eines armen Flüchtlings spotten? Sie konnten mir ja die Kleinigkeit, um die ich bat, geradezu mit trocknen Worten abschlagen, und ich wäre dann so willig gegangen, als ich nun gehe. Leben Sie wohl!

v. Günther (vertritt ihm höflich den Weg). Ich bitte, ich beschwöre Sie, mein Haus nicht zu verlassen. Sollte ich so unglücklich gewesen seyn, Ihnen durch ein unüberlegtes Wort zu mißfallen, so verzeihen Sie huldreichst

einem Manne, der Sitten und Sprache der Höfe nicht genug in seiner Gewalt hat.

Der Fremde. Unbegreiflicher Mann! Sie fahren nicht allein in Ihrem höhnenden Tone fort, sondern zwingen mich sogar, ihn anzuhören. Ich versichere Ihnen nochmals, ich bin nichts als ein blutarmer Schulmeister, der sein weiteres Fortkommen und Glück in der Welt sucht.

v. Günther. Ueber diese so ganz tiefe Erniedrigung muß ich mit huldreichster Erlaubniß ein wenig lächeln. Der Zweck von Dero Reise ist edel und erhaben. Mein Vaterland wird einst die herrlichsten Früchte davon erndten. Doch gestehe ich unterthänigst, ein wenig mehr Glanz würde der Sache nichts schaden.

Der Fremde (lachend). Ich weiß fast nicht mehr, ob ich wache oder träume. Sie müssen mich wahrlich für einen Prinzen halten, oder —

v. Günther. Ich hege, wie schon gesagt, zu viel Ehrfurcht gegen das Incognito, das Höchstdieselben zu beobachten geruhen, als daß ich meine freimüthigen Gedanken über diesen Punkt sagen sollte. Aber ich bitte nochmals, in hohe Ueberlegung zu ziehen, ob nicht vielleicht der angenommene Titel eines Grafen der bequemste Mittelweg zu Ausführung Ihrer großen Absicht seyn dürfte. Haben Sie die Gnade, sich einige Zeit bei mir aufzuhalten und sich in gehörigen Stand zu setzen. Mein Vermögen, mein Blut und Leben stehen zu Ihren Diensten.

Der Fremde (vornehm kalt). Von diesen Erbietungen will ich vor der Hand nur ein Nachtquartier annehmen; denn schon neigt sich der Tag und ich bin etwas müde. Alles Uebrige wollen wir morgen weiter besprechen.

v. Günther. O ich glücklicher Mann! Sie geruhen also, Herr Graf zu heißen?

Der Fremde. Wie es Ihnen gefällt.

v. Günther. Ohnmaßgeblich ein Graf aus Holstein? Damit wären, dünkt mich, die neugierigen Frager am geschwindesten abzufertigen.

Der Fremde. Wie Sie meinen. Jetzt sehne ich mich nach Ruhe.

Der entzückte Edelmann führte nun den angeblichen Schulmeister in sein bestes Gemach, versah ihn mit einem köstlichen Abendessen, und leuchtete dann ihm eigenhändig zu Bette.

Er selbst eilte darauf in sein Zimmer und sprang vor Freude wie unsinnig darin herum. „O ich dreimal Glücklicher!“ rief er überlaut: „Der Kurprinz wohnt unter meinem Dache, die aufgehende Sonne des Landes bescheint mich! — Wie wunderbar sich das fügen mußte! Wären die Dresdner Merkwürdigkeiten nur um eine Stunde später eingelaufen, so hätte ich den Königssohn mit zwei Groschen abgefertiget, und bliebe nun zeitlebens, was ich bin. Dafür will ich aber auch meinen aufmerksamen, fleißigen Agenten beschenken, daß er zufrieden seyn soll. Doch ein armseliges Geschenk an Geld ist für ihn, den Schöpfer meines Glücks, wahrlich zu wenig. Nein, er soll eine hohe Beförderung erhalten, soll wenigstens Hofrath werden. Das durchzusetzen wird mir ein Spiel seyn; denn sobald der Prinz zur Regierung gelangt, bin ich Minister und trage Stern und Ordensband. Ha, wie das klingen, wie mich das kleiden wird!“ —

Geschwind nahm er Kreide, malte sich einen großen Stern auf den Rock, brüstete sich damit vor dem Spiegel, machte sich tiefe Komplimente, nannte sich Excellenz, und rufte mit brüllender Stimme: Gewehr aus!

In dieser Freude Taumeltanz
Traf ihn der helle Morgen;
Nun fing er für des Grafen Glanz
Geschäftig an zu sorgen.

Staffetten flogen schneller ab,
Als Steine von der Schleuder,
Und holten im Galopp und Trab
Aus Leipzig reiche Kleider.

Dann wurden stracks in Liverei'n
Fünf Bäuerchen geschoben,
Und gar zum Laufer obendrein
Der Hirtenjung' erhoben.

Da aber der hohe Besuch sehr lange dauerte, so erschöpften endlich die ungewöhnlich hohen Ausgaben des Herrn Amtshauptmanns Casse. Er nahm nun seine Zuflucht zu einigen benachbarten Edelleuten und bat diese um Vorschuß. Sie wunderten sich darüber; der Amtshauptmann vertraute ihnen daher im strengsten Incognito, daß er solchen für Niemand anders, als für die Unterhaltung des Kurprinzen selbst brauche.

Da sprangen denn nun freilich, wie durch einen elektrischen Schlag berührt, alle Geldkasten auf; doch eben so schnell lief auch die große Neuigkeit von Mund zu Mund. Des Herrn von Günther dringendste Bitten um Verschwiegenheit vermochten nicht, dieses Stoppelfeuer zu löschen. Sie bewirkten kaum so viel, daß man den Fremden nicht ins Angesicht Königliche Hoheit nannte.

Der Graf aus Holstein war
Den sechsten Theil vom Jahr
Nun in Augustusburg, und schaute froh und heiter
Einst nach dem Mittagsschmaus
Mit seinem Wirth zum Fenster heraus.

Da sprengten auf einmal sächsische Reiter
In einer Wolke von Staub heran,
Und hielten hier an.

Der Offizier stieg ab und trat ins Zimmer:
„Der König will Sie sprechen, meine Herrn!
Bereiten Sie zur Reise sich immer;
Denn bald säh' er Sie gern.
Sie mögen fahren oder reiten,
Ich werde Sie mit meinen Leuten
Bis Dresden begleiten.“ —

Der Graf aus Holstein verlor
Die Farbe der Wangen ein wenig;
Doch Günthers Herz schlug freudig empor.
Ha, dacht' er, wie wird dich der König
Höchst gnädig empfangen! Gib Acht,
Der Allerdurchlauchtigste macht
Dich stehenden Fußes zum Lohne,
Daß du den Erben der Krone
So prächtig als Gast
Bewirthet hast,
Zum Ersten am Throne.

Drauf setzt' er in Hast
Sich mit dem Fremden zu Wagen,
Und trieb ohne Rast
Den Kutscher, zu jagen.
Sie rollten nunmehr
Bei Thau und bei Nebel,
Und immer ritten mit blinkendem Säbel
Die Reiter beiher.

Aber in Dresden stand die Sache ganz anders, als der gute Mann dachte. Das Gerücht von des Kurprinzen Aufenthalt bei ihm, das bereits im ganzen Lande herumflog, war endlich dem Könige selbst zu Ohren gekommen. Er erstaunte darüber und sandte sogleich einen vertrauten Diener, der den Prinzen (welcher damals in Wien war) ge-

nau kannte, nach Augustusburg ab. Dieser kam mit der Nachricht zurück, daß sich allerdings ein Graf dort befinde, der dem Prinzen täuschend ähnlich sehe; doch glaube er nicht, daß er es wirklich sey. Hierauf wurden sofort die Dragoner abgeschickt, welche die beiden Herren abholten und wohlbehalten nach Dresden brachten.

Nun entwickelte sich die ganze Geschichte. Im ersten Verhör sagte der Fremdling mit anständiger Freimüthigkeit: „Ich bin weder der Kurprinz, noch ein Graf aus Holstein; bin nicht einmal — ein Mann, sondern die Tochter eines armen Zeugmachers im Erzgebirge. Mein Vater hielt mich so strenge, daß ich endlich den Entschluß faßte, mein Glück weiter zu suchen. Als ein Mädchen zu wandern, war mir bedenklich; ich zog daher des Vaters Nachtmahlskleid an und machte mich bei Nacht fort. Ganz von Geld entblößt, mußte ich betteln. Unter dem Vorgeben, ein vertriebener Schulmeister zu seyn, erhielt ich auch von einigen mitleidigen Edelleuten, Beamten und Landpredigern manchen Zehrpfennig, mit dem ich mich von einem Orte zum andern hinfristete. Schon wollte ich aus Ueberdruß dieser unstäten und flüchtigen Lebensart mich meinem Vater wieder in die Arme werfen, und war wirklich auf dem Heimwege begriffen, als ich unglücklicher Weise zu dem Herrn von Günther kam. Dieser sonst brave Mann hatte den wunderbaren Gedanken gefaßt, daß ich ein Prinz, — und sogar — wie ich eigentlich nun erst erfahre — der Kurprinz sey. Ich mochte sagen, was ich wollte; er blieb dabei und ließ mich nicht von dannen. Was sollte ich thun? Die Aussicht, eine Zeitlang fürstlich bewirthet zu werden, war für einen hungerleidenden Abenteurer, wie ich, eine zu starke Versuchung. Ich unterlag ihr und bin deßwegen strafbar. Allein nie habe ich behauptet, und

nicht einmal zugegeben, daß ich ein Prinz, geschweige der Kurprinz sey. Ich berufe mich auf des Herrn von Günther eigenes Zeugniß. Es ist über diesen Punkt nie zu einer bestimmten Erklärung zwischen uns gekommen.“ —

Dieß selbst zu gestehen, war Herr von Günther so ehrlich. Der König entschied hierauf: Die Abenteurerin (welche man seitdem Prinz Lieschen nannte) solle auf einige Jahre ins Zuchthaus zu Waldheim gebracht und daselbst gelind behandelt werden; Günther aber, zur Strafe seiner Voreiligkeit, nicht berechtiget seyn, die ihr gemachten Geschenke zurückzufordern. Beides geschah.

Die Körbchen.

Aechte Freundschaft unter Damen soll, wie man sagt, ein unmögliches Ding seyn. Das haben alte philosophische Graubärte behauptet und junge gelehrte Papageyen nachgeplaudert. Meiner Wenigkeit ist dieser harte Satz immer ein Aergerniß gewesen, und ich freue mich um so mehr, daß ich ihn durch folgende wahre Geschichte widerlegen kann.

Drei junge Fräulein in Wien, die in dem Kloster der Salesianerinnen, oder sogenannten englischen Fräulein, zusammen erzogen wurden, liebten sich so zärtlich, daß man sie allgemein die Unzertrennlichen nannte. Sie hatten auch wirklich einen Bund gemacht, mit einander zu leben und zu sterben.

Als sie aber in die heirathsfähigen Jahre traten, wurden sie von ihren Eltern aus dem Kloster zurückgenommen, und es fanden sich bald von Süden und Norden stattliche Freier, die um sie warben. So angenehm dergleichen Gäste sonst den Mädchen sind, so ungelegen kamen sie den Unzertrennlichen, die auch noch jetzt ihre herzliche Freundschaft fortsetzten, und wohl krank geworden wären, wenn sie sich nicht jeden Tag wenigstens Ein Mal gesehen und gesprochen hätten. Empfindungen der Liebe

waren ihren Herzen fremd. Sie kannten des Exjesuiten Matthias von Schönberg christkatholische Handpistolen*, doch Amors Waffen nicht. Vorzüglich aber erhielten die jungen Herren, die den Fräulein übrigens nicht mißfielen, keinen freundlichen Blick, weil sie als Räuber betrachtet wurden, die sie gewaltsam von einander reißen wollten.

Die Väter und Mütter der drei Verbündeten konnten die Abneigung ihrer Töchter gegen so vortheilhafte Anträge nicht begreifen. Sie erschöpften ihre Beredtsamkeit, sie auf andere Gedanken zu bringen, und sangen ihnen täglich das alte Lied, daß Heirathen ihre Bestimmung sey.

Nun hatten die armen Mädchen sich immer viel Noth zu klagen.

Ich wollte gern heirathen, sagte einst Fräulein Julie, wenn es nur anginge, daß sich Ein Mann mit uns Dreien zugleich vermählte.

Ja wahrlich, versetzte Josephe, dann würde ich mich auch keinen Augenblick bedenken. Doch leider ist das nur in der Türkei möglich.

In der Türkei? — sprach Emilie: Weißt du das gewiß? —

Wohl weiß ich's gewiß; antwortete Josephe: Ich hörte oder las einmal, daß der türkische Kaiser etliche hundert Weiber beisammen in einem Palast habe, den man das Serail nenne.

Ei, fiel Julchen ein, so wär's ihm ja ein Leichtes, uns noch obendrein zu heirathen.

* Eine bigotte Schrift belobten Herrn Paters, der mehrere dergleichen geschrieben hat; z. B. die geistlichen Leib und Seele zusammenhaltenden Hosenträger, das ist: andächtige Gebeter zur Wohlfahrt des Leibes und der Seele ꝛc. Ferner: die Teufelspeitschen ꝛc. S. Nicolai's Reise durch Deutschland und die Schweiz, B. 6, S. 542.

Ein herrlicher Einfall! rief Emilie: Wären wir doch dort! —

Dahin könnten wir wohl kommen! entgegnete scherzend Josephe: Ich wette, der Herr Sultan schickte uns Pferde und Wagen, wenn er wüßte, daß wir seine Gemahlinnen werden wollten.

Ha! fuhr Emilie lachelnd fort: Was würden unsere Eltern staunen, wenn vor jeder Thür ein goldener, türkischer Staatswagen angerollt käme, uns abzuholen! Sie willigten mit tausend Freuden; denn ein Kaiser ist doch ein ganz anderer Schwiegersohn, als ein Landjunker.

Dieser lustige Gedanke gefiel den Fräulein. Sie spannen ihn mit fröhlicher Laune immer weiter und weiter fort, und wurden endlich so vertraut damit, daß sie die Sache nicht allein für möglich und ausführbar hielten, sondern sogar im Ernst beschlossen, mit Seiner großsultanischen Majestät deßhalb in Briefwechsel zu treten.

Gesagt, gethan. Die einfältigen Klostermädchen entwarfen folgendes Schreiben:

Großmächtigster Herr Sultan!

Man spricht hier, Sie hätten entsetzlich viele Gemahlinnen. Ist denn das wahr, und wollen Sie uns nicht auch noch heirathen? Ihnen wird's darauf nicht ankommen, und uns thäten sie einen Gefallen. Denn sehn Sie, unsere Eltern dringen darauf, daß wir uns vermählen sollen. Es haben sich auch drei junge, feine Herren gemeldet; sie wohnen aber zehn und zwanzig Meilen von einander. Das wäre unser Tod, wenn wir uns so weit trennen müßten; denn wir lieben uns ganz unaussprechlich. Drum schönster Herr Sultan, helfen Sie uns aus der Noth,

heirathen Sie uns! Dadurch werden unsere Eltern zufrieden gestellt, und wir bleiben auch hübsch beisammen.

Anbei folgen unsere Schattenrisse. Wir können nicht davon urtheilen; es haben uns aber viele Cavaliers gesagt, daß wir recht schön wären. Vielleicht gefallen wir Ihnen auch. Machen Sie nur bald Anstalt, uns abholen zu lassen. Wir verbleiben indessen

Ihre demüthigsten Dienerinnen
Julie von Richard.
Josephe von Eichenloh.
Emilie von Trimberg.

Dieses Brieflein schrieb Josephe zierlich ab, besiegelte es mit ihrem Familienwappen, und machte die Aufschrift: An den Herrn Sultan zu Constantinopel, abzugeben im Serail.

Ein vertrautes Stubenmädchen übernahm die Bestellung auf die Post, und erstattete bald von der glücklichen Uebergabe Bericht. Nun fühlten die Fräulein ihre Herzen erleichtert; doch verbanden sie sich, die ganze türkische Liebesgeschichte bis zur wirklichen Anwerbung des Sultans in unverbrüchlicher Verschwiegenheit zu halten.

Allein nichts ist so klar gesponnen, es kömmt doch endlich an die Sonne. Der Postschreiber, dem das listige Mädchen den Brief von der Gasse herein flüchtig zuwarf, ließ vor Schrecken die Feder aus der Hand fallen, als er die Aufschrift erblickte. Um den Ueberbringer dieses seltsamen Schreibens zu sehen, fuhr er so hastig mit dem Kopfe zum Fenster hinaus, daß er sich seine schöne, lockenreiche Haarhaube darüber abstreifte; aber umsonst! Das schnellfüßige Mädchen war schon verschwunden. Nun schien

es ihm höchst bedenklich, ob nicht dieser Brief wohl gar eine landesverrätherische Correspondenz enthalte? Der damalige Türkenkrieg veranlaßte diese lächerliche Muthmaßung, und der gewissenhafte Postbediente äußerte sie gegen seine Kollegen. Einer unter diesen kannte das Eichenlohische Wappen. Herr von Eichenloh, der Einzige dieses Namens in Wien, stand allgemein in einem so guten Rufe, daß man ihn keines Hochverraths fähig halten konnte. Man beschloß daher, ihm den Brief zu zeigen, und solchen alsdann, wenn Hand und Siegel richtig befunden würden, ohne weiteres Bedenken abgehen zu lassen.

Der Herr mit der zerquetschten und entpuderten Atzel machte sich in dieser Absicht auf den Weg. Eichenloh kannte mit dem ersten Blick die Handschrift seiner Tochter, erbrach den Brief und lachte laut. Der Ueberbringer, dem er einen Dukaten in die schon dazu gekrümmte Hand drückte, fragte nun nicht weiter nach der Bewandtniß der Sache, sondern empfahl sich mit einem so tiefen und unterthänigen Bückling, daß seine Perücke beinahe zum zweiten Mal den Staub der Erde geküßt hätte.

Eichenloh war sehr vergnügt, daß er nun die eigentliche Quelle des Widerwillens seiner Tochter gegen das Heirathen gefunden hatte. Er theilte die gemachte Entdeckung den Aeltern der zwei andern eingebildeten Sultaninnen mit, und man überlegte gemeinschaftlich, wie man die Grillen der einfältigen Kinder auf die klügste Art und Weise vertreiben könnte. Indessen ahndeten die Fräulein nicht einmal das Schicksal ihres Briefs.

Ohngefähr zwei oder drei Monate darauf verabredeten die drei Familien eine Lustfahrt, und luden auch die drei Freier, die immer noch geduldig in Wien hofften und harrten, dazu ein. Man speiste Mittags auf dem Lande.

Die Gesellschaft war sehr lustig. Selbst die jungen Damen betrugen sich gegen ihre schmachtenden Schäfer freundlich und hold. Sie glaubten sich dadurch nichts zu vergeben, und dachten: Wenn sich der reiche Freier aus Stambul melde, würden die armen Junkerchen ohnedem zurücktreten müssen.

Die Tafel war fast zu Ende und der Nachtisch schon aufgetragen.

Da stürzte plötzlich ein Lakai
Herein zur Thüre mit Geschrei:
„Es sey ein türkischer Gesandter angekommen.
Er bitt' um Audienz bei Fräulein Julien,
Josephen und Emilien,
Und habe schon im Vorsaal Platz genommen.“ —

Man staunt, springt von den Stühlen auf;
Die Fräulein zittern, halb vor Schrecken, halb vor Freude,
Und eilen, wie im Wettelauf,
Ans Fenster. Sieh, da steht zu ihrer Augenweide
Ein ungeheures Prunkgebäude
Von einem Wagen vor der Thür,
Mit Reisigen in Türkentracht umgeben.
Josephens Vater ruft verwundernd aus: „Was wir
Nicht unterm Monde noch erleben!
Ein schweres Räthsel ist es mir,
Was will des Sultans Bote hier? —
Wir müssen ihn mit allen Ehren
Empfangen und den Antrag hören.
Führt ihn herein!“ —
Auf dieses Wort
Flog stracks der Diener wieder fort,
Und drauf erschien der Herr Gesandte,
Ein alter Muselmann, mit langem, grauem Bart.
An seinem Turban und Gewande
War Gold und Silber nicht gespart.
Ihm folgt' ein Dragoman,* und wieder

* Dollmetscher.

Ein Türke, der drei Körbchen trug.
Sie bückten dreimal tief sich nieder,
Und der Gesandte sprach; doch Niemand ward draus klug.
Mit seinem Wischiwaschi peitschte
Die Ohren nur ganz kurz der türk'sche Cicero,
Und als er fertig war, verdeutschte
Auf einen Wink von ihm der Dragoman es so:

„Der Großsultan entbietet gnäd'ge Grüße
Den schönen Fräulein Julien,
Josephen und Emilien,
Und würde, hätten nicht zum Unglück seine Füße
Besuch vom Zipperlein, jetzt selbst vor Ihnen stehn.
Der Brief, worin Sie ihn zum Sponsen ausersehn,
Kam richtig bei ihm an; er drückte tausend Küsse
Darauf und dankt für das Vertrauen schön;
Allein es macht ihm vieles Grämen,
Daß er nicht kann zu Dero Diensten seyn.
Er bittet sehr, ihm zu verzeihn,
Und diese Körbchen anzunehmen." —

Schnell setzte sich in Marsch der dritte Muselmann,
Den Fräulein, die vor Scham und Aerger glühten,
Des Sultans Körbchen darzubieten,
Sie nahmen sie mit Kaltsinn an.
Doch ihre Stirnen wurden heiter,
Als Ringe, Perlen und so weiter
Sie auf dem Boden schimmern sahn.

TAYLOR INST. OXFORD

Und drauf begann der Dragoman
In seiner Rede fortzufahren:
„Zur Körbchensendung hat der weise Großsultan
Hauptsächlich diesen Grund: Er steht in hohen Jahren,*
Und kann mit Damen nicht mehr schalten und gebaren;
Zwar nährt er im Serail ein hübsches Heerdchen Frau'n,
Gar wunderlieblich anzuschau'n:
Doch thut er's jetzt nur noch aus Mod' und Etikette.
Ihm wär' es eben das, wenn er nicht Eine hätte.
Drum fürchtete gar stark der alte Biedermann,

* Damals lebte noch der Kaiser Abdul Hamid.

Die Fräulein würden schlecht dem Invaliden danken,
Der nun nicht mehr ins Feld der Minne rücken kann,
Weil Tod und Aerzte sich beständig um ihn zanken. —
Er gibt deßhalb den guten Rath:
Die Fräulein möchten doch das Ritterkleeblatt wählen,
Das, wie Sie meldeten, um ihre Liebe bat.
Dann würd' es Ihnen nie an Ehefreuden fehlen.
Der Stein der Hinderniß, daß sie aus Freundschaft gern
Beisammen sind und sich nicht trennen wollen,
Sey durch Vergleich hinwegzurollen,
Wenn Ihnen jetzt die jungen Herrn
Mit Hand und Mund Versich'rung gäben,
Die Winterzeit des Jahrs vereint in Wien zu leben." —

„Ja, das versprechen wir!" riefen einmüthig die drei Liebhaber, und Jeder bot seiner Schönen die Hand. Die Fräulein verbargen sich hinter dem Fächer, dem gewöhnlichen Schilde der Frauenzimmer, die sich in Verlegenheit befinden. Ihre Händchen zuckten und zuckten. Diese Ziererei würde wahrscheinlich noch ein feines Weilchen gedauert haben, wenn nicht Ihro Excellenz, der türkische Minister, die Sache durch einen Machtstreich zum Ziele gefördert hätte. Er ging hin, ergriff die einander bestimmten Hände und fügte sie ohne weitere Umstände zusammen.

Josephen paart' er zuletzt, und o Wunder! der Mahomedaner, der vorher einen Dollmetscher gebraucht hatte, fing jetzt auf einmal an, deutsch zu reden. „Glück und Segen, lieb Nichtchen!" rief er, warf Bart und Turban ab, und Josephens leibhaftiger Oheim stand da. Eben so schnell entlarvten sich der Dragoman und der Körbchenträger. Beide waren alte Bekannte. Ein allgemeines Gelächter erschütterte den Saal. Nur die Fräulein stimmten etwas später mit ein, und mußten sich noch oft darüber necken lassen, daß sie die Körbchen, welche sie austheilen wollten, selbst empfangen hatten.

Die Wahrsagerin.

Meister Hopp, — aus dessen Eh- und Wehstandsgeschichte wir uns jetzt erbauen wollen, — war ein Mann, der die Kunst verstand, kleine, nichtsbedeutende Menschen groß und wichtig zu machen. Sein Gewerbe läßt sich nun leicht errathen.

Was gibt wohl sonst der Kinderschaar
Der Dummheit Glanz und Werth, als Kleider? —
Mein Schöpfer großer Männer war
Daher ein braver Schneider.

Er selbst bedurfte keines so unwesentlichen Schmucks, um ein ganzer Mann zu seyn. An ihm hatte schon die Natur ein flinkes Kerlchen zugeschnitten und ausgearbeitet. Schlank, wie eine Elle, geschmeidig, wie ein seidener Faden, und immer glatt und blank, wie seine Scheere, überglänzte er in den heitern Tagen seines eheloſen Standes alle Brüder der Gilde. Es war eine Luſt, ihn tanzen zu sehn. In der Menuet gnügte ihm nicht das bescheidene Feuer, das uns unsere Tanzmeister gelehrt haben:

Nein, seine schlanken Arme
Durchfächerten die Luft,
Wie eines Hahnes Flügel,
Der reisen will auf's Dach.

Die netten Füßchen drehten,
Der Erde Staub verlassend,
Wie Feuerräder sich.
Und seine Wendung hinter
Der Tänzerin war rauschend,
Als ob sich Windeswirbel
Im Saale tummelten.

In der Gasse des englischen Tanzes war er vollends ganz zu Hause. Wie eine Schwalbe flog er sie auf und ab. Der flinkste Ritter am Hofe zu St. James wäre mit ihm nicht ausgekommen und an Leichtigkeit und Anmuth weit hinter ihm geblieben.

So spielte er bei allen bürgerlichen Gelagen ohne Widerspruch den Ballkönig, und es war in der Ordnung, daß er sich immer die schönste Dame als Tänzerin zueignete. Lottchen, die Tochter einer reichen Wittwe, ward von Meistern, Gesellen und Jungen dafür erkannt. Herr Hopp führte daher gewöhnlich mit ihr den Reihen, und führte sie endlich (um mit einem Sprung über den empfindsamen Schneiderroman hinwegzukommen) sogar in die Brautkammer.

Damit verfuhr er ein wenig zu rasch; denn er kettete sich auf ewig an ein Mädchen, das er nur von Seiten der Leichtfüßigkeit kannte. Alle übrigen Tugenden oder Untugenden seines Liebchens waren ihm Fremdlinge, und er bemühte sich so wenig, sie kennen zu lernen, als ich mich um die ungenannten Verfasser schaler Romane bekümmere.

Dieser Schwabenstreich bekam ihm sehr übel. Lottchen, das einzige Kind ihrer Mutter, hatte der einzigen Kinder gewöhnliches Schicksal, verhätschelt und verzogen zu werden.

Wenn andere wirthliche Mädchen
Längst saßen am schnarrenden Rädchen,
Und spannen die zierlichsten Fädchen,
Da waren bei Lottchen die Lädchen
Der Augenfenster noch zu.
Lieb Mütterchen trippelte lange
Mit leisem, behutsamem Gange
Durch Zimmer und Haus ohne Schuh'.
Ihr war, wenn sie athmete, bange,
Zu stören des Töchterleins Ruh'.

Die Siebenschläferin streckte,
Wenn Mutter um neun Uhr sie weckte,
Sich langsam (gähnend) in die Höh;
Ihr erstes Wörtchen war: „Kaffee!"
Der stand auch, ihrer gewärtig,
Auf wärmenden Kohlen schon fertig.
Sie schlürfte gemächlich ihn aus,
Und guckte, liebäugelnd nach Buben,
Dabei zum Fenster hinaus,
Indessen Mamachen die Stuben
Aufräumt' und bestellte das Haus.

Doch folgt' auch nun Lottchen dem Triebe
Des Fleißes und las mit Begier
Den in dem Irrgarten der Liebe
Rumtaumelnden Cavalier*,
Und ähnliche geistlose Diebe
Der köstlichen Zeit, die schier
Zu Tausenden jährlich den Pressen
Entströmen in Leipziger Messen.

Alsdann ging die Dame zum Essen,
Und fand immer lecker und frisch
Ein Lieblingsgericht auf dem Tisch.
Doch ward's oft nur wählich durchstochen.

* Ein alter, zu seiner Zeit beliebter Roman.

Sie konnte nicht Wassersbrei kochen,
Und tadelte Braten und Fisch,
Wie manche strohköpfigte Wichte
Der Schriftsteller feinste Gerichte.

Nach Tische ward modisch frisirt,
Der Leib wie ein Schmerlchen geschnürt,
Und flink aus dem Hause spaziert.
Bei sinkender Nacht kam sie wieder
Mit Mährchen der neuesten Zeit.
Dann legte sie schläfernd sich nieder,
Und trieb es so morgen, wie heut.

Dieses wohlerzogene Mägdlein ward also Meister Hopps Frau. In der Flitterwoche nach der Hochzeit befand sich das neue Paar trefflich. Man stand spät auf, speißte aus der Garküche und machte Besuche. Aber am neunten oder zehnten Tage sprach Meister Hopp: „Nun dächt' ich, liebes Weibchen, wir hätten genug gefeiert. Morgen wollen wir anfangen zu arbeiten und zu wirthschaften, damit wir als ehrliche Leute bestehen.“ Sie antwortete mit einem leichten Kopfnicken, und man ging zeitig zu Bette, um morgen desto früher thätig zu seyn.

Meister Hopp war auch wirklich Punkt sechs Uhr auf dem Platze, und mit Scheere und Bügeleisen geschäftig, einen viereckigen deutschen Pflastertreter in einen Pariser Stutzer umzuschaffen. Er horchte dabei von Zeit zu Zeit, ob sich nicht seine Hausfrau im benachbarten Kämmerlein rege? Aber er hörte nichts. Endlich gegen acht Uhr nahm er sich die Freiheit, sie zu wecken. „Lottchen,“ rief er: „Lottchen, erwach' und gedenke der Abrede von gestern!“ Lottchen schlug die Augen auf, warf dem freundlichlächelnden Ruhestörer den ersten finstern Blick zu, kehrte sich auf die andere Seite und knurrte verdrüßlich: „Laß mich, der

Kopf thut mir weh.“ Diese Ausflucht mußte sich der gute Mann nicht allein gefallen lassen, sondern sogar mit zärtlichem Mitleiden beantworten.

Einige Stunden später erhob sich die angebliche Kranke; allein in der Küche war weder Feuer noch Rauch; das Wirthshaus mußte daher wieder aushelfen.

So fuhr Dame Hopp täglich fort. Unerschöpflich an immer neuen Schutzreden für ihre Trägheit, war Essen, Trinken, Schlafen, Spatzierengehn und Klatschen ihr einziges Geschäft. Der arme Hopp bat sanft und dringend, sich des Hauswesens anzunehmen; aber er predigte tauben Ohren. Darüber grämte er sich nach und nach so, daß sich sein blühendes Ansehen in die gewöhnliche klapperdürre Siechgestalt seiner Nadelbrüder verwandelte.

Die Geduld eines Engels hätte bei Lottens immer wachsender Verschlimmerung nicht ausgehalten. Kein Wunder also, daß auch endlich das sanfte Lämmlein, Meister Hopp, derb zu schmälen anfing. Seine liebe Frau, zu allem in der Welt, nur nicht zum Zanken träge, blieb ihm kein Wort schuldig, und reizte durch Knurren und Murren seine Galle so sehr, daß er endlich ihre oft geküßten und gestreichelten Rosenwangen mit einem unsanften Schlage heimsuchte.

Ein Unglückshaus, das alle Liebesgötter
Verlassen, ist die Eh', in die ein Zornblitz schlug.
Denn ach, es nehmen bald mehr solche Donnerwetter
In diese Gegend ihren Zug! —

Will sich ein junges Weib ein sichres Hüttchen bauen,
So leg' es fein daran
Die schönsten Tugenden der Frauen,
Als Blitzableiter an!

Hätte nur Lottchen noch jetzt die Wetterstange des Nachgebens und der Besserung ergriffen, so wäre alles gut gegangen. Allein so klug war sie nicht. Der Blitz schlug daher von Zeit zu Zeit immer fürchterlicher bei ihr ein. Welch ein Abstand gegen die Zeiten, da ihr gegenwärtiger Zuchtmeister ihr liebeflehender Sklave war!

Lange sann sie hin und her auf Mittel, sich aus dieser unerträglichen Lage zu retten. Endlich kam sie auf den Einfall, sich an Mutter Brigitten, eine sogenannte kluge Frau, zu wenden, die weit und breit im Rufe stand, daß sie Träume deuten, verborgene Dinge durch Kartenschlagen entdecken, und aus der Hand und Tasse wahrsagen könne, auch mit Geistern in traulichem Vernehmen stehe. Lottchen ging sofort in die Hütte der Alten und hielt folgenden Zweisprach mit ihr.

Lottchen. Mutter, ich bedarf Eurer Kunst. Ich habe einen bösen, bösen Mann, der mich schlägt, wenn er mich ansieht.

Brigitte. Das ist schlimm, liebes Töchterchen! Wie lange bist du verheirathet?

Lottchen. Erst sechs Monate.

Brigitte. Und schon Zank und Streit? (Ei, ei, Kind) nimm mir's nicht übel! Du machst vielleicht selbst durch Worte oder Werke Deinen Mann so barsch und wild?

Lottchen (erröthend). Nein, Mutter! Aber er ist mich überdrüßig, und nun kann ich ihm nichts recht thun.

Brigitte. Alte Klagen, die auf der Stelle, wo Du stehst, schon viele Weiber gegen mich geführt haben. Allein durch meine Kunst brachte ich immer heraus, daß es böse Sieben waren, die ihre Fehler und Untugenden, wo-

durch ſie den Zorn der Männer reizten, damit bemänteln wollten. — Prüfe Dich!

Lottchen. Ich bin unſchuldig.

Brigitte. Gut! das will ich jetzt glauben. Was verlangſt Du nun von mir?

Lottchen. Ihr ſollt mir durch Eure geheime Wiſſenſchaft einen guten Rath geben, die Liebe meines Mannes ſo ganz wieder zu gewinnen, daß er mich nicht mehr tyranniſch behandelt.

Brigitte. Das hoff' ich zu können; allein in dieſem Augenblicke nicht. Kartenblätter und meine übrigen Hausmittel ſind in Deinem Falle nicht hinreichend. Komm morgen wieder!

Lottchen ging, und kam am folgenden Tage wieder.

Da hub die kluge Frau ihren Spruch alſo an: „Willkommen, Kind! Ich habe für Dich in der letzten Mitternacht gearbeitet, und Deinetwegen mit einem Geiſte, der dort hinter den Bergen im Buſche hauſet und das Waldweib genannt wird, Unterredung gepflogen. Er iſt in allen Dingen, welche Weiber betreffen, mein treueſter Rathgeber, und verſprach auch Dir zu helfen, ſobald Du ihn ſelbſt darum bitten würdeſt. Geh' alſo heute gegen Mitternacht auf jenem Fußſteige, der über die Berge führt, auf das dahinter liegende Gehölz muthig, aber ſtillſchweigend zu, wirf in das erſte Geſträuch, das Du am Eingange des Waldes ſiehſt, drei kleine Kieſelſteine, und ſprich dazu mit lauter Stimme die Worte: Waldweib, Waldweib, ſag mir an, wie gefall' ich meinem Mann? — Der Geiſt wird Dir alsdann antworten. Uebrigens darf Dir nicht vor ihm grauen. Er läßt ſich nie ſehen, und ich bürge mit Leib und Seele, und Hab und Gut dafür, daß er Dir kein Haar krümmt.“ —

Demungeachtet hatte Lottchen wenig Luſt, ein mitternächtliches Gutachten von der Dame des Waldes einzuholen. Endlich entſchloß ſie ſich doch, weil Mutter Brigitte hoch und theuer verſicherte, daß ihr nicht anders zu rathen und zu helfen ſey.

Beim Abſchiede bot Lottchen der Wahrſagerin ein Geſchenk. Sie nahm es aber durchaus nicht an, und behielt ſich blos vor, es ſelbſt abzuholen, ſobald die Ausſprüche des Waldweibes eine glückliche Wirkung gehabt hätten.

Gegen Mitternacht ging das junge leidende Weib auf das beſchriebene Gehölz zu, warf in das erſte Geſträuch drei Kieſelſteine, und ſprach dazu mit lauter Stimme: Waldweib, Waldweib, ſag mir an, wie gefall' ich meinem Mann?

Nach einer kleinen, todtenſtillen Pauſe erſcholl langſam und feierlich folgende Antwort:

„Gefallen willſt Du Deinem Manne? —
Wohlan, ſo weiche keine Spanne
Vom Wege guter Sitten ab!
Sey früh ſchon fleißig wie die Bienen,
Sonſt ſinkt Dein Hausſtand in Ruinen,
Und dieſe ſind der Liebe Grab.

Gib nie durch Trotz und Stachelreden
Gelegenheit zu Zwiſt und Fehden!
Des Weibes Schmuck iſt Freundlichkeit.
Unwiderſtehlich macht ihr Zauber
Den wildſten Mann zum ſanften Tauber,
Der ſeinen Ungeſtüm bereut.

Folg' meinem Rath, wie Dir Dein Schatten,
So wirſt Du ſtets mit Deinem Gatten
Dich höchlich wie im Himmel freun;
Doch biſt Du träg und zänkiſch: Wehe,
Weh über Dich! Dann muß die Ehe
Dir eine Höll' auf Erden ſeyn!“

Die Stimme schwieg und Lottchen trollte mißmuthig ab. Sie hatte gewiß erwartet, das Buschorakel werde ihr entweder ein Liebespülverchen zuwerfen oder die Nacht ertheilen, ihrem Manne, sobald er nur murre, ein Mundschloß anzuhexen. Da sie nun dafür eine Handvoll bekannter Lebensregeln erhielt, deren Befolgung ihr so schwer dünkte, daß sie lieber Schläge duldete, so war sie höchst erbittert, und würde die versteckte Moralistin wie ein Rohrsperling geschimpft haben, wenn sie sich nicht vor ihrer Rache gefürchtet hätte.

Besserer Rath kommt oft über Nacht. So auch bei Lottchen, die sich endlich nach reiferem Bedenken vornahm, mit Ausübung der Lehren des Waldweibes einen Versuch zu machen.

Diesem vernünftigen Entschluß zu Folge, verließ sie schnell das Bett, als ihr Mann aufstand, der die ganze Nacht fest geschlafen und ihre Auswanderung ins Wäldchen gar nicht bemerkt hatte. Sie bot ihm einen freundlichen guten Morgen, legte sogleich Hand an die Geschäfte der Wirthschaft, und bemühte sich, ein gutes Mittagsmahl zu bereiten. Alles ging, weil sie wollte, so leicht, daß sie sich selbst darüber wunderte. Der ehrliche Meister Hopp war innig froh über die anscheinende Besserung seiner Frau, und kosete so süß und zärtlich mit ihr, als er kaum vor der Hochzeit gethan hatte.

Das behagte Lottchen. Sie war Tags darauf eine noch flinkere gute Wirthin, und ihr Mann hörte nicht auf, sie zu loben. So vergingen in Friede und Eintracht einige Wochen. Lottchen arbeitete jetzt sogar mit Vergnügen und ohne die geringste Selbstüberwindung, die sie in den ersten Tagen ihres thätigern Lebens nöthig gehabt hatte.

Nun war sie auch mit dem braven Waldweibe völlig

ausgesöhnt, und dachte darauf, die kluge Alte, die ihr zu dieser wichtigen Bekanntschaft geholfen hatte, reichlich zu beschenken. Indem sie einsmals in dieser Absicht zu ihr gehen wollte, kam Frau Brigitte selbst, und ward mit offnen Armen empfangen. „Habt tausend Dank, gute Mutter! rief ihr Lottchen entgegen: Habt tausend Dank! Ich bin nun glücklich.“

Brigitte. Gelobt sey Gott!

Lottchen. Anfangs war ich gar nicht mit Euch, und noch weniger mit dem Waldweibe zufrieden. Aber nun —

Brigitte. Bist Du es?

Lottchen. Ganz.

Brigitte. Hat Dir nicht der ehrliche Geist einen guten Rath gegeben?

Lottchen. Den besten von der Welt. Seit ich ihn befolge und mich um das Hauswesen bekümmere, habe ich wieder einen freundlichen Mann und lebe froh.

Brigitte. Hast Du aber auch wirklich Dein neues Leben so lieb gewonnen, daß kein Rückfall in das alte zu fürchten ist?

Lottchen. Lieber ginge ich in den Tod.

Brigitte. Wohl gesprochen! Du bist nun, wie ich sehe, stark genug, ein Geheimniß zu erfahren. So wisse denn: Das Waldweib — war ich.

Lottchen (lachend). Ihr? — Lose Mutter Brigitte, Ihr? — Doch das kann ich beinahe nicht glauben.

Brigitte. In der That. Ich will Dir den ganzen Verlauf erzählen. Du kamst zu mir und klagtest über Deinen Mann. Ich fragte Dich: ob Du nicht etwa selbst der Stöhrenfried im Hause seyst? Du läugnetest, wardst aber blutroth dabei. Nun wußte ich, was die Uhr ge-

ſchlagen hatte, und beſtellte Dich auf den folgenden Tag wieder, um indeſſen Zeit zu Erkundigungen zu gewinnen.

Lottchen. So? Iſt das Eure Art?

Brigitte. Freilich, junges Frauchen! Wie wollte ich ſonſt in meinem Fache fortkommen? Denn Kartenſchlagen und Taſſen begucken iſt Alfanzerei und blauer Dunſt, womit ich die Leute blende. Doch das bleibt hübſch unter uns, damit ich nicht meine Kunden verliere. Es kommen manchmal vornehme Herrſchaften zu mir.

Lottchen. Die ich Euch gar nicht abwendig machen will. Fahrt nur fort!

Brigitte. Ich ging alſo auf Kundſchaft aus und erfuhr durch liſtige Fragen bei Deinen Nachbarn —

Lottchen. Still, ſtill! Ich kann mir ſchon denken, was Ihr erfahren habt, und mag es nicht hören. Weiter! —

Brigitte. Freilich ſang manches Vögelchen nicht lieblich von Dir. Doch ich war Dir gut geworden und wollte Dich gern aus dem Grunde heilen. Daher überlegte ich die Sache mit einem alten, verſtändigen Herrn, den ich bisweilen in wichtigen Fällen zu Rath ziehe. Dieſer gab mir den Schwank ſo ein, wie ich ihn ausgeführt habe, und ſetzte mir auch die hergeſagten Reime ſelbſt auf. Es ward mir blutſauer, eh' ich ſie in den Kopf bringen konnte; doch meine Mühe dauert mich nun nicht, da ſie an Dir unverloren geweſen iſt.

Lottchen (drückt Brigitten Geld in die Hand). Hier nehmt eine kleine Erkenntlichkeit dafür!

Brigitte. Danke ſchön. Lebe wohl! Hörſt Du etwa

künftig, daß dieß oder jenes Weibchen meinen guten Rath brauchen könnte, so weise es hübsch an mich!

Lottchen. Das kann geschehen; denn ich glaube, daß es noch Tausende gibt, die nicht wissen oder nicht wissen wollen, daß Wirthlichkeit und gefälliges Betragen glückliche Ehen machen.

Die Verlegenheit.

In einem Dörfchen mitten auf dem Schauplatze des siebenjährigen Kriegs hatte der Prediger ein junges Weib geheirathet. Acht Tage nach der Hochzeit berief er den Schulmeister zu sich und sprach also: „Herr Gevatter, ich habe sichere Nachricht, daß wir heute oder morgen einen Besuch von Feinden bekommen. Meine Frau würde vielen Anfechtungen ausgesetzt seyn, weil sie, wie Er weiß, nicht häßlich ist.“ Hier machte der Schulmeister Sebaldus einen bejahenden Bückling, und der Pfarrer fuhr fort: „Ich bin daher Willens, sie ins Städtchen N** zu schicken. Das Haus des dasigen Bürgermeisters, der mein alter Freund ist, wird eine sichere Freistätte für ihre Tugend seyn. Es kommt nur noch drauf an, ob Er, mein lieber Herr Gevatter, mir die Gefälligkeit thun und sie dahin begleiten will?“ —

„Ja, theuerster Herr Pastor!“ rief
Gevatter Sebald aus: „Ich thu's mit tausend Freuden.“ —
Drauf gab der Pfarr'r ihm einen Brief
An seinen Freund, und seufzte tief
Bei seines Weibchens Scheiden.

Sebaldus und die Pastorin
Fußwanderten nun rasch aufs Städtchen zu; doch waren
Sie lange, lange noch nicht hin,
Da stieß auf sie ein Trupp von feindlichen Husaren.

Des Zuges Führer frug geschwind:
„Wer ist das allerliebste Kind?“
Sebaldus zitterte vor Schrecken
Wie Espenlaub am ganzen Leib,
Und dachte, gar was Kluges auszuhecken,
Indem er sprach: „Es ist mein Weib.“ —

Offizier. Lüg' Er nicht, Herr Schwarzrock! Wie kam Er zu einer so niedlichen Frau? Es ist gewiß ein Mädchen, das er verkuppeln will?

Sebald. Nein, gnädiger Herr!

Offizier. Er lügt! Seiner ganzen Jammergestalt seh' ich's an, daß Er lügt, und werde mir daher ohne Umstände das Mädel zu Gemüth ziehn. Schaff Er seinem Kundmann ein andres!

Sebald. Ach, Ihro Gnaden werden nicht so grausam seyn, Mann und Weib zu trennen.

Offizier. Herr, wenn ich Ihm glauben soll, so üb' Er gleich sein eheliches Recht aus! Hier vor meinen Augen!

Sebald. Barmherzigkeit!

Offizier. Die hab' ich nicht. Er thut entweder auf der Stelle das, was ich Ihm nicht deutlicher sagen will, oder ich nehme das Mädel mit und laff' Ihn obendrein, weil Er mir eine Nase drehen wollte, halb todt prügeln.

Welche schreckliche Verlegenheit! Hat sich wohl je ein so züchtiger, schamhafter Mann, als Sebaldus war, in einer ähnlichen befunden? Er schwankte, weinend und zagend, zwischen zwei Wegen. Sollte er dem Pastor seine Frau rauben lassen oder selbst an ihm zum Räuber werden? — Der drohend aufgehobene Stock des ungeduldigen Offiziers entschied. Er umarmte seine Gefährtin, zog sie mit sich ins weiche Gras und sagte leise: „Frau Pa-

florin, es hilft nichts.“ Das verschämte Weibchen flüsterte: „Nur zum Schein, Herr Sebald, nur zum Schein!“ — „Ei, was zum Schein? Hier geht's auf Tod und Leben!“ murmelte Sebaldus und machte nun so ernstliche Anstalten zur Ehestandsprobe, daß nur noch ein Schritt zur völligen Ueberzeugung des ungläubigen Kriegers zu thun war. Aber in diesem Moment rief der Offizier — dem guten Schulmeister vielleicht nun zur ungelegenen Zeit — „Pardon!“ und sprengte lachend hinweg.

Der Herr im Hause.

Falk, ein junger Mann, besaß ein so ansehnliches Vermögen, daß er ganz unabhängig von den Launen anderer Menschen leben konnte. Doch er war zu wenig Philosoph, dieses höchste Glück eines Sterblichen zu schätzen. Sein väterliches Erbgut, das in einer paradiesischen Gegend lag, ward ihm zu klein.

Er sehnte sich nach einem Ritterlehn,
Mit eignen Dörfern rings umgeben;
Von armen Pflügern sich als Herr begrüßt zu sehn,
Schien ihm ein neidenswerthes Leben.

Unzufriedenheit setzte sich mit ihm zu Tische, bekrittelte seine gesunde, richtig bezahlte Hausmannskost, und schalt den reinen, vaterländischen Rebensaft, der ihm sonst so lieblich mundete, sauern Krätzer.

Schnell wünscht' er sich ein Faß
Vom besten Cypernwein,
Seespinnen, Ananas
Und andre Leckerei'n.

Sein braver Polacke, der ihn in der dunkelsten Nacht ohne Straucheln trug, hieß nun ein schlechter Klepper, und er träumte von nichts, als der Götterluft,

Mit englischen Pferden und Wagen
Durch staunende Gassen zu jagen.

Aber seine Kasse war zu arm, alle diese theuern Wünsche zu befriedigen. Da rieth ihm ein böser Geist, sich nach einer reichen Gemahlin umzusehen. Er beherzigte diesen Rath und gab einem berühmten Eheprokurator Auftrag. Der betriebsame Agent war auch bald so glücklich, eine heirathslustige Tonne Goldes auszuwittern.

Doch eine häßliche Megäre
Bewachte dieses schöne Geld,
Sie trug den Kranz der jungfräulichen Ehre
Schon vierzig Jahr in dieser argen Welt,
Wo er so manchem guten Mädchen,
Eh' noch der siebzehnte Lenz sich an sein Lebensfädchen
Gereiht hat, aus den Locken fällt.

Der entzückte Falk verliebte sich in diese goldne Lukrezia, bevor er sie gesehn hatte, und eilte wie geflügelt, ihr seine Aufwartung zu machen.

Schier aber starb, — als das Gerippe
Von einer Hand sich seinem Kuß
Entgegen hob, — ihm auf der Lippe
Der zierlich ausstudirte Gruß.
Sein Herz sprach: „Des Gespenstes Minne
Wär' aller meiner Sünden Sold."
Der Geiz fiel ein: Die hagre Spinne
Verstrickt dich in ein Netz von Gold.
Sie könnte freilich keinem Maler
Zu einem Venusbilde stehn;
Doch ihre hunderttausend Thaler
Sind allerliebst, sind englisch schön."

Und siehe da, Falk entschloß sich zur ewigen Verbindung mit der englischen Schönheit und der häßlichen Zugabe.

Ich muß aber der nunmehrigen Frau Falk zum Ruhme nachsagen, daß sie eben nicht knickerte, sondern dem Herrn Gemahl manchen tiefen Griff in ihre Goldtonne zu Befriedigung seiner Eitelkeit erlaubte.

Da rollten schön lackirte Wagen
Aus London her mit hohem Bock.
Die halbe Stadt fing an zu klagen:
Denn Falkens Kutscher sah in jeden ersten Stock.

Auch lieferte die pferdereiche Insel
Bald einen raschen braunen Zug,
Der den gestutzten Schweif so hoch, als mancher Pinsel
Die Nase trug.

Allein Herr Falk hätte sich lieber einen englischen Zankzaum verschreiben sollen.

„Was ist das für ein Ding?“ —

Ich werde die Ehre haben, darüber Auskunft zu geben.

Vor Zeiten war in England eine sonderbare Sitte, zanksüchtige Weiber zum Schweigen zu bringen. Die damit geplagten Männer legten, mit Beihülfe guter Freunde, ihren Hausdrachen den sogenannten Zankzaum an: Eine hölzerne Maske, woran sich ein Eisen befand, das in den Mund hineinging und die Zunge unbeweglich erhielt. Mit diesem Beißkorbe wurde die Xantippe auf öffentlicher Straße zur Schau geführt.

„Hm! Wozu sollte aber Falk diese Maschine brauchen?“ —

Zur Bändigung seiner bösen Frau, die ihm eine alte, von ihm vergessene Wahrheit, daß Geld nicht glücklich macht, nach und nach einzuzanken begann.

Ein schimmernd Elend war sein Leben.
Er glich aufs Härchen itzt
Dem Papagei, der hinter goldnen Stäben
Gefangen sitzt:

Denn nicht ein Schrittchen durft' er gehen,
Sie hinkt' als Wache nebenbei,
Und gab oft deutſch ihm zu verſtehen,
Daß ſeines Glückes Schmid ſie ſey.

Ihre kreiſchende Stimme behielt in den Debatten des ehelichen Parlaments immer die Oberhand. Dadurch ward ſie ſo kühn, daß ſie den häuslichen Freiſtaat endlich gar in eine Monarchie verwandelte, daß ſie mit eiſernem Scepter regierte.

„Das Bild von dem eiſernen Scepter iſt mir etwas dunkel. Sie wollen doch wohl nicht gar damit ſagen, daß die wilde Katze ihren Mann mit der eiſernen Elle geſchlagen habe?“ —

Sie errathen's, mein Herr!

„Unerhört! Und die feige Memme litt es? — Zeigte ſich nicht als Herr im Hauſe?“ —

O ja, das that er. Sie ſollen gleich hören.

Als einſt ein Höllenzank entſtand,
Da griff die Alte riſch
Zum Eiſenſcepter an der Wand,
Und Falk — kroch unter'n Tiſch.

Sie. Marſch, hervor!

Er. Ich will nicht.

Sie. Du willſt nicht?

Er. Nein, ich will durchaus nicht, um Dir zu zeigen, daß ich Herr im Hauſe bin.

O des armſeligen Hausherrn! —

Nun, liebe Freunde, habt Ihr noch Luſt, nach Geld zu heirathen?

Die Bräutigamsprobe.

Ein junger Engländer war durch Spiel, Liebschaften und andere geldsplitternde Belustigungen mit seinem großen väterlichen Erbtheile so auf die Hefen gekommen, daß er die Abschiedsstunde der letzten Guinee berechnen konnte.

Eines Abends, als er, matt an Leib und Seele, aus einem Freudenhause zurückkam, warf er den ersten festen Blick auf die Trümmer seines Vermögens, und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sich erschießen oder in die Themse stürzen wollte.

Indem er aber zwischen Feuer und Wasser schwankte, gerieth er auf den klügern Einfall, nicht Hand an sich zu legen, sondern sich von einer reichen Braut aus dem Labyrinthe der Armuth führen zu lassen.

Mit diesem tröstlichen Gedanken ging er zu Bett, und im Traume flogen schon die braven Wettrenner, hüpften schon die schönen Mädchen bei ihm vorüber, die er künftig von der Aussteuer seiner Gemahlin zu unterhalten gesonnen war.

Am nächsten Morgen zog er seinen Plan in neue Ueberlegung, und fand ihn ganz vortrefflich, bis auf den kleinen Umstand, daß er nicht wußte, wo er eine reiche Frau

finden sollte. In London, wo man ihn als einen Verschwender kannte, war nicht daran zu denken. Er mußte folglich sein Netz anderswo auswerfen.

Nach langem Sinnen und Grübeln fiel er auf einen alten, sehr begüterten Obersten, der zwanzig Meilen von der Hauptstadt auf dem Lande lebte, keine Bekanntschaften in London hatte, und Vater einer einzigen Tochter war.

Im Hause dieses Mannes ließ er sich durch einen Unterhändler, dem er einen Theil der Beute versprach, empfehlen und vorstellen. Die Tochter des Obersten war ein steifes Landmädchen mit runden, rothen Backen, wie ein Posaunen-Engel, und nahm sich vollends in den hinterlassenen Kleidern ihrer seligen Mutter, die ihr nicht paßten und ganz aus der Mode gekommen waren, sehr ungeschickt aus. Ihr Geist glänzte eben so wenig. Sie wußte nur von Hühnern und Gänsen zu sprechen. Kamen andere Gegenstände auf die Bahn, so war ihre Rede: Ja, ja! Nein, nein! Was drüber war, schien ihr vom Uebel.

Dieses hölzerne Püppchen stach freilich gegen die lebhaften, muthwilligen Nymphen, mit welchen der junge Britte bisher sein Leben hingetändelt hatte, gewaltig ab; doch die unangenehme Empfindung dieses himmelweiten Unterschiedes verbarg er sorgfältig in seinem Herzen. Des Fräuleins Einfalt nannte seine Schmeichelei himmlische Unschuld, und ihre strotzenden Bausbacken verglich er mit vollen Rosen. Das Ende vom Liede war, daß er sich an den Vater wandte und feierlich um sie warb.

Der Oberste hatte auf seiner sechzigjährigen Laufbahn so viel Menschenkenntniß eingesammelt, daß er, so schlau sich auch der junge Herr verlarvte, dennoch den Glücksjäger, der bloß die ansehnliche Mitgift des Mädchens auf dem Korne hatte, durchblicken sah. Er war daher nicht

gemeint, das Anwerbungsgesuch Statt finden zu lassen. Doch dachte er auf der andern Seite: der junge Mann ist von guter Herkunft! du kannst ihm auch vielleicht Unrecht thun; er verrieth ja noch keinen Gedanken an die Aussteuer. Und was soll das mannbare Mädchen länger im Hause? Willst's ihm geben, aber seine vorgespiegelte Uneigennützigkeit auf eine entscheidende Probe stellen.

Er erklärte hierauf dem Freier, daß er nichts dagegen habe, wenn ihm seine Tochter das Jawort gäbe. Diese sagte: „Was der liebe Vater will, das will ich auch.“ Also war es richtig.

Nach wenigen Wochen war auf dem Landgute des Obersten Haustrauung und Hochzeit, und er machte seinem Schwiegersohne die Mitgabe bekannt, die nach deutschem Gelde ungefähr dreißig tausend Thaler betrug. Der Gleißner that, als ob er gar nichts davon hören wolle, und vermaß sich hoch und theuer, daß er an diese Nebensache noch nicht gedacht, sondern bloß auf die herrlichen Eigenschaften seiner jungen Gemahlin, deren reines Selbst ihm lieber sey, als alle Schätze der Welt, Rücksicht genommen habe.

Man setzte sich hierauf zu Tafel, und der Hochzeitvater trieb und drängte, daß sie bald wieder aufgehoben ward. Alsdann schlug er den jungen Eheleuten vor, noch diesen Nachmittag die Reise nach London anzutreten, und erbot sich zur Begleitung.

Der Eidam erstaunte darüber und legte sich auf's Bitten, ihm die Freuden der Hochzeitnacht nicht so zu Wasser zu machen. Allein der alte Kriegsmann bestand auf seinem Kopfe, versicherte, daß er besondere Ursachen dazu habe, und was die Brautnacht betreffe, so werde sie sich

in London, oder im nächsten Nachtquartier eben so gut feiern lassen.

Was war zu machen? Die Reise ging vor sich. Der Alte verwahrte die Mitgabe, theils in Gold, theils in Banknoten, vor des Bräutigams Augen in einem Kästchen, nahm es unter den Arm und setzte sich mit den jungen Leuten zu Wagen.

Der Weg führte durch einen Wald. Kaum waren sie darin, so sprengten zwei Reiter mit Larven vor den Gesichtern aus dem Gebüsch hervor und hielten den Wagen an. Einer bewachte mit vorgehaltener Pistole den Kutscher, der andere kam an den Schlag und sagte: „Wir sind Glücksritter, und bitten uns die Mitgabe der Braut aus.“ —

Die Herren im Wagen schalten und fluchten; aber kaltblütig beharrte der Räuber auf seiner Forderung. Nach einigem Wortwechsel neigte er sich zu dem jungen Manne hinab und sagte ihm heimlich ins Ohr: „Damit Sie sehen, daß wir billige Leute sind, so lassen wir Ihnen die Wahl: Geben Sie uns die Braut oder das Geld! — Uns ist das aus gewissen Ursachen gleichgültig, und Ihre Erklärung soll niemand erfahren.“

Der Neuvermählte bedachte sich nicht lange; er flüsterte: „Nehmt die Braut!“ —

„Bruder,“ rief der Räuber seinem Spießgesellen laut zu, „wir sollen die Braut nehmen.“

Plötzlich packte der Alte seinen saubern Schwiegersohn an der Brust, schüttelte ihn mächtig, und sagte mit donnernder Stimme: „Ha, Bube! so hat mich meine Muthmaßung, daß es dir nicht um meine Tochter, sondern nur um ihr Vermögen zu thun sey, doch nicht betrogen. Dem Himmel sey Dank, daß mein Kind und mein Geld noch

nicht unwiderbringlich in deinen Klauen sind! Denn wisse, der Mann, der dich traute, war kein Geistlicher, war einer meiner Kriegskameraden in Priestertracht; und diese Herren sind keine Straßenräuber, sondern meine Freunde, die mir den Liebesdienst thaten, dich zu prüfen. Da du nun deine ganze Nichtswürdigkeit an den Tag gelegt hast, sind wir geschiedene Leute. Ich fahre mit meiner Tochter und meinem Gelde zurück auf mein Gut, und du gehst nach London oder zum Teufel!"

Hiermit verpflanzte er ihn durch einen Fußtritt aus dem Wagen auf die Straße und ließ umlenken. Der Verwiesene schlich wieder nach London zu, und hatte unter Weges die schönste Zeit und Muße, mit sich einig zu werden, ob er sich nun erschießen oder in die Themse stürzen wollte.

Mährchen und Erzählungen.

I.

Langmantel.

1.

An einem Herbſtabend, da es eben heftig regnete und ſtürmte, ſaß Raimund von Rabenfels, der Beſitzer des Schloſſes Weiherburg in Tyrol, mit ſeinem Freunde Vollrad von Kahlau behaglich beim Becher. Zwiſchen ihnen brüſtete ſich eine Perſon, die eigentlich nicht an den Herrentiſch gehörte. Es war die Schaffnerin Sabine, ein plumpes, alterndes Weib, das Vormittags wie ein gemeiner Aſchenbrödel in der Küche wirthſchaftete, ſich dann mit ſeidenen Kleidern, goldenen Ketten und Ringen ſchmückte, mit dem Ritter und ſeinen Gäſten tafelte, und ſich überhaupt in allen Dingen, wiewohl ſehr ungeſchickt, als ſeine Gemahlin benahm.

Indem dieſe Geſellſchaft um die Wette trank und ſich mit unfeinen Scherzen erluſtigte, kam ein Diener und meldete ſeinem Herrn: es ſey ein Fremdling da, der ihn ſprechen wolle. „Wer iſt er? wie heißt er?“ fragte Raimund. „Das weiß ich nicht,“ ſagte der Diener. „Vermummt und ſeinen Namen verſchweigend, gibt er vor, er

sey ein Bekannter von Euch und wolle Euch einen Falken verehren, den Ihr oft bei der Reiherbeitze gelobt und zu besitzen gewünscht hättet."

Raimund machte ein halb frohes, halb verdrießliches Gesicht und sprach: „Ich errathe den geheimen Gast, und es ist mir an seinem Besuch nichts gelegen, doch in Rücksicht des angebotenen Geschenks mag er kommen."

Der Fremde trat, mit einem Falken auf der Hand, herein. Raimund erkannte in ihm sogleich seinen jungen Vetter Albert von Weiherburg und sagte hart: „Was willst du hier? was folgst du mir nach? Um deiner los zu werden, verließ ich meinen alten Wohnsitz, und bezog in aller Stille dieses finstre Waldschloß, wo ich vor dir sicher zu seyn glaubte."

„Wie hab' ich diesen Zorn verdient?" fragte der Jüngling. „Ich war Euch von Jugend auf mit Leib und Seele zugethan, wagte für Euch, wie ein reisiger Knecht, mein Leben in Euren Fehden, und begehrte nimmer Dank oder Lohn."

„Welche Großmuth!" spottete Raimund. „Du verlangtest keinen Theil meiner Habe: du wolltest sie lieber dereinst ganz besitzen, und stahlst dich deßhalb ins Herz meiner Tochter. Aber du machtest deine Rechnung ohne den Wirth. Bertha's Hand ist versagt."

„Das kann ich bezeugen, junger Gesell!" fiel Vollrad mit Nachdruck ein. „Ich bin der Bräutigam."

Aufgeblasen warf er sich dabei im Stuhle zurück und schlug auf seinen ansehnlichen Bauch.

Albert sah den widrigen Menschen, dem Rohheit und Völlerei aus den Augen leuchteten, für einen unbedeutenden Nebenbuhler an, und achtete seiner Zwischenrede nicht, sondern sagte zu Raimund: „Gebt Hab' und Gut, wem

Ihr wollt; nur laßt mir Bertha! Sie hat mir Treue gelobt und wird ſie nicht brechen."

„Das wollen wir ſehen!" rief Raimund. „Es gibt Mittel, ſie zu zwingen, und ich werde keins unverſucht laſſen, meinen Willen durchzuſetzen. Kurz, der Handel mit dir iſt aus. Geh deines Weges und komm nicht wieder! Doch zum Zeichen, daß ich übrigens keinen Zorn gegen dich hege, will ich deinen Falken nicht verſchmähen."

„Nehmt ihn hin!" ſprach Albert, und übergab ihm ſein liebſtes Eigenthum.

Raimund dankte mit Kopfnicken und machte dann eine vornehme Bewegung mit der rechten Hand, die andeuten ſollte, daß Albert nun gehen könne. Aber der Jüngling, den das verdroß, ſagte: Ihr wißt vermuthlich nicht, daß draußen ein grimmiges Wetter tobt; ſonſt würdet Ihr ohne Zweifel ſo höflich ſeyn, mir ein Nachtlager anzubieten."

Schweigend ſah der Ritter die ihn ganz beherrſchende Schaffnerin an, ob ſie wohl Gewährung erlaube. Sie neigte ſich nach einigem Bedenken zu ihm hin und flüſterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Er lächelte, als hätte ſie ihm einen luſtigen Einfall mitgetheilt, wandte ſich zu Albert und ſagte: „Ich will dich dieſe Nacht beherbergen; aber ich bitte mir aus, morgen in aller Frühe das Schloß ohne weitern Wortwechſel zu verlaſſen."

Albert ſchwieg und dachte: das wird ſich finden.

2.

Die Schaffnerin ſtand jetzt auf, nahm zwei Lichter, winkte ihm, ihr zu folgen und ging durch verſchiedene Kreuz- und Quergänge, die aus dem bewohnten Flügel des Schloſſes in das öde Hauptgebäude führten, ſtumm

vor ihm her. Sie kamen endlich an einen großen offenen Vorsaal. Hier blieb sie stehen, gab ihm ein Licht in die Hand, zeigte ihm gegenüber eine hohe, schwarze Thür und sprach: „Da gehet hinein! Ihr werdet Raum genug finden, und vielleicht auch Gesellschaft.“ Das gesagt, verließ sie ihn und eilte zurück.

Albert, dem bei Anmeldung der Gesellschaft, die er in dieser wüsten Schloßgegend antreffen sollte, fast bang' und unheimlich ward, ging langsam über den Vorsaal und horchte vorsichtig an der schwarzen Thür, ob sich innerhalb etwas bewege. Er hörte keinen Laut, alle Furcht wich von ihm, und er öffnete rasch die unverschlossene Thür. Da stand er auf der Schwelle eines ungeheuern Saales, den er nicht übersehen konnte, weil seine Kerze kaum den dritten Theil desselben erleuchtete. Fünf oder sechs lebensgroße männliche Bildnisse in Rittertracht, die in der Mitte des Saales an der Wand hingen, sahen ihn, als er mit hochgehaltenem Lichte bei ihnen vorbeiging, finster an, und das erste in der Reihe von oben herab schien sogar wie erschrocken zusammen zu fahren und mit dem Kopfe zu schütteln. Er glaubte, seine Augen hätten ihn getäuscht und ging muthig vorwärts.

Aber ein Schauer überlief ihn beim Anblick einer kleinen schwarzen Gestalt, die am Ende des Saales auf einem hohen Gestelle saß und ihn mit feurigen Augen anblitzte. Er wich, ungeachtet er sich zugleich seine Furchtsamkeit verwies, einen Schritt zurück. „Bleib hier!“ rief das kleine Wesen mit freundlicher Stimme: „Du bist mir willkommen.“ Damit erhob es sich von seinem Sessel, und ein altes, zwerghaftes Männlein, dessen schneeweißer Bart über die Brust hinab reichte, kam auf ihn zu. Es trug einen

hohen, spitzen Hut und langen schwarzen Mantel, den es wie den Schweif eines Frauenkleides hinter sich her schleppte.

Albert scheute sich, die ihm dargebotene Hand zu fassen. „Schlag' ein und fürchte dich nicht!“ sagte das Männlein. „Ich habe Gutes mit dir im Sinne. — Man wies dich zwar in arglistiger Absicht hieher; man hoffte, ich würde dich mißhandeln oder wohl gar würgen; aber ich lasse mich nicht zum Meuchler gebrauchen. Am wenigsten hast Du von mir Feindseligkeiten zu befahren, da ich deinen Voreltern, als sie noch diese Burg im Besitz hatten, immer treu, hold und gewärtig war. Doch mit dem bösen Geschlechte, das sich vor hundert Jahren durch ein Bubenstück hier einnistete, hab' ich keinen Verkehr. Ich bleibe nur noch aus alter Gewohnheit hier, bewohne diesen Saal und sitze gern auf jenem alten hölzernen Throne, auf welchem einstmals Kaiser Maximilianus den Abgeordneten von Venedig Gehör gab, als die Streitigkeiten dieses Staates mit Tyrol beigelegt wurden. Doch von solchen Nebendingen ein ander Mal! Ich weiß, du kamst her, um das schöne Fräulein zu sehen; das wird aber schwer halten, mein Lieber! Die arme Bertha sitzt im Thurme gefangen.“

„Gott! was hat sie verbrochen?“ rief Albert.

„Sie leidet um dich! Deinetwegen hat sie den verhaßten Gespons, den ihr der Vater aufdringen will, unfreundlich empfangen, und ihm ins Gesicht gesagt, daß sie ihn nicht lieben könne.“

Albert schwankte zwischen Freude und Leid.

„Was spendest du mir, wenn ich dich zum Mägdlein führe?“ fragte der Kleine.

„Mein höchstes Gut, mein Leben setz' ich dran;“ sprach der Jüngling.

„Ei! was könnte mir das helfen?“ entgegnete das

Männlein. „Ich will dir umsonst dienen. — Folge deinem Lichte, wohin es dich, wie den Blinden sein Führer, leitet. Ich habe nicht Zeit, mit dir zu gehen; aber die Thurmpforte wird sich von selbst dir aufthun. Nach einer halben Stunde ruf' ich dich wieder ab. Ein längeres Gespräch unter vier Augen kann ich für dießmal nicht gestatten."

3.

Albert fühlte jetzt an der Hand, die das Licht hielt, einen sanften Zug, als faßte sie ein unsichtbares Kind, um ihn von dannen zu führen. Willig und freudig ließ er sich durch eine lange Reihe wüster Hallen und Gemächer leiten, und kam endlich, als er einige verfallene Stiegen hinabgeklettert war, in einen mit Gras und Gesträuch überwachsenen Hof, wo Regen und Wind so gewaltig rauschten, daß er jeden Augenblick das Erlöschen des Lichtes besorgte. Aber es brannte, wie von Glaswänden beschirmt, ruhig fort und zog ihn durch das Gestrüppe hin an einen runden Thurm, dessen Pforte langsam aufging, als er sich nahte. Da ward er innerhalb des Thurmes einer schmalen Wendeltreppe gewahr. Sein Wegweiser gab ihm zu verstehen, daß er sie hinaufsteigen solle, und er hatte kaum einige Stufen hinter sich, als ihm wehmüthige Töne von oben entgegenschallten. Es war Bertha's Stimme; sie sang:

Vergebens trennt ihr Mauern,
Wo Schrecken mich umschauern,
Von Licht und Luft mich ab.
Ihr sollt mein Herz nicht zwingen,
Sollt Dem es nicht entringen,
Dem es sich treu ergab.

Nein, eh' ich von ihm lasse,
Und liebe, den ich hasse,
Umfangt mich ewig, als mein Grab!

Rasch flog er die Schneckentreppe vollends hinan; die Eisenthür eines kleinen Gemachs sprang auf; Bertha, bei einem Lämpchen sitzend, fuhr empor und that einen Schrei, weil sie ein zauberisches Trugbild vor sich zu sehen glaubte. Albert nannte seinen Namen und beruhigte sie mit Worten und Geberden. „So bist du's wirklich?" sagte sie freudig. „Welches Wunder brachte dich hierher? Er berichtete ihr den Auftritt in der väterlichen Trinkstube, und rühmte die Dienstfertigkeit des wunderbaren Männleins, das er im kaiserlichen Thronsaale gefunden hatte.

„Ach!" rief Bertha, „das ist der Hausgeist, der sogenannte Langmantel, der dieses Schloß seit undenklichen Zeiten bewohnt, und sich nach alten Sagen bald als ein treuer, behülflicher Diener, bald als ein tückischer Kobold gezeigt hat.

„Still, still!" flüsterte Albert. Der kleine Patron möchte horchen und unfreundlich werden. Bis jetzt bin ich ihm Dank schuldig, und ich hoffe, er wird weiter helfen." —

Sie erwähnten nun seiner nicht mehr. Bertha erzählte, wie es ihr bisher ergangen war. „Die Urheberin aller meiner Leiden ist Sabine;" sagte sie. „Dieses herrschsüchtige Weib forderte von mir den Gehorsam eines Kindes, und da ich mich ihr, die meine Dienerin seyn sollte, nicht unterwarf, rächte sie sich durch Anschwärzung bei meinem Vater, verhetzte ihn zugleich gegen dich, und versprach ihm, mich mit einem bessern Bräutigam zu versorgen. Als du nun bald darauf deine Freunde in der Schweiz besuchtest, erschien indessen der saubere Freier, den du vorhin gesehen hast. Unmöglich konnt' ich ihm,

der dich verdrängen wollte, freundlich begegnen. Haß und Verachtung stiegen noch höher, als ich erfuhr, daß er vormals Sabinens Buhle gewesen sey. Kurz, er war mir ein Abscheu und ich verhehlte das nicht. Dennoch wollt' ihn mein Vater mir aufzwingen und bezog dieses Schloß, damit Vollrad seine Freierei bequemer fortsetzen könne, weil er in der Nähe ein Landgut hat, wovon jedoch kein Dachziegel mehr sein ist. Der Unerträgliche kam nun Tag für Tag und stürmte auf mich ein. Entschlossen sagt' ich ihm endlich gestern ins Gesicht, daß ich ihn nimmer lieben könne. „Das magst du im Thurme lernen!" rief mein Vater, und stieß mich in diesen Kerker, ohne daß Vollrad, vor dessen Augen es geschah, ein Wort dagegen einwandte."

Indem Bertha die letzten Worte sprach, klopfte jemand an die Thür. — Doch ehe wir sehen, wer da ist, will zuvor ein lustiges Zwischenspiel nach dem Rechte der Zeitfolge erzählt seyn.

4.

Während der Zeit, als sich die Liebenden weitläufiger und zärtlicher, als zu melden nöthig war, im Thurme besprachen, ward drüben im bewohnten Schloßflügel die Thür der Trinkstube ein wenig geöffnet, und die wohlbekannte Stimme eines Dienstmädchens rief die Schaffnerin heraus. „Was gibt's?" fragte Sabine verdrießlich; denn sie wollte die werthe Gesellschaft nicht gern verlassen. Aber die Thür war schon wieder zugedrückt und keine Antwort erfolgte. Zornig sprang sie auf und eilte nach der Küche, um die unangenehme Störung mit Mund und Hand zu bestrafen.

Doch erbebend fuhr sie zusammen, als sie dort den furchtbaren Zwerg, der sie durch Nachäffung der Mädchen-

stimme herausgelockt hatte, am Herde fand und arg wirthschaften sah. Er hatte alles Geschirr, das ihm im Wege gewesen war, herunter geworfen, und fachte eben das angezündete Feuer mit seinem Mantel an. Sie prallte zurück und wollte hinter seinem Rücken wieder davonlaufen. Er wandte sich aber schnell, ergriff sie am Rocke und hielt sie fest, ungeachtet sie grimmig mit den Beinen hinter sich ausschlug. „Brr! brr!“ rief er, als wäre sie ein unbändiges Pferd. „Laßt ein Wort mit Euch reden, gnädige Kebsfrau! Ihr habt mir einen Gast zugeschickt; ich kann ihm aber nichts auftischen: also müßt Ihr für seine Bewirthung sorgen. Kocht dem armen Menschen, dem Wind und Wetter auf der Straße übel mitspielten, ein gutes Süpplein, und was sonst noch zu einem tüchtigen Abendessen gehört. Ich gehe nicht eher von dannen, bis alles fertig ist; und wenn Ihr nicht stumm wie ein Fisch sogleich Hand anlegt, so dreh' ich Euch auf der Stelle den Hals um.“

Darauf wollte sie es denn doch nicht ankommen lassen. Sie machte daher ohne Mucksen schleunig Anstalt zu einer Weinsuppe, die Langmantel ausdrücklich vorschrieb, weil er sie für das beste Labsal eines ermüdeten und durchnäßten Wanderers halten mochte. Er begleitete Sabinen wie ein Gefangenhüter in den Keller, ins Speisegewölbe und überall hin, wo die Bestandtheile der Mahlzeit zusammengeholt werden mußten. Mürrisch und karg griff sie immer zuerst nach dem schlechtesten Ausschuß ihrer Vorräthe; er aber, ein guter Kenner, zwang sie mit drohender Geberde des Halsbrechens, von Allem das Beste zu wählen.

So kam in kurzer Zeit ein leidliches Abendessen zu Stande. Sie schob es dem Geiste hin und wollte zu ihren Freunden zurückeilen. „Wohin? wohin?“ rief Lang-

mantel. „Ihr seyd noch lange nicht fertig! Deckt erst in meinem Saale den Tisch und tragt auf. Ihr seyd nicht zu vornehm dazu, Frau Köchin!“

Welche Beleidigung, daß er sie, die eine Rittersfrau vorstellen wollte, Köchin nannte! Es zuckte ihr in den Fingern, ihm dafür den Bart auszuraufen; doch seine gespenstische Furchtbarkeit schützte ihn, und sie deckte gehorsam für zwei Personen.

„Nehmt ein Gedeck zurück!“ sagte der Geist. „Ich lebe von der Luft, und es wäre gut, wenn auch Ihr davon lebtet; denn mancher *schlechte* Streich wird gemacht, um etwas *Gutes* zu essen.“ —

Indem er diese welterfahrene Bemerkung aussprach, trappte Sabine davon und hatte schon die Saalschwelle hinter sich, als er ihr nachgelaufen kam. „Bald hätt' ich das Beste vergessen!“ rief er. „Soll mein Gast wie ein Hund auf dem Fußboden schlafen? — Das schönste Bett, das Ihr habt, muß herbei; ich will es hertragen helfen.“

Höchst ungehalten, doch keinen Widerspruch wagend, ging sie nach der Bettkammer. Langmantel folgte, wählte selbst die besten Pfühle und Kissen, faßte das Bettgestell, worin sie aufgeschichtet waren, vorn an, Sabine that hinten dasselbe, und so zogen sie beim Lichtschein einer auf den Betten stehende Laterne nach dem Thronsaale hin.

Indessen hatte Raimund seine Traute ungern vermißt, und erhob sich, sie zu suchen. Er fand sie in einem Gange, das Bettgestell vor sich hertragend. Der Geist machte sich unsichtbar, als er den Ritter kommen hörte. Es sah also aus, als trüge Sabine das Bett ohne Gehülfen. „Ei! wo willst du damit hin?“ rief Raimund. „Und mutterseelen allein! Ich begreife nicht, wie du die Last fortbringst.“ Sie gab keine Antwort, weil ihr das Sprechen bei Le-

bensstrafe verboten war. „Bist du stumm oder toll worden?“ fuhr der Ritter fort. „Wenn das Bett denn durchaus eine Reise machen muß, so will ich mich mit vorspannen.“

Er trat vorn ans Gestell, griff mit den Händen rückwärts, um es anzufassen, und griff gerade in Langmantels struppigen Bart. „Hu! in was für ein Haarnest kam ich da!“ rief er mit Schrecken, und zog die Hände geschwind wie aus Feuer zurück. Er nahm die Laterne, beleuchtete das Gestell und griff, da er nichts Bedenkliches fand, die Sache von neuem und ohne Hinderniß an. Aber kaum hatte er einen Schritt vorwärts gethan, so schrie er: „Wer, zum Teufel! zieht mich am Barte? Alle gute Geister loben Gott den Herrn!“

„Ich auch!“ rief der Unsichtbare und zog den Schreier unablässig fort, daß er bis in den Thronsaal wie ein Pferd traben mußte. Und als hier das Bett stand, wo es stehen sollte, schlug der Bartraufer ein Gelächter auf und sagte: „Nun habt Ihr Eure Abfertigung, Ihr Träger! Den Lohn werd' ich Euch morgen auszahlen.“

Grausend sah der Ritter umher. Sabine gab ihm einen Wink, sich nicht durch lose Reden den Mund zu verbrennen, und führte ihn eiligst hinweg.

5.

Eben so eilig lief Langmantel in den Thurm, um seinen Schützling dort abzurufen. Er war es, den wir vorhin an die Kerkerthür klopfen hörten; und als er geklopft hatte, rief er: „Komm zu Tisch, Albert von Weiherburg, die Suppe wird kalt.“

Die jungen Leute sahen sich erschrocken an, und hatten

keine Luft, sich zu trennen. Da jedoch Albert die einladende Stimme kannte, so war an Ungehorsam nicht zu denken, ob er gleich seinem seltsamen Wirthe das unerwartete und gar nicht anlockende Abendessen gern geschenkt hätte. Die Hoffnung baldigen Wiedersehens erleichterte ihm einiger Maßen den Abschied von Bertha, und getrost überließ er sich der Führung seines Lichtes, das ihn auch ohne Anstoß in den Saal wieder zurück brachte.

In dessen Mitte fand er einen zierlich gedeckten und mit Wachskerzen beleuchteten Tisch, auf welchem die erpreßte Weinsuppe, nebst kühlem Wein und verschiedenen kalten Speisen aufgetragen stand. Freund Langmantel war nicht da, rief aber, als sich Albert schüchtern nach ihm umsah, aus der Mauer hervor: „Gesegnete Mahlzeit, lieber Junkherr! Ich zog mich in mein innerstes Kämmerlein zurück, um dich nicht durch meine wunderliche Gestalt bei Tische zu stören. Iß und trink wohlgemuth und lege dich dann ohne Sorgen zu Bette; es soll dir kein Leid widerfahren. Morgen wird's Tänze geben, das weiß ich voraus; verlaß dich aber auf mich, und wank' und weiche nicht aus diesem Saale, wenn man dich auch gröblich mahnt, deines Weges zu gehen. Wird der Lärm zu arg, und dringt man vielleicht sogar in mein Gebiet herein, so werd' ich dich schützen zu jeder Stunde; denn ich bin kein scheuer Nachtvogel, sondern lasse mich, wenn Noth an Mann geht, auch bei Tage sehn. — Hast du mich verstanden?"

„Vollkommen, freundlicher Geist, und ich werde thun, wie du gebotst;" sagte Albert. Da rief's aus der Wand, wie aus weiter Ferne: „Gute Nacht!"

Mit mißtrauischen Augen besah jetzt Albert das auf-

getragene Nachtmahl. Das natürliche Ansehen der Speisen widerlegte seinen Verdacht, daß sie in einer Geisterküche bereitet seyn möchten. Er aß daher ohne Bedenken davon, begab sich hierauf zur Ruhe und schlief ungestört bis an den hellen Morgen.

6.

Raimund, der dagegen kein Auge zugethan hatte, ließ in aller Frühe den greisen Burgvogt zu sich rufen. „Sage mir, Alter," sprach er, „was für ein Bewandtniß hat es mit dem Gespenste, das in der Burg umgeht? Ich habe bisher die alten Sagen davon wenig geachtet, und hielt es nie der Mühe werth, mit dir darüber zu sprechen; da jedoch in voriger Nacht das Ungethüm mich selbst antastete, so verlang ich zu wissen, was dir von ihm bekannt ist."

„Gestrenger Herr," antwortete der Greis, „ich kann Euch, ungeachtet ich neunzig Jahre alt bin, nur wenig aus eigener Erfahrung berichten. Was ich aber von Vater und Großvater gehört habe, das will ich Euch treulich erzählen. Seit Menschengedenken waltet hier ein Hausgeist, dem man wegen seiner gewöhnlichen Tracht den Namen Langmantel gegeben hat. Er ist vor alten Zeiten, als noch Schloß und Ländereien den Herren von Weiherburg gehörten, täglich sichtbar gewesen, und hat sich in Stall und Küche als ein frommes, treufleißiges und geschicktes Knechtlein bewiesen. Aber ganz verwandelt war er, nach meines Großvaters Erzählung von dem Tage an, da vor hundert Jahren die Weiherburg durch Erbschaft Eurem Geschlechte zufiel. Er scheint — nehmt das mir altem Manne nicht für ungut! — mit diesem

Herrenwechsel nicht zufrieden gewesen zu seyn: denn er hat gleich Anfangs, als die Nachricht davon hier angekommen, durchs ganze Schloß, wiewohl unsichtbar, gräulich rumort, hat das über dem Thore aufgestellte neue Wappen mit Koth beworfen, und alsbald darauf Euer Urahn, weiland Herr Kaspar von Rabenfels, hier eingetroffen, um sich als neuer Herr huldigen zu lassen, hat ihn Langmantel gleich in der nächsten Nacht, mit Verlaub zu melden, aus dem Bette gerissen, auf den Dielen herumgewälzt und noch so vielen andern Unglimpf verübt, daß sich der darüber bestürzte Herr gern oder ungern entschlossen hat, alsbald nach eingenommener Huldigung abzureisen und nimmer wieder zu kommen. Auch seine Nachfolger haben sich nie länger als einige Stunden hier aufgehalten, aber von Zeit zu Zeit ihre Bildnisse anher gesandt, um sie im großen Saale aufhängen zu lassen. Das erste von oben herein, welches den Herrn Kaspar vorstellt, hat Anfangs der Hausgeist oft in der Nacht herunter geworfen, aber sich endlich, als man es immer wieder an der Wand befestiget, nicht weiter daran vergriffen."

„Das sind alte Geschichten!" sagte Raimund verdrießlich. „Was weißt du aus neuerer Zeit von dem Hausgeiste. Hast du selbst ihn jemals gesehn?"

„Nein, gestrenger Herr, ob er gleich einmal, als ich noch ein Knäblein von acht oder neun Jahren war, mit mir und meinen Brüdern und Schwestern gespielt hat. Unsere Mutter hatte während eines Geschäfts außer dem Hause uns Kinder im Saal eingeschlossen und uns Spielwerk und Früchte gegeben, daß wir uns die Zeit damit vertreiben sollten. Wir Knaben spielten Ball. Das ging eine Weile ganz ordentlich. Indem wir aber einmal ruhten und Obst aßen, flogen unsere Bälle wie von selbst

ins Kreuz und in die Quere; sogar unsere Aepfel tanzten in der Luft. Wir erstaunten darüber und geriethen in Furcht, weil sich zugleich dann und wann ein halblautes Lachen hören ließ. Bald nachher schloß die Mutter die Thür auf, stand mit sichtlichem Schrecken auf der Schwelle, rief uns ängstlich heraus, und drohte dann mehrmals mit geballter Hand in den Saal hinein. Kurz darauf entstand plötzlich in der Küche ein Getöse, als stürzte das ganze Geschirr auf einen Haufen zusammen. Die Mutter lief erschrocken hinaus, fand aber alles unbeschädiget an seiner Stelle und sagte zornig: welcher Narr hat mich bethört? Da erschallte von allen Seiten Händeklatschen und Gelächter. Wir fragten die Mutter, was das sey. Sie gab uns keine Antwort. Erst nach vielen Jahren erzählte sie uns: sie habe bei Eröffnung der Saalthür den Burggeist in unserer Mitte gesehen und ihm mit der Hand gedroht; dadurch sey er dermaßen beleidiget worden, daß er sich durch den blinden Lärm in der Küche gerächt habe."

„Außer dem weiß ich ihm nichts Böses nachzusagen;" fuhr der Alte fort. „Er bewies sich, seit ich denken kann, bei verschiedenen Vorfällen als ein treuer und thätiger Burgwart, schreckte einbrechende Diebe zurück, löschte brennende Feueressen, und so weiter. Aber fast zu strenge verfuhr sein Schutzeifer vor ungefähr fünfzig Jahren, da sich's zwei oder drei Nächte hintereinander begab, daß die schönen Bäume, die in doppelter Reihe um die Burg herum stehen, muthwillig beschädiget und einige derselben ganz umgehauen wurden. Der Frevler blieb unentdeckt, so viel Mühe sich auch der Gerichtsschreiber gab, ihn auszuforschen. Als ich aber eines Morgens untersuchen wollte, ob der Baumschänder während der Nacht neuen Unfug

begangen habe, sah ich mit Entsetzen einen übel berüchtigten Mann aus dem Dorfe an einem nur erst verletzten Baume aufgehangen. Die Werkzeuge seiner Bosheit, Axt und Säge, lagen zu seinen Füßen und auf seinem Rücken stand mit Kreide geschrieben: Langmantel fecit manu propria. — Welche Worte der Gerichtsschreiber und der Dorfpriester also verdeutschten: Das that Langmantel mit eigener Hand. — Seitdem vergriff sich niemand wieder an den Bäumen."

Der Greis erzählte noch einige solche Beispiele, wobei es jedoch den Hals nicht gekostet hatte. Das merkwürdigste war folgendes: Es werden einmal zwanzig bis dreißig wilde Kriegsknechte in die Burg eingelegt. Sie sind mit der ihnen gereichten guten Kost nicht zufrieden, drohen Mord und Brand, üben vorläufig ihre Wuth an Thüren und Fenstern aus und hauen sie mit ihren Schlachtschwertern in Stücke. Niemand kann die Wüthriche zähmen; aber indem sie am tollsten wirthschaften, entwindet eine unsichtbare Hand einem nach dem andern sein Schwert und wirft es hinab in den Weiher, der sich am Fuße der Burg befindet und ihr den Namen gegeben hat. Die entwaffneten Holzhacker fluchen gräßlich und wollen die Burg in Brand stecken; jetzt aber fährt der Burgwart mit einem schallenden Prügelregen unter die ruchlosen Gesellen und koranzt sie so weidlich, daß sie mit Geschrei wie gezüchtigte Schulknaben aus dem Schlosse laufen und sich nicht wieder hinein wagen.

7.

Raimund wollte nun von diesen Geschichten, die ihm ähnliche Auftritte vorhersagten, nichts weiter hören. Er

entließ den Burgvogt und hielt Kriegsrath mit Sabinen. Es schien vor allen Dingen nöthig, Langmantels Gast, den er, als letzten Stammhalter des Geschlechts von Weiherburg, offenbar in Schutz nahm, je eher, je lieber aus dem Schlosse zu entfernen. Sabine nahm es auf sich, ihm den Stuhl vor die Thüre zu setzen.

Indessen hatte Langmantel allerhand aus dem Speisegewölbe entwendete Leckereien seinem Gaste zum Imbiß vor's Bett gebracht und ihn dabei nochmals alles Ernstes bedeutet, sich nicht aus dem Schlosse vertreiben zu lassen, wenn er nicht seine geliebte Bertha auf ewig verlieren wolle. „Antworte nicht, wenn man dich ruft!“ setzte er hinzu. „Man wird sich aus Furcht vor mir nicht unterfangen, den Saal zu betreten; und geschieht's dennoch, so komm' ich aus meinem Versteck hervor, und der Naseweis hat's mit mir zu thun.“

Bald darauf klopfte Sabine an die Thür und rief ziemlich sanft: „Junkherr! — Junkherr Albert! — Ritter Raimund läßt Euch Glück auf die Reise wünschen.“ — Albert regte sich nicht. Sie lauerte eine Weile, ob er aufbrechen würde, und als er nicht zum Vorschein kam, rief sie heftig und mürrisch: „Der Ritter mahnt Euch an sein Gebot, diesen Morgen abzureisen. Säumet nicht länger! Der Morgen ist vorbei, der Mittag vor der Thür, worauf wartet Ihr noch?“ — Und als abermals keine Antwort erfolgte, donnerte sie gewaltig an, lugte durch's Schlüsselloch und schickte durch diesen engen Paß mancherlei spitzige Worte in den Saal. Zum Beispiel: „Potz Faulenzen und kein Ende: So geht's, wenn einer nicht gewohnt ist, in einem guten Bette zu schlafen; da kann er sich, wenn ihm dieß Glück einmal widerfährt, aus den weichen Federn nicht wieder herausfinden.“

So ging das Spotten und Schmähen fort, und Langmantel, der verborgen lauschte, bekam mitunter selbst einen Hieb. Endlich ward ihm die Sache zu arg. Er schlich unsichtbar an die Thür und spritzte Sabinen durch's Schlüsselloch einige Wasserstrahlen ins Gesicht. Sie sprudelte wie eine gebadete Katze, rannte fluchend davon, und es schien, als hätte sie alle Lust zu neuen Angriffen verloren. Da sie jedoch dem Burgherrn ihr Wort gegeben hatte, seinen verhaßten Vetter aus dem Hause zu jagen, so kam sie nach einer halben Stunde zurück, schimpfte toller als zuvor, und war allenfalls eines nochmaligen Augenbades, das sie nicht achten wollte, gewärtig. Jetzt aber schoß aus dem Schlüsselloche ein feuriger Schwärmer heraus, zündete ihre Haube an, und mit brennendem Kopfe stürzte sie, von ihm verfolgt, nach der Küche, wo die Feuersbrunst ohne weitern Schaden gelöscht wurde.

Doch erloschen war nun auch Sabinens Muth, sich dem gefährlichen Schlüsselloche, das Wasser und Feuer spie, wieder zu nahen. Ueberdieß hatte sie, da es indessen Mittag geworden war, alle Hände voll zu thun, die heftige Eßlust der beiden Ritter zu befriedigen, indem schon mehrere Eilboten den Befehl gebracht hatten, daß ohne Verzug aufgetragen werden solle.

Ein Vorgericht von geringer Bedeutung ging glücklich nach dem Speisezimmer ab. Als ihm aber die Krone des Mahls, ein köstlicher Rehbraten, nachfolgen sollte, verschwand er plötzlich sammt der Schüssel vom Küchentische. Längst hatte Langmantel unsichtbar darauf gelauert und brachte den Raub seinem Schützling.

Sabine schrie, daß man es in der ganzen Burg hörte. Die tafelnden Ritter sprangen auf und erblaßten, als sie das Unglück vernahmen. Besonders Herr Vollrad, ein

Leckermaul und starker Esser, wollte sich gar nicht darüber zufrieden geben. Er schwor, den diebischen Hausgeist zu bestrafen. Vor der Hand fühlte er sich aber zu diesem Unternehmen noch nicht reif: er war noch zu nüchtern. Darum ging er mit seinem künftigen Schwiegervater zur Tafel zurück, und sie becherten so lange, bis sie unter den Tisch fielen.

8.

Während sie, zu Bette gebracht, den Rausch verschliefen, kam Sabine auf den Einfall, die Fehde, welche Vollrad gegen den Bratendieb beginnen wollte, von dem Dorfpriester Ehrn Modestus ausfechten zu lassen. Er sollte den Hausgeist bannen oder ihm wenigstens Alberts Auslieferung abzwingen. Sie ließ ihn deßhalb ersuchen, sich schleunigst in die Burg zu bemühen, und Weihwasser, Sprengwedel und überhaupt alle zum Geisterbann nöthige Werkzeuge mitzubringen.

Dieser Aufruf zu einem bedenklichen Kampfe war dem friedliebenden Manne sehr unangenehm: allein er mußte gehorchen, um nicht bei der hochgebietenden Frau in Ungnade zu fallen, und in der Folge die leckern Pfaffenbißchen zu entbehren, die ihm bisweilen in der Burg aufgetischt oder aus derselben zugesandt wurden. Wegen dieser armseligen Genüsse war er immerfort gegen Sabinen ein kriechender Schmeichler, küßte mit Inbrunst ihre rauhe, häßliche Hand, und machte der alten, dummen Köchin bei jeder Gelegenheit so ausschweifende Lobeserhebungen, als wäre sie Venus und Minerva in Einer Person.

Freundlich wie ein Ohrwürmchen erschien er auch jetzt und fragte unterthänigst, was zu Befehl stehe.

„Wir wollen einen Zug gegen den berüchtigten Langmantel mit einander thun;“ antwortete sie.

Modestus erschrack nicht wenig, weil er sogleich an den vor fünfzig Jahren gehenkten Baumschänder dachte. Was helfen mir alle Leckerbissen der Welt, sprach er für sich, wenn mir der Geist die Kehle zuschnürt, daß ich nicht mehr schlingen kann? — Doch verbarg er seine Feigheit so gut er konnte, verließ sich auf sein geistliches Rüstzeug und begab sich mit seiner Gebieterin zum Kampfplatze.

Langmantel, dem es nicht unbekannt war, was man im Schilde führte, versteckte seinen jungen Freund in einem Seitengemache des Saales, und setzte sich dann in sichtbarer Gestalt auf den kaiserlichen Thron.

Zitternd öffnete Modestus die Saalthür. Sabine hatte die Hände auf seine Schultern gelegt, und schob ihn vor sich her, weil sie den Bann mit ansehen wollte, und hinter der geistlichen Vormauer völlig sicher zu seyn glaubte. Anfangs ließ sich der Priester ohne sonderlichen Widerstand in den Saal hineindrücken; als er aber, was er gar nicht erwartet hatte, den Geist leibhaftig thronen sah, ward er stätig, beugte sich mit dem Oberleibe zurück und machte zuletzt eine rasche Wendung nach der Thür, um Reißaus zu nehmen. Aber seine stammhafte Gefährtin schlug alle zehn Finger wie Adlersklauen in seine Schultern und flüsterte: „Verdammte Memme, thut doch den Mund auf, und sprecht Euren Zauberspruch, so wird das Schreckbild verschwinden!“

Stammelnd fing der Priester die Beschwörung an; doch schnell fiel ihm Langmantel ins Wort: „Spare deine Mühe, gutes Pfäfflein! Du hast keine Gewalt über mich, denn ich bin kein böser Geist. Aber hinter dir steht einer, den treib' aus, da wirst du ein nützliches Werk thun.“

Modestus sah sich um, und goß plötzlich, von Zaubermacht gezwungen, seiner angebeteten Gönnerin den vollen Weihkessel ins Gesicht. Mit Entsetzen über sich selbst, fiel er auf die Knie und bat um Gnade. Dann sprang er rasch wieder auf, ergriff den Sprengwedel, schlug heftig damit auf sie los, bat demüthig um Verzeihung, schlug in demselben Augenblicke noch derber zu, und jagte sie so unter abwechselnden Streichen und Komplimenten durch's halbe Schloß und zum Thore hinaus. Jetzt aber wandte sich das Blatt. Sabine, deren Zunge und Hände bisher ein Zauberband gefesselt hatte, bekam beide wieder frei, und nun hetzte sie mit allen erdenklichen Schimpfworten und wüthenden Faustschlägen den fliehenden Geistlichen im Dorfe hinab.

9.

Als sie von dieser Jagd zurück kam, waren Raimund und Vollrad wieder leidlich auf den Beinen. Wehklagend erzählte sie ihnen, was während ihrer Mittagsruhe vorgegangen war, und forderte den Herrn Vollrad dringend auf, sich tapfer in den Handel zu mischen. „Ihr habt am meisten dabei zu befahren!“ sagte sie: „Denn werden wir das Unkraut, den Albert, nicht bald aus dem Hause los, so entführt er Euch, trotz Schlössern und Riegeln, die Braut. Langmantel ist sein Spießgesell; mehr sag' ich nicht.“ —

„Donner und Hagel, sie hat Recht, Bruder Raimund!“ rief Vollrad. „Aber wär' ich auch Roland oder der große Christoph, so könnt' ich allein nichts ausrichten. Ruf' deine Leute zusammen und wappne sie, so will ich mich an ihre Spitze stellen und den Strauß wagen.“

Es geschah, wie er begehrte. Alle Knappen und Knechte die sich in der Burg befanden, wurden eiligst mit Streitärten, Morgensternen und Hellebarden gerüstet, und folgten herzhaft ihrem Führer, dessen kräftige Gestalt ihnen Muth einflößte. Welch' ein riesenhafter Mann er war, läßt sich daraus abnehmen, daß ihn einsmals eine Straßenbettlerin um einen seiner Schuhe bat, den sie zur Wiege ihres neugebornen Kindes anwenden wollte.

Der gewaltige Held und sein kleines Heer rückten in den Saal ein. Raimund und Sabine folgten als Troß. Vollrads Donnerstimme ermahnte zur Tapferkeit. Aber kaum war die feindliche Gränze überschritten, so rieben sich die gewappneten Knechte die Augen, gähnten einander an, taumelten rechts und links an die Wände, fielen zu Boden und schliefen ein. Vollrad, der allein die Augen offen behielt, sah mit Erstaunen umher. Er brüllte wie ein Löwe auf die Schläfer los; aber sie regten sich nicht. Sie blieben sogar fühllos, als er sie der Reihe nach mit Fußtritten und Schwertschlägen begrüßte, um sie munter zu machen.

„Heh! was gibt's dort?" rief Langmantel, indem er vom Throne stieg und mit großen Schritten herbei kam.

Dem Riesen graute ein wenig; doch stand er fest auf seinem Platze, blickte stolz auf das Zwerglein nieder, und sprach gebieterisch: „Erwecke diese vom Zauberschlaf und liefere mir den jungen Albert von Weiherburg aus, so will ich dich in Ruhe lassen."

„Großmaul!" sagte Langmantel: „Glaubst du eine so hochmüthige Sprache gegen mich führen zu dürfen, weil ich dir nur bis ans Knie reiche? Trotze ja nicht auf deine Goliathsgestalt, das rath' ich dir!"

„Was Rath, was Rath!" rief Vollrad wild. „Wo ist

Albert? — Heraus mit dem Knaben! Oder soll ich ihn in seinem Schlupfwinkel aufsuchen?“

Er bewegte sich vorwärts. „Keinen Schritt weiter!“ sagte Langmantel, und vertrat ihm den Weg.

„Laß mich, du Bratendieb!“ schrie der Ritter, und hieb nach ihm mit dem Schwerte.

Blitzschnell unterlief es der Zwerg, umfaßte den Riesen mit beiden Armen, trug ihn mit behenden Schritten ans offene Fenster und stürzte ihn in den Weiher hinab. Zu gleicher Zeit erhob sich im Saal ein heulender Sturm, riß die Schläfer empor, wirbelte sie ein Weilchen wie dürre Baumblätter durch einander, und fegte sie dann wie Spreu zur Thür hinaus.

Raimund und Sabine waren schon entronnen, um den theuern Mann aus dem Wasser zu retten. Es ging glücklich von Statten. Aber bärenwild fuhr er auf die Schaffnerin los und haderte grimmig mit ihr, weil sie ihn zu dem nassen Abenteuer verleitet hatte. Er warf sich, ohne trockene Kleider anzunehmen, auf sein Pferd und ritt nach Hause.

10.

In der folgenden Nacht lag Raimund schlaflos im Bette. Sein Gemach war spärlich mit einer Ampel erleuchtet. Er versah sich jeden Augenblick einer schauerlichen Erscheinung, und mit dem Schlage der zwölften Stunde that sich die Thür auf. Langmantel schritt herein, und hinter ihm eine lange schwarze Gestalt, die mit gesenktem Haupte an der Schwelle stehen blieb, als hätte sie kein gutes Gewissen. Aber der Hausgeist trat ans Lager des Ritters, zog ihm das Deckbett, unter welches er sich ver-

horgen hatte, vom Kopfe, und begann: „Herr Raimund, wir haben ein ernſthaftes Wort mit einander zu ſprechen. Es betrifft die Weiherburg, die du mit Unrecht beſitzeſt, und noch in dieſer Stunde ihrem wahren Herrn wieder abtreten mußt.“

„Wer wäre das?“ brummte Raimund.

„Albert von Weiherburg iſt's!“ antwortete Langmantel. „Sein Urältervater, Kunibert von Weiherburg, der heute vor hundert Jahren ſtarb, hatte einen ausſchweifenden Sohn, der ihm viel Herzeleid machte. Das war deinen Urältern, dem Herrn Kaſpar von Rabenfels und ſeinem ränkevollen Weibe, ſehr erwünſcht. Sie umſchmeichelten den Greis, und bemühten ſich argliſtig, ihn immer mehr und mehr gegen den ungerathenen Sohn zu erbittern, damit er ſeine Hand ganz von ihm abziehen, und ſie, als nächſte Verwandte, zu Erben einſetzen ſollte. Beides kam dem ehrlichen Kunibert nicht in den Sinn. Doch als ſie hörten, daß er ſein Haus beſtellen wolle, brachten ſie den öffentlichen kaiſerlichen Notarius Veit Schofelmann, den er gewöhnlich in ſeinen häuslichen Angelegenheiten zum Geheimſchreiber brauchte, auf ihre Seite, und dieſer feile Betrüger ſchob den dunkeln Augen des Sterbenden, der ſeinen letzten Willen, als verſöhnter Vater, zum Beſten des reuigen Sohnes ausgeſprochen hatte, ein ſchon im voraus geſchmiedetes falſches Teſtament unter, worin Kaſpar von Rabenfels zum Erben der Weiherburg und aller Zubehörungen ernannt war.“ —

„Du lügſt!“ murrte Raimund.

„Mit nichten!“ verſetzte der Geiſt. „Ich habe hier einen Bekenner der Wahrheit bei der Hand, den ich aus dem Grabe rief, um ihn dir unter die Augen zu ſtellen. Sieh, dort ſteht Veit Schofelmann! Frag' ihn ſelbſt!

„Weg mit dem Todten! Was hab' ich mit ihm zu schaffen?“ stöhnte schaudernd der Ritter.

Da Raimund das Verhör nicht anstellen wollte, wandte sich Langmantel gegen die Thür und rief: „Sag' an, Veit, sprach ich Wahrheit oder nicht?“

Die schwarze Gestalt senkte den Kopf noch tiefer und seufzte: „Du sprachst sie!“

„Berichte nun, wie man dein Bubenstück belohnte;“ fuhr der Hausgeist fort.

„Mit Tod und Grab!“ ächzte Veit. „Ich eilte, nachdem ich das Verbrechen begangen hatte, zu den Anstiftern, und meldete, daß es gelungen war. Freudig ward ich empfangen. Es war Abend. Man lud mich ein, über Nacht da zu bleiben. Des folgenden Tages sollt' ich den bedungenen Sold erhalten. Wein und Speisen wurden aufgetragen. Aber man hatte, um sich vor möglichem Verrath zu sichern, meinen Becher vergiftet, und ich gab in derselben Nacht, da der betrogene Kunibert starb, unter Höllenschmerzen meinen Geist auf.“

„Hinweg!“ rief der Hausgeist, und das Gespenst verschwand.

„Du hast nun gehört, wie die Weiherburg in deine Hände kam;“ sagte Langmantel zum Ritter. „Ich lege dir daher auf, das geraubte Gut auf der Stelle seinem rechtmäßigen Besitzer zu überantworten, und ihm dein Töchterlein, das er innig liebt, zum Weibe zu geben, damit er dadurch für den bisherigen Vorenthalt seines Eigenthums entschädiget werde.“

Raimund forderte Bedenkzeit; doch der strenge Schiedsrichter gestand ihm keinen Augenblick zu. Er drohte mit Gewalt, wenn nicht sofort geschähe, was Recht sey. Da er nun seit vier und zwanzig Stunden verschiedene tüch-

tige Proben seiner Macht gegeben hatte, so schien es dem Ritter nicht rathsam, sich seinem Ausspruch hartnäckig zu widersetzen. Er kroch daher zu Kreuze, und erklärte sich zu Allem, was der Geist gebot, willig und bereit.

Indem er das that, stürzte Sabine, die draußen gehorcht hatte, mit wildem Geschrei ins Zimmer und wollte den ganzen Vertrag umstoßen. „Sie schweigt!“ — rief Langmantel sehr ernst: „sonst häng' ich Ihr ein zentnerschweres Schloß an den Mund, das Sie bis ins Grab schleppen muß.“ — Diese Drohung war der geschwätzigen Elster so furchtbar, daß sie sich ohne weitern Einwand entfernte.

Einige Minuten nachher standen Albert und Bertha, von ihrem thätigen Gönner herbeigeführt, vor Raimunds nothfreundlichen Augen, und der frohbestürzte Jüngling hatte das überschwängliche Glück, in Einem Augenblicke das herrliche Gut seiner Väter und ein junges holdes Weib zu gewinnen.

II.

Die schwarze Spinne.

In einem Walde, dessen Gränzbäume so nahe vor dem Thore eines Städtchens standen, als ob sie hineinschreiten wollten, hörte man vor alten Zeiten einmal drei Nächte hinter einander ein furchtbares Geheul. Martha, die betagte Haushälterin des Försters Rudolph, der im Walde wohnte, trat ihrem Herrn, der während der Zeit auf einer fernen Jagd gewesen war, mit Wehklagen über die ausgestandene Angst entgegen, als er in der Dämmerung des vierten Tages zurück kam. „Was wird's seyn!“ sagte der beherzte Jüngling. „Höchstens ein Wolf oder ein anderes Raubthier, das sich in unsern Wald verirrt hat. Ich werd's morgen aufsuchen und, so Gott will, erlegen.“

Als er sein Gewehr aufgehangen und Martha's umständlichen Bericht über einige Vorfälle in seiner kleinen Wirthschaft angehört hatte, griff er wieder nach dem Hute, um einen Gang in die Stadt zu thun. Die Alte, die nicht gern allein bleiben wollte, murrte darüber. „Sey ruhig, Mütterlein!“ sagte Rudolph. „Ich sah Lenoren vier Tage nicht, und sie erwartet mich heute; aber ich

komme bald wieder. Laß indessen heulen, was heulen will. Das Haus ist wohl verwahrt, und du bist von treuen Hunden beschützt."

Lenore, die Tochter des Gewürzkrämers Peter Grifling, der nahe bei dem Thore sein Lädchen hatte, flog freudig vom Spinnrade dem Geliebten entgegen. Indem sie sich herzlich begrüßten, und in diesem Augenblicke für nichts Anderes Augen und Ohren hatten, trat die kleine, runde Gestalt des Vaters unbemerkt in die Stube, schlich leise heran und betastete Rudolphs Jagdtasche, um ihren Inhalt zu erforschen. Da sie reichlich gefüllt war, bekam er Lust zum Scherzen, winkte der Tochter, die seiner jetzt ansichtig ward, ihn nicht zu verrathen, streckte seine kurzen Arme so hoch als möglich, und bedeckte Rudolphs Augen mit beiden Händen. Der Gefangene rang sich behende los und that dem alten Männlein den Gefallen, über das Späßchen weidlich zu lachen.

„Nun, legt Eure Tasche ab und nehmt Platz!" sagte Herr Peter, um die Auslieferung der Küchengeschenke zu beschleunigen. Rudolph, den Wink verstehend, langte einen Hasen, nebst einigen Rebhühnern und Schnepfen hervor. „Ah! so seh' ich doch, daß Ihr an mich gedacht habt!" jubelte der Krämer. „Gott vergelt's Euch!" Dabei wog er immer die Gaben nach einander in der Hand. Lenore wollte sie in die Speisekammer tragen. Aber freundlich, wie er immer war, wenn er ein Geschenk erhalten hatte, sprach er: „Laß nur, laß! ich will's selbst thun. Ihr junges Volk trennt Euch doch nicht gern von einander."

Als er zurück kam, begann er, von dem Geheul im Walde zu sprechen, und führte weitläufig alle Weiber und Kinder, die ihm bei Gelegenheit eines Einkaufs in seinem Laden davon erzählt hatten, als Zeugen an. Rudolph

antwortete ihm, wie seiner Haushälterin: der Ruhestörer sey vermuthlich ein Wolf, den er morgen aufsuchen und schießen werde. „Hört," sagte Petermännchen, „wenn Isegrimm einen schönen Pelz hat, so bitt' ich mir ihn aus; ich kann ihn zum Winter brauchen." Lenore war im Stillen unzufrieden mit ihrem Vater, daß er nur seinen Vortheil im Auge hatte und nicht die Gefahr einer Wolfsjagd bedachte. Sie äußerte ihre Besorgniß laut und bat den jungen Mann, sein Vorhaben aufzugeben. Der Wolf, meinte sie, werde den Forst von selbst wieder verlassen. „Potz Wischwasch!" fiel der Vater hastig ein. „Rudolph muß ihn schießen; das ist seine Dienstpflicht! Und soll ich mich denn vergebens auf den Balg gefreut haben?"

Auf dem Heimwege hörte Rudolph mit eigenen Ohren das Geheul im Walde. Es däuchte ihm aber weder die Stimme eines Wolfes, noch eines andern Raubthieres. Er wußte sich die gräßlichen Töne, die sich nur tausend Schritte hinter seinem Wohnhause vernehmen ließen, nicht zu erklären. Waffenlos, folglich sehr verwegen, ging er ihnen in der nächtlichen Finsterniß nach. Sie führten ihn zur höchsten Tanne des Waldes, die Königstanne genannt, und sie selbst schien der Aufenthalt des heulenden Ungethüms zu seyn. Da sich in der stockdunkeln Nacht keine nähere Untersuchung anstellen ließ, begab er sich nach Hause und lud für den folgenden Tag sein bestes Gewehr, ob ihm gleich ahnen wollte, daß ein schußfestes Wesen im Walde tobe, und daher für den künftigen Herrn Schwiegervater kein Winterpelz zu erbeuten seyn werde.

Mit Anbruch des Tages war er wieder bei der Königstanne, besah sie von unten bis oben, umging sie mehrmals und entdeckte nichts. Indem er aber seinen Weg nach einer andern Waldgegend nehmen wollte, seufzt' es hinter ihm und stöhnte seinen Namen. Rasch sich umsehend, fragt' er, wer ihn rufe. „Ein unglücklicher, in den Stamm dieses Baumes eingebannter Geist;" antwortete die Stimme, und bat kläglich um Erlösung. „Dazu weiß ich keinen Rath;" sagte Rudolph. „O du kannst mir sehr leicht helfen!" sprach der Geist. „Siehst du nicht an der Nordseite des Stammes ein kleines, mit drei Kreuzen bezeichnetes Zäpflein? — Das zieh' heraus, dann ist die Pforte meines Kerkers geöffnet, und ich bin dafür ewig dein Schuldner."

Rudolph fand das Zäpflein, aber die Sache war ihm bedenklich und er nahm kein Blatt vor den Mund. „Ich hab' immer gehört," sprach er, „daß man nur böse Geister bannt; also wirst du wohl kein Engel seyn, und so ist es denn recht gut, daß du dich in enger Gewahrsam befindest."

„O, wie hart beurtheilst du mich!" ächzte der Geist. „Wird nicht die Unschuld auch unter euch Menschen oft grausam verfolgt? Und wär' es nicht ein falscher Schluß, wenn man Jeden, den ein mächtiger Zwingherr in den Staub tritt, deßhalb für einen Taugenichts halten wollte? — Ich, der kein Wasser trübt, fiel jüngst — ich weiß nicht, warum — bei einem feindseligen Zauberer in Ungnade, und wie Arglist immer über Arglosigkeit siegt, so gelang es auch dem Bösewicht, mich in diese Falle zu locken. — Darum säume nicht, edler Weidmann, einen Unterdrückten zu retten."

Rudolph ließ sich bewegen, zog das Zäpflein heraus

und trat einige Schritte zurück, um zu sehen, was für ein Wesen erscheinen würde. Da haspelte sich eine ungewöhnlich große, pechschwarze Spinne, mit acht blitzenden Augen, aus der Höhle hervor, kroch am Stamme des Baumes herab, wandelte unten ein paar Spannen weit hochbeinig im Moose fort, und plötzlich verschwand sie. Aber, wie man eine Hand umkehrt, that sich an derselben Stelle die Erde auf, ein langer, dürrer Mann, mit spitzem Kinn, krummer Nase und kleinen schielenden Augen, stieg hervor, grinste den Jäger freundlich an, lüftete seinen mit Gold verbrämten Federhut ein wenig und sagte vornehm: „Ich danke.“ — Er trug einen feuerrothen Mantel, mit dem er sich gleich bei seiner Ankunft viel zu schaffen machte, um ihn in Ordnung zu bringen und einen gewissen Uebelstand damit zu verbergen; doch die Hülle war ein wenig zu kurz, und jemehr er sie über einander schlug, desto sichtlicher ward es, daß er Bockfüße hatte.

Rudolph entsetzte sich nicht; er hatte Muth, es mit dem argen Wichte aufzunehmen; aber es verdroß ihn, daß sich der Lügner so weiß gebrannt hatte. Darum sprach er mürrisch: „Seyd Ihr die schwarze Spinne, die dort im Baume steckte?“

„Ja!“ sagte der Bockfüßler mit frechem Lachen. „Es war eine spaßhafte Verwandlung!“

„Hätt' ich das gewußt,“ versetzte Rudolph, „so wär' ich kein Thor gewesen, Euch herauszulassen.“

„Daß doch in Eurer elenden Welt immer das Kleid den Mann macht!“ rief Jener. „Du würdest mir höflicher begegnen, hätte mir nicht mein verdammter Schneider den Mantel zu kurz geschnitten und ein paar Ellen Tuch in seine Hölle geworfen. Aber ich werd' ihn dafür in die meinige holen. — Uebrigens war die Mühe, die du

meinetwegen hattest, sehr unbedeutend, und ich verlange sie dennoch nicht umsonst. Womit kann ich dienen? Beliebt dir ein Scheffelsack voll Dukaten? — Soll ich dein Gewehr zurüsten, daß es nie einen Fehlschuß thut? — Oder willst du wissen, wie man Holzdiebe fest macht, daß sie, indem sie einen Baum umhauen wollen, mit der Axt in der Luft, erstarren und versteinern, bis du kommst und sie wieder lebendig prügelst? — Das Alles sind brauchbare Dinge für dich. Sprich nur, was begehrst Du?"

„Nichts, gar nichts! Ich bin mit dem, was ich habe, zufrieden."

„Du bist der erste Mensch, den ich so sprechen höre. Der Glücklichste will immer noch glücklicher werden. Könige beginnen Krieg, um mehr Land zu erobern; der Reiche wuchert, damit sein Goldberg täglich wachse; und wer zehn Orden hat, möchte gern den gestirnten Himmel seines Kleides mit zwanzig Sternen erleuchtet sehn. — Nur du, der doch gar nicht im Schooße des Glücks zu sitzen scheint, nur du bist zufrieden! — Hast du vielleicht heimliche Schätze? Oder macht dich die Liebe so genügsam? — Ha! du wirst roth! ich hab's getroffen!" —

Indem Meister Valant so sprach, schimmerte von fern eine weiße Gestalt durch die Bäume. Es war Lenore, die sich, von Angst gedrängt, aus dem Hause geschlichen hatte, um zu sehen, ob dem geliebten Wolfsjäger ein Unglück begegnet sey. Er ging ihr rasch entgegen, damit sie nicht, näher kommend, den Rothmantel und sein häßliches Fußwerk erblicken sollte. Dieß entging zwar glücklich ihren Augen; doch ihn selbst hatte sie bemerkt und fragte, wer er sey. Rudolph gab ihn für einen reichen Holzhändler aus, der mit ihm habe Geschäfte machen wollen. „Und wie lief die Wolfsjagd ab?" fragte sie weiter. „Sehr

schlecht!“ antwortete Rudolph. „Isegrimm mag erfahren haben, daß sein Pelz deinem Vater ins Auge sticht; drum hat er sich aus dem Staube gemacht.“

Mit diesen Nothlügen gab er dem Mädchen das Geleit nach der Stadt. Der Rothmantel schlich ihnen von weitem nach und zog sich erst am Thore wieder zurück, als er ihren Eingang ins väterliche Haus beobachtet hatte.

Acht Tage darauf kam ein fremder junger Herr, der, schlank eingeknöpft in einen Reitrock von grünem Sammt, auf einem prächtigen Pferde saß, sich aber ängstlich an den Sattelknopf hielt, zum Thore herein, stieg vor Herrn Peters Hause ab, übergab seinen Schimmel einem stark vergoldeten Reitknechte, und sprang mit gleichen Füßen in den Würzladen. Herr Peter, der eben eine hoch gestellte Schachtel herab holte, erschrack über den Glanz der blitzschnellen Erscheinung, glitt auf der Leiter aus, verschüttete das Gewürz, zerriß sich den Schlafrock, und kam noch zum Glück auf den Ladentisch zu sitzen, wo er freilich ein daliegendes Hundert thönerne Tabakspfeifen zermalmte. Er machte sich aber schnell wieder auf die Füße, warf die Nachtmütze vom Kopfe und fragte mit Ehrfurcht, was zu Befehl stehe. Der sammtene Herr, dessen lange, knöcherne Finger mit Ringen von allen Farben bedeckt waren, setzte eine ungeheuer große, goldene Schnupfdose auf den Tisch und bat in einem etwas gemeinen Sprachtone, sie mit dem besten vorhandenen Tabak zu füllen. „Ehe wir aber Eins ins andere reden,“ fuhr er fort, „berechnet mir, guter Freund, den Schaden, den ich vorhin anrichtete, da

ich, nach meiner lebhaften Art, holter polter in den Laden hereinsprang.“

„O wie billig denkend und gnädig!“ rief der vergnügte Krämer. „Doch, wenn ich unterthänig bitten darf, keine Rechnung! Herrschaften zahlen nach Belieben.“

„Alter Fuchs!“ sagte der Grüne. „Ihr wißt schon, daß Ihr dabei nicht zu kurz kommt!“ Mit diesem feinen Scherze zog er einen schweren Beutel hervor und warf ein Dutzend Dukaten auf den Tisch, als ob es Rechenpfennige wären. Herr Peter, bis zu Thränen gerührt, ergriff die wohlthätige Hand und küßte sie mit Inbrunst.

Indessen kam Lenore, erschrack über die Pfeifentrümmer und übersah darüber ganz den vornehmen Kundmann. „Ah! welche Sonne geht auf!“ rief Dieser. „Ist das Euer Töchterlein, alter Herr?“

„Zu hohem Befehl, Ew. Durchlaucht!“

„Das schöne Kind steht mir also zu Befehl?“ versetzte lachend der Prinz. „Guten Morgen mein Liebchen!“

Er fuhr ihr mit der Hand nach dem Gesichte, um sie in die Backen zu kneipen. Aber sie entzog sich der plumpen Liebkosung; und schamroth über des Vaters zweideutige Höflichkeit, die dazu Veranlassung gab, floh sie aus dem Laden. Grimmig sah ihr der Alte nach und bat den verschmähten Buhler de- und wehmüthig, ihre kleinstädtische Blödigkeit nicht in Ungnaden aufzunehmen. Der großmüthige Herr lächelte verzeihend, bezahlte die Füllung seiner Dose mit drei Dukaten und nahm Abschied. Petermännchen sprang mit Lebensgefahr über den Tisch, um ihn zu begleiten, hielt ihm den Steigbügel, und erwartete nur einen Wenk, ihm beim Aufsitzen den Bock zu stehen. Doch ohne Begehren des lebendigen Fußschemels, half sich der Prinz, wiewohl sehr ungelenk, auf sein hohes Roß

und ritt nach dem Gasthofe. Der Krämer sah an den Thüren und Fenstern seiner Nachbarn forschend umher, ob man den stattlichen Kunden bemerkt habe; und da er überall große Augen wahrnahm, ging er mit stolzen Schritten in sein Gewölbe zurück.

Hier fand er Lenoren mit Wegräumung des Pfeifenschuttes beschäftigt. „O du Gans!“ fuhr er sie an: „wie dumm führteſt du dich vorhin auf! Hätt'ſt dir's für eine Ehre schätzen sollen, daß ein großer Herr, der mir um nichts und wieder nichts eine Mandel Dukaten schenkte, mit dir tändeln und liebäugeln wollte. Ja, wär's nur ein anderer Grünrock geweſen! Dem groben Tuche läufſt du nach, und vor dem Sammt, dem feinſten Sammt, nimmſt du Reißaus. O du Gans, du Hauptgans! Wer weiß denn, was ſich angeſponnen hätte? Gibts nicht Beiſpiele, daß ſich Fürſten mit Bürgerstöchtern vermählten? — Gott! zu was für einem Manne konnt' ich noch in meinen alten Tagen aufwachſen! Und was werd' ich nun? — Von Gottes Gnaden Schwiegervater eines armen Schluckers!“ —

Indem er ſo ſchalt, ſammelte das gute Mädchen ſtill duldend die zerbrochenen Pfeifen und entfernte ſich mit naſſen Augen.

Um ſich von ſeiner Aergerniß auf eine angenehme Weiſe zu erholen, beſah der Harpax die ſchönen Dukaten, legte ſie auf die Goldwage, fand ſie alle mehr als vollwichtig und küßte dafür einen nach dem andern. Er prüfte eben den letzten, als ſein hoher Wohlthäter plötzlich wieder in den Laden hereinſchoß und ihm, da die Dukaten und die Wage nicht ſchnell genug verſteckt werden konnten, ſchel-

kend zurief: „Was macht Ihr da? Einem geschenkten Gaule muß man nicht ins Maul sehen.“ — Aber sogleich wieder gut gelaunt, beklagte er sich in einem vertraulichen Tone, daß im Gasthofe kein anständiger Bissen für einen Mann seines Standes zu haben sey. „Bedenkt,“ sprach er, „man wollte mich, den kaum der beste französische Koch befriedigen kann, mit einem Häring abspeisen.“ —

„Ha, ha, ha! mit einem Schneiderkarpfen!“ — rief Herr Peter.

Der Grüne ward roth, und mitten im Laden, wo die beiden Sprechenden allein waren, erscholl ein wildes Gelächter. „Wer lachte da?“ sagte der Krämer bestürzt. „Gelacht hätte jemand?“ versetzte der Sammtrock. „Es muß wohl auf der Gasse gewesen seyn.“

Herr Peter schüttelte bedenklich den Kopf, schlug sich aber die Sache schnell aus dem Sinne, weil sein Dichten und Trachten jetzt darauf gerichtet war, dem Fremden noch mehr Dukaten abzulocken. In dieser Absicht erbot er sich, ihm binnen zwei Stunden mit einer leidlichen Mahlzeit aufzuwarten. Der Sammtrock, der die Armseligkeit des Gasthofes vorsätzlich übertrieben hatte, um mit Lenoren zu speisen, nahm die erwünschte Einladung huldvoll an.

Als er mit dem Versprechen, zu rechter Zeit wieder zu kommen, in den Gasthof zurückgegangen war, lief Petermännchen zu seiner Hausehre, verkündigte ihr den hohen Gast, und bat sie um Gottes Willen, sich zu tummeln. Sie erschrack über die Anmeldung, weil sie dem Förster gewogen war und schon die Schwindelgedanken ihres Eherrn, der Schwiegervater eines Fürsten zu werden, von Lenoren erfahren hatte. Doch, den Hausfrieden liebend, setzte sie sich ohne Widerspruch in Bewegung, das Beste

aufzutiſchen, was Küche und Keller vermochten. Indeſſen fegte Herr Peter eigenhändig mit Beſemen das Haus, wuſch das Silberwerk, putzte die Meſſer, deckte den Tiſch und zündete Räucherkerzchen an. Lenore wollte ihn dieſer unmännlichen Geſchäfte überheben; er jagte ſie aber in ihr Kämmerlein, mit dem Befehl, ihre beſten Kleider anzulegen.

Zur Tiſchnachbarſchaft des Sammtrocks gezwungen, mußte ſie, von des Vaters drohenden Blicken bewacht, die widerlichen Schmeicheleien und Liebeleien des albernen Menſchen geduldig ertragen. Er betheuerte: er habe alle Höfe von Europa beſucht, aber nirgend eine Prinzeſſin gefunden, die mit ihr an Schönheit zu vergleichen ſey. „Horch, horch!“ rief der Vater ſchmunzelnd: „Aber Ew. Königliche Hoheit ſagen damit wohl zuviel!“ — „Nein, nein!“ entgegnete der Gaſt: „Doch Ihr, mein Freund, betitelt mich zu hoch. Ich bin nicht Fürſt, bin nur Graf — der Erbgraf von Hahnenfeld — und ich preiſe mich glücklich, daß ich kein Kronprinz bin: denn als ſolcher könnt ich mich nicht nach meiner Neigung vermählen. Aber mein gnädiger Vater, der regierende Graf, läßt mir darin freie Hand. Er iſt überhaupt ein lieber, herrlicher Mann. Ihr ſollt ihn kennen lernen. Seine Grafſchaft liegt zwar über hundert Meilen von hier; er befindet ſich aber jetzt auf einer Reiſe, die ihn durch dieſes Städtchen führt, und ich bin eben im Begriff, ihm entgegen zu reiten. Heute über acht Tage treffen wir mit einander hier ein, und ſpeiſen Mittags bei Euch, wenn ſich Mütterchen der Mühe unterziehen will, die Küche für uns zu beſtellen.“

„Mit tauſend Freuden!“ rief Petermännchen haſtig in ihrem Namen. Sie mußte ſich denn auch bereitwillig ſtellen; doch äußerte ſie Beſorgniß, daß der regierende Herr

Graf mit ihrer geringen Bewirthung nicht zufrieden seyn würde. „Macht Euch kein Bedenken, liebes Frauchen!“ versetzte der Erbgraf. „Ihr bewieset mir schon heute, wie meisterlich Ihr die Kochkunst versteht. Es schmeckte mir in meinem Leben nicht so gut, als an Eurem Tische, ungeachtet mein Vater dem Könige von Frankreich zwei seiner trefflichsten Köche abspänstig gemacht hat und eine Tafel führt, wie kein Fürst in der Welt. Dennoch wird er sich gewiß auch recht dick hier essen, der alte Herr. Er liebt zur Abwechselung tüchtige Hausmannskost, und sie wird ihm doppelt behagen, wenn Ihr ihm Gesellschaft dazu bittet. Ladet auf seine Kosten die Vornehmsten der Stadt zum Mittagsmahl ein, damit sie mit eigenen Augen sehen, wie Grafen Euch schätzen. Auch kann's wohl geschehen, daß Euch mein Vater etwa nach der Tafel einen gewissen ehrenvollen Antrag thut, den die mundaufsperrenden Zeugen wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreiten werden, wodurch Euch denn die Mühe der öffentlichen Bekanntmachung erspart wird.“ —

Er schielte Lenoren zärtlich an; sie schlug, betrübt über den ihr bevorstehenden Kampf, die Augen nieder; der Vater aber wußte sich vor Freude und Stolz nicht zu fassen. Als ihm vollends der Erbgraf beim Abschiede die genossene Mahlzeit mit fünfzig Dukaten bezahlte, fuhr ihm ein solcher Nagel in den Kopf, daß kein Auskommen mehr mit ihm war. Er hatte noch Tages zuvor, bei den damaligen Spottpreisen der über's Meer herkommenden Waaren, sehr gern für einen Pfennig Gewürz verkauft, und Alle, die ihn so bedeutend in Nahrung setzten, um fernern Zuspruch gebeten: nun aber trieb er jeden Pfennigkunden mit Hohn aus dem Laden und gab auf der Stelle ein Gesetz, daß sich künftig niemand mehr unter-

fangen solle, ihn wegen solcher Kleinigkeiten in seiner Ruhe zu stören.

Noch patziger war er gegen den Förster, der Abends zum Besuch kam. „Hört," sprach er, „Ihr habt ein Auge auf meine Tochter; aber höhere Blicke wenden sich nach ihr, und sie ist nicht geboren, in Eurer Waldhütte zu versauern. Betretet daher als Liebhaber und Freier meine Schwelle nicht mehr! Uebrigens bin ich Euer Freund und bleib' Euch gewogen." Rudolph erstarrte; indem aber der alte Uebermüthler den Rücken wandte, drückte Lenore dem bestürzten Jüngling die Hand und sagte ihm in's Ohr: „Dein bis in den Tod!" — Da ging er getröstet von dannen.

Die eingeladenen Großen der Stadt waren bereits in ihren Feierkleidern zum Schmause versammelt, als ein sechsspänniger Wagen vorfuhr. Die Grafen von Hahnenfeld saßen darin. Herr Peter, der schon lange auf der Lauer gestanden hatte, riß den Wagenschlag auf und wollte den regierenden Herrn herauslangen. „Das geht mit Seiner Hochgräflichen Gnaden nicht so schnell!" sagte ein Bedienter, indem er ein zierliches Fußbänkchen unter den Tritt setzte. Jetzt bewegte der Graf seine wunderlich bekleideten Füße heraus. Er trug rothe Halbstiefeln, vorn mit einer ellenlangen silbernen, aufwärts gekrümmten Spitze, auf welcher ein goldener Hahn, in der Stellung eines krähenden, mit ausgebreiteten Flügeln und offenem Schnabel, stand. Diese Fußrüstung, die allenfalls bei einem Faustkampfe wie ein Kosackenspieß brauchbar gewesen wäre, schien zum Gehen nicht bequem. Der Graf humpelte,

von zwei Bedienten unterstützt, gar mühsam aus dem Wagen in's Haus.

Die demüthigen Kleinstädter bückten sich unmäßig tief und lange vor dem anwackelnden regierenden Herrn, den jetzt, wie manchen andern Regenten, seine Diener regierten. Als sich die gebeugten Kriechlinge nach und nach wie vernünftige Menschen wieder aufgerichtet hatten, sahen sie starr auf die gewappneten Füße. Der Graf, das bemerkend, sagte lächelnd: „Wundern sich die Herren, daß ich auf einem so großen Fuße lebe? — Es ist die neueste französische Mode oder vielmehr die Auferstehung einer alten, die schon seit Jahrhunderten begraben und vergessen war. Als ich mich vor zwei Monaten am französischen Hofe befand, hatte sie der König eben wieder vom Tod erweckt: er erschien mit Schnabelschuhen, die volle zwei Ellen lang waren. Ich scherzte mit Seiner Majestät darüber. Ist es nicht genug, sagt' ich, daß Könige lange Hände haben? Wollen sie auch mit den Füßen herrschen und erobern? — Nein, lieber Graf! antwortete Seine Majestät und klopfte mich auf die Achsel: Wir brauchen nur dazu einen großen Fuß, damit die Länder, die wir darunter bringen, fein Platz haben. — Aber, wie man den Königen immer nachäfft, so thaten's auch die Pariser Hofschranzen, obwohl dergleichen Männlein keine Länder unter den Fuß bringen können, sondern sich mit Eroberung eines günstigen Monarchen- oder Frauenblicks begnügen müssen. Sie storchten nach wenigen Tagen insgesammt mit Riesenschuhen herum, und die meisten trugen vorn an der Spitze klingende Schellen, die sich besser an ihre Kappen geschickt hätten. — Der König neckte mich so lange, bis ich mir endlich selbst den Narrentand anschaffte. Ich ließ, statt der gar zu geckenhaften Schellen,

mein Wappenbild, den Hahn, darauf setzen, und er ist auch nicht stumm, das sollen die Herren gleich hören." —

Die hohe Person beugte sich jetzt zu den Hähnen hinab, berührte sie mit dem Zeigefinger und sie krähten wie lebendig und schlugen dazu mit den Flügeln. Den Anwesenden grieselte die Haut. „Seht, meine Herren," sagten Hochdieselben, „das ist ein französisches Kunstwerk! Das macht mir einmal in Deutschland nach!"

Eben trat der Stadtpfarrer, der sich etwas verspätet hatte, in seiner Amtskleidung herein. Der Graf schnitt ihm, zum Dank für seine ehrerbietige Verbeugung, ein zorniges Affengesicht, und bediente sich, wie von einer Uebelkeit angewandelt, seines Riechfläschchens. Der Anfall ging indessen vorüber. Als jedoch, nachdem die Suppe aufgetragen war, der Pfarrer das Tischgebet zu sprechen begann, schien dem Grafen von neuem unwohl zu werden: er verzerrte das Gesicht noch häßlicher, als zuvor, hinkte an's Fenster, riß es auf, steckte den Kopf hinaus und zog ihn nicht eher wieder zurück, bis der Pfarrer das Gebet vollendet hatte. Der Wirth nöthigte nun den erhabenen Gast, der wieder mit ruhiger Miene vom Fenster zurückkam, an die Oberstelle der Tafel, und wollte ihm den Geistlichen, als den vornehmsten der einheimischen Gäste, an die Seite setzen; allein der regierende Herr, dem diese Anordnung nicht beliebte, spielte ohne Umstände, wiewohl er sich auf einem fremden Gebiete befand, den Regenten: er faßte mit der einen Hand seinen Sohn, mit der andern Lenoren, und zog sie links und rechts auf die Stühle neben sich nieder.

Es war sonderbar, daß der Erbgraf, der acht Tage zuvor eine sehr geläufige Zunge besaß und das gute Vernehmen mit seinem Vater rühmte, jetzt in Gegenwart des-

selben stumm, scheu und blöde war, als ob er nicht drei zählen könnte. Desto besseres Mundwerk hatte der regierende Herr. Nur ließ er sich meistens mit so seltsamen Meinungen heraus, daß ihm die ganze Tischgesellschaft hitzig widersprochen haben würde, wenn nicht sein Rang den zaghaften Spießbürgern ein Schloß vor den Mund gelegt hätte.

Als unter andern die Rede davon war, daß man einen nahen Krieg befürchte, rief der erlauchte Herr: „Ei, was befürchten! Der Krieg ist eine fröhliche Menschenjagd, eine wahre Fürstenlust!“ — Und seht Ihr nicht seine Nothwendigkeit ein? Die Menschen wachsen wie Unkraut und würden bald keinen Raum mehr auf der Erde, haben, wenn nicht des wohlthätigen Kriegsgottes eiserne Faust von Zeit zu Zeit den lebendigen Ueberfluß unter die Erde schaffte.“

Ebenso wunderſam waren seine Aussprüche, als man nachher über Mißwachs und Theurung klagte und die Kornwucherer verwünschte. „Scheltet mir die wackern Leute nicht!“ fiel er dem Sprecher in's Wort. „Es sind unentbehrliche Frohnvögte, die das träge Menschengeschlecht mit der Geißel des Hungers zur Thätigkeit treiben. Besonders sind wir Großen ihnen Dank schuldig. Sie sorgen dafür, daß wir uns nicht selbst die Schuhe putzen müssen: denn wer würde für Andere knechten und arbeiten, wenn er sich täglich für ein paar Heller satt essen könnte? — Darum sollte man um jene verdienstvollen Männer eine allgemeine Landtrauer anlegen, wenn sie bei plötzlichem Fallen der Getreidepreise zum Strick greifen und aus dem hänfenen Fenster heraus der Welt, der sie nichts mehr nützen können, Valet sagen.“

Als der Nachtisch aufgesetzt wurde, lehnte sich der edle Herr gemächlich im Stuhle zurück, legte die Hände gefaltet auf die Brust, ließ die Daumen umeinander herumspielen und sagte: „Ich bin heute überaus heiter! Warum haben wir nicht Musik?“

„Ew. Hochgräfliche Gnaden verzeihen,“ antwortete der Wirth, „damit ist's in unserem Neste gar schlecht bestellt. Wir haben nur drei Fiedler, deren wir überdieß heute nicht habhaft werden können, sintemal sie bei einer großen Bauernhochzeit, die acht Tage dauert, mit ihren Cremoneser Geigen aufwarten. Wollten aber Ew. Gnaden geruhen, sich mit Zitherspiel und Gesang zu begnügen, so würde mein gegenwärtiger Herr Gevatter, der Cantor Gabriel, nicht ermangeln, sich unterthänig hören zu lassen.“

Herr Gabriel, der dem bekannten Sprüchwort: Cantores amant humores, nachgelebt und weidlich gezecht hatte, ward noch röther, als er schon war, und winkte dem Herrn Gevatter mit der Hand, ihn in Ruhe trinken zu lassen. Doch der Graf sagte: „Also sitzt ein Namensvetter des berühmten Engels Gabriel mit uns zu Tische? — Nun, die Engel sind vortreffliche Sänger und Harfner; daher bin ich lüstern, den Herrn Cantor singen und spielen zu hören, weil er ohne Zweifel seinem Engelnamen keine Schande machen wird.“

Der Cantor erhob sich vom Stuhle und lallte mit schwerer Zunge: „Der erlauchte Herr denken zu günstig von meiner Wenigkeit. Ich bin leider ein Stümper und bitte geziemend, mir den Beweis davon gnädig zu erlassen.“

Da sprang Herr Peter hastig auf, trippelte hin zum Cantor und sagt' ihm in's Ohr: „Gevatter, sperrt Euch doch nicht! Es kann Euch eine Hand voll Dukaten einbringen und am Trunk sollt Ihr nichts einbüßen; Ihr

könnt morgen zwei Flaschen Wertheimer gratis bei mir abholen lassen."

Das waren Bewegungsgründe, denen Herr Gabriel nicht widerstehen konnte. Er ging mit schwankenden Schritten nach Hause, holte seine Zither und fragte bei der Rückkunft den Grafen: ob er ein ernstes oder scherzhaftes Lied befehle.

„Gebt uns ein lustiges Stück!" sagte der Graf.

„Das vom zerbrochenen Satan, Herr Gevatter!" schrie der fröhliche Wirth.

„Vom zerbrochenen Satan?" — rief der Graf, hell auflachend. „Das will ich hören!"

Der Zitherschläger sang, nach einem kurzen Vorspiele, folgende wilde Posse:

Als der Teufel herunter vom Himmel fiel,
Da ging er morsch entzwei.
Seine Glieder wurden der Winde Spiel
Und flogen umher wie Spreu.

Auf den Boden des Landes Hispania
Ward das Haupt vom Sturm gesä't!
Drum wuchs der Kürbis des Hochmuths allda,
Der ohne Verdienst sich bläht.

Die Brust und das schwarze Herz darin,
Die kamen in Welschland an Port:
Drum herrschet dort viel hämischer Sinn,
Und Rachgier und Meuchelmord.

Der Magen und Bauch zusammengesellt,
Erreichten in Deutschland ihr Ziel:
Drum schmauset man hier so gern und hält
Auf volle Becher viel.

Die Beine drehten sich lang' im Ring',
Und endlich nach Frankreich hinein:
Drum ist der Franzos ein so regsames Ding,
Und kann nie ruhig seyn.

Nach Algier reis't'e die eine Hand,
Die andre nach Tunis hin:
Drum sticht man dort, von Habsucht entbrannt,
In's Meer nach Raubgewinn.

Die Zunge, vom Teufel zerbissen vor Wuth,
Flog stückweis in alle Welt:
Drum schwärmt überall der Lügen Brut,
Und Wahrheit räumet das Feld.

Der regierende Herr wollte während des Gesanges immer vor Lachen bersten. „Das ist ein erzschnurriges Ding!" rief er am Ende. „Der Teufel selbst, wenn er hier wäre, würde sich darüber freuen; denn ungeachtet ihn das Lied unbarmherzig zerbröckelt, befindet er sich doch nach den neuesten Nachrichten im besten Wohlseyn."

Hierauf zog er einen schweren, mit Gold gefüllten Beutel aus der Tasche, legte ihn auf einen Teller und sagte zu dem hinter seinem Stuhle stehenden Bedienten: „Bring' das dem wackern Sänger zur Erkenntlichkeit für das mir gemachte Vergnügen." — Mit der feurigsten Dankbarkeit küßte der Beschenkte des hohen Gebers Hand und Kleid. „Nehmt fürlieb, mein Freund!" sagte der Graf. „Und sollt' es Euch über kurz oder lang hier nicht mehr gefallen, so kommt an meinen Hof und seyd der Bestallung zum Tonmeister mit gutem Gehalte gewärtig."

Gleich nachher gab er durch Erhebung vom Stuhle das Zeichen zum allgemeinen Aufstande.

Nachdem man ihm die Mahlzeit mit den unterwürfigsten Bücklingen gesegnet hatte, führte er Lenoren und ihre Eltern an ein Fenster, winkte seinem Sohne und sagte: „Nun, Erzgräfchen, fädle deine Sache hübsch ein! Du verstehst ja das Einfädeln!“ —

Aber der junge Herr schlug erröthend die Augen nieder, und geberdete sich eine Weile wie ein Dümmling, der nicht weiß, was er sagen soll. Endlich hob er schwerfällig an: „Jungfer Lenore, die hellen Strahlen Eurer unvergleichlichen Schönheit, vereinbart mit Tugendzier, haben — machen —“ Da blieb er stecken und rieb und wand die Hände so ängstlich, daß seine vielen Ringe hätten Feuer geben mögen.

„Du bist ja heute ganz verblüfft!“ sagte der regierende Herr. „Fängst da eine Salbaderei an, als hätte sie dir ein alter Schulmeister eingetrichtert, und auf Einmal stockt dir das Wort im Munde. So muß ich wohl selbst für dich sprechen.“ — Er that nun Lenoren im Namen des Stummen eine förmliche Liebeserklärung, und versicherte seiner Seits, daß er als zärtlicher Vater die etwas starke Mißverbindung, die seine hohen Standesgenossen freilich sehr tadeln würden, genehmigen wolle. Er forderte nun auch des Mädchens Eltern auf, gleichfalls ihre Einwilligung zu ertheilen.

„O, wir Armen, wir Unwürdigen!“ sagte Herr Peter mit Freudenthränen: „wie könnten wir uns einen Augenblick bedenken, das hohe Glück, das unserer Tochter so herablassend geboten wird, mit unterthänigster Danknehmigkeit zu empfangen?“

Aber die Mutter sprach muthig: „Gleich und Gleich gesellt sich gern, gnädiger Herr, und nur Gleich und Gleich ist miteinander zufrieden und glücklich. Unsere Tochter

liebt den jungen Förster, der draußen im Walde wohnt, und ich kenne ihr Gemüth, daß sie ihn um keinen Prinzen vertauschen würde. Was hat auch eine arme bürgerliche Dirne von einem vornehmen Gemahl zu erwarten? — Verachtung und Verstoßung, sobald die Röslein auf den Wangen verblüht sind; und sie verblühen so schnell, als die im Garten. Das ist denn kurze Freud und langes Leid. Also verzeihen Hochdieselben, daß ich mich im Namen meiner Tochter, die zu furchtsam ist, frei von der Leber weg zu sprechen, für die ihr zugedachte Gnade höflich bedanke."

„Thörichte Frau!" schalt der Krämer, mit dem Fuße stampfend: „Du redest so einfältig, daß ich mich vor Seiner Hochgräflichen Gnaden deiner schäme." — Er wandte sich dann zu Lenoren: „Ich hoffe, du bist klüger als dein Advokat. Sprich also selbst, ob du die Hand des jungen Reichsgrafen, der einst Land und Leute regiert, ausschlagen willst?"

„Ja Vater!" sagte sie sanft, doch fest. „Ich gelobte Rudolphen ewige Liebe und Treue."

„Liebe hin, Treue her!" rief er wild. „Bei Lieb' und Treue kann man verhungern."

Der regierende Herr nickte Beifall.

„Ich befehle dir," tobte Jener fort, „als Vater und Hausherr befehl' ich dir, dem Jäger den Korb und dem Herrn Grafen das Jawort zu geben."

„Nein, eher ende mein Leben auf der Stelle!" seufzte Lenore mit einem Blick gen Himmel.

„Nun, so ruf' ich denn alle Häupter der Stadt, die mit Erstaunen um mich her stehen, zu Zeugen an, daß ich eine erzungehorsame Tochter habe!" schrie Herr Peter und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Aber

ich will meine väterliche Gewalt brauchen — ich will züchtigen, einsperren, hungern lassen —"

„Ruhig, Männlein, ruhig!" sagte der regierende Herr und richtete sehr gelassen und bedächtig an Lenoren die Frage: ob sie in dem Falle, daß sie von Rudolph ihres Gelübdes freiwillig entlassen würde, den Erbgrafen heirathen wolle.

Sie schwieg einige Augenblicke, weil sie die Frage keiner Antwort werth hielt. Doch da sie nicht befürchten durfte, von dem treuen Jüngling leichtsinnig aufgegeben zu werden, und sie sich wenigstens für jetzt Luft schaffen wollte, so sprachen ihre Lippen ein leises Nothja, indem ihr Herz zugleich Nein sagte.

„Vorfahren!" rief der Graf einem Bedienten zu. Seine Prachtkutsche, die in einiger Entfernung noch bespannt hielt, rasselte vor die Thür. Er beurlaubte sich von der Gesellschaft, mit der Versicherung baldiger Rückkunft, ließ den Erbgrafen gleichsam zum Pfande da, setzte sich in den Wagen und befahl, nach dem Forsthause zu fahren.

Martha sah neugierig aus dem kleinen, in einen grünen Rahmen gefaßten Fenster, als die hohe Herrschaft angerollt kam. Rudolph war eben tiefer in den Wald gegangen, um der Abendkühle eines heißen Tages zu genießen und in düsterer Einsamkeit seinem Kummer nachzuhängen: denn er wußte, daß die große Gasterei in Peter Griffling's Hause den Zweck hatte, ihm sein Mädchen abwendig zu machen. Ein gräflicher Bedienter fragte nach ihm. Martha, die steif und fest glaubte, der königliche Landesherr sitze draußen in der Kutsche, warf mit Angst und Zittern ihren Sonntagsmantel um, und machte sich

schnell auf die Füße, um ihren Herrn aufzusuchen. Des Grafen sechs Rappenhengste trabten und schnoben hinter ihr her. Zum Glück hatte das alte Weiblein, das mit fliegendem Mantel vorankeuchte, nicht lange nöthig, die angreifende Rolle eines herrschaftlichen Läufers zu spielen, weil Rudolph schon in der Gegend der Königstanne, die unweit des Fahrwegs stand, der im Walde so seltenen Erscheinung eines Sechsspänners mit Verwunderung entgegen kam.

„Seyd ihr der Förster Rudolph?“ rief der Graf, und ließ sich nach erfolgter Bejahung aus dem Wagen heben. Er ging mit dem jungen Manne, den er vertraulich unter den Arm faßte, eine Strecke waldein, um die vorhabende Unterhandlung nicht von seinen Leuten behorchen zu lassen. Es war ein beschwerlicher Gang für ihn, weil sich seine langen Schuhschnäbel beinahe von Schritt zu Schritt in dem Gestrüppe verfingen. Da er jedoch die Mühe, sich immer wieder loszuwickeln, nicht scheute, so ward die nöthige Entfernung endlich erreicht, und er begann: „Ich bin der regierende Graf von Hahnenfeld. Mein einziger Sohn sah vor acht Tagen des Kaufmanns Griffling artig Tochter, verliebte sich in sie und bestand darauf, das Dirnlein zu heirathen. Ein toller Einfall; doch ich gab nach. Wir thaten heute die Anwerbung. Da erhielten wir von Lenoren den Bescheid: sie sey schon mit dir verplämpert und müsse dir Wort halten; wenn du aber, um ihrem Glücke nicht im Wege zu stehen, freiwillig zurückträtest, so wolle sie den Erbgrafen heirathen.“

„Das hätte Lenore gesagt?“ fiel ihm Rudolph finster in's Wort.

„Sie hat's gesagt!“ erwiederte der Graf. „Vielleicht mit zwei oder drei andern Wörtlein, die aber denselben

Sinn hatten. Nun kommt's darauf an, ob du das Mägdlein zur Gräfin und dich — zum Oberlandjägermeister erheben willst. Diesen Posten mit Adelswürde verspreche ich dir, und kann es mit Sicherheit, weil ich am Hofe deines Königs, wie an allen Höfen, viel gelte, und alles durchsetze, was mir beliebt. Die geheimen Räthe und die Hofnarren, die Beichtväter und die schönen Hoffräulein — kurz, alle solche Leute, von welchen sich die Herrscher beherrschen lassen, lenk' ich wie Gliederpuppen, und sie tanzen, wie ich pfeife. Darum kannst du dich auf die versprochene Beförderung fest verlassen."

Rudolph sah ihm scharf auf die Füße und sagte: „Mich däucht, Ihr seyd Derselbe, den ich schon vor vierzehn Tagen hier, wo wir stehen, mit verschiedenen Anerbietungen zurückwies."

„Das möchte wohl ein Irrthum in der Person seyn;" entgegnete der Graf.

„Mit nichten!" sprach Rudolph. „Ihr seyd, trotz Eurer etwas veränderter Gestalt, der gefährliche Geist, der in diese Tanne gebannt war, und den ich aus gutmüthiger Einfalt befreite."

„Du Vogel, kennst mich noch gut!" rief Jener lachend. „Also thu' auch, was ich verlange; denn ich habe Macht, dir zu schaden."

„Ja, wäre nicht Einer über uns, der mächtiger ist, denn du!" versetzte Rudolph. „Du kannst mir eben so wenig ein Haar krümmen, als dem Doctor Luther, der dir vor einigen Jahren sein Tintefaß an den Kopf warf."

„Was rührst du die alte Geschichte auf?" griesgramte der Geist. „Wir haben nichts weiter miteinander zu sprechen. Bleib, was du bist! Lenore heirathet dennoch den Erbgrafen. Ich verlasse mich auf die feile Seele, den Ba-

ter! Der wird, wenn ich ihm Geld genug biete, dein Liebchen so lange peinigen, bis es gehorsamt."

Mit dieser Drohung ging er fort; aber so langsam wie eine geizige Frau, die mit einem Kaufmanne nicht Handels eins werden konnte, und von Schritt zu Schritt erwartet, daß er sie zurück rufen und ihr die gefeilschte Waare um das darauf gebotene Spottgeld überlassen werde.

Indessen überlegte Rudolph die Sache. Ueberzeugt, daß Herr Griffling, mit Höllengold bestochen, das treue Mädchen grausam mißhandeln werde, sann er ängstlich auf ein Mittel, dem Bestecher die Hände zu binden. Er hatte bald einen klugen Einfall. „Ihr seyd verdammt kurz angebunden!" rief er dem forthinkenden Fliegenfürsten nach. „Worauf trotzt denn ein so ohnmächtiger Geist, den ein Geisterbanner zu einer Spinne zusammendrücken und in ein Baumhöhlchen einspünden konnte? — Ich wette darauf, Ihr vermögt es nicht, Euch von selbst in so ein kleines Wesen zu verwandeln und in das enge Behältniß zu pressen."

„Po! ho! das wär' mir ein Spaß!" rief Meister Valant mit Hohnlachen.

„Ich glaub's nicht eher, bis ich das Kunststück sehe;" versetzte der Weidmann. „Und die Neugier plagt mich dergestalt, daß ich mich allenfalls, wenn Ihr mir den Hokus Pokus auf der Stelle macht, aus Erkenntlichkeit entschließe, etwas nachgiebiger zu werden."

Plötzlich verschwand die Grafengestalt; eine schwarze Spinne lief an der Königstanne hinauf und kroch in den alten Kerker. Blitzschnell verschloß ihn der Jäger mit dem dreimal bekreuzten Zäpflein, das er noch immer, ohne

daran zu denken, mit sich herumgetragen hatte. Es meldete sich aber selbst, als der Fliegenfürst die Unterhandlung trotzig abbrach. Da bewegt' es sich, seine Dienste gleichsam anbietend, lebhaft in der Tasche und leitete damit den jungen Mann auf den Gedanken, den er jetzt glücklich ausführte.

„Holla, mach' auf!" rief inwendig der schwarze Kanker. „Was soll das bedeuten?"

Des Jägers Antwort waren ein paar Schläge mit dem Flintenkolben, womit er das Zäpflein fester einklopfte.

Und indem er sich hierauf nach der Straße kehrte, verwandelte sich vor seinen Augen die gräfliche Kutsche in einen Strohwisch, den sechs geflügelte, mit Zwirnfaden angesträngte Heuschrecken in die Luft führten.

„O, ich dummer Teufel!" schrie der Gefangene. „Da ließ ich mich abermals von einem Menschen überlisten! — Was hilft's, ich habe verspielt, und mache dir förder dein Liebchen nicht streitig. Zieh' also getrost das Zäpflein wieder heraus! Ich will dir dann auch erzählen, wie es sich mit dem vorgeblichen Erbgrafen verhält, damit du ihm ohne Umstände die Thür weisen kannst."

„Erzähle nur, erzähle!" sagte Rudolph. „Mit dem Zäpflein hat es noch Zeit."

„Mein sogenannter Erbgraf," begann der Unhold, „ist ein armseliger Schneider, und zwar derselbe, der mir, um Tuch zu stehlen, meinen Mantel zu kurz schnitt. Ich wollt' ihm darüber zu Leibe. Da stellte Meister Knopf — so heißt der Schuft — demüthig vor: die begangene Beube sey so geringfügig und überdieß so gewöhnlich, daß seine wenige Person unmöglich die Hölle damit verdient haben könne. Er wolle sich jedoch mir verschreiben und ergeben, wenn ich seine Neigung zu hübschen Weiblein be-

friedigte und ihm die schönste Dirne, die ich aufgabeln könne, verschaffte. — Nun weiß ich selbst nicht, warum ich auf das elende Schneiderlein so versessen war, da doch tausend fettere Höllenbraten täglich für mich gar werden. Kurz, ich ließ mich in den Handel ein, erniedrigte mich zu seinem Kuppler, und versprach ihm Lenoren, die ich ein paar Tage zuvor, als sie mit dir aus dem Walde nach der Stadt ging, gesehen hatte. Meister Knopf, mit Gelde reichlich von mir versorgt, ritt hierher, gab sich für den Sohn eines regierenden Grafen aus, und ich — als hätt' ich sonst nichts zu thun! — beschäftigte mich heute damit, die Rolle seines Vaters zu spielen. Ich sage mich aber, da ich seinetwegen hier in der Tinte sitze, ganz von ihm los. Geh' hin und wirf ihn aus dem Hause! — Nun hab' ich das Meinige gethan. Thu' jetzt das Deinige und laß mich frei!" —

„Nein, du undankbarer Geist!" sagte der Jäger. „Du hast mir deine erste Befreiung zu übel vergolten!"

„Wie? — du willst nicht Wort halten?" schrie der Unhold.

„Ich versprach nichts!" antwortete Rudolph und eilte davon.

Der Satan brüllte ihm die gräßlichsten Verwünschungen nach und schüttelte die Tanne so gewaltig, daß der Boden unter ihr bebte und ein herabstürzender Zapfenregen den Umkreis des Stammes bedeckte.

„Halt, Meister Knopf!" rief Rudolph, als er, ins Gesellschaftszimmer hastig eintretend, den Windbeutel, der nach Satans Fahrt in den Wald recht lustig geworden

war, mit Lenoren um einen Kuß ringen sah. „Was willst du hier? du ungebetener Gast!“ schrie dagegen Herr Peter und sprang dem Förster wüthend entgegen. Aber in demselben Augenblicke begab sich zu Rudolphs Rechtfertigung das wunderbare Ereigniß, daß dem Meister Knopf, der beim Rufe seines Namens erstarrte, die gräflichen Prachtkleider wie Zunder vom Leibe fielen. Da stand er, ein bleicher, bebender Dürrling, in einem verwitterten grauen Röckchen, aus dessen Taschen lange Papierstreifen zu Kleidermaßen hervorhingen.

„Greift wieder zur Scheer' und Nadel, Herr Erbgraf!“ sagte Rudolph. „Der regierende Herr hat ausregiert! Er kann Euch den Beutel nicht mehr spicken, um ehrlichen Leuten damit einen blauen Dunst vorzumachen.“

Stumm und geduckt, wie ein feiger Schelm, der Schläge befürchtet, huschte der Schneider zur Thür hinaus. Rudolph erzählte hierauf den Vorgang im Walde. Männiglich erstaunte darüber. Der Geistliche weniger, als die übrigen Zuhörer. „Ich ahnte,“ sprach er, „den Wolf im Schafskleide, weil ich, der Diener des göttlichen Wortes, ihm ein Dorn im Auge war.“

„Aber, zum Henker! wer bezahlt mir die Kosten des heutigen Gastmahls?“ rief Herr Peter. „Und ich will doch nicht hoffen —“ Er stürzte, plötzlich abbrechend, aus dem Zimmer, kam nach einigen Minuten mit einem ganz entstellten Jammergesichte zurück und schrie: „Ach, ich unglücklicher, betrogener Mann! Alle meine Teufelsdukaten, die ich von dem verfluchten Erbgrafen erhielt, haben sich in Kohlen verwandelt.“

Erschrocken fuhr der Kantor in die Tasche und zog, statt der ihm bei der Tafel verehrten seidenen Goldbörse, einen Beutel von grauer Sackleinwand hervor. Er öffnete ihn

mit zitternden Händen, und fand, als hämische Anspielung auf seine Trinklust, ein paar Dutzend Korkstöpsel darin. Die Gesellschaft brach in ein unbändiges Gelächter aus. Selbst Herr Peter, der geschlagene Mann, grinste einen Augenblick wie ein vergnügter Affe. Aber seine böse Laune kehrte sogleich wieder zurück, und alle Gäste machten sich fort, da nun doch von dem grämlichen Knauser kein Trunk Wasser mehr zu erwarten war.

Die satanische Prellerei hatte übrigens den guten Erfolg, daß er nicht weiter mit dem Gedanken umging, seine Tochter an einen großen Herrn zu vermählen. Er nahm den wackern Förster wieder zu Gnaden an und richtete bald hernach ihm und Lenoren die Hochzeit aus.

Der Fliegenfürst, mit seinem engen Hoflager in der Königstanne höchst unzufrieden, durchtobte die Nächte, bis ihm, da der Lärm unerträglich war, ein zu Hülfe gerufener Geisterbanner einen andern Wohnsitz anwies. Seine Unklugheit, vor feindlichen Augen ins alte Gefängniß zu kriechen, ward weltbekannt, und erzeugte die Redensart des gemeinen Lebens, daß man einen Tropf, der sich auf eine lächerliche Weise überlisten läßt, einen dummen Teufel zu nennen pflegt.

III.

Die Hofmeisterin.

1.

Um dieselbe Zeit, als Doctor Faust aus Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Weinfasse ritt, lebte dort ein sehr ansehnlicher Kaufmann, Namens Altmayer, dessen schlechteste Waare, die er im Hause hatte, sein einziger eheleiblicher Sohn war. Die väterliche Absicht, einen tüchtigen, Ordnung liebenden Großhändler aus ihm zu ziehen, schlug gänzlich fehl. Er widmete sich zwar dem Merkur, aber nicht dem Gott der Kaufleute, sondern dem Gott der Diebe: denn der Götterbote ist, wie bekannt, auch Schutz- und Schirmherr der letztern, und hat, wie alte Sagen von ihm erzählen, oft selbst lange Finger gemacht. Das that auch Valentin Altmayer. Doch verfuhr er dabei nach seiner Meinung mit einer gewissen Anständigkeit. Fremdes Gut war vor ihm sicher; er vergriff sich nur an dem Eigenthume seines Vaters, weil er sich schon als Mitbesitzer betrachtete, und heimliche Entwendungen für weiter nichts als einen erlaubten Vorgenuß der künftigen Erbschaft ansah.

Was er auf solche Art wegkaperte, trug er nicht, wie

jener Heilige, der Leder stahl, um Schuhe für die Armuth daraus zu bereiten, in die Häuser der Armen, sondern in andere Häuser, wo Leute seiner Gattung selbst so arm werden, daß sie endlich keine Schuhe mehr haben. Er vergeudete und verpraßte den Raub mit liederlichen Gesellen und Buhldirnen. Sein Vater, der diese Streiche bald erfuhr, schlug an dem verhofften Stabe seines Alters manchen Stab entzwei, und verschaffte ihm, da diese Schläge nicht anschlugen, eine Pfründe im Zuchthause, wo er sein durch starke Weine erhitztes Blut mit Wasser kühlte, und den von Torten und Pasteten verdorbenen Magen durch eine heilsame Hungerkur wieder herstellte.

Als er ein halbes Jahr lang so gebüßt hatte und Reue und Leid bezeigte, nahm ihn der Vater wieder ins Haus und zu Gnaden an. „Aber was wird nun aus dir?“ sprach er. „Zur Kaufmannschaft bist du zu dumm!“

Valentin erröthete über diese Beleidigung und murrte.

„Ja, ja, zu dumm!“ wiederholte der Vater. „Denn es ist der Dummheit höchster Grad, wenn man nicht sein ganzes Dichten und Trachten darauf richtet, etwas vor sich zu bringen.“

„Nun, so laßt mich studieren!“ rief Valentin trotzig.

„Da hast du Recht! Das ist der sicherste Weg, nichts vor sich zu bringen!“ versetzte der Vater, und ließ sich dennoch den Vorschlag gefallen, weil er, wie Viele seines gleichen, der Meinung war, daß ein unnützer, zu allem Handel und Wandel unbrauchbarer Mensch immer noch klug genug sey, ein Gelehrter zu werden. Als sich aber Valentin auf die Frage, was er studieren wolle, für die Rechtswissenschaft erklärte, schüttelte Herr Altmayer den Kopf und sagte: „Das ist nichts für dich! Die Geschäfte eines Juristen sind zu wichtig; sie betreffen Hab' und Gut;

und hast du als Advokat einen Prozeß verfaselt oder verpfuscht, so mußt du den Bock bezahlen, und bist dir selbst ein unglücklicher Schadvokat. Drum wende dich lieber zur Medicin; da ist weniger zu verderben. Alle Menschen müssen von hinnen! — Quacksalberst du auch einen und den andern Kranken zu früh aus der Welt hinaus, was thut das? Kein Hahn kräht darüber, und dein Fehler wird ehrlich begraben." —

Valentin, dem es nur um den Titel und die Freiheiten eines Studenten zu thun war, widersprach nicht, und ward in die Liste der Musensöhne eingeschrieben. Er kostete auch Anfangs in verschiedenen Hörsälen ein wenig herum; aber die trockene Gelehrsamkeit wollte ihm nirgend behagen. Besser schmeckte ihm das edle Naß der Weinkeller, und er lebte nach wie vor mehr unter, als über der Erde.

2.

So geschah es, daß er sich auch damals in Auerbachs Keller befand, als Doctor Faust den weltberühmten Ritt auf dem Weinfasse machte. Das bezeugt Göethe in seinem Faust. Unser Altmayer ist darin genannt und verewigt. Er gehörte zu den lustigen Gästen, die sich an dem Doctor muthwillig reiben wollten, und dafür durch ein Blendwerk der schwarzen Kunst lächerlich getäuscht wurden.

Ein Weinberg stieg um sie empor,
Mit goldnen Trauben reich behangen.
Sie zogen Messer schnell hervor,
Die Lese fröhlich anzufangen.
Sieh, da verschwand die Herrlichkeit
Wie eine bunte Seifenblase,
Und jeder hielt, zum Schnitt bereit,
In seiner Hand — des Nachbars Nase.

Bestürzt fuhren die Weinleser aus einander, Faust ritt auf einem Fasse davon.

Dem jungen Altmayer gefiel dieses Zauberstück ungemein. Er dachte, wer solche Dinge zu thun vermöge, der könne auch Sand und Steine in Gold verwandeln, und diese Kunst sey des Lernens wohl werth. Darum beschloß er auf der Stelle, sich bei dem Wundermann als Schüler zu melden. Er forschte Fausts Wohnung aus und ging dahin. Im Vorgemache fand er den bekannten Famulus Wagner, und Fausts gewöhnlichen Begleiter, einen großen schwarzen Hund, in welchem, der Sage nach, ein mächtiger Geist, oder gar der Teufel selbst wohnen sollte. Valentin machte ihm deßhalb eine tiefe Verbeugung. Aber der Schwarze nahm diese Höflichkeit nicht sonderlich huldreich auf; er knurrte vielmehr und fletschte die Zähne. Wagner beschwichtigte ihn, mehr bittend als befehlend. Dann fragte er Altmayern, was sein Anbringen sey.

„Ich habe Lust, die Goldmacherkunst zu lernen," antwortete Dieser, „und wünsche deßhalb mit dem Herrn Doctor zu sprechen."

„Wenn du bei meinem Meister nichts anders zu suchen hast," versetzte Wagner, „so findest du kein Gehör. Er gibt sich nicht damit ab, den Stein der Weisen unwürdigen Menschen mitzutheilen, die nur darum reich werden wollen, um ein müßiges Schlaraffenleben zu führen. Und daß du des Sinnes bist, das steht dir an der Stirn geschrieben!"

„Nu, nu, scheltet nur nicht!" sprach Valentin. „Es ist ja kein Verbrechen, nach guten Tagen zu sterben."

„Wenn nur nicht Milchbärte, wie du, von guten Tagen reden wollten!" eiferte Wagner. „Lerne doch erst

ein Handwerk oder eine Kunst, und arbeite dich, bis du alt und grau wirst, durch die Welt: dann magst du mit Ehren das erworbene Gut in Ruhe genießen."

„So?" — spöttete Valentin. „Mich dünkt's zu spät, dann erst Brod zu haben, wenn einem der Tod bald wieder vom Brode hilft. Warum soll ich — eben ich — so lange schmachten? Legen doch tausend Andere, die keinen ältern Bart haben als ich, ihre Hände ruhig in den Schooß und schwelgen und prassen. So gut will ich's auch haben!"

„Meine Erlaubniß hast du dazu," sagte der Famulus mit frostiger Gleichgültigkeit: „nur erwarte nicht hier bei uns Rath und That! — Doch ja, einen Rath will ich dir geben. Geh' ins Riesengebirg zum Herrn Rübezahl oder in den Schwarzwald, wo ein nicht ganz so bekannter, aber eben so reicher und mächtiger Geist hausen soll. Das sind Patrone für dich und andere deines Gelichters!"

Mit Rübezahl mochte Valentin nichts zu thun haben, weil es schon damals weltkündig war, daß dieses muthwillige Wesen gewöhnlich mit der einen Hand etwas spende und mit der andern Schläge austheile, oder sonst auf irgend eine Art sein hämisches Müthchen kühle. Er fragte daher nach dem Namen des Geistes im Schwarzwalde. Wagner sagte: er wisse von diesem Kobold nichts, als daß er Rummart oder Rummelack heiße, in einer verfallenen Burg wohne, auf den Ruf seines Namens erscheine, und, wenn er gerade bei guter Laune sey, alles gebe und herbeischaffe, was man sich mit geziemender Höflichkeit von ihm ausbitte.

3.

Valentin dankte für die ersprießliche Nachricht und rüstete sich zum Zuge in den Schwarzwald. Es gebrach ihm an Reisegeld; doch der Vater hatte eine volle Kasse und der Herr Sohn einen trefflichen Nachschlüssel. Er bediente sich dessen jetzt unbedenklicher als jemals, weil er im Begriff stand, große Schätze zu heben, und sich dann die paar Hände voll Dukaten, die er heimlich entlehnte, zehnfach wieder ersetzen ließen.

Mit diesem redlichen Vorsatz nahm er Abschied hinter der Thür. Eine gemächliche Fußreise von drei bis vier Wochen brachten ihn an die Gränze des Schwarzwaldes. Er wanderte ins Kreuz und in die Quere darin herum, bis er eine halbzerstörte Burg fand, die ganz das Ansehen einer Geisterwohnung hatte. Voll Zuversicht, daß hier der rechte Mann wohne, trat er ans Thor, blickte hinein, und sah im Burghofe einen Wald voll Disteln, die sämmtlich die Köpfe schüttelten, als wollten sie ihn warnen, nicht weiter zu gehen. Das fand er auch selbst nicht für gut. Er blieb außerhalb der Pforte, in Erwartung, daß man ihn einladen werde, näher zu kommen. Als er aber einige Stunden vergebens darauf gehofft hatte und rings herum kein lebendiges Wesen zum Vorschein kam, ward er ungeduldig und rief mit heller Stimme: „Herr Mummelack!“

Urplötzlich ward von unsichtbaren Händen
Ihm Backenstreich auf Backenstreich gesandt.
Er fuhr zurück, er schrie: Verdammte Spenden!
Empfängt man so Besuche hier zu Land?
Womit verdient' ich's, mich so grob zu schänden?

Hab' ich den Herrn des Orts nicht recht genannt?
Ich will mir aus dem Mund die Zunge reißen,
Hat Wagner ihn nicht Mummelack geheißen."

Dieß kaum gesagt, flog mit des Blitzes Schnelle
Ein neuer Schlag ihm über Wang' und Ohr,
Und scheltend rief's, vermischt mit Hundsgebelle,
Tief aus der Mauern Hintergrund hervor:
„Besuche du den Teufel in der Hölle,
Mich aber nicht, du naseweiser Thor!
Und laß nicht mehr den Eckelnamen schallen,
Sonst wird auf dich ein Prügelregen fallen!"

Erschrocken erinnerte sich Valentin, daß ihm Wagner zwei verschiedene Namen genannt hatte, er konnte sich aber schlechterdings auf den andern nicht besinnen, und verwünschte sein Gedächtniß, das wie ein Sieb das brauchbare Korn durchfallen ließ und die unnütze Spreu aufbewahrte. Was nun anfangen? Nach Leipzig zurückzugehen und den verlorenen Namen zu holen, das war ihm zu weitläuftig: es schien ihm bequemer, sich so lange, als er es ohne Speise und Trank aushalten könne, vor der Burg auf die Lauer zu legen und ruhig abzuwarten, ob vielleicht der Geist ungerufen erscheinen würde.

4.

Aber es zeigte sich innerhalb vier und zwanzig Stunden weder Geist, noch Mensch, noch Thier, einen Raben ausgenommen, der bisweilen aus den Ruinen heraus kam und an der Pforte herum spazierte. Valentin machte aus langer Weile Jagd auf ihn. Er ließ sich ohne große Mühe fangen, wehrte sich aber dann mit Schnabel und

Krallen, und wie um Hülfe rufend, schrie er: „Herr Mummart! Herr Mummart!“

„Laß ihn los, du Bärenhäuter!“
Rief ein Reiter,
Sprengend aus dem wüsten Schloß.
Fürchterlich war sein Erscheinen,
Denn versehn nur mit drei Beinen
War sein katzengraues Roß,
Und er selbst, bewehrt als Jäger,
Sah so wild aus wie ein Schläger,
Der sein Raufschwert tapfer führt
Und nach Streit und Händeln giert.

Angstvoll setzte Valentin seinen Gefangenen in Freiheit und entfloh. Als er aber einige hundert Schritte gelaufen war und hinter sich lachen hörte, schämte er sich seiner Feigheit, und bedachte, daß er durch Ausreißen wohl unmöglich sein Glück machen werde. Er ging also langsam zurück, verbeugte sich vor dem Reiter und sagte: „Verzeiht, ich wußte nicht, daß Euch der Vogel gehörte; sonst hätt' ich nicht Hand an ihn gelegt.“

„Es sollte dir auch theuer zu stehen kommen, wenn du das gewußt hättest!“ versetzte Jener. „Du siehst mir aber aus, als legtest du gern Hand an fremdes Gut, und ohne Absicht bist du auch gewiß nicht aus dem lustigen Leipzig, wo dir der Wein so gut schmeckte, in den öden Schwarzwald gezogen. — Was suchst du hier?“

„Glück!“ sagte Valentin furchtsam und leise.

„Suchst du das Glück der Weisen oder der Thoren?“

„Der Weisen, allerdings der Weisen!“ antwortete der Student beherzter, da er sah, daß der wilde Jäger ein vernünftiges Wort mit sich reden ließ.

„Du sprichst sehr löblich, mein Sohn!“ sagte der schal-

kische Geist. „Geh denn hin, sey ein grundehrlicher Mann, arbeite fleißig, beherrsche deine Leidenschaften, strecke dich nach der Decke, und bezeichne jeden deiner Tage mit einer guten That: so wirst du dein Lebenlang glücklich, zufrieden, verehrt und geliebt seyn.“

Valentin zog ein schiefes Maul und sagte: — „Herr, Eure Lehren sind ohne Tadel, ich habe sie aber längst an den Schuhen abgelaufen, und zum Ueberfluß hat sie mir auch neulich der Famulant des berühmten Doctors Faust eingeschärft. Doch ist's, frei gestanden, nicht meine Sache, immer und ewig zu arbeiten, und dabei die Erbsen und Linsen spärlich in den Topf zu zählen. Ich wünsche mir tüchtigen Reichthum, um aller Hudelei und Plackerei überhoben zu seyn, und ehrbar und anständig leben zu können. Denn sitzt man bis über die Ohren im Gelde, so ist's ein Kinderspiel, ein ehrlicher Mann zu seyn.“ —

„Du hast sehr bequeme Gedanken! Führe sie aus, wenn du kannst. Ich menge mich nicht darein.“ —

„Ihr sprecht gerade so,“ murrte Valentin, „als hättet Ihr's mit dem pedantischen Wagner verabredet! — Was hab' ich von Eurem ruhigen Zusehen? Ihr sollt Euch, bitt' ich, recht thätig in die Sache mischen, sollt mir reiche Goldquellen öffnen, ein Mädchen von himmlischer Schönheit in die Arme führen, und mich überhaupt so ausstatten, daß mir nichts zu wünschen übrig ist.“ —

Mummart lachte hämisch, daß ein Mensch, der ihn durch Ausrufung seines Schimpfnamens beleidiget hatte, dergleichen ausschweifende Forderungen an ihn machte. Er schlug es rund ab, sie zu gewähren, und lenkte seinen Dreifuß nach dem Innern der Burg zurück. Aber Valentin vertrat ihm mit hartnäckiger Bettelei so lange den Weg, bis er mit einer etwas zweideutigen Miene eine

Schenkung versprach. Er klatschte in die Hände und rief einen unverständlichen Zauberspruch über den Hof hinüber. Da sprang in der Hintermauer eine Thür auf, und es schob sich, ohne Mitwirkung einer sichtbaren Bewegungskraft, ein länglicher Kasten heraus, der dem tragbaren Kramladen eines Hausirers ähnlich sah. Er wackelte und taumelte durch die Disteln und Dornen des Hofes, stand vor dem Dreifuß still und wartete auf weitern Befehl.

„Nimm diesen Kasten, junger Mensch!“ sagte Mummart. „Er umfaßt alles, was dein Herz wünscht.“

Valentin sah das unscheinbare Ding von oben bis unten an, ergriff es mit beiden Händen, prüfte sein Gewicht, schüttelte den Kopf und sprach: „Verdammt leicht! — Wenn es nicht voll Heckthaler steckt, so werde ich nicht lange damit Haus halten. Und wo bleibt denn das schöne Mädchen, das ich mir ausbat? Das kann doch unmöglich in diesem Kästlein wohnen.“

„Einem geschenkten Gaul sehe man nicht ins Maul!“ erwiederte Mummart. „Nimm die Gabe oder nimm sie nicht, es gilt mir gleich.“

Unentschlossen fingerte Valentin an dem Kasten herum. Er hätte ihn gern geöffnet, gern einen Blick hinein gethan; doch der Waldgeist, des langen Zauderns und Mäkelns überdrüssig, schlug ihn auf die Hand und sagte: „Pack auf oder packe dich fort! Der Kasten enthält mehr Gutes, als du denkst. Hast du aber kein Vertrauen zu mir und meinen Worten, so geh' unbegabt zum Henker!“

Diese entscheidende Sprache drang durch. Etwas ist immer besser, als nichts, dachte der Student, nahm den Kasten auf den Rücken, bedankte sich kaltsinnig, und ging mit flüchtigen Schritten davon, um dem Geiste, der ihm

lauernd nachsah, bald aus den Augen zu kommen und den geheimen Schatz ungestört beschauen zu können.

5.

Er ging und sang mit lustigem Sinn
Die Straße dahin.
Schnell ward inwendig
Der Kasten lebendig,
Es rummelte, polterte, hustete drin.
Der Deckel ward oben
Gelüftet, gehoben,
Und es stieg heraus mit halbem Leib
Ein altes Weib,
Mit krummer, schnabelförmiger Nase,
Und ganz von Bildung so widerlich,
Daß sie einer Base
Des Teufels glich.
Sie bog mit lächelndem Fratzengesichte
Sich traulich hinab zu dem jungen Wichte,
Der staunend, den Kopf zu ihr gewandt,
Einen Augenblick wie versteinert stand,
Dann wettert' und fluchte,
Und mit Angst und Graus
Die Alt' und ihr Schneckenhaus
Vom Rücken zu werfen suchte;
Doch ward nichts daraus.
Die Tragbänder saßen wie angeschmiedet,
Und als er ein Weilchen umsonst sich ermüdet,
Drohte' ihm das Gespenst
Mit einer hölzernen Küchenkelle,
Und sprach: „Halt Ruhe, du loser Geselle!
Es glückt dir nicht, daß du dich von mir trennst!
Wir sind, wie zur Ehe, zusammengegeben,
Und wollen recht einig und fröhlich leben."

Tröstliche Worte, die ihm die Haare zu Berge trieben! Er strengte sich nun noch mehr an, seine Quasi-Gemah-

lin los zu werden: er sprang und bockte wie ein störriges Pferd, das den Reiter absetzen will, und rannte mit dem Rücken gegen die Bäume, um den Zauberkasten zu zerschmettern oder von den Schultern zu streifen. Aber mit dem allen gewann er nichts, als daß ihm die Unholdin mit ihrem Scepter rastlos auf den Kopf schlug, und der schadenfrohe Zuschauer, der Waldgeist, ein Gelächter ausbrechen ließ, das man eine halbe Meile weit hören konnte. Athemlos stürzte Valentin endlich mit dem Gesichte auf die Erde und wünschte sich ächzend und stöhnend den Tod.

„Schäme dich!“ sagte die Alte. „Du geberdest dich wie ein geplagter Ehemann, der sein Hauskreuz schon zwanzig Jahre getragen hat. Ich bin zur Scheidung bereit; sie hängt aber von gewissen Bedingungen ab, die du erfüllen mußt.“

„Nenne sie mir geschwind!“ sprach Valentin. „Ich verstehe mich im Voraus dazu.“

„Das ist so deine Art! Immer gehst du wie blind und toll ins Zeug hinein!“ sagte sie. „Nun, wir wollen im traulichen Kämmerlein einer Herberge weiter von der Sache sprechen. Es beginnt Abend zu werden; die Nachtluft im Freien möchte mir schaden.“

Valentin mußte, so betrübt er war, hell auflachen.

„Ha! findet sich die gute Laune wieder ein?“ rief das Gespenst. „Ja, ein lustiges Weiblein, wie ich, ist ein Kleinod, das du nicht wegwerfen solltest. Auch hab' ich hier noch etwas, das wenig Männer verschmähen.“

Das klang ihm wie ein frecher Scherz. Er sah sich nicht um, weil er den widrigen Anblick ihres enthüllten Busens oder anderer Liebreize befürchtete. Aber sie klirrte mit Weingläsern, als stieße sie zu einem Trinkspruch an. Da konnte der durstige Zecher seine Augen nicht länger

im Zaum halten. Die Alte zeigte ihm eine volle Weinflasche, aus welcher sie ein Glas füllte und ihm zureichte. Er nippte scheu und trank dann mit Lust und Begierde. Der dargebotene Wein war ihm, trotz seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit in diesem Fache, völlig fremd; doch hatte ihm nie ein anderer besser geschmeckt. Er forderte ein zweites Glas. Das verweigerte ihm die geizige Mundschenkin, mit der Ermahnung, sich hübsch zur Mäßigkeit zu gewöhnen. Indessen fühlte er sich schon durch den kärglichen Labetrunk gestärkt und mit Muth und Hoffnung beseelt. Er bat nun selbst um eilige Bestimmung eines Nachtquartiers, weil er dort seiner Gefährtin zu entwischen dachte.

6.

„Ich habe hier in der Nähe eine Freundin, da wollen wir einkehren;“ sagte sie, und leitete ihn zu einem elenden Hüttchen, das zwischen dichtverwachsenem Gebüsch versteckt lag und sich kaum zwei Ellen hoch über den Erdboden erhob. Sie klopfte drei Mal mit der Kelle an die Thür. „Wer ist draußen?“ rief eine unfreundliche Stimme. „Deine Freundin Trutta,“ antwortete die Kastnerin.

Das Pförtchen ward aufgethan, und es erschien ein zwerghaftes, braungelbes Mütterlein, das hielt in der Hand einen langen, schwarzen, brennenden Diebsfinger, der ihr als Licht diente. „Ei, liebe Trutta!“ mumpfelte sie aus dem zahnlosen Munde hervor: „wie kommst du dazu, dich von einem jungen, hübschen Kerl herumhocken zu lassen? Und welcher Teufel hat dich so winzig klein gemacht?“

„Wer anders als mein Gebieter, der Waldgeist?“ versetzte Trutta. „Bald dehnt er mich zu einer Riesin aus,

bald drückt er mich zu einer Zwergin zusammen: alles, wie's ihm beliebt und zu seinen Absichten paßt."

Während dieses Gespräches führte das Waldweib die Gäste ins Besuchzimmer.

Hier zeigte vieles Hexenwesen
Ganz offenbar der Wirthin Stand:
In langer Reihe hingen Besen
Und Ofengabeln an der Wand.
So ließ sie ihren Marstall prangen,
Reitfertig zur Walpurgisnacht,
Und tausend Drudenfüße schlangen
Sich zwischendurch in greller Pracht.
Auch saß ein Hofstaat schwarzer Katzen
In großer Zahl die Stub' entlang,
Und bot die sanft erhobnen Tatzen,
Wie Schranzen, freundlich zum Empfang.

Der Kasten rutschte jetzt freiwillig von Valentins Schulter herab, setzte sich auf eine Bank, und Trutta, die immerfort wie ein Schornsteinfeger aus einer Feuereffe herausſah, forderte von ihrer Freundin etwas zu essen.

„Meine Küch' ist kalt, mein Keller warm, ich hab' eine Wirthschaft, daß Gott erbarm!" antwortete die spaßhafte Hexe.

Trutta machte ein verdrießliches Gesicht und erklärte, daß sie bei diesen kläglichen Umständen vom Hunger genöthiget werde, ein besseres Unterkommen zu suchen.

„Bleib nur, bleib!" sagte Jene. „Es steckt ein herrlicher Katzenbraten am Spieß, und wird bald gar seyn."

„Ha, mein Leibessen!" rief Trutta. „Aber wie konntest du's über dein Herz bringen, aus deinem geliebten Volke ein Schlachtopfer zu wählen?"

„Ja, ich bin eine strenge Regentin!" versetzte Jene. „Es war ein Kater von unvergleichlicher Schönheit, aber ein

liederlicher Taugenichts, der immer außerhalb auf die Freith ging und sich weder durch Güte noch durch Strafen zur Ordnung gewöhnen ließ."

„Horch, Junker Velten!" fiel Trutta ein. „Du wirst auch endlich gebraten werden, so du dich nicht besserst!"

„Was habt ihr denn mit einander?" fragte die Hexe.

„Laß dir erzählen!" sprach Trutta. „Da kommt heute der junge Sausewind in unsern Wald, ruft keck meinen Herrn und Meister bei seinem Spitznamen, und fordert dann, als hätt' er sich bestens damit empfohlen, goldene Berge von ihm. Solchen Schimpf steckt aber Herr Mummart nicht ein, ohne sich zu rächen. Er beschenkte daher den zudringlichen Burschen, der sich gar nicht abweisen ließ, mit diesem Kasten, worin sich kein Schatz befindet, als ich; und ich habe Befehl, den Faulenzer und Bettler so lange zu begleiten und zu züchtigen, bis er ein ordentlicher Mensch wird und sein Brod durch Arbeit verdienen kennt. — Das merke dir, Bursch! Das ist zwischen uns der einzige Weg zur Scheidung."

Valentin schwieg verstockt. Er sann darauf, sich mit leichter Mühe frei zu machen.

7.

Der gebratene Verbrecher ward in seiner ganzen abschreckenden Gestalt, und sogar noch in seinem Balge aufgetischt. Die Hexe zerlegte ihn mit den Fingern, und reichte dem Studenten einen Schenkel, den er mit Grausen verbat. „Der Dümmling weiß nicht, was gut schmeckt!" sagte Trutta. „Wir wollen mit dem köstlichen Braten schon allein fertig werden." — Sie verschlangen ihn wie Wölfe, und nach fünf Minuten war nichts mehr übrig.

Valentin knaupelte indessen in einem Winkel an den Ueberresten des Backwerks, womit er sich vor seinem Eintritt in den Schwarzwald reichlich versorgt hatte, weil er, wie ein Kind, nichts lieber als Kuchen aß.

Nach aufgehobener Tafel bereitete die Hexe ihren Gästen ein Lager, das sie mit einander theilen sollten. Dem Studenten ward bange, daß Trutta nun aus dem Kasten herausschlüpfen, sich neben ihn pflanzen und ihn wohl gar mit Liebkosungen antasten würde. Doch wider alles Erwarten zog sie sich wie eine Schnecke in ihr Haus zurück. Die Hexe wünschte ihr und ihm eine gute Nacht, und verließ sammt ihrem ganzen schwarzen Hofstaate das Gastzimmer, um sich in ihr Schlafkämmerlein zu begeben.

Höchst ermüdet, bedurfte auch Valentin zu seiner vorhabenden Flucht der Stärkung des Schlafs. Er streckte sich auf das ihm angewiesene Bett; Trutta und ihr Gehäuse blieben, wo sie waren. Indem er aber die Augen zudrückte, sprang der Kasten von der Bank, hüpfte wie eine Elster über die Stube und legte sich ihm zur Seite. Er knirschte leise mit den Zähnen, denn er befürchtete nun jeden Augenblick, die widrige Schlafgesellin leibhaft neben sich zu sehen. Sie verschonte ihn jedoch mit der Erscheinung ihrer Person, verhielt sich in ihrem Futterale ganz ruhig und schlief und schnarchte sogar.

„Nun ist es Zeit, nun sey's versucht,
Mich heimlich zu entfernen.
Es leuchtet mir zu meiner Flucht
Ein Heer von milden Sternen."
So sagte Valentin zu sich,
Indem er still vom Lager schlich.

Er tappte sacht zur Thür hinaus,
Sah alles trefflich glücken;

Der Hexe schauervolles Haus
Lag hinter seinem Rücken,
Und Pfade durch den wüsten Hain
Zeigt' ihm des Himmels Lampenschein.

Rasch lief er über Stock und Block,
Mit jedem Schritte kecker,
Doch schreckt' ihn bald ein Ziegenbock
Durch nahendes Gemecker,
Und endlich hört' er gar mit Grau'n
Unfern ein Katzenvolk miau'n.

Er warf die Augen kreuz und quer,
Woher die Töne klangen,
Und sah sich von der Hexe Heer
Umzingelt und gefangen.
Sie sprengte selbst, um ihn zu fahn,
Auf einem schwarzen Bock heran.

„Wohin, wohin? du werther Gast!
Was läufst du wie besessen?
So warte doch, du Scheim, du hast
Bei mir etwas vergessen!
Frau Trutta kam dir aus dem Sinn;
Da ist dein Liebchen, nimm es hin!"

Er floh umsonst, sie schleudert' ihm
Den Kasten auf den Rücken;
Wild fuhr heraus das Ungethüm,
Um strafend ihn zu zwicken.
Der Hexenschwarm zerstob im Hain,
Er war mit Trutta jetzt allein.

„Kein Auge darf man zuthun, wenn man einen solchen Wildfang zu hüten hat!" eiferte sie. „Nun magst du aber auch mit müden Beinen die ganze Nacht traben, und sollst mir überhaupt wenig ruhen, bis wir in Frankfur am Main sind."

„Was wollen wir denn dort aushecken?“ knurrte Valentin. —

„Glück oder Unglück, nachdem du dich aufführst!“ antwortete sie. „Ich werde dich, da ich nun einmal zu deiner Hofmeisterin ernannt bin, ins Haus eines reichen Kaufmanns bringen, wo es auf dich allein ankommen wird, ob du durch Fleiß und Redlichkeit ein glücklicher Mann werden, oder als unverbesserlicher Taugenichts den Galgen zieren willst.“

Valentin verschluckte den harten Ausdruck, machte jedoch gegen die Sache selbst den natürlichen Einwand, daß er, der weder einen Lehrbrief, noch empfehlende Zeugnisse aufzuweisen habe, wohl schwerlich das Vertrauen eines Kaufmanns, eines Mitgliedes der vorsichtigsten Menschenklasse, gewinnen werde.

„Das ist meine Sorge,“ sagte Trutta. „Ich habe schon die nöthigen Papiere für dich in Bereitschaft. Du übergibst sie und wirst als Handlungsdiener angestellt: denn du mußt schlechterdings von unten auf dienen. Auch mich wirst du nicht eher los, bis deine Besserung auf festen Füßen steht. Ich werde mich aber sammt meiner Wohnung unsichtbar machen, damit sich die Leute nicht über mich das Maul zerreißen und dich meinetwegen fliehen und meiden.“

8.

Die Reise ging stracks auf Frankfurt zu. Trutta hatte nun unter Weges keine Gastfreundin mehr, bei welcher sie das Handwerk begrüßen konnte; sie mußte, wenn ihr Träger einiger Ruhe bedurfte, in Wirthshäusern einkehren. Da war sie meistens so artig, sich nicht zu zeigen. Als

sich aber der liederliche Bursch in der einen Herberge in ein Würfelspiel einließ, in der andern sich betrank und mit den Wirthstöchtern buhlte, da kam der Zauberkasten wie eine Bombe geflogen, die Hofmeisterin fuhr heraus und bestrafte den Ausschweifenden mit Verweisen und Schlägen.

Dieser Zwistigkeiten ungeachtet beschenkte sie ihn im letzten Nachtlager vor Frankfurt mit einem neuen Kleide, übergab ihm die versprochenen Beglaubigungsschriften, und befahl ihm, sich damit bei dem reichen Großhändler Peter Lütkens, dessen Wohnung sie ihm bezeichnete, zu melden. Das Hauptstück der Empfehlungspapiere war — ein Brief seines eigenen Vaters, an besagten Kaufmann gerichtet und so täuschend geschrieben, wie es dem ungerathenen Sohne nie gelungen war, wenn er bisweilen die väterliche Handschrift zu einem falschen Wechselchen nachzumachen versucht hatte.

Herr Peter, ein alter deutscher Degenknopf, hatte eben einen treufleißigen Handlungsbedienten durch den Tod verloren, und wünschte sehr, den in seiner Schreibstube ledig gewordenen Stuhl recht bald wieder zu besetzen. Es gab zwar um ihn her dienstlose Leute genug; doch bei Allen war ein Aber. Einer liebte die Mädchen, der andere den Wein und so weiter. Ueberhaupt hatte Herr Peter die Grille, daß er jungen Männern, die in ausgebreitete Stadtbekanntschaften verflochten waren, nicht gern Geschäfte und Gelder anvertraute. Er wollte sich deßhalb einen Comptoristen aus der Fremde verschreiben. Indem er mit diesem Vorsatz zur Feder griff, erschien Valentin und überreichte den Empfehlungsbrief seines Vaters. Herr Peter, der den angesehenen Kaufmann Altmayer in Leipzig dem Namen und Ruf nach kannte, freute sich höchlich, den

Sohn eines so wackern Mannes vor sich zu sehen, und nahm den schlimmen Vogel ohne Bedenken in seine Dienste.

9.

Anfangs kehrte Valentin die gute Seite heraus; er war ordentlich und fleißig in seinen Geschäften und verrichtete sie mit Geschick, woran es ihm gar nicht fehlte.

Trutta, die unsichtbar auf seinem Rücken in Herrn Peters Haus mit eingezogen war und sich in einem Winkel des Stübchens, das ihr Zögling bewohnte, niedergelassen hatte, sagte ihm jeden Abend, wenn er zu Bette ging, ein freundliches Wörtchen. Außerdem blieb sie still, kam nie zum Vorschein und hörte endlich ganz auf, die tägliche Belobung auszusprechen. Als dieses Verstummen einige Wochen gedauert hatte, machte er sich die angenehme Vorstellung, sie habe sich in der Stille entfernt, weil sie es nicht mehr für nöthig finde, ihn zu hofmeistern. Er legte das Ohr an den Kasten, klopfte leise mit den Fingern daran; es regte sich nichts darin.

Nun schien es ihm gefahrlos, seinen Untugenden wieder den Zügel schießen zu lassen. Er fing damit an, daß er, als er sich einsmals in der Schreibstube allein befand, seinen von Leipzig mitgebrachten Dietrich an der eisernen Geldtruhe seines Herrn versuchte. Die Schlösser ließen sich öffnen; als er sich aber in den hohen Kasten niederbeugte, um eine Hand voll Gold herauszulangen, ward der Deckel mit Gewalt über ihm zugeschlagen. Er steckte wie in einem Fuchseisen; alles Ringen und Streben, sich aus der Klemme zu ziehen, war vergebens.

Während er so in der größten Verzweiflung zappelte, kam ein neues Schrecken hinzu. Sein Plagegeist guckte,

oben auf der drückenden Platte sitzend, mit einem grimmigen Gesichte in die Oeffnung hinunter, packte ihn beim Ohre, schüttelte ihn tüchtig und sagte: „Ha, Spitzbube! bist du hier? Soll ich dich augenblicklich wie einen Wurm zerquetschen? oder willst du mir ernstlich geloben, von nun an ein braver, ehrlicher Kerl zu werden? — Auf eine oder die andere Art müssen wir auseinander: denn ich bin's endlich satt, deinetwegen immer und ewig in meinem Gefängniß zu sitzen, und auf dich Galgenschwengel ein wachsames Auge zu haben.

In Todesnöthen versprach er, was die Furie verlangte. Sie begnadigte ihn nun zwar, drohte aber, ihm ohne Barmherzigkeit das Garaus zu spielen, sobald er sich wieder bei einem schlechten Streiche betreffen lasse. Meister Mummart, sagte sie, habe sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, ihn entweder glücklich zu machen oder zeitlebens zu plagen. Er wolle damit dem übermüthigen Famulus Wagner beweisen, daß er nicht der unbedeutende Geist sey, dem man den ersten besten Abenteurer mit eingeblasenen Schimpfnamen auf den Hals schicken und sich dabei vorstellen dürfe, daß weder Gutes noch Böses daraus entstehen werde.

10.

So bin ich doch neugierig, was für ein Glück mir blühen wird, wenn ich zu Kreuz krieche! dachte Valentin, da er sah, daß er in seiner alten Laufbahn durchaus nicht weiter fortkam. Er stieß nun seine Schooßsünde, die Trägheit, mit Ernst und Gewalt von sich, ward der fleißigste Schreiber und Rechner in Herrn Peters Geschäftsstube, widerstand jeder Versuchung, womit ihn Bachus

und Venus unabläſſig verfolgten, gewann durch das alles bei ſeinem Herrn einen guten Stein im Brete, und erhielt von ihm, nach treuer und kluger Ausführung eines kitzlichen Handels, ein anſehnliches Geſchenk. Dieſer unerwartete Vortheil, der ihm auf rechtlichem Wege zufloß, that ihm wohl. Es ward ihm allmählig zur Gewohnheit, ſich ohne Kniffe und Pfiffe zu behelfen, und nach Verfluß eines halben Jahres beſtand er in einer entſcheidenden Probe, indem er die ſchönſte Gelegenheit, einen bedeutenden Unterſchleif ohne Gefahr der Entdeckung zu machen, entſchloſſen von ſich wies, auch ſich darüber nicht ſelbſt lobte, ſondern die Sache ſo anſah, als hätte ſie nicht anders behandelt werden können.

Der leidige Kaſten ſtand indeſſen unverrückt auf ſeinem vorigen Platze, verrieth aber auf keine Weiſe das Geheimniß, ob Trutta noch darin lauſchte oder nicht. Erſt am Abend des Tages, da der bekehrte Sünder einen unwiderſprechlichen Beweis ſeiner Beſſerung abgelegt hatte, hörte er zwiſchen den verhaßten Bretern eine leiſe Bewegung, die ihn aufmerkſam machte.

Und ihm war's ein Schreck und Gräuel;
Denn was konnt' er anders denken,
Als daß ihm der alte Scheuel
Seinen Anblick wolle ſchenken?
Lauernd und mit düſterm Sinne
Blickt' er nach der dunkeln Ecke,
Wo mit Netzen eine Spinne
Trutta's kleines Haus umfing,
Und er ſah, daß ſchon die Decke
Langſam in die Höhe ging.

Aber, Himmel! welcher Tauſch
Schuf ihm einen Wonnerauſch!
Wie ein Engel, ſchön und mild,
Stieg ein zartes Mädchenbild

Sanft hervor,
Hob sich rebenschlank empor,
Und im Nu
Warf's ihm lächelnd Küsse zu.

Liebewarm
Wollt' er's fassen in den Arm,
Aber munter
Taucht' es plötzlich wieder unter,
Und die leer umarmte Luft
Hauchte Rosenduft.

11.

Doch die liebliche Rose war und blieb verschwunden. Valentin stand einige Minuten wie versteinert; dann hob er den Kasten, den er sonst mit keinem Finger berührte, auf den Tisch, beleuchtete ihn von allen Seiten, spähte durch Ritzen und Spalten hinein und sah leider nichts als einen hohlen Raum. Daß er die ganze Nacht schlaflos zubrachte, versteht sich von selbst. Das schöne Luftgebild schwebte ihm beständig vor den Augen; wie war es möglich, sie zu schließen?

Auch in den folgenden Tagen war die holde Erscheinung sein immerwährender Gedanke. Er setzte sich's in den Kopf, sie sey die Vorläuferin eines wirklich lebenden Mädchens, das ihm der versöhnte Geist des Schwarzwaldes beschieden habe. Dieser angenehme Wahn belebte und spornte ihn, sich fort und fort gut zu betragen. Bei allem, was er that, stellte er sich vor, er werde von seiner geistigen Braut beobachtet. Es vergingen aber Wochen und Monate, ohne daß es ihr gefiel, sich zu verkörpern oder sich nur in der vorigen wesenlosen Gestalt wieder sehen zu lassen.

Hierüber mißmüthig, machte es ihm wenig Freude, daß er zum Buchhalter befördert ward. Er dachte bei jeder Zahl, die er schrieb, an seine verdrießliche Glücksnull, die sich noch durchaus nicht in eine gültige, gute Nummer verwandeln wollte.

Eines Tages, als er eben auch so kalmäuserte, fuhr ein Wagen am Hause vor. Herr Peter ward aus dem Geschäftszimmer abgerufen, und kurz nachher brachte ein Markthelfer die Neuigkeit: der Herr habe Besuch erhalten; seine Schwester aus Straßburg sey mit ihrer Tochter angekommen.

„Ei, das ist gut!“ rief ein lustiger Handlungsdiener: „So sitzt uns der Alte nicht immer hier auf dem Dache, und wir lernen ein Mädchen kennen, das ein Wunder von Schönheit seyn soll.“ —

„Reicht aber dem Bilde, das ich im Herzen trage, gewiß das Wasser nicht!“ setzte der schwermüthige Buchhalter in Gedanken hinzu, und folgte bald darauf ganz gleichgültig dem Ruf zu Tische, ungeachtet er wußte, daß er die schöne Straßburgerin dort finden werde.

Er trat ins Speisezimmer, sah die schlanke, blühende Fremde und fuhr vor Schrecken zusammen: denn sie und das Luftmädchen glichen sich wie ein Wassertropfen dem andern.

Auch die junge Straßburgerin wechselte bei seinem Anblick die Farbe und war unruhig und verlegen.

Valentin, der als Buchhalter ein Wort am Herrentische sprechen durfte und sich auch zu andern Zeiten dieser Freiheit bediente, gab dießmal, wenn er über etwas gefragt wurde, nur ein leises, schüchternes Ja oder Nein von sich.

„Nun, was für Mäusenester hat denn unser Altmayer

im Kopfe?“ sagte Herr Peter. „Er ist ja heute so stumm wie ein Fisch!“

Käthchen von Straßburg ward roth, als fühlte sie, daß ihre Gegenwart daran Schuld sey. Der bestürzte Buchhalter wandte Kopfschmerzen vor. Es war ihm wohl und wehe, da die ängstliche Mahlzeit zu Ende ging. Er eilte nach seinem Stübchen, blickte scheu in den unheimlichen Winkel, und Trutta's Wohnkasten war verschwunden.

12.

Die Damen von Straßburg hatten sich darauf eingerichtet, einen Monat in Frankfurt zu bleiben, und indessen geschah, was der Leser schon vermuthet: die beiden jungen Leute wurden vertraut und bekannten einander ihre Liebe.

Herr Peter und seine Schwester, die das Geheimniß bald erlauschten, zogen sie zur Verantwortung, brachten sie ohne viele Mühe zum Geständniß, und genehmigten nach einigen Bedenklichkeiten und Einwänden die stille Verlobung. Der alte wackere Herr ging in seiner Güte noch weiter, indem er den Bräutigam zu seinem Handelsgenossen erklärte. Freudetrunken schrieb der verlorene Sohn an seinen Vater und meldete ihm, mit vorsichtiger Verschweigung der vorangegangenen Abenteuer, sein überschwängliches Glück.

Einige Tage vor der Hochzeit forderte Käthchen ihren Gesponsen scherzend auf, ihr seine bisherige Wohnung zu zeigen. Er führte sie hin. Sie stutzte auf der Schwelle, durchblickte geschwind mit großen Augen den engen Raum und sagte: Das Stübchen sammt allem Geräthe sey ihr so bekannt, als wäre sie schon irgend einmal zwischen die-

fen Wänden geweſen und hätte ſogar ihn da geſehen. „Es ſind einige Monate her,“ fuhr ſie fort, „da fiel ich eines Abends in eine plötzliche, mit Abweſenheit des Geiſtes verbundene Erſtarrung, und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, hatte ich die wunderliche Einbildung: ich ſey in einem fremden kleinen Zimmer aus einem Kaſten geſtiegen und ein Jüngling von deiner Geſtalt und Bildung, lieber Altmayer, habe vor mir geſtanden. Darum erſchrack ich nicht wenig, als ich dich zum erſten Mal ſah; und mein Traumgeſicht wird mir nun doppelt merkwürdig, da ich auch das Stübchen hier völlig wieder finde. Es fehlt nichts als der Kaſten! Hat wohl ſonſt einer in jenem Winkel geſtanden?“

Valentin verneinte, etwas betreten, die Frage. Es ſchien ihm natürlicher Weiſe nicht rathſam, ſeinen Verkehr mit Kobolden und Hexen zu entdecken.

Die Hochzeit wurde glänzend und fröhlich gefeiert. Bei der Tafel weihte der dankbare Bräutigam im Stillen das erſte Glas dem Freund im Schwarzwalde; und als er ein paar Monate ſpäter eine Geſchäftsreiſe that, machte er einen weiten Umweg zu Mummarts Burg und rief ihn freundlich beim Namen. Der Geiſt erſchien. Valentin bedankte ſich für das ihm geſchenkte Glück. „Gut, gut!“ ſagte Mummart lachend. „Ich habe dich mit luſtiger Strenge zu einem ehrlichen Manne gemacht, und das iſt beſſer, als wenn dich Doctor Fauſt, der Teufelsbündner, mit Gold überſchüttet hätte. — Geh' hin in Frieden!“

IV.

Der entwendete Ring.

Im Begriffe, die Akademie zu verlassen, beritt ich noch einmal die Gegend, um von ihr Abschied zu nehmen. Ich kam in ein Städtchen, wo ich zu Mittage essen wollte. Hier stand ein Reisewagen mit vier Pferden bespannt vor dem Gasthofe, aus dessen Thür eben zwei Damen heraustraten. Die eine, ungefähr siebzehn Jahre alt, war engelschön; die andere hochbetagt und stolz von Mienen und Geberden. Sie gingen nach der Stadtkirche, die ihnen der Küster, den sie hatten rufen lassen, aufschloß. Ich schlich mit hinein. Sie fragten nach der Ruhestätte eines Ritters der Vorzeit, der in der Kirche begraben sey. Der Küster führte sie auf den freien Platz vor dem Altare und zeigte ihnen einen Grabstein, auf welchem ein Ritter in Lebensgröße abgebildet war. Die Matrone hielt ihm eine feierliche Standrede, wobei der ehrerbietige Zuhörer, der Küster, fleißig mit dem Kopfe nickte. Indessen kniete das schöne Mädchen, das ich Helene nennen hörte, am Grabmahle nieder, sprach mit gefalteten Händen ein leises Gebet, küßte dann den Mund des steinernen Mannes, und legte sanft eine Rose auf seine Brust.

Nach dieſer Todtenfeier verließen ſie die Kirche. Ich drückte mich in einen Winkel, um ſie nahe bei mir vorbeigehen zu ſehen, und folgte ihnen, als mir das gelungen war, auf dem Fuße nach. Vor der Kirchthüre ſtrömten uns ein paar hundert Menſchen entgegen, die einen tollen Hund vor ſich her ſteinigten. Er ſchoß, indem ich ihn gewahr wurde, ſchon auf Helenen zu, und wollte ſie eben verletzen, als ich vorſprang und mit einem Knüttel, den ich einem unthätigen Gaffer aus der Hand riß, das Unthier zu Boden ſchlug. Jubelgeſchrei erſcholl um mich her. Das erſchrockene Mädchen ſank der Alten in die Arme. Dieſe fragte: „Wer ſind Sie?“ — Ein Student. — „Von Adel?“ — Nein. — Sie warf den Kopf zurück, ſagte kalt: „Wir danken!“ und zog das Mädchen mit ſich fort. Helene wandte ſich aber zurück, reichte mir eine Roſe, und legte mit einem ſeelenvollen Blicke, den ich nie vergeſſen werde, die Hand auf's Herz. Die Matrone ſchüttelte den Kopf, eilte haſtig zum Wagen, ſetzte ſich mit dem Mädchen hinein und fuhr von dannen.

Ich forſchte bei dem Gaſtwirthe nach dem Namen und Wohnorte der beiden Damen: er wußte nichts. Ich fragte den Küſter: er konnte mir eben ſo wenig Auskunft geben. So war mir das liebe Kind ohne Hoffnung des Wiederſehens entſchwunden. Nur des Engels Bild blieb in meinem Herzen zurück. Mißmüthig ließ ich mein Pferd vorführen. Ich wollte bei dem Gaſtwirthe, auf deſſen zunftmäßige Neugier ich vergebens gerechnet hatte, weder eſſen noch trinken. Als ich zu Pferde ſtieg, machte ich noch einen Verſuch, etwas von dem Hausknechte zu erfahren; und er wußte wirklich mehr, als die Andern. Er hatte von dem Kutſcher gehört, daß die Reiſe der Damen nach dem ſüdlichen Deutſchland gehe.

Dahin konnte ich ihnen nicht folgen. Meine Mutter erwartete mich mit Sehnsucht. Als ich zu ihr kam, fand ich sie krank. Der Arzt, den ich über ihren Zustand befragte, gab wenig Trost, ihr Leben noch lange zu fristen. Sie ward von Tage zu Tage schwächer, und schien überdieß an einer Gemüthskrankheit zu leiden. Es drückte sie offenbar ein Geheimniß, das sie eben so ungern entdecken, als mit ins Grab nehmen wollte.

Einsmals ward ich in der Nacht zu ihr gerufen. „Lieber Sohn," sagte sie, „das Gefühl meines nahen Todes bringt mir ein schmerzliches Bekenntniß ab. Ich täuschte deinen seligen Stiefvater, als wir uns heiratheten, mit dem Vorgeben, daß ich die Wittwe eines im Auslande verstorbenen Beamten sey: aber ich lebte vorher in keiner gesetzmäßigen Ehe. Du heißest nicht Walland, wie man dich bisher nannte; du bist der natürliche Sohn eines Mannes von Stande, dessen Reichthum du schon aus diesem Ringe beurtheilen kannst." — Sie öffnete ein kleines Futteral und fuhr fort: „Dieser Ring, der wenigstens tausend Thaler werth ist, ward mir von deinem Vater für dich anvertraut, damit du dich ihm einst dadurch als sein Sohn zu erkennen geben solltest." — Staunend fragte ich nach dem Namen meines Vaters. „Es ist der Graf — —" sagte sie und verlor in diesem Augenblicke, von einem Schlagfluß befallen, die Sprache. Sie gab mir durch Geberden zu verstehen, daß sie schreiben wolle; aber indem ich ihr eine Schreibtafel reichte, erstarrte sie und verschied.

Ihr schneller Tod erschütterte mich doppelt, weil das Licht, das mir eben über meine Herkunft aufdämmerte, plötzlich dadurch wieder erlosch. Als ich etwas ruhiger geworden war, beschloß ich, meinen Vater aufzusuchen. Ich fand unter den Papieren meiner Mutter den Brief, mit

welchem er ihr den Erkennungsring zugesandt hatte: aber die Stelle der Namensunterschrift vertrat ein flüchtiger Federzug, der sich nicht enträthseln ließ. Wichtiger war mir daher ein dabei liegender Beutel mit Gold, der mich mit Reisegeld versorgte, und in den Stand setzte, ein Reitpferd zu kaufen.

Meine Mutter war, als sie heirathete, mit mir aus dem südlichen Deutschland gekommen. Daraus schloß ich, daß mein Vater dort wohne; und dahin zu ziehen, war mir erwünscht, weil ich auf dieser irrenden Ritterfahrt auch Helenen zu finden hoffte. Getrost nahm ich also meinen Weg nach Süden, und ritt von Schloß zu Schloß, wo ein Graf wohnte, der seinem Alter nach mein Vater seyn konnte. Ich meldete mich als ein Mann, der einen kostbaren Ring zu verkaufen habe. Man ließ mich überall vor; aber nirgend bemerkte ich bei Vorzeigung dieses Kleinods eine Veränderung im Gesichte der Grafen. Deßwegen bot ich allenthalben meinen Ring, um ihn gewiß zu behalten, für viertausend Thaler an, und da zerschlug sich der Handel sogleich mit Hohnlachen.

Nach Helenen forschte ich umsonst. Die Rose, die sie mir schenkte, war mein liebstes Eigenthum. Ich führte sie in der Brieftasche mit mir herum und küßte sie so gern, daß ich mir es ernstlich verbieten mußte, um sie nicht zu zerstören.

Als ich ungefähr vierzehn Tage lang ins Kreuz und in die Quere gezogen war, traf ich in einem Gasthause, wo ich über Nacht blieb, einen jungen Mann, der sich Richard nannte und ebenfalls eine Reise zu Pferde machte. Einander gefallend, wurden wir einig, den folgenden Tag unsere Klepper ruhen zu lassen und uns in der schönen Gegend zu vergnügen. Wir tranken beim Abendessen einen

trefflichen Wein, der mich in einen unvorsichtigen Schwätzer verwandelte. Ich bekannte meine gräfliche Herkunft, zeigte meinem Zechgesellen den Ring und vertraute ihm die Verfahrungsart, wie ich damit meinen Vater zu entdecken suchte. Wir scherzten darüber und gingen fröhlich zu Bette.

Am Morgen darauf weckte mich schon um vier Uhr die Sonne. Ich forderte meinen Stubengenossen auf, mit mir spazieren zu gehen. Es gefiel ihm aber in den Federn; er wollte noch einige Stunden schlafen. „Faulenzer!“ sagte ich, und ging allein. Ich erstieg einen Berg, lagerte mich ins Grüne, und weidete meine Augen an den paradiesischen Bezirken des unter mir fließenden Rheinstroms.

Als ich mich so bis gegen sieben Uhr ergötzt hatte, ging ich in den Gasthof zurück. Der Wirth brachte mir den Stubenschlüssel entgegen und sagte: Herr Richard sey ausgeritten und komme erst zum Mittagessen wieder. Das befremdete mich. Ich flog, nichts Gutes ahnend, in unser gemeinschaftliches Zimmer. Da sah ich von meinem Herrn Richard keine Spur mehr. Er hatte sein ganzes Gepäck und meinen väterlichen Ring mitgenommen. Bestürzt ließ ich mein Pferd satteln und setzte dem Räuber nach. Aber sein Vorsprung war zu groß; ich verfehlte wohl auch seinen Fluchtweg; kurz, ich fand ihn nicht und er kam, wie sich von selbst versteht, nicht wieder.

Ich mußte nun die Hoffnung aufgeben, meinen Vater zu erforschen. Auch schien das Glück nicht geneigt, mich Helenen finden zu lassen. Darum entschloß ich mich Nachmittags zur Rückreise.

Schon zu Pferde, mit dem Gesichte nach Norden, warf ich noch nach Süden einen Scheideblick für Helenen. Da fiel mir ein abwärts gelegener, freundlicher Berg in die

Augen, und es war, als geböte mir eine Stimme, hinüber zu reiten. Ich lenkte mein Pferd dahin. Auf dem Gipfel der Höhe erblickte ich gegenüber einen minder hohen Berg mit einem ansehnlichen Schloſſe, und unten im Thale ein wohlgebautes Städtchen, deſſen äußerſte Gebäude und Gärten den Fuß beider Berge berührten. Seitwärts, doch meinem Standpunkte ziemlich nahe, breitete ſich ein anmuthiger, mit Bäumen und einem weißen Geländer umgebener Grasplatz aus. Dieſer zog meine Augen beſonders an ſich, weil auf demſelben zwei dicke Männer, die etwas betrunken zu ſeyn ſchienen, ein junges Frauenzimmer, das ihnen immer auswich, ſchwerfällig und mit Gelächter verfolgten. Es war eine Geſtalt wie Helene, und ich jagte über Hals und Kopf den Berg hinab, um ſie zu ſchützen.

Als ich näher kam, ſah ich freilich, daß ich mich geirrt hatte. Doch das Mädchen war ſehr hübſch, und der alberne Muthwille der beiden zudringlichen Herren mißfiel mir um ſo mehr, da er zu ihren vierzig bis fünfzig Jahren und ihrer ſteifen Kleidung mit Haarbeutel und Degen nicht paßte. Sie ſtarrten mich, als ich herbeiſprengte, einen Augenblick an, ſetzten aber dann ihre Jagd unverſchämt fort. Ich ſtieg vom Pferde, übergab es einem dienſtfertigen Knaben und eilte zur nächſten Oeffnung des Geländers. Hier ſtand ein bejahrter, unförmlicher, in altdeutſche Tracht gekleideter Zwerg, der freudig in die Hände klaſchte, weil eben die wollüſtigen Faunen das Mädchen erhaſcht hatten und rechts und links nach Küſſen rangen. Das kleine Mißgeſchöpf ſchien mir den Eintritt in die Schranken verwehren zu wollen; ich ſchob es aber auf die Seite, ging raſch auf die beiden Dicken los und ſagte: „Ruhe, meine Herren! Ein Kuß iſt eine freiwillige Gunſt, die kein edler Mann zu erzwingen ſucht.“ — Sie ſtanden

wie versteinert. Das Mädchen entschlüpfte ihnen, machte mir eine Verbeugung und wandte sich nach der Stadt. Ich bot ihr meinen Arm; sie nahm ihn an; die Dicken und der Zwerg lachten und schimpften hinter uns her.

„Wer sind denn diese ungezogenen Herren?“ fragte ich leise.

„Beide,“ sagte das Mädchen, „stehen in Diensten des Fürsten von Arenhain, der hier herum ansehnliche Güter und dieses Städtchen besitzt. Dort sehn Sie sein Schloß; da wohnt er mit einem großen Hofstaate und diese Herren gehören dazu. Der dickste von beiden ist Kapellmeister, der andere Leibarzt. Auch der Zwerg ist ein Anhängsel der fürstlichen Dienerschaft, und zieht immer Jenen nach, wenn sie herumschweifen. Hätte ich gewußt, daß sie mein Unstern dorthin führen würde, wo ich Schillers Maria Stuart in Ruhe lesen wollte, ich wäre zu Hause geblieben.“

So sprach das Mädchen mit einer ungemein lieblichen Stimme und mit gutmüthiger Freundlichkeit, die das einnehmende Gesichtchen noch verschönerte. Ich weidete mich mit innigem Vergnügen an diesem Verein von Anmuth, und es reute mich gar nicht, daß ich über den Berg herüber geritten war.

Wir kamen in die Stadt. Das Mädchen stand vor einem ansehnlichen Hause still und sagte: „Hier ist meine Wohnung. Wollen Sie mit herein treten? Mein Vater, der hiesige Pfarrer, wird sich freuen, Ihnen für den mir geleisteten Schutz danken zu können.“

Es versteht sich, daß ich die Gelegenheit, mit dem lieben Mädchen länger beisammen zu seyn, freudig ergriff. Der Vater, ein ehrwürdiger Greis, war mit der Pflege seiner Blumen im Garten beschäftigt. Er kam, ohne den starren,

mißtrauischen Blick, der oft Unbekannten entgegenschießt, freundlich auf mich zu. Die Tochter erzählte ihm, wie ich sie auf dem Grasplatze gerettet hatte. Er dankte mir; und wie Homer's Griechen jeden Fremdling, der in ihr Haus tritt, gastfreundlich bewirthen, und dann erst nach seinem Namen fragen, so forschte auch der gute Pfarrer mit keinem Worte nach meinen persönlichen Verhältnissen, sondern lud mich sogleich zum Abendessen ein. Ich nahm die Einladung an, beurlaubte mich aber auf eine Viertelstunde, um nach meinem Pferde zu sehen, das ich durch den Knaben in den Gasthof geschickt hatte.

Indem ich dort das Nöthige besorgte, erschien ein finsterer, großnasiger Mann und fuhr auf mich los: „Sind Sie der Mensch, der sich gegen den fürstlichen Herrn Leibarzt und den Herrn Kapellmeister unartig aufgeführt hat?"

Ich lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Unarten, mein Herr, scheinen hier erlaubt, da Sie selbst eine so unartige Frage thun."

„O, spaßen Sie nicht!" sprach er stolz. „Ich bin der hochfürstliche Justiz-Director."

„Aber doch wohl nicht mein Hofmeister?" — fiel ich ein.

„Ich verbitte dergleichen Anzüglichkeiten!" rief er heftig. „Zeigen Sie mir Ihren Reisepaß!"

Ich wartete damit auf. Er fand nichts daran zu mäkeln, bedeutete mich aber dennoch, die Stadt und das ganze hochfürstliche Gebiet des folgenden Tages wieder zu verlassen.

„Vielleicht! — vielleicht auch nicht!" antwortete ich.

„Ich werde Sie Gehorsam lehren!" rief er wild und stürmte davon.

Die kleine Mißlaune, in die mich dieser Auftritt versetzt hatte, verschwand sogleich im Pfarrhause, wohin ich nun

zurückkehrte. Friederike, mein liebenswürdiger Schützling, fesselte mich mit jedem Augenblicke mehr und gewann in meinem Herzen einen Platz neben Helenen, obgleich diese noch immer den Vorzug behauptete. Auch die Pfarrerin, die sich mir jetzt erst zeigte, war ein gutes, redseliges Mütterchen. Sie sagte mir, so oft sie geschäftig durchs Zimmer trippelte, ein freundliches Wort. Bei Tische unterhielt sie mich vom Fürsten und seinem Hofwesen. Sie lobte ihn als einen wackern, frommen Herrn, tadelte hingegen, daß er sich zu tief in seine Andachtsbücher vergrabe und weder sehe noch höre, daß er von Wölfen in Schafskleidern umgeben sey. Sein bisheriger Secretär und Vorleser, setzte sie hinzu, habe aus Aergerniß über diese Rotte seinen Abschied genommen, und der Fürst bemühe sich seit einiger Zeit vergebens, einen andern brauchbaren jungen Mann an dessen Stelle zu finden.

Friederike sah mich an, und ich las es ihr aus den Augen, daß sie wünschte, ich möchte fähig und geneigt seyn, den Posten anzunehmen. Ich hatte nie Lust, bei einem Privatmanne — was doch der Fürst nur war — in Dienste zu treten, weil man dann, ohne einen Schatten von Freiheit, jede Stunde, jeden Augenblick gewärtig seyn muß, durch einen Bedienten, oder wohl gar durch die verächtliche Stimme der Klingel, zum Gebieter gerufen zu werden. Doch Friederikens Augen zauberten plötzlich diese alte Bedenklichkeit aus meinem Kopfe heraus. Ich erklärte, daß mich die Wölfe in Schafskleidern nicht abschrecken sollten, dem Fürsten meine Dienste anzutragen, wenn ich nur, als ein ihm unbekannter Fremdling, hoffen dürfe, williges Gehör bei ihm zu finden.

Jetzt erst erlaubte sich der bescheidene Pfarrer, nach meinem Stande zu fragen. Ich antwortete ihm, daß ich die

Rechte studiert habe, französisch und italienisch verstehe, und mich dem Aemtchen eines Privatsecretärs gewachsen fühle.

„Das freut mich," sprach er. „Sie gefallen mir, und es wäre mir herzlich lieb, Sie bei uns zu behalten. Unsere Bekanntschaft ist freilich noch zu neu, als daß ich Sie dem Fürsten empfehlen könnte, aber vorstellen will ich Sie ihm, und da er eben nicht mißtrauisch ist, so wird er hoffentlich Ihr ehrliches Gesicht als Bürgen Ihres künftigen Wohlverhaltens gelten lassen."

„Es sey gewagt!" entgegnete ich. Erröthend nickte mir Friederike zu, und ihr Vater bestimmte den nächsten Morgen zur Einführung beim Fürsten.

Wir gingen ziemlich früh auf's Schloß. Der Fürst ließ uns sogleich vor. Er legte, als wir in sein Zimmer traten, ein in schwarzen Corduan gebundenes Buch aus der Hand und empfing uns sehr liebreich. Der Pfarrer trug mein Gesuch vor. Schweigend sah mich der Fürst ein Weilchen an, als wollte er aus meinen Gesichtszügen mein Inneres erforschen. Er fragte hierauf nach meiner Herkunft und dem Zweck meiner Reise. Ich war denn, wofür ich bisher immer gegolten hatte, der Sohn eines verstorbenen Beamten Walland, und machte die Reise blos, um Welt und Menschen kennen zu lernen. „Schreiben Sie eine deutliche Hand?" fragte er weiter. Ich erbot mich zu einer Probe. Er dictirte mir einen Brief, worin er sein Urtheil über ein neues theologisches Werk einem Freunde mittheilte. Meine Handschrift gefiel ihm. Er reichte mir dann das Buch, das er bei unserer Ankunft weggelegt hatte. Es war ein Theil von Jakob Böhme's Schriften. Ich mußte ihm eine Seite daraus vorlesen.

Indem ich meine Stimme hören ließ, trat jemand, den

ich, die Augen aufs Buch geheftet, nicht wahrnehmen konnte, mit leisen Schritten ins Zimmer. Kurz nachher gab mir der Fürst ein Zeichen, im Lesen einzuhalten. Ich sah mich um, und hinter mir stand — Helene.

Sie erhob mit Erstaunen die Hände. Ich aber erschrack vor Freude so, daß ich den ehrlichen Jakob zu Boden fallen ließ.

Der Fürst schüttelte ein wenig den Kopf, nahm mir das Buch, das ich schnell aufhob, aus der Hand und legte es, nach einer sanften Berührung mit den Lippen, auf den Tisch. Dann sah er mich und Helenen an und fragte: „Was ist Ihnen?“

„Gnädiger Herr Oheim,“ antwortete sie, „es überrascht mich, den wackern Mann hier zu finden, der mich, wie ich Ihnen erzählt habe, in jenem Städtchen, wo unser Ahnherr begraben liegt, vor dem Anfall eines wüthenden Hundes schützte, und den ich für die Rettung meines Lebens nur mit einer Rose belohnen konnte.“

„Wunderbare Fügung des Himmels!“ rief der Fürst und faltete die Hände. „Es war eine brave That, deren Vergeltung ich übernehme. Vorläufig ernenne ich Sie, Herr Walland, zu meinem Secretär, mit dem bei mir gewöhnlichen Gehalte von sechshundert Thalern und freier Wohnung und Kost.“

Was fragte ich nach Geld und Kost? Mich berauschte das Glück, daß ich künftig mit Helenen unter Einem Dache wohnen sollte, und ich hatte Mühe, meine stürmische Freude zu zügeln. Doch ich mäßigte mich und nahm mit ehrbaren Worten die Bestallung an. Auch Helene dankte dem Oheim, daß er ihre Schuld abtragen wolle. Ich empfahl mich dann, um die nöthigen Einrichtungen zum Antritt meines Aemtchens zu treffen.

Der Pfarrer begleitete mich und erzählte mir unter Weges: Helene von Arenhain sey eine Nichte des Fürsten, und wahrscheinlich die bestimmte Erbin seines großen Vermögens. Es befinde sich aber noch eine mit ihr angekommene Tante, eine Frau von Bärwald, im Schlosse und führe die Oberaufsicht über das Hauswesen; denn der Fürst bekümmere sich wenig um weltliche Dinge, und sey daher in frühern Zeiten von Haushofmeistern und Köchen sehr bevortheilt worden.

So erfuhr ich mit stillem Mißvergnügen die Anwesenheit der stolzen Matrone, die an meinem Freudenhimmel wie eine dunkle Wolke heraufzog.

Ich ging in den Gasthof, wo sich mein Pferd und Gepäck befand. Hier lauerte schon der Justiz-Director auf mich. „Nun werden Sie bald satteln?“ rief er mir gebieterisch zu.

„Nein, Herr Justiz-Director!“ antwortete ich. „Es gefällt mir an diesem Orte so wohl, daß ich vielleicht hier bleibe.“

Er glotzte mich an, und befahl mir zornig, sofort abzureisen, wenn ich nicht durch Gerichtsdiener über die Gränze gebracht seyn wolle.

„Damit werden Sie mich gefälligst verschonen;“ sagte ich lächelnd. „Der Fürst hat eben die Gnade gehabt, mich als Secretär in seine Dienste zu nehmen.“

Er erstarrte zu einer Bildsäule, und war einen Augenblick unschlüssig, wie er sich bei diesem Donnerschlage geberden wolle. Endlich lös'te sich die Versteinerung seines Gesichts in ein heuchlerisches Grinsen auf. „Ei! das haben wohl der Herr Pfarrer bewirkt?“ sprach er mit höhnisch-süßlicher Stimme. „Nun ja, wenn man erwachsene Töchter hat — hehe! hihi!“ —

Ich bedeutete ihn, daß er dem wackern Geistlichen durch Andichtung eines solchen Bewegungsgrundes sehr Unrecht thue. Er wies aber meinen Widerspruch mit Gelächter zurück und versicherte, daß er sich über mein Glück, mein doppeltes Glück, aufrichtig freue. Dennoch brummte er, als er mit einem Druck der Hand von mir Abschied genommen hatte, die Treppe hinab: „Wenn sich doch der Pfaff in solche Dinge nicht mengte!“ — Dann lief er hastig nach dem Schlosse hin und hieb mit dem Stocke ins Straßenpflaster, daß Kies und Funken umherflogen.

Der Pfarrer hatte mich auf den Mittag zu Tische gebeten, und ich aß bei ihm, weil ich nicht gleich bei der fürstlichen Tafel meine Antrittsrolle spielen wollte. Friederike, die indessen meine Bekanntschaft mit Helenen von ihrem Vater vernommen hatte, war kleinlaut und niedergeschlagen. Sie vermied, von Helenen zu sprechen, und auch ich that der kleinen Eifersüchtigen den Gefallen, des Fräuleins von Arenhain nicht zu erwähnen. Das beruhigte sie nach und nach, und am Ende ward sie wieder ganz heiter, als ich beim Abschiede versprach, ihr Haus so oft zu besuchen, als es meine Dienstgeschäfte erlauben würden.

Gegen Abend hielt ich mit einem Knaben, der meinen Mantelsack trug, meinen Einzug im Schlosse. Ich ward bei der Frau Oberaufseherin gemeldet. Sie ließ mich lange warten, ehe sie mit einem Bund Schlüssel erschien, und mir ohne Wort und Laut winkte, ihr zu folgen. „Das ist die Schreiberwohnung!“ sagte sie, indem sie zwei artige Zimmerchen aufschloß. Ich rückte mit meinem Mantelsack ein. „Ist das die ganze Bagage?“ fragte sie hohnlächelnd, und indem ich antworten wollte, daß man zu Pferde nicht viel fortbringen könne, eilte sie hinweg, ohne mich anzuhören.

So ließ mich die gestrenge Frau den ersten Druck der Dienstbarkeit empfinden. Ich hätte gern das lästige Joch auf der Stelle wieder abgeschüttelt; doch Helenens Nähe stärkte mich, es geduldig zu tragen. Der Fürst selbst ging sehr sanft und wohlwollend mit mir um. Ich ward erst am folgenden Morgen zu ihm gerufen, und als er mir einen kurzen Aufsatz in die Feder gesagt und ich ihm eine halbe Stunde lang vorgelesen hatte, waren meine Amtsgeschäfte für diesen Tag abgethan.

Bei der Tafel sah ich Helenen, aber auch die stolze Tante und die drei Herren, mit welchen ich Tages zuvor Händel gehabt hatte. Die letztern thaten, als kennten sie mich nicht mehr; und sie selbst erschienen so ganz verändert, daß auch ich sie beinahe nicht wieder gekannt hätte. Die gestrigen Wüstlinge waren heute scheinheilige Kopfhänger, und gossen über jeden Gegenstand des Tischgesprächs eine moralische Brühe, die sie mit biblischen Sprüchen und Liederversen würzten.

Der Fürst, dem sie sich durch diese Frömmelei empfehlen wollten, war kein Gleißner, wie sie: er war ein Biedermann von wahrem, gottesfürchtigem Sinn und Wandel; aber freilich ein frommer Schwärmer und Anhänger der herrnhuthischen Brüdergemeine. Die Werke des Grafen Zinzendorf und seiner Glaubensgenossen waren daher gewöhnlich die Bücher, aus welchen ich vorlesen mußte. Doch erquickte sich der Fürst nicht an diesen allein: er besaß noch eine bedeutende Sammlung von ältern überfinnlichen Schriften, deren Verfasser sich eines unmittelbaren vertrauten Umgangs mit Gott und Geistern rühmten. Auch diese Mystiker wurden oft in den Lesestunden zur Hand genommen. Aber die Kirche besuchte der Fürst nie. Seine kühne Einbildungskraft fand die Predigten meines

guten Pfarrers, deren er nur zwei oder drei zur Probe gehört hatte, viel zu lau und gemein. Er predigte bisweilen selbst, wenn reisende evangelische Brüder, oder sogenannte Stille im Lande bei ihm einsprachen und er ihnen zu Ehren eine geheime gottesdienstliche Versammlung im Schlosse veranstaltete.

Bei solchen Feierlichkeiten duckten und schmiegten sich die drei Heuchler, die sich zum Schein als Verehrer und Mitglieder der Secte betrugen, in den heiligen Kreis mit hinein, und waren sogar frech genug, den Rednerstuhl zu besteigen. Aber ungeachtet ich mich zu dergleichen elenden Kunstgriffen niemals erniedrigte, war mir dennoch der Fürst eben so gewogen, als ihnen, und bewies mir in vielen Fällen ein ausgezeichnetes Vertrauen, dessen sie von ihm nicht gewürdiget wurden. Darum war ich ihnen ein Dorn im Auge. Sie stichelten, um mich zu verketzern und zu verdrängen, oft bei der Tafel auf Menschen ohne Religion, und schielten dabei nach mir; doch der hochherzige Fürst nahm von diesen und andern verblümten Reden keine Kenntniß.

Mir waren die stumpfen Pfeile, die während der Mahlzeit nach mir flogen, um so weniger empfindlich, da ich immer zu gleicher Zeit Helenen sah und mich manches holden Blickes erfreute. Aber jeder Möglichkeit, uns einmal unter vier Augen zu sprechen, beugte Frau von Bärwald, als Ehrenhüterin des Fräuleins, sorgsam vor. Ich hielt mich denn auch von selbst in meinen Schranken. Die Kluft zwischen einem Privatsekretär und der Nichte eines Fürsten war zu groß. Meine Leidenschaft lauschte still am Rande, ohne einen Sprung hinüber zu wagen. Jenseits strahlte mir Helene, wie man den Mond und die Sterne

mit Vergnügen sieht, ohne daß ein Gedanke sich regt, sie besitzen zu wollen.

Friederike hingegen war ein Licht, dem ich mich nahen konnte, ohne mir, wie eine Mücke, die Flügel zu versengen. Ich besuchte sie daher fleißig; nicht als Liebhaber, sondern als Freund.

„Sie kommen wie gerufen!“ sprach sie eines Tages. „Sie sollen mir mit Rath und That an die Hand gehen. Eine meiner Freundinnen, ein sehr hübsches Mädchen, befindet sich in der ängstlichsten Verlegenheit.“

„Charlotte — so heißt sie — liebt einen jungen, braven Mann, den Kaufmann Elbing; aber ihre Base besteht darauf, daß sie den fürstlichen Kapellmeister, der um sie wirbt, heirathen soll. Sie haßt ihn, wie billig; und da sie ein eigenes, nicht unbedeutendes Vermögen besitzt, so könnte sie frank und frei nach ihrer Neigung wählen: das alberne Gänschen hat sich jedoch von der Base bereden lassen, die Entscheidung ihres ehelichen Looses einer hier lebenden Wahrsagerin zu unterwerfen. Diese alte Sibylle, der Kapellmeister und die Base stecken unter Einer Decke. Charlotte soll heute Abend den ihr vom Schicksal bestimmten Bräutigam in einem Zauberspiegel zu sehen bekommen. Das ist aber Betrug. Der sogenannte Zauberspiegel besteht blos aus einer großen Glastafel, die, in einen Rahmen gefaßt und mit Vorhängen umgeben, an die ausgehobene Thür einer Kammer gestellt wird. Und hinter diesem Glase will der Kapellmeister in Lebensgröße erscheinen. — Das alles weiß ich von einem eben so ehrlichen, als gescheidten Mädchen, das bei der Wahrsagerin dient, und von ihr den Auftrag hat, den saubern Herrn heimlich in die Kammer zu führen, während die Alte, zur Vorbereitung auf die Hauptscene, das Schicksalsbuch der

Karte aufschlagen und Charlotten auch darin den dicken Bräutigam zeigen wird.“ —

Ich lachte über die Geschichte und sagte: mein Rath sey der, Charlotten den entworfenen Betrug zu entdecken und seine Wirkung dadurch zu vernichten.

„Dann stehen wir auf dem alten Flecke!“ entgegnete Friederike. „Der Kapellmeister macht einen Spaß daraus, und die Base tritt ihm aufs Neue die Brücke. Damit ist uns also nicht geholfen. Könnte man es aber in geheim, und sogar ohne Charlottens Vorbewußt, dahin bringen, daß Elbing, anstatt des Dicken, im Zauberspiegel erschiene, so wäre meine Freundin von allen weitern Zunöthigungen frei: denn die Base hat mit ihr den Vertrag geschlossen, daß sie den Mann im Spiegel ohne Widerspruch heirathen darf, wenn es Elbing ist, und ohne Weigerung heirathen muß, wenn der Kapellmeister sich darstellt.“

„Recht gut!“ sagte ich. „Aber der Umtausch der beiden Nebenbuhler —“

„Ist ein Geschäft, in das wir uns theilen wollen,“ fiel sie ein. „Ich veranstalte, daß Elbing im Zauberspiegel erscheint und Sie fesseln, wie Sie wollen, wie sie können, den Kapellmeister, daß es ihm unmöglich wird, sich auf den Abend um acht Uhr im Hause der Wahrsagerin einzufinden.“

Ich weigerte mich, die mir zugetheilte Rolle zu übernehmen, weil sie sich ohne List und Ränke, die meiner Natur zuwider sind, nicht ausführen ließ. Aber Friederike lachte über meine Bedenklichkeit und sagte: List gegen List sey erlaubt, und sey es hier um so mehr, da ein gutes Werk, die Vereinigung zweier Liebenden, dadurch befördert werde. Sie gab allen weitern Einwendungen, die

ich noch vorbrachte, kein Gehör, und ich mußte zuletzt versprechen, den Kapellmeister im Zaume zu halten.

Damit dieß ohne Aufsehen geschehe, ließ ich in den Nachmittagsstunden, als der Fürst zufällig mit mir über Musik sprach, den Wunsch verlauten, ein gewisses geistliches Singstück, das die Hauskapelle kurz zuvor eingeübt hatte, auf den Abend vortragen zu hören. Doch leider hatte der Fürst keine Lust dazu; er vertröstete mich auf den folgenden Tag. Ich mußte nun den Kapellmeister, der sich um sieben Uhr noch zu Hause befand, auf eine andere Weise gefangen nehmen.

Das natürlichste Mittel war, ihn im Schlosse einzusperren. Möglich machte dieß der Umstand, daß die Pforte beständig verschlossen war und Niemand ohne Hülfe des Thorwärters hinaus konnte. Er hatte zwei Schlüssel. Einen führte er immer bei sich; der andere hing in seinem Stübchen an einem Nagel, und seine Frau öffnete damit das Thor, wenn er selbst nicht zugegen war.

Ich brauchte den alten Mann oft in meinen Angelegenheiten zum Boten. Es kam ihm daher gar nicht wunderbar vor, als ich ihm jetzt ein auswärtiges Geschäft übertrug, dessen Ausrichtung wenigstens anderthalb Stunden erforderte. Indem er sich dazu reisefertig machte, nahm ich den Zwillingsbruder des Thorschlüssels, der ihn überall begleitete, von der Wand und versenkte ihn behutsam in des Alten geräumige Rocktasche. Meine ehrliche Hand zitterte bei diesem Schelmenstreiche; doch die abendliche Dunkelheit des Stübchens ließ ihn vollkommen gelingen. Mein Geschäftsträger ging richtig mit beiden Schlüsseln fort.

Ich machte mich nun geschwind vom Thore weg und stellte mich oben im Schlosse an ein Fenster, das in den Hof ging. Kaum war ich da, so stapelte der Kapellmei-

ſter, deſſen galonirtes Bratenkleid auch in der Dämmerung glänzte, quer über den Hof und eilte hin nach dem Thore. Herriſch rief er den Pförtner, und wiederholte mehrmals mit verſtärkter Stimme den Ruf, während die alte Pförtnerin den von mir entfremdeten Schlüſſel ſuchen mochte. Eine Laterne in der Hand, kam ſie endlich, mit kläglichen Worten, die ich nicht verſtehen konnte, aus ihrem Stübchen heraus. Der Kapellmeiſter begann gräßlich zu fluchen, und mit der Wuth eines Bären, der einen Baum, von welchem der ungeſchickte Tölpel herabgefallen iſt, dafür züchtigen und umreißen will, lief er Sturm gegen das Thor. Bald darauf ward mein Name genannt. Stracks keuchte der Kapellmeiſter wieder über den Hof zurück, und ich, ſeines Beſuchs gewärtig, ſchlüpfte in meine Wohnſtube. —

Er überfiel mich, ohne Anklopfen, mit einem heftigen Verweiſe, daß ich den Mann, der ſeines Amtes an der Pforte warten ſolle, nach Oſten und Weſten verſende. Ich antwortete: es ſey Schade, daß er mir das nicht geſtern verboten habe, ſo wäre es heute nicht geſchehen; doch wolle ich ihm den guten Rath geben, ſich von der Thorwärterin die Pforte öffnen zu laſſen. „So klug bin ich ſelbſt!“ fuhr er auf. „Es iſt aber kein Schlüſſel da; der alte Träumer hat beide mitgenommen.“ — Froh, daß auf mich kein Verdacht fiel, wies ich dem ungeſtümmen Menſchen, als er mich noch weiter ausſchelten wollte, muthig die Thür.

Die Thurmglocke ſchlug eben acht. Er lief, als brennte ihm der Kopf, nach dem Thore zurück. Ich ſtellte mich wieder auf die Lauer, und hörte, daß er in der Pförtnerſtube gewaltig tobte. Ein Weilchen nachher entſtand eine Stille, die ungefähr fünf Minuten dauerte. Dann

aber erhob er ein Zetergeschrei, als wäre sein Leben in Gefahr. Die alte Frau lief ängstlich über den Hof nach der Wachstube, wo von unserer Schloßgarnison, die aus zwölf alten Soldaten bestand, täglich drei Mann aufzogen. Während der Zeit schrie der Kapellmeister noch stärker. Es ward Christenpflicht, ihm zu Hülfe zu eilen.

Ich fand ein lustiges Unglück. Mein Gefangener hatte sich durch das einzige kleine Fenster, das die im Erdgeschoß befindliche Wohnung des Pförtners sparsam erleuchtete, in Freiheit setzen wollen, und war wie ein Pfropfen in der Flasche stecken geblieben. Die Beine hingen hinaus in die Luft; das Brustſtück war in der Stube. So hielt er sich, auf dem Bauche liegend und auf Rettung harrend, im Gleichgewichte: dieß aber ward, wie oft das politische, auf die feindseligste Weise gestört. Es stand nämlich draußen unter dem Fenster ein Raufbold, der des Kapellmeisters schutz- und wehrlose Rückseite, besonders den erhabensten Theil derselben, unablässig mit einem Stocke zerbläute und sich weder durch Strapeln noch Schreien in diesem Geschäfte stören ließ. Ich war außer Stande, dem Leidenden zu helfen. Er steckte so fest zwischen dem Rahmen, daß ich ihn nicht herauszuarbeiten vermochte. Eben so wenig konnte ich dem rastlosen Zuchtmeister Einhalt thun, weil des Züchtlings breite Körpermasse das ganze Fenster verstopfte. Doch bald kam Hülfe. Die Thorwärterin hatte die gesammte wachhabende Mannschaft aufgeboten, und als diese sich mit vorspannte, zogen wir den geschlagenen Mann glücklich aus der Klemme.

„Wer da?“ rief ich schnell zum Fenster hinaus.

„Gut Freund!“ antwortete die rauhe Baßstimme des Oberbefehlshabers der Garnison.

Diese alte Kriegsgurgel, ein vormals preußischer Unteroffizier, hatte sich in der Stadt gütlich gethan. Als er bei Nacht und Nebel — den letztern im Kopfe — ans Schloß zurück kommt, sieht er ein paar Beine aus dem Fenster hängen, und in der Meinung, daß sie einem Unfugsstifter gehören, macht er sich das lange entbehrte Vergnügen, seinen Corporalstock, wie weiland in der guten alten Zeit, tüchtig zu handhaben." — Das erfuhr ich nachher von ihm; denn jetzt entfernte ich mich ohne Verzug, um eines neuen Wortwechsels mit dem Kapellmeister überhoben zu seyn.

Bald darauf kam der Thorwärter zu mir und erstattete Bericht über das ihm aufgetragene Geschäft. Er klagte sich selbst an, daß er aus Uebereilung beide Schlüssel mitgenommen habe. Ich fand nicht für rathsam, ihm aus dem Traume zu helfen, erfreute ihn aber durch einen so reichlichen Botenlohn, daß er sich über den Zorn des Kapellmeisters, der sogleich nach Oeffnung des Thores wie ein wilder Eber hinausgefahren war, lachend hinwegsetzte.

„Sie sind ein Goldmann!" rief Friederike, als ich sie das nächste Mal besuchte. „Unser Spiel ist gewonnen! Lassen Sie sich erzählen."

„Lottchen und die Base gehen glücklicher Weise noch vor acht Uhr zur Wahrsagerin. Sie schlägt die Karte, und der dicke Mann zeigt sich hinten und vorn als der Gespons, dessen Ehe mit Charlotten im Himmel geschlossen sey. Das arme Kind macht sich nun darauf gefaßt, die verhaßte Gestalt auch im Zauberspiegel zu erblicken. — Jetzt klingelt's im Vorhause. — Das war das zwischen der Wahrsagerin und ihrem Dienstmädchen verabredete Zeichen, daß der Spiegelgeist angekommen und in

die Kammer gebracht ſey. Nun macht die Gauklerin allerlei Firlefanz um den Zauberſpiegel herum, ergreift endlich zwei Lichter, und ruft mit feierlicher Stimme: Du, der dieſer edlen Jungfrau zum Gatten beſtimmt iſt, erſcheine, erſcheine! — Siehe, da ſteht Elbing! — Charlotte jubelt; die Beſchwörerin läßt vor Schrecken beide Lichter fallen; die Baſe wird todtenbleich. Indeſſen ſpringt Elbing fort aus dem Hauſe. Bald darauf verlaſſen auch Lottchen und ihre Baſe die noch ganz betäubte Wahrſagerin."

„Dieſe nimmt jetzt ihr Mädchen ins Verhör. Die ſchlaue Dirne betheuert: ſie habe den Kapellmeiſter, der beſtellter Maßen um acht Uhr gekommen ſey, in die Kammer geführt. — Nun, ſo iſt der böſe Feind im Spiele; ſpricht die Alte, und wird ſo verzagt, daß ſie nicht in der Stube allein bleiben will."

„Kurz nachher ſtürzt der Kapellmeiſter athemlos herein. Er hört mit Entſetzen, daß die Geſchichte vorbei iſt und überhäuft die Wahrſagerin mit Vorwürfen. Sie ſagt: was kann ich dafür, daß ſich der Satan in den Handel miſcht, und bald Ihre, bald Elbings Geſtalt annimmt? — Er nennt das Flauſen, ſchilt ſie eine Betrügerin, ſchlägt den Zauberſpiegel entzwei; ſie aber wirft ihm Töpfe an den Kopf und zwingt ihn damit zur Flucht." —

„Meine Freundin iſt nun ganz glücklich!" — ſchloß Friederike ihre Erzählung. „Ich entdeckte ihr heute den Zuſammenhang der Sache. Aber die Baſe hält Elbings Erſcheinung noch bis dieſe Stunde für einen förmlichen Geiſterſpuk. Sie muckt daher nicht mehr, und macht ſchon Anſtalt zu Lottchens erwünſchter Verlobungsfeier." —

Der Kapellmeiſter konnte mir's nicht verzeihen, daß er durch mich eine reiche Braut verloren und Schläge ge-

wonnen hatte. Er setzte mich zwar darüber nicht weiter zur Rede, weil er die vorgehabte Büberei geheim halten mußte; wo er mich aber sah, funkelten mich seine Augen zornig an. Auch seine Freunde waren mehr als jemals über mich ergrimmt. Darum bat ich den Himmel, mich nicht im Schlosse krank werden zu lassen; denn ich hätte befürchten müssen, daß mir der Leibarzt, um seinen Freund an mir zu rächen, ein Successionspülverchen reichte. Minder gefährlich war der Justizdirektor, der mir, trotz seiner Meisterschaft in Kniffen und Pfiffen, kein Haar krümmen konnte. Am wenigsten aber machte ich mir aus der lächerlichen Ungnade des Zwergleins, das mir, wo wir einander begegneten, eine Faust ballte.

Eines Tages, als Frau von Bärwald einmal ausgegangen war, ließ mir Helene durch ihre Kammerjungfer sagen: ich möchte in den Garten kommen; sie habe etwas mit mir zu sprechen. Freudig und zagend eilte ich hinab. Sie erwartete mich an einem Platze, wo wir aus den Schloßfenstern nicht gesehen werden konnten, und mit dem Tone der innigsten Freundschaft sagte sie: „Meine Dankpflicht erfordert es, Ihnen etwas Unangenehmes zu eröffnen. Sie haben Feinde im Schlosse, die Ihnen bei dem Fürsten zu schaden suchen.“

„Ich danke Ihnen für diese Warnung, gnädiges Fräulein!“ antwortete ich. „Aber mein Leben ist schuldlos, meine Treue gegen den Fürsten unwandelbar; was hab' ich zu fürchten? Ich bin im Gegentheil meinen Feinden sehr dafür verbunden, daß sie mir diesen Beweis Ihres Wohlwollens, mein theuerstes Fräulein, verschaffen.“

„O, ich bin noch tief in Ihrer Schuld!“ sagte sie seufzend. „Sie schützten mein Leben, und ich — gab Ihnen eine halb verwelkte Rose!“

Ich betheuerte, daß diese Rose einen unvergänglichen Werth für mich habe, und, schnell mein Taschenbuch öffnend, bewies ich die heilige Aufbewahrung der zwischen Seidenpapier ruhenden Blume der Liebe. Gerührt reichte mir Helene die Hand. „Wir bleiben Freunde!“ sprach sie herzlich. „Doch jetzt verlassen Sie mich, lieber Walland! Es soll und darf niemand unsere Zusammenkunft wissen, denn in solchen Fällen muß man befürchten, daß die Bäume Augen und Ohren haben.“

Glücklich wie ein Gott zog ich mich zurück. Der Kapellmeister begegnete mir mit seinem gewöhnlichen Blitz- und Donnergesichte auf der Schloßtreppe; ich aber grüßte ihn so freundlich, daß er mich stutzig ansah, als ob er mich für wahnwitzig hielte.

Einige Tage später ward mir, als ich in den Frühstunden des Fürsten Befehle vernehmen wollte, im Vorzimmer gesagt: er sey krank und lasse niemand vor. Mittags kam er nicht zur Tafel. Auch Helene und die Tante schlossen sich davon aus. Ich speis'te mit meinen drei Gegnern allein. Ein wahres Giftmahl! Sie sprachen unter sich ein Rothwälsch abgebrochener Worte und lachten unaufhörlich dazwischen. Ich wußte nicht, ob ich verrathen oder verkauft war.

Nachmittags ward ich zum Fürsten gerufen. Ungewöhnlich bleich saß er zwischen Betten in einem Lehnstuhle und sagte mit matter Stimme: „Nehmen Sie Platz an meiner Seite! Das Sprechen wird mir schwer, aber ein wunderbares Ereigniß nöthiget mich, mit Ihnen zu reden.“

„Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben, daß dieses Schloß auf den Grundfesten eines vormals hier gestandenen Mönchsklosters erbauet ist. Das letzte Oberhaupt desselben war ein Abt, Namens Nicodemus, der vom

Papste die Erlaubniß erhalten hatte, bischöfliche Ehrenzeichen zu tragen. Die Geschichte meldet von ihm, daß er ein Mann von außerordentlicher Strenge und fast riesenhafter Leibesgröße gewesen sey. Darauf gründet sich die alte Sage, daß sein Geist noch bisweilen als Sittenrichtrichter in diesen Mauern umher wandele."

„Doch wie kann ich dieß noch Sage nennen?" fuhr er seufzend fort. „Es ist Wahrheit! — Ich hörte seine Donnerstimme in voriger Nacht; sie rief vor der Thür meines Schlafzimmers: Arenhain! der Abt Nicodemus redet mit dir! — Ich habe Wohlgefallen an deiner Frömmigkeit; aber ein Gräuel ist mir der Unchrist, der vor zwei Monaten, wie aus den Wolken gefallen, in deine Dienste trat und deines Vertrauens genießt. — Wirf morgenden Tages die Schlange aus deinem Busen, schleudere sie über die Gränze deines Gebiets! Sonst erschein' ich dir furchtbar in nächster Nacht, und Tod und Verderben sind mein Gefolge. — So sprach die schreckliche Stimme, und ich möchte mir gern selbst verhehlen, gegen wen sie eiferte." —

„Gegen mich, gnädiger Herr!" sagte ich unerschrocken. „Die Zeit meiner Anstellung in Ihren Diensten setzt das außer Zweifel. Aber der Abt Nicodemus kennt mich nicht, und wär' er keine heilige Person, so würde ich ihn einen Verläumder nennen."

„Gemach! gemach!" fiel ängstlich der Fürst mir ins Wort. „Beantworten Sie mir so treu und wahr, als stünden Sie vor Gott, die Frage: „Sind Sie ein Christ?"

„Ich bin es!" sprach ich fest und sah ihm frei in die Augen.

„Das beruhigt mich," sagte er. „Ein gutes Gewissen spricht aus Ihrem Gesichte. — Gott allein sieht in unser Herz; selbst Engel und Heiligen ist es verschlossen. Da-

rum soll mich des Geistes Wort in meinem Vertrauen zu Ihnen nicht irre machen. Ich werde ihn muthig erwarten und Sie gegen ihn vertreten."

Ich verließ den Fürsten mit dem Vorsatze, ihn dieser Vertheidigung zu überheben, und überhaupt den gedrohten Besuch von ihm abzuwenden. Leicht errathend, wo der Herr Abt herkommen würde, entschloß ich mich, ihm den Weg zu verrennen. Da er aber, der Sage nach, ein Riese seyn sollte, so war eine Fehde mit ihm ohne Beistand bedenklich. Ich sah mich daher nach einem tüchtigen Kampfgehülfen um. Meine Wahl fiel auf den fürstlichen Leibkutscher. Das war ein Kernmann, auf den ich mich verlassen konnte.

Gegen Mitternacht besetzten wir in aller Stille den Ausgang einer langen gewölbten Halle, die der Herr Abt nicht umgehen konnte, wenn er im Schlafzimmer des Fürsten spuken wollte. Er ließ uns kaum zehn Minuten warten. Schwere Tritte, die vom andern Ende der Halle her dröhnten, kündigten seine Ankunft an. Jetzt brach ich plötzlich mit zwei verborgen gehaltenen Lichtern hervor und sah einen ungeheuern, durch eine hohe Bischofsmütze noch vergrößerten Riesen, dessen gräßliche Larve mich fast erschreckte. Bekleidet mit einem langen schwarzen Priestergewande, trug er in der linken Hand ein Buch und in der rechten den Krummstab. Er prangte folglich mit allen ihm verliehenen bischöflichen Ehrenzeichen. Ich aber sagte ohne Umstände: „Guten Abend, Herr Abt! Wo spazieren Sie hin?"

Brummend wie ein Bär, zog er sich mit kleinen Krebsschritten ein wenig zurück. Als ich ihm aber nachdrang und sein Fratzengesicht mit hochgehaltenen Lichtern beleuchtete, wandte er sich schnell und ging rascher von dannen.

Mein Begleiter, der Kutscher, machte sich den Spaß, hinter ihm her mit einer Peitsche zu knallen. Der Hochwürdigste erschrack und that einen so gewaltigen Sprung, daß ihm, o Wunder! der Kopf rücklings von den Schultern stürzte, und neben dem fliehenden Rumpfe her eiligst davon lief.

Ich konnte vor Lachen den zerfallenen Riesen nicht verfolgen. Aber der Kutscher gab ihm mit klatschender Peitsche das Geleit bis ans Ende der Halle. „Das ist Schelmpack!“ rief er, als er zurück kam. „Der Zwerg stand auf des Kapellmeisters Schultern!“ Ich bat ihn, die Geschichte zu verschweigen. Und als der Fürst des folgenden Tages gegen mich Verwunderung äußerte, daß der Geist nicht erschienen sey, schwieg ich auch.

Die beiden Bruchstücke des heiligen Nicodemus wichen mir seitdem möglichst aus. Der Kopf, so gut er auch laufen konnte, entlief seiner Strafe nicht. Er gerieth bald nachher bei folgender Gelegenheit in eine höchst verdrießliche Lage.

Eine reisende Künstlerin, die sich mit pantomimischen Vorstellungen durch die Welt half, trug dem Fürsten das Vergnügen an, ihre Kunst zu bewundern. Da sie meistens heilige Gegenstände darzustellen versprach, so erhielt sie Erlaubniß, eines Abends ihre Schaubühne im Schlosse aufzuschlagen. Der sämmtliche Hofstaat hatte Zutritt, und der Fürst selbst befand sich nebst einigen gerade anwesenden Glaubensbrüdern unter den Zuschauern.

Nach verschiedenen, ganz mißlungenen Auftritten, zeigte sich die Stümperin als Jungfrau Maria, und der göttliche Sohn, der ihr auf dem Schooße ruhte, war unser alter, häßlicher Zwerg. Ein unaufhaltsames Gelächter brach aus. Aber im heftigsten Zorne fuhr der Fürst em-

vor und befahl den an der Thür stehenden Soldaten, den kleinen Messias zu ergreifen und in gefängliche Haft zu bringen. Die Madonna mußte sogleich einpacken und das Schloß verlassen.

So kam sie noch glücklicher weg als ihr geborgter Sohn, der viel Leiden zu erdulden hatte. Er saß drei Tage lang, verhöhnt und verspottet, in der Wachstube bei Wasser und Brod, und erst dann gelang es den eifrigen Fürbitten des freundschaftlichen Kleeblattes, den gefangenen Erlöser zu erlösen.

Ich übergehe noch andere, theils lächerliche, theils ärgerliche Begebenheiten, und wende mich zu dem Vorfalle, durch den das Reich der Heuchelei im Schlosse zu Grunde ging.

Der Kapellmeister und seine Partei waren leidenschaftliche Liebhaber des Weines, und hielten oft im Schlosse nächtliche Trinkgelage, wobei sie gern ein kräftiges Zechlied sangen. Das mußte freilich mit gedämpfter Stimme geschehen, weil der Fürst zwar ziemlich fern, doch nahe genug schlief, um den Gesang der Bachanten hören zu können. Das war auch wirklich einmal geschehen. Am Morgen darauf machen der Kapellmeister und der Leibarzt zugleich ihre Aufwartung bei ihm. Er fragt, was die Töne, die er in der Nacht vernommen, zu bedeuten gehabt hätten. „Wir hielten Betstunde;“ sagen sie. Das gefällt ihm; er wundert sich nur über die ihm ganz fremden Gesangsweisen. Die Schlauköpfe antworten: die Entfernung möge ihn wohl getäuscht haben; und dabei hat es sein Bewenden.

Sie schreiben sich aber das hinter's Ohr, und der Leibarzt, ein behender Poet, kommt auf den Einfall, ein paar lustige Trinklieder nach geistlichen Melodien zu dichten,

um nicht nur damit eine komische Wirkung zu erzielen, sondern auch hauptsächlich den horchenden Fürsten zu hintergehen. Die schnurrigen Dinger sind nach wenigen Tagen fertig und mit satirischer Laune reichlich gewürzt. Der Dichter macht mit eigener Hand einige Abschriften davon und geht damit in die Trinkstube.

Seine drei Freunde — denn auch der Zwerg war ein Mitglied der Zechbrüderschaft — jubeln über die herrlichen Lieder, stimmen sie, als ihnen der Wein in den Kopf gestiegen ist, fröhlich an und singen ohne Furcht und Zwang. Denn hört es auch der Fürst, was thut das? Es wird Betstunde gehalten.

Der Fürst hat eben eine schlaflose Nacht. Lauschend freut er sich über die Andacht seiner Getreuen. Die Melodie eines Lieblingsliedes schmeichelt besonders seinen Ohren. Davon hingerissen, steht er auf. Er will mit den frommen Leuten singen und beten.

Sie, die eher des Himmels Einsturz, als diese ungewöhnliche Nachtwanderung vermuthen, haben die Thür nicht verschlossen, und im lärmenden Rausche hören sie des Fürsten leise Schritte nicht. Plötzlich steht er vor ihnen. Mit Entsetzen springen sie auf, klammern sich, der Füße nicht mächtig, an den Tisch, und die erschütterten Trinkgefäße stürzen durch einander. Der Fürst erstaunt. Alles scheint ihm ein Blendwerk. Als er aber die Trunkenbolde, die ihn mit gläsernen Augen anstarren, zur Rede setzt, und sie nun anfangen, heuchlerische Ausflüchte mit schwerer Zunge zu stammeln, da erkennt er an diesem Zuge die Seinen, gebietet ihnen Stillschweigen, bemächtigt sich einiger Exemplare der gesungenen Lieder, und geht in sein Zimmer zurück. Hier lies't er die Poesien seines Leibarztes, dessen Handschrift er kennt. Sie strotzen von Unan-

ſündigkeiten und Spott über Pietiſten und Betbrüder. Dadurch an der empfindlichſten Seite angegriffen und verwundet, beſchließt der Fürſt, die entlarvten Heuchler Knall und Fall zu verabſchieden.

Es war kaum Tag geworden, als er mich rufen ließ. Mit Betrübniß erzählte er mir, wie er die Falſchheit und Nichtswürdigkeit ſeiner Diener entdeckt hatte, und ertheilte mir dann den unangenehmen Befehl, dem Juſtiz-Director, dem Leibarzte, dem Kapellmeiſter und dem Zwerge ihre Entlaſſung anzukündigen. Er übergab mir zugleich vier verſiegelte Rollen mit Goldſtücken. „Ich ſchenke hiermit Jedem," ſprach er, „den vollen Betrag ſeines bisherigen Jahrgehaltes. „Gebieten Sie aber, in meinem Namen, den Empfängern, ſich binnen drei Stunden aus dem Schloſſe zu entfernen und mir nicht wieder vor die Augen zu kommen. Nur den Juſtiz-Director will und muß ich noch ſo lange dulden, bis er das Archiv ſeinem Nachfolger übergeben hat." —

Ich vollzog den erhaltenen Befehl mit möglichſter Schonung, weil ich Ausbrüche von Verzweiflung beſorgte. Aber die Herren erwarteten ſchon das Urtheil, das ich ihnen eröffnete, und fanden die Pille um ſo weniger bitter, da ſie des Fürſten milde Hand vergoldet hatte. „Wir waren längſt entſchloſſen, hier nicht zu verſauern;" prahlten ſie. „Wir machen mit unſern Wiſſenſchaften und Talenten überall ein beſſeres Glück." — Nur der Zwerg bekannte, daß er nichts gelernt habe, als Brod eſſen. „Doch wenn alle Stränge reißen," ſprach er, „ſo laſſe ich mich für Geld ſehen."

Mit dieſem Bettelſtolz ergriffen ſie ſogleich, mit Ausnahme des Rechtsgelehrten, den Reiſeſtab und wanderten fort.

Auch ich mußte des folgenden Tages reisen; doch nicht verwiesen, sondern in Geschäften des Fürsten. Er sandte mich in eine gewisse Hauptstadt des deutschen Reiches, um einen wichtigen Rechtshandel — der dort wahrhaft anhängig war, indem er wie an Ketten hing — zu betreiben. Zugleich erhielt ich den Auftrag, einen erfahrenen Arzt und einen geschickten Musikmeister ausfindig zu machen und die Dienstverträge mit ihnen abzuschließen. Ein tüchtiger Justiz-Director war schon in der Nähe gefunden, und der Posten des Zwerges blieb unbesetzt.

Kurz vor meiner Abreise gewährte mir noch ein günstiger Zufall die Freude, mit Helenen ohne Zeugen zu sprechen. Dieß Glück dauerte nur fünf Minuten; ich hätte sie aber nicht gegen eben so viel Lebensjahre vertauscht: denn jedes Wort, jeder Blick der Innniggeliebten enthüllte mir unwillkürlich das süße Geheimniß der Gegenliebe. Wonnetrunken warf ich mich in den Wagen, und der einzige Gedanke meiner langen, einsamen Reise war Helene.

Ich war zwei Monate abwesend. Als ich zurück kam und bei dem Pfarrhause vorbeifuhr, riß Friederike das Fenster auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick! Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Ich sprang ins Haus. Sie hüpfte mir entgegen und sagte: „Ei, welche Veränderung finden Sie im Schlosse! Es ist seit vier Wochen ein junger Herr angekommen, von dem man sich ins Ohr flüstert, daß er des Fürsten Sohn sey. Wenigstens gilt er Alles in Allem, und man spricht allgemein, er heirathe Fräulein Helenen.“

Mich überfiel ein Schrecken, daß ich umzusinken glaubte. Doch ich nahm mich gewaltsam zusammen, erklärte die Neuigkeit für ein leeres Stadtgeschwätz, und eilte, wie durch ein Aprilmährchen geärgert, schnell wieder fort.

„Unglücklicher Amadis, du hast deine Prinzessin verloren!“ rief Friederike lachend mir nach, als ich mich halb sinnlos in den Wagen stürzte.

Im Schlosse sah ich weder rechts noch links, und vermied auf dem Wege zum Fürsten jedes Gespräch, um meine mühsam errungene Fassung wenigstens so lange zu behaupten, bis ich meinen Reisebericht abgestattet haben würde. Das ging anfangs recht gut; doch bald verlor ich den Faden. Meine Stellung vor dem Fürsten war so, daß ich eine Reihe von Zimmern, die hinter seinem Rücken geöffnet waren, übersah. Die Thür des letzten dieser Gemächer ging auf; Helene trat herein und neigte sich gegen mich. Aber kaum hatte sie einige Schritte vorwärts gethan, als durch dieselbe Thür ein junger Mensch, einen Tanz trällernd, gefaselt kam, Helenen umfaßte und sie, ihres Sträubens ungeachtet, durch zwei Zimmer walzend mit sich fortriß. So mir näher gekommen, erkannte ich ihn — es war Richard! — Mein Ring blitzte an seiner Hand. — Ich zitterte vor Wuth und konnte mich kaum zähmen, über ihn herzufallen.

In diesem Augenblicke ward er mich gewahr. Er schrack heftig zusammen, ließ das Fräulein los, verhüllte die Todtenfarbe seines Gesichts mit dem Taschentuche, ging den Weg, den er tanzend gekommen war, mit bebenden Knien zurück, und verschwand durch die letzte Thür.

Der Fürst und Helene sahen ihm mit Verwunderung nach. Dann wandte sich jener zu mir und fragte: „Kennen Sie ihn?“

„Ja, gnädiger Herr!“ antwortete ich. „Aber noch genauer kenne ich den Ring, den er trägt. — Dieser Ring ward mir entwendet.“ —

„Unmöglich!“ — rief der Fürst. „Der Ring, den Sie

auf die befremdlichste Weise in Anspruch nehmen, war ehemals mein Eigenthum, und der junge Mann erhielt ihn durch die zweite Hand von mir.“ —

Höchst erstaunt sah ich ihn an und sagte: „Gnädiger Herr, ich gerathe in ein Labyrinth von Räthseln. Den einzigen Ausweg bietet vielleicht meine Lebensgeschichte. Wollen Sie geruhen, sie anzuhören?“

„Recht gern!“ sprach er, und winkte Helenen, uns zu verlassen. Sie zog sich ins dritte Zimmer zurück.

Ich erzählte nun, wie ich den Ring von meiner Mutter empfangen und nachher von einem Grafenschlosse zum andern geritten war und ihn fruchtlos vorgezeigt hatte.

„Sie sagen mir nichts Neues,“ fiel mir der Fürst ins Wort. „Das alles erzählte mir schon jener junge Mann, als seine eigene Geschichte.“

„Das ward ihm leicht;“ versetzte ich. „Denn ich war leider so unklug, ihm meine Geheimnisse zu entdecken. Er bemächtigte sich dann meines Ringes und ergriff die Flucht.

Schweigend sann der Fürst der Sache nach. Endlich fragte er, ob ich aus dem Nachlasse meiner Mutter einen Brief besitze, in welchem von dem Ringe die Rede sey. Ich sagte ja und holte ihn geschwind aus meinem Zimmer. Der Fürst that einen Blick darauf, sprang empor, umarmte mich und rief: „Du bist mein Sohn! Jener ist ein Betrüger.“

Meine Empfindungen hierbei überstiegen jeden Ausdruck. Ein Paradies that sich mir auf. Doch plötzlich fiel mir ein, und ich erinnerte den Fürsten daran, daß meine Mutter gesagt hatte: mein Vater sey ein Graf.

„Ich war noch Graf, als ich diesen Brief schrieb;“ erwiederte der Fürst. „Erst später ward ich, bei Gelegenheit der mir übertragenen Gesandtschaft am spanischen Hofe,

zum Fürsten ernannt. Während der Zeit hatte deine Mutter ihre Heimath verlassen, und vorsätzlich verschwiegen, wohin sie sich wende. Ich konnte, so viel ich auch forschte, ihren Aufenthalt nicht erfahren; und auch ich war ihr durch meine Standesveränderung, ,die ihr unbekannt geblieben zu seyn scheint, fremd geworden. — Nach meiner Rückkunft von Madrid ward ich tödtlich krank, kam zur Erkenntniß meiner Sünden, und wandte mich zu Gott. — Doch über das alles sprechen wir ein ander Mal. Jetzt wollen wir hören, was der Abenteurer, der meine Vaterschaft beinahe erstohlen hätte, zu seiner Vertheidigung vorbringen kann."

Ein Bedienter ward nach ihm geschickt, kam aber mit der Meldung zurück: der junge Herr habe sich auf ein Pferd geworfen und sey mit verhängtem Zügel davon geritten.

„Was brauchen wir weiter Zeugniß, daß er ein Betrüger war?" sagte mein Vater.

Er wollte ihn mit Steckbriefen verfolgen lassen; aber ich bat für ihn. „So nichtswürdig dieser Mensch ist," setzte ich hinzu, „so erwarb er sich doch ein großes Verdienst um mich. Ich selbst hätte meinen Ring nie einem Fürsten gezeigt, weil ich einen Grafen suchte, und so wär' ich vielleicht lebenslang vaterlos geblieben."

„Du hast Recht!" sprach mein Vater. „Die Strafe des bösen Menschen sey der Verdruß, daß er wider seinen Willen etwas Gutes gestiftet hat."

Der edle Greis ließ hierauf die ganze Hausgenossenschaft zusammenrufen und stellte mich ihr als seinen Sohn vor. Niemand nahm an der erfreulichen Wendung der Sache einen herzlichern Antheil als Helene, die den frechen Vagabunden vom ersten Augenblick an gehaßt und geflohen

hatte. Mein würdiger Vater ertheilte mir mit landesherrlicher Bestätigung alle Rechte eines ehelichen Sohnes, und ich ward Helenens glücklicher Gatte.

Auch die gute Friederike ging nicht leer aus. Der neue, von mir ausgemittelte Hausarzt war ein liebenswürdiger Mann, dem sie, als ich ihn mit ihr bekannt gemacht hatte, keineswegs so auswich, wie seinem häßlichen Vorfahr, der sie auf dem Grasplatze herumhetzte. Die Leutchen kamen vielmehr, des rauhen Spätherbstes ungeachtet, oft traulich dort zusammen, und ehe noch der erste Schnee fiel, waren sie miteinander verlobt. Mein Vater übernahm die Ausstattung der Braut, und richtete seinem Arzte und mir an Einem Tage eine fürstliche Hochzeit aus. Diese Ehrenbezeugung bewirkte ich Friederiken, weil ich ihr in gewisser Hinsicht den Fund meines gegenwärtigen Glücks verdanke. Hätte sie nicht an jenem verhängnißvollen Tage, da ich von der Berghöhe in mein gelobtes Land hinabsah, den Einfall gehabt, Maria Stuart im Grünen zu lesen, so hätte ich die Schwelle meines Vaterhauses nimmer betreten, und Helene wäre für mich ewig verloren gewesen.

V.

Der entscheidende Tag.

1.

„Das wird ein lustiger Tag werden!“ sagte die Bergräthin Steinfeld zu ihrer Stieftochter. „Ich lese hier im Wochenblatte, daß Graf Tassilo den Tag nach Johannis seinen Unterthanen im Städtchen Kunkelwitz, wo zugleich Jahrmarkt ist, ein Volksfest gibt. — Wir wollen den Spaß mit ansehen, Louise! Aber kosten darf es uns nichts. Puzelmännchen mag uns begleiten und diese Ehre, wie billig, bezahlen.“

Louise bat um Erlaubniß, zu Hause zu bleiben. Sie liebe, sagte sie, solches Getümmel nicht, und liebe noch weniger den Kärgling, der die Aufbürdung dieser Ausgabe als ein neues Befugniß zu Heirathsgedanken ansehen würde.

„Du lachst den Narren aus, damit bist du fertig!“ entgegnete die Mutter. „Wer wird sich durch dergleichen Bedenklichkeiten von einem Vergnügen abhalten lassen?“

Indem die unzarte Frau, deren niedriges Herkommen schon ihre Sprache verräth, mit Beredung zur Lustreise

fortfuhr, kam das Teufelchen, von dem man eben sprach, der Kommerzienrath Huzel, den sie wegen seiner kleinen Gestalt Huzelmännchen zu nennen pflegte.

Da er die Hauptfigur des gegenwärtigen Charaktergemäldes ist, so laßt uns vor allen Dingen sein Bildniß in Lebensgröße hier aufstellen.

Er war ein Knabe von vierzig Jahren, und glich, mit Fallstaff zu reden, einem Männchen, das etwa nach dem Essen aus einer Käserinde verfertigt wird. Er selbst hätte freilich keine Rinde so zum Spasse verschnitzelt; er hätte sie lieber verzehrt. — War der Knauser sein eigener Gast, so aß er sich nie satt. Aber stolz und eitel schmückte er sich mit feinen Kleidern und köstlichen Ringen, die der selige Kauf- und Handelsherr Hnzel, ein weiland eben so winziges Männlein als sein Sohn, in Hülle und Fülle hinterlassen hatte. Die Farben der Kleider wollten nur heutiges Tages nicht mehr gefallen; sie waren meistens saffrangelb, zinnoberroth, apfelgrün u. s. w. Auch ihr veralteter Schnitt ward auf allen Straßen verlacht. Doch kein Spott preßte dem Kommerzienrath einen Pfennig Schneiderlohn ab. Er ging, ohne sich irren zu lassen, wie das Gespenst eines vor fünfzig Jahren verblichenen Stutzers herum; und so erschien er auch jetzt in der Tracht und mit dem ganzen zierlichen Wesen eines Seladons der Vorzeit.

Die Bergräthin nöthigte ihn, Platz zu nehmen, und bot ihm scherzend ein gepolstertes Fußbänkchen zum Sitz an; er schwang sich aber auf den Rand eines Stuhles und stemmte die gestreckten Fußspitzen fest an den Boden, um nicht hinabzugleiten.

„Prächtiges Wetterchen!“ hob er an. „Aber die Sonne winkt Ihnen, meine schönen Damen, vergebens, Ihre Füß-

chen ins Grüne zu setzen; Sie bleiben immer wie Nonnen in Ihrer Klause."

„Warten Sie! Diesen Verweis sollen Sie uns nicht umsonst gegeben haben!" sagte die Bergräthin, und lud ihn zur Lustreise nach Kunkelwitz ein.

Das war ihm ein Donnerschlag, weil er wußte, daß sie sich, ungeachtet sie reich war, gern freihalten ließ. Doch nahm er sich zusammen und heuchelte Freude, indeß er zugleich ängstlich darauf dachte, mit einem blauen Auge davon zu kommen. Er wollte sich wenigstens von den Kosten der Wagenmiethe und des Mittagsmahles befreien, und sagte: „Nun kann ich Ihnen doch einmal zeigen, meine Verehrteste, daß ich ein trefflicher Fußgänger bin, ob mir gleich bisweilen in den Bart geworfen wird, daß ich keine Storchbeine besitze. — Wir machen uns nach dem Mittagsessen, das Sie etwas früher als gewöhnlich einzunehmen belieben werden, auf den Weg, legen die zwei kurzen Meilchen spielend in drei Stunden zurück, sehen die Possen dort an, und wandeln in der lieblichen Kühle der Nacht wieder nach Hause."

„Sie sind wohl nicht klug?" — fuhr die Bergräthin auf, indem Louise aus dem Zimmer ging, um bei der unangenehmen Verhandlung nicht gegenwärtig zu seyn. — „Wir sind keine Botenfrauen, Herr Kommerzienrath! Bestellen Sie also, wenn Sie unser Reisemarschall seyn wollen, einen bequemen Wagen, bepacken Sie ihn — doch natürlicher Weise alles auf gemeinschaftliche Rechnung — mit Wein und Torte, und kommen Sie damit früh um sieben Uhr vor unsere Thür. Lassen Sie es ja an nichts fehlen! Es wird für Sie ein entscheidender Tag werden. Verstehen Sie mich?" —

Gezwungen lächelnd, versprach er gehorsamste Befolgung

der ihm ertheilten Befehle, und eilte fort, um sich zwischen seinen vier Wänden die Haare auszuraufen. Denn ob er gleich Louisen und ihre fünfzigtausend Thaler unfehlbar zu erobern hoffte, so war ihm doch der unmäßige Abzug vom Heirathsgute, den er durch die Fahrt nach Kunkelwitz schon im voraus leiden sollte, äußerst empfindlich.

2.

Der kleine Mann schwankte beständig zwischen zwei Neigungen, die gegen einander die stärkste Abneigung hatten: er liebte hübsche Mädchen und sein Geld. Da er aber für jene kein reizender Liebhaber war, so mußte er mancher Göttin, die er anbetete, sein geliebtes Gold zum Opfer bringen und jeden Schatten von Gunst damit erkaufen. Daraus entstand oft ein lustiger Krieg zwischen seinen unverträglichen Leidenschaften. Die Liebe behielt — besonders in seinen jüngern Jahren — meistens die Oberhand, und der Geiz mußte wie ein besiegter Fürst von seinem Besitzthum etwas abtreten; doch war er immer noch so mächtig, daß er sich nur ein Weniges abzwacken ließ. Herr Huzel kam daher stets nur mit bettelhaften Geschenken bei seinen Liebchen angestochen, und trug mehr Schimpf und Schande, als freundliche Gesichter und Küsse davon.

Es hatte sogar nach schon entschiedenem Zwist der streitenden Mächte noch eine bedeutende Person in die Sache zu reden; und diese Person war vormals ein Gott, der jetzt, nachdem man ihn als solchen abgedankt und zur Ruhe gesetzt hatte, das Amt eines Schatzmeisters versah. Doch der nähern Bekanntschaft mit ihm muß die Beschreibung des Orts, wo er herrschte, vorangehen.

Huzelmännchen verwahrte seinen Mammon in einem

festen Gewölbe, an welchem über der Thür ein Todtenkopf in Stein gehauen und die Inschrift eingegraben war: „Wer sein Leben liebt, der hüte sich hier vor Selbstschüssen!“ — Innerhalb stand ein ungeheurer eiserner Kasten, mit sieben Schlössern behangen und auf allen Seiten umpflanzt mit Feuergewehren, die in wagerechter Stellung Jedem, der sich nahen wollte, ihren furchtbaren Mund zeigten. Der Hahn war gespannt und die Zunge des Abdrucks umknüpft mit Draht, der sich theils in Schlangenwindungen auf dem Fußboden herumzog, theils in darein gebohrte Löcher wie Blitzableiter hinablief. Doch alles war Wind und blauer Dunst. Die Gewehre waren nicht geladen und bewachten nur eine Kiste voll Steine; denn das listige Männlein hatte die täuschende Truhe blos darum hingestellt, damit sich die etwa einbrechenden Diebe fruchtlos daran abarbeiten und den eigentlichen Versteck des Schatzes nicht bemerken sollten.

Dieser befand sich in dem hohlen Rumpfe eines ehernen Püsterichs, den die alten Deutschen als Feuergott angebetet hatten. Der Himmel weiß, wie er dem zwerghaften Nachkömmling jener gewaltigen Recken in die Hände gefallen war. Er stand, mit alten Kleidern und Lumpen beworfen, im dunkelsten Winkel des Gewölbes, wie ein unnützes Hausgeräth, womit man nichts anzufangen weiß. Seine Vogelscheuchen-Tracht, die ihm nur zufällig aufgepackt schien, verdeckte den geheimen Weg, auf welchem die goldenen Füchse, die er in der Höhle seines Leibes beherbergte, aus- und eingingen.

Wollte nun Herr Huzel einmal ein feines Liebchen beschenken, und brauchte dazu mehr Geld, als er sich zu seinem täglichen Unterhalte nothdürftig ausgesetzt hatte, so bat er seinen Schatzmeister um ein Darlehn. „Lieber

Püsterich," sprach er, „leihe mir so und so viel! Ich will es ehrlich wieder bezahlen." — Püsterich antwortete nicht; doch der Kleine wußte sich Bescheid zu verschaffen. Er nahm zwei Blättchen Papier von gleicher Größe, beschrieb das eine mit Ja, das andere mit Nein, rollte sie wie Lotterielooſe zuſammen, warf ſie beide zugleich dem Schatzmeiſter an den Kopf, und öffnete das, welches im Abprallen bei ihm, dem Borger, zunächſt niederfiel. Fand er das unerwünſchte Nein, ſo zog er mit dieſer abſchlägigen Antwort ſtill ab, wiederholte jene Anfrage den folgenden Tag, und fuhr bisweilen Wochen lang damit fort, bis ihm das Jablättchen zuſprang. Getroſt nahm er dann ſo viel, als er ſich erbeten hatte, legte dafür in den ehernen Bauch einen Wechſel, worin eine kurze Zahlfriſt beſtimmt war, und darbte nach und nach ſeinem Munde die Schuld ab, um ſie zu gehöriger Zeit mit landüblichen Zinſen zu tilgen. War ihm aber dieß am Zahltage nicht möglich, ſo gab er ſich Wechſelarreſt und ſetzte keinen Fuß aus dem Hauſe, bis er ſeinen Gläubiger befriedigt hatte.

3.

Kaum war er jetzt einmal ſchuldenfrei und fühlte ſich ganz leicht, als ihn die verwünſchte Fahrt nach Kunkelwitz wieder zwang, einen großen Bären anzubinden. Er berechnete vorläufig, was ihm der lange Schmaustag ungefähr koſten könnte, und brachte mit Schrecken zehn Reichsthaler und etliche Groſchen heraus. Wer ſtand ihm noch überdieß dafür, daß er damit reichte? Es war ſehr zu beſorgen, daß der Gaſtwirth — gleich einer hungrigen Spinne, der ſelten Fliegen ins Netz fallen — die gute Gelegenheit, ſich einmal recht voll zu ſaugen, nicht ver-

passen würde. Der arme Huzel mußte sich daher ein Herz fassen, den reichen Püsterich um zwanzig Thaler anzusprechen.

Er that es mit Bangigkeit, weil er noch niemals eine so bedeutende Summe zu fordern gewagt hatte; als er aber dem stummen Götzen die gewöhnlichen Looszettel ins Angesicht warf, erhielt er sogleich das Jawort. Bescheiden nahm er die leichtesten Goldstücke, die er als vollwichtig anzubringen hoffte, und stellte dafür einen Wechsel auf vier Wochen aus.

„Es ist himmelschreiend!“ rief er und rannte wild in der Stube auf und ab. „Die dicke, träge Bergräthin, die nicht zu Fuß gehen will, legt es offenbar darauf an, daß ich — ich armer Teufel allein — den Wagen bezahlen, und ihn noch obendrein wie einen Küchenwagen vollpacken soll. Aber ich will's wenigstens so einrichten, daß nur der vierte Theil des Fuhrlohns auf mich fällt, wie es der Gerechtigkeit und christlichen Ordnung gemäß ist.“

Er hatte einen Vetter, der erst vor einigen Monaten von der Universität gekommen und so glücklich gewesen war, sogleich einen guten Posten zu erhalten. Diesen jungen Mann ließ er zu sich rufen; und nachdem er ihn in einem liebreichen, väterlichen Tone getadelt hatte, daß er zu viel am Schreibtisch hocke und seine Gesundheit damit untergrabe, rückte er mit der gütigen Aufforderung heraus, ihm bei der Fahrt nach Kunkelwitz Gesellschaft zu leisten, um sich einmal eine heilsame Bewegung zu machen.

„Mit Vergnügen, lieber Onkel!“ sagte Ferdinand, der sich Rechnung darauf machte, freies Fortkommen zu haben und in Kunkelwitz als Gast behandelt zu werden. Er ward jedoch bald eines andern belehrt. „Ich fahre mit

zwei Damen," sprach der Oheim: „der Wagen hat aber bequemen Raum für sechs Personen., Wird also, damit sich das Fuhrlohn in vier Theilchen spalte, noch zwei von deinen Freunden zu Beisitzern an. Es müssen aber gute Häuser seyn, die zahlen können; nur nicht so groß und breit wie Häuser: denn ihr drei jungen Fäntchen müßt auf dem Rücksitze hausen."

Ferdinand ärgerte sich über die geizigen Anstalten, ohne sich's merken zu lassen. Er versprach mit scheinbar guter Laune, zwei recht dünne Pennale (deutsch: Federköcher oder Federbüchsen) mitzubringen.

„Erwarte mich mit ihnen früh um sieben Uhr vor dem Thore!" fuhr der Kommerzienrath fort. „Unser Zusammentreffen auf der Landstraße soll aus gewissen Ursachen wie ein Zufall aussehen. Spring' also, wenn wir angerollt kommen, an den Wagen, und bitte, wie ein blinder Passagier, um Aufnahme. Ich werde Anfangs keine Ohren dazu haben, werde mich bärbeißig stellen; aber weich' und wanke du nicht, bis die Frauenzimmer, wie ich hoffe, ein gutes Wort für dich einlegen, und ich mich endlich erbitten lasse. — Uebrigens bezahlt jeder von uns in Kunkelwitz seine Zeche für sich. Es würde dich beleidigen, wenn ich dir, der sein gutes Ein- und Auskommen hat, eine freie Mahlzeit im Gasthofe anbieten wollte. Das erlaubt man sich nur bei armen Schluckern. Meine Damen schämen sich freilich solcher Dinge nicht. Ich werde fürchterlich bluchen müssen.

4.

Rastlos durchlief er nun die Stadt, um so wohlfeil als möglich alles zu bestellen und einzukaufen, was die begehr-

liche Bergräthin verlangte. Er mußte sich mit zehn ungeschlachten Lohnkutschern herumzanken, ehe er den wackern Mann traf, der sich um ganze acht Groschen billiger, als jene Philister, finden ließ. Noch mehr Sorgen und Noth machte dem geplagten Manne die Torte. Er entwarf einen Riß, wie breit und hoch, oder vielmehr wie schmal und niedrig sie seyn sollte, kaufte dann von einem Soldaten ein Commißbrod und trug es Abends unter dem Mantel zu einem Zuckerbäcker mit höflichem Ersuchen, den schwarzen Ballen zu einer Brodtorte zu verarbeiten, aber nur wenig, sehr wenig Gewürz beizumischen, damit es der Gesundheit nicht schade. Der Conditor lachte darüber in seinem Laden so entsetzlich, daß ein Bienenschwarm von Naschgästen aus der Nebenstube herauswimmelte und ihn fragte, was es gebe. „Ein Commißbrod, das ich in eine Torte verwandeln soll," sprach er, und wies es vor; aber Huzel riß es ihm aus der Hand und entfloh dem unbändigen Gelächter, das noch lange hinter ihm herschallte.

Dadurch gewitziget, ging er in keinen Laden mehr hinein, sondern rief die Zuckerkünstler heraus, und verhandelte mit ihnen außen an der Thüre. So ward er doch nur unter vier Augen ausgelacht; und als ihm das noch fünf oder sechs Mal begegnet war, kam er zu einem verarmten, demüthigen Hiob, der das Brod mit Freuden in Empfang nahm, weil er eben keins im Hause hatte und Frau und Kinder essen wollten. Doch war er so ehrlich, daß er das fremde Gut, woran er sich in der Noth vergriff, den folgenden Tag wieder ersetzte, und eine recht leidliche Torte für ein Spottgeld buk.

Mit Wein hatte sich der Reisemarschall schon früher versehen. Er wußte, wo Barthel Most holt. Es war ihm nämlich bekannt, daß einer seiner vornehmen Schuldner

ächten alten Malaga, der Bergräthin Lieblingswein, im Keller hatte. Was that der Schlaukopf? Er schrieb an ihn: „ich bin krank, und bitte zur Stärkung um gefälligen Vorschuß einer Flasche Malaga, der bei den Weinschenken nicht unverfälscht zu haben ist.“ — Der Prahlgern schickt wenigstens ein halbes Dutzend, waren seine Gedanken. Aber strenge hielt sich Jener an die Worte des Bettelbriefes und sandte nur Eine. Aergerlich rief der Guckguck seinen eigenen Namen aus: er nannte den Weinsparer einen Geizhals. — Das Flaschenfutter, das zum Volksfeste mitgenommen werden sollte, hatte vier Fächer, und er wollte sie durchaus ohne Kosten voll haben. Es gelang auch dem erfinderischen Kopfe durch einen neuen Pfiff, der in Kunkelwitz an den Tag kommen wird.

5.

Die Bergräthin und Louise, die sich aus bloßer Gefälligkeit gegen die Mutter zur Mitfahrt entschlossen hatte, standen am Tage nach Johannis schon reisefertig, als Herr Puzel am Hause vorfuhr, und wie eine Heuschrecke aus dem Wagen hüpfte, um die Frauenzimmer herab zu geleiten. „Sie haben doch Wein und Torte besorgt?“ fragte die Mutter beim Einsteigen. „Dieß Kästlein wird für mich antworten,“ sprach er geziert und zeigte auf den Rücksitz. Sie hob das Polster auf, sah in's Magazin hinein und sagte: „Je nun, wir werden zur Noth damit auskommen.“

Indessen wanderte schon Ferdinand mit zwei schlanken Kompanen auf der Landstraße voraus, und hielt, wie es verabredet war, des Oheims Wagen an. „Ei, was!“ rief scheinzornig das Herrlein: „Du schwänzest — wie ich sehr mißfällig wahrnehme — die Kanzlei, um dich zu beluſti-

gen, und willst dich noch obendrein mit deinen Gefährten hier einnisten. — Das muß ich verbitten, mein Söhnchen! Geh' an deine Geschäfte, die dir gut genug bezahlt werden. Willst du aber durchaus Maulaffen zu Markte tragen, so bediene dich deiner Beine wie die Apostel!" —

Ferdinand, außer sich vor Erstaunen, ein Mädchen von seltener Schönheit im Wagen zu finden, hörte wenig oder nichts von dem Gesumse der Brummfliege. Er wandte kein Auge von Louisen, und vergaß darüber ganz, seine Rolle weiter zu spielen. „Nun, was stehst du da wie ein Träumer?" schnurrte der Oheim ihn an. „Pack' dich deines Weges und halt' uns nicht auf!" Jetzt besann sich der junge Mann, daß er mit Bitten fortfahren mußte, und er that es aus der Fülle des Herzens. „Närrischer Kauz!" entgegnete launig das Herrlein: „wie kann ich dir gewähren, wenn ich auch wollte? Ich bin ja, wie du siehest, nicht Alleinherrscher im Wagen." —

„O, was uns betrifft," fiel die Bergräthin ein, „wir theilen gern unser Reich mit Ihnen und Ihren Freunden, mein Herr! Ich nehme das Kommerzienräthlein allenfalls auf den Schoß."

Dieser Scherz verschnupfte ihn und er sagte hohnlächelnd: „Es wäre in der That der Mühe werth, dieser Gnade wegen wieder ein Kind zu werden; ich bin aber nun einmal ein Mann und mache gerechten Anspruch auf ein Plätzchen in ihrer Mitte, meine Damen, wenn Sie meinem Vetter mit seinem Gefolge den Zutritt im Wagen gestatten."

Die enge Nachbarschaft des Gnomen — wie man ihn füglich nennen kann, weil die Erdgeisterchen dieses Namens sehr klein sind und Schätze bewachen — ward von der Bergräthen zugestanden. Louise hätte sie gern abge-

lehnt; doch Ferdinand gefiel ihr; sie hoffte, seine Gesellschaft würde ihr den widerwärtigen Tag, den sie vor sich sah, erträglicher machen; darum sagte sie kein Wort, als sich der Gnom zwischen sie und ihrer Mutter einzwängte.

Der Kasten des Wagens, durch der Bergräthin bedeutendes Gewicht aus dem Gleichgewichte gebracht, hing so stark zurück, daß Puzel auf seinem neuen Platze ganz in den Hintergrund versank und die Kleider seiner Nachbarinnen über ihm zusammenflossen, wie sich, nach einem Steinwurf ins Wasser, die getrennten Wellen sogleich wieder vereinigen. Man sah von dem Männlein fast nichts als die Füße, die gar nicht daran denken konnten, den Wagenboden, wohin sie gehörten, zu berühren. Sie ragten kaum eine Hand breit über das Polster hervor, und man hatte vom Rücksitz die nächste Aussicht auf ihre Schuhsolen. Ferdinand vermied aber den geraden Anblick derselben, indem er den schönsten Eckplatz — Louisen gegenüber — in Besitz nahm. Da fanden seine Augen den ganzen Weg entlang so angenehme Beschäftigung, daß sie für den Oheim, der gleichsam Verstecken spielte, keinen Blick erübrigen konnten.

6.

Der goldene Spinnrocken ist, wie bekannt, der vornehmste Gasthof in Kunkelwitz. Unsere Gesellschaft kehrte folglich da ein.

An der Thüre stand ein Heer von Bettlern, die wegen des Jahrmarkts und Volksfestes aus der Gegend umher eingerückt waren. Ein ehemaliger Bedienter, dessen zerfetzten Rock noch der Rest eines Achselbandes schmückte, riß dienstfertig die Wagenthür auf. Ferdinand hob die

Frauenzimmer und den Oheim heraus. Dieser zeigte sich sogleich als Hauptperson; er gab dem Kutscher allerhand Befehle, ließ die Torte und die versiegelten Flaschen in's Haus tragen, focht dabei viel mit den Händen, und seine zahlreichen Ringe fielen, von der Sonne bestrahlt, prächtig in die Augen. Der ganze Bettelorden stürzte deßhalb auf ihn zu, umzingelte ihn und begehrte Gaben aus seiner blitzenden Hand. Da warf er sich in die Brust, als wär' er regierender Bürgermeister von Kunkelwitz und wetterte los: „Arbeitet, ihr Faulenzer, so habt ihr Brod! Was steht ihr hier am goldenen Spinnrocken? In's Spinnhaus gehört ihr!"

Indessen öffnete Louise die Armenkasse ihres Strickbeutels, um Almosen auszuspenden. Der Rath ließ es nicht zu, griff in seine Westentasche, vertheilte rechts und links Geld und führte die Frauenzimmer in den Gasthof. Aber das undankbare Gesindel schimpfte hinter ihm her: „Seht den Großprahler! Er trägt ein Rittergut auf der Hand, und theilt Kupferheller damit aus. Pfui über den schäbigen Geizhals!" Er hustete gewaltig, um diese Lobrede den Damen unverständlich zu machen, und sie stellten sich aus Höflichkeit taub.

Als die Staubmäntel im Gasthofe abgelegt waren, sah sich die Bergräthin nach einem Frühstück um. Das merkte der Gnom und sagte schnell: „Die Gegend um Kunkelwitz bedünkt mich sehr schön. Wie wär' es, wenn wir bis zur Tischzeit ein Spaziergängelchen machten?" — „O ja!" antwortete die Bergräthin: „doch vorher wollen wir Chokolade trinken." — „Ei, ei!" sprach er; „ein so erhitzendes Getränk im Sommer? und ein so nährendes kurz vor dem Essen? — Wir werden uns wenigstens die Mahlzeit verderben." — „Ich gewiß nicht," versetzte sie,

und rief ohne weitere Umstände einem Aufwärter zu: „Chokolade!“

Huzel trat ans Fenster, blickte gen Himmel, knirrschte mit den Zähnen, und ballte die Hände in den Taschen. Als er sich wieder umkehrte, stand eine große, dickbäuchige Kanne mit sechs Tassen auf dem Tische. Die Bergräthin füllte sie alle und bewirthete die drei Rücksassen des Wagens zuerst. Der Gnom griesgramte darüber von neuem. Da jedoch der unberechnete Riß in seinen Geldbeutel einmal geschehn war, trank er gierig mit, ohne sich vor Erhitzung und Sättigung zu fürchten.

Das theure Frühstück war bald verzehrt. Aengstlich betrieb er nun den Aufbruch ins Feld, um nicht etwa noch ein Gabel-Frühstück bezahlen zu müssen. Zuvor aber stiftete er, mit zweideutigem Versprechen eines Trinkgeldes, den Hausknecht an, einen Ausfall auf die Belagerer des Gasthofes zu thun, und sie mit der Hetzpeitsche in die Flucht zu schlagen. Der Knecht vollzog den hohen Befehl und machte reinen Weg; doch das Kehrlohn hat er, wie man behauptet, noch heute zu fordern.

7.

Ferdinand, von Liebe ganz umnebelt, sah durchaus nicht, daß ihm der Oheim, als er mit den Frauenzimmern ausging, winkte und winkte, zurück zu bleiben. Er schloß sich frisch an die Lustwandler an, und bot Luisen den Arm, da Jener sich Ehren halber nicht entbrechen konnte, diesen Ritterdienst der Mutter zu leisten. Sie verschmähte jedoch, beiläufig gesagt, das kurze Aermchen, weil es ihr zu beschwerlich war, wegen dieser Kleinigkeit so tief hinunter zu langen. Dennoch mußte das Ehrenritterlein ne-

den ihr her trippeln, und sie stützte sich bisweilen auf seine Schultern, wie auf einen Stock.

Diese Vertraulichkeit war ein schlechter Ersatz für die Entbehrung des Glücks, mit Luisen zu wandeln. Ferdinand genoß es mit süßem Behagen. Die jungen Leute hatten einen guten Vorsprung vor dem ältern Paare gewonnen, und sprachen, scherzten und lachten so vertraut, als kennten sie sich schon Jahre lang. Der Liebesgott hatte mit Geschwindschüssen ihre Herzen für einander erobert.

„Sehn Sie nur, sehn Sie, was dort vorgeht!“ sagte der Rath zu seiner Gefährtin. „Sie setzten mir wahrlich eine Schlange in den Busen, als Sie mich zur Mitnahme des Gecken bewogen. Fräulein Louise schenkte mir seitdem keinen freundlichen Blick; sie hat nur Augen für ihn. O, wie falsch prophezeiten Sie mir: der heutige Tag würde für mich ein entscheidender Tag werden! — Ja wohl, ja wohl entscheidend! Aber wie?“ —

„Was Sie für ein Neidhart sind!“ versetzte die Bergräthin. „Gönnen Sie doch Ihrem Vetter die flüchtige Tändelei! Morgen ist alles vergessen. Sie haben bei Louisen einen guten Stein im Brete. Bauen Sie auf mein Wort!“

Dieser Trost griff seiner sinkenden Hoffnung wieder unter die Arme. Doch drang er auf schleunige Umkehr in den Gasthof, um dem leichtfertigen Vogel, der sich unter freiem Himmel zu lustig machte, im Käfich der Stube die Flügel zu beschneiden. Er setzte dort auch sogleich die Scheere an, und schliff und schärfte sie mit einer Lüge. „Die Bergräthin,“ sprach er, „ist höchst aufgebracht über dein dreistes, hasenfüßiges Betragen gegen ihre Tochter. Sie verlangte mit Heftigkeit, ich sollte dich aus unserer Gesellschaft verweisen. Von diesem Banne hab' ich dich

zwar losgebeten; aber führe dich bescheidener auf, und pflanze dich bei Tische nicht etwa neben das Mädchen. Wähle dir vielmehr, um die zornige Frau wieder zu besänftigen, den fernsten Platz, den du finden kannst, und iß und trink dort mit deinen Freunden; was Ihr bezahlen könnt, das geht mich nichts an."

Ferdinand, der schon Louisen versprochen hatte, ihr Tischnachbar zu seyn, erschrack über diese Gesetzpredigt. Er wolle, ohne den abgekarteten Handel zu gestehen, einen Versuch machen, den Onkel zur Duldung in seiner Nähe zu bewegen; aber kaum begann er seine Bitte, so ward sie niedergedonnert und ihm, wenn er nicht Gehorsam leiste, mit Enterbung gedroht.

8.

Er kehrte dem Herrscherling, dem gebieterischen Zaunkönig — welches Vögelein man wirklich in einigen Gegenden das Tyrannchen nennt — schweigend den Rücken, lief hinab in die Schenkstube und schrieb in diesem gewühlvollen Noahskasten mit Bleistift folgendes Briefchen an Luisen:

„Mein wunderlicher Oheim, dem ich aus Gutmü-
„thigkeit nicht trotzen mag, befiehlt mir, mich bei
„Tische so weit als möglich von ihm — folglich auch
„von Ihnen — zu entfernen. Welche traurige Mahl-
„zeit steht mir bevor! Wie vergnügt wollt' ich Was-
„ser und Brod an Ihrer Seite genießen! Mir ge-
„bührt Gefängnißkost; denn ewig bin ich Ihr Ge-
„fangener."

Dieses Blättchen schob er Luisen heimlich in die Hand. Verstohlen hatte sie kaum die bitter-süßen Worte gelesen,

als die zahlreiche und sehr gemischte Gesellschaft anfing, sich am Tische zu lagern. Der Zaunkönig schlug zwischen Mutter und Tochter seinen Thron auf. Der Bergräthin Nachbarschaft an der andern Seite war ihm gleichgültig; Luisen hingegen wollte er wie einen Schatz einmauern, und winkte deßhalb einer ehrbaren Matrone, sich zur Mauer zu machen. Doch indem sich das Mütterlein anbauen wollte, rief ein junger Officier: „Nein, Mamachen, das geht nicht! Es muß bunte Reihe werden.“ — Und sobald er mit lauter Stimme dieses Gesetz ausgesprochen hatte, wollte er auch schon die erste und süßeste Frucht davon genießen und sich neben Luisen niederlassen. Bestürzt sprang der Commerzienrath auf und stammelte: „Verzeihn Sie, das ist meines Vetters Platz. — Wo steckt denn der Fasler? — Ei, zum Guckguck, pack dich doch her!“ So mußte das Tyrannchen, um nicht aus dem Regen in die Traufe zu kommen, den Verbannten aus seinem Sibirien zurückrufen.

Die wieder vereinten Liebenden wechselten behutsam mehr Blicke, als Worte. Der eifersüchtige Lauscher war mit ihrer Sittsamkeit zufrieden, ward nach und nach lustig und entsiegelte nach der Suppe zwei Flaschen. Luise trank, wie er wußte, keinen Wein, aber die Mutter desto mehr: er widmete ihr deßhalb, so sehr er auch selbst darnach lechzte, den erschlichenen Malaga ganz, und wünschte nur im Stillen, daß sie daran genug habe.

Er selbst konnte weder ein leeres noch ein volles Glas vor sich stehen sehen. Innerhalb einer Stunde war er mit zwei Flaschen fertig, und becherte schon aus der dritten. Männiglich erstaunte über den Zecher. Es war auch sein Vorsatz, Aufsehen zu machen. Er wußte, daß er als ein Filz und Hungerleider verschrieen war; darum wollte er sich einmal als Verschwender und Schwelger zeigen.

Indem er dieſes Triumphs genoß, ging der Gaſtwirth gegen das Ende der Mahlzeit von Stuhl zu Stuhl, ließ ſich Speiſe und Trank bezahlen, und erhob auch von denjenigen Gäſten, welche ſelbſt Wein mitgebracht hatten, einen in ſeinem Hauſe gewöhnlichen Einfuhrzoll von zwei Groſchen für die Flaſche. Unſer Stürzebecher, dem dieſe Abgabe fremd war, erſchrack darüber und ſetzte geſchwind die zwei leeren Flaſchen unter den Tiſch, um die harte Geldbuße ſeiner Völlerei um die Hälfte zu mäßigen. Als aber der wandelnde Einnehmer zu ihm kam und für die zwei Flaſchen, die noch auf dem Tiſche ſtanden, den Weinzoll erhalten hatte, hob er ſäuberlich das Tafeltuch auf und ſagte mit ſchalkiſcher Freundlichkeit: „Auch für dieſe beiden entſeelten Körper bitt' ich um meine Gebühren.“

Der ertappte Knicker ward roth und biß vor Aerger die Lippen zuſammen. Er kämpfte ſchweigend ein paar Augenblicke mit ſich ſelbſt, was er thun ſollte. Endlich klaubte er die angefochtenen vier Groſchen langſam und einzeln aus dem Geldbeutel heraus, wandte ſie zehn Mal um, und als er ſo von ihnen Abſchied genommen hatte, ſchien er feſt entſchloſſen, ſie auszuliefern; doch plötzlich zog er die erhobene Hand wieder zurück und ſagte: „Nein, ich wär' ein Narr, wenn ich mein Geld ſo wegwürfe! Ich gebe nichts weiter und fordere ſogar von der ſchon bezahlten Trankſteuer zwei Groſchen zurück: denn nur die Frau Bergräthin trank Wein, ich aber Waſſer, nichts als Waſſer, gefärbtes Waſſer.“ —

Der Gaſtwirth erklärte dieſe ſonderbare Ausflucht für einen Scherz. „Ueberzeugen Sie ſich von der Wahrheit!“ rief der Rath und reichte ihm ein gefülltes Glas. Der Zweifler trank, ſprudelte aber das eingeſchluckte Naß geſchwind wieder aus und betheuerte laut: „So wahr ich lebe! 's iſt Gänſewein!“

Huzel hätte nun gern der Gesellschaft irgend einen leidlichen Grund seines prahlhaften Wasserzechens aufgeheftet; doch ihr anhaltendes Gelächter ließ ihn nicht zum Worte kommen. Er tröstete sich mit den vom Wirthe zurückerhaltenen zwei Groschen und lachte mit.

9.

„Sie müssen sich den Magen verteufelt erkältet haben!“ rief ein dicker Oberforstmeister über den Tisch herüber. „Kommen Sie her und trinken Sie mit mir eine Flasche Burgunder! Ich habe mehr, als ich bedarf.“

Ein Anderer hätte, um einigermaßen seine Ehre zu“ retten, geantwortet: er trinke keinen Wein; aber der kleine Wassermann, der ihn sehr liebte, wenn er ihn umsonst haben konnte, nahm die Einladung nicht nur mit Freuden an, sondern trank sich sogar einen Rausch.

Da fiel er auf den tollen Gedanken, die goldene Uhr zu erbeuten, die Graf Tassilo dem bestimmt hatte, der beim Volksfeste die Spitze der Kletterstange erklimmen würde. Es ward bei Tische davon gesprochen; man schätzte den Werth der Uhr auf achtzig Thaler. Huzel, der damals noch Wasser schluckte, hörte dieses Gespräch gleichgültig an und hatte dabei keinen andern Gedanken, als daß er den Grafen in seinem Herzen für einen Verschwender erklärte: jetzt aber, da er voll süßen Weines war, faßte er in ganzem Ernste den abenteuerlichen Entschluß, den goldenen Preis zu erringen und sich damit für die Kosten des Tages reichlich zu entschädigen.

Dazu waren Vorbereitungen nöthig. Um sie zu machen, schlich er, als des Oberforstmeisters Weinflaschen leer waren, heimlich fort auf den Markt, kaufte sich eiserne Stiftchen, ging an einen einsamen Ort und hämmerte sie mit

einem Schlüssel so künstlich in den Rand seiner dicken Schuhsohlen, daß sie kaum sichtbar waren. Doch standen sie noch weit genug hervor, sich damit an der glatten Stange anzuhäkeln, wie der Specht, den man Baumhacker nennt, mit seinen scharfen Klauen an den Bäumen hinauf und herunter läuft.

Unser Grünspecht — er trug eben ein grasgrünes, mit Gold besetztes Kleid — war aber damit nicht zufrieden: er wollte auch seine Hände mit Steigeisen waffnen. Nachdenkend, wie das zu machen sey, ging er den Markt auf und nieder. Da fielen ihm Hundehalsbänder mit kurzen Stacheln in die Augen. Scharfsinnig sah er ihre Brauchbarkeit zu seiner Absicht sofort ein, erhandelte zwei Stück und schnallte sie sich um die Arme, zunächst an der Handwurzel, wo sie von den langen Aufschlägen des Rockes völlig bedeckt wurden.

So gerüstet, ging er in den Gasthof zurück. Die Bergräthin fragte, wo er gewesen sey. Er antwortete schnell: er habe sich das angenehme Geschäft gemacht, den Damen einen Jahrmarkt zu kaufen. — Dieser bestand in einigen Pfeffernüßchen, womit er zwar ausgelacht wurde, aber seinen Vorwand doch gut genug beschönigte; denn man konnte seiner Kargheit wohl zutrauen, daß sie ein solches Geschenk der Mühe werth geachtet habe, deßhalb über die Straße zu gehen.

Ein hoher Wohlthäter, der ihm jetzt, nach dem Beispiele des Oberforstmeisters, ein paar Gläser Wein spendete, setzte seiner Steigelust neue Flügel an. Nun war der muthige Geist nicht mehr zu bändigen. Er fürchtete, den Wettkampf um die goldene Uhr zu versäumen, und zog die Frauenzimmer mit Gewalt hin zum Schauplatze. Unter Weges rühmte er sich: er sey in seiner Jugend ein

rechter Held im Klettern gewesen, und würde sich allenfalls auch jetzt noch in dieser Kunst als Meister zeigen können. Das sollte eine geschickte Einleitung seines Vorhabens seyn; doch die Frauenzimmer hielten es für ein windiges Geschwätz und hörten nur mit halben Ohren darauf.

Wie ein Sternforscher nach den Gestirnen, sah er nach dem hohen Mastbaume, den seidene Tücher umflatterten, schon in der Ferne starr empor und purzelte mehrmals, weil er auf den Weg nicht Acht gab. Doch immer hitziger drang er durch die Volksmenge vorwärts. Und als er nun vollends den ganzen Stamm, und am Fuße desselben einen Schwarm großer Jungen, die ihr Heil daran versuchen wollten, erblickte, da ließ er plötzlich seine Gesellschaft im Stiche und stürzte sich mit dem Geschrei: „Weg da! weg da!“ in die Mitte der Buben. Erstaunt, einen so vornehmen Mitkämpfer anrennen zu sehen, wichen sie um so williger zurück, da sie ihn für einen Spaßvogel hielten und im schlimmsten Falle nicht befürchteten, daß der alte Knabe in ihren olympischen Spielen den Sieg davon tragen würde.

Allein er umklammerte rasch mit Händen und Füßen den Stamm und arbeitete sich ein paar Ellen hinan. „Schaut, da steigt Zachäus auf den Maulbeerbaum!“ rief ein Witzbold, und das umherstehende Volk bejauchzte den Einfall. Der Baumreiter ließ sich nicht stören; seine Sporen thaten ihm herrliche Dienste; er kam immer weiter. Da wollte den Burschen, die auch ihr Absehen auf die goldene Uhr gerichtet hatten, schier bange werden. Der Neid schärfte ihnen die Augen; sie paßten den gefährlichen Fortschritten des Nebenbuhlers auf, und bald rief einer hastig: „Was die Pestilenz! das alte Männel hat Stacheln an Händen und Füßen!“ Und das ganze

Chor fiel ein: „Herunter von der Stange, herunter!“ Aber mit Doppeleifer klomm der Steiger hinauf. Diesen Ungehorsam nahmen die jungen Herren sehr übel; einer setzte fluchend ihm nach, ergriff ihn hinten am Röcklein und fuhr mit ihm blitzschnell herab.

Unten gerieth er häßlich in die Klemme. Die Buben, zu denen sich noch anderer schadenfroher Pöbel gesellte, schlossen um ihn einen Kreis, spotteten seiner, und hätten sich wahrscheinlich nicht blos mit Worten an ihm vergriffen, wenn nicht zu seinem Glücke der Bürgermeister des Orts, der eben mit einigen bewaffneten Bürgern die Ordnungsrunde machte, herbeigeeilt wäre. Er war der dickste Mann in Kunkelwitz; sein Ansehen gebot daher schon Ehrfurcht, und der Pöbel, der sich fast allgemein vor Tonnengestalten demüthig beugt, zog sich unverzüglich mit verlegenen Gesichtern zurück.

Se. Hochweisheit fragte, was der Auflauf bedeute. Barhaupt traten zwei Buben aus dem Volke hervor und verklagten den Kleinen: er habe sich durch unerlaubte Mittel der goldenen Uhr bemächtigen wollen.

„Wie albern und lächerlich!“ rief der Commerzienrath mit stolzen Geberden. „Ha, ha, ha! ein Mann, wie ich, trachtet eben nach solchen Kleinigkeiten! Ich habe goldene Uhren in Menge und kann allenfalls ein Dutzend verschenken. Blos eine Scherzwette, mich bis in die Mitte der Kletterstange hinaufzuhaspeln, war der Grund, warum ich mich unter diese Leute mischte und des Sprichworts vergaß: „Wer Pech angreift, besudelt sich.“

10.

Das Alles sah Huzels Gesellschaft von fern und schämte sich seiner. „Lieber sterben, als diesen Menschen heira-

ihen!“ sagte Luise ihrer Mutter ins Ohr und drückte Ferdinands Arm fester an sich. Jener suchte mit dem Fernglase seine Gefährten; sie zogen sich aber tiefer unter das Volk zurück, um sich von ihm nicht finden zu lassen.

Indem er weiter nach ihnen herumspähte, kam er auf einen Platz, wo sich die unfeine Welt mit Tanzen belustigte. Er ließ die Paare, die sich eben herumschwenkten, bei sich vorüberwalzen, und bemerkte darunter ein junges, stämmiges Weibsbild von Grenadierlänge, und mit einem unmäßig vollen Busen begabt. Dergleichen liebliche Gestalten bezauberten ihn von Jugend an. Er blieb also stehen, nickte der angenehmen Riesin zu, so oft sie bei ihm vorbeisauste, und bewarf sie am Ende sogar mit Blumen.

Als sie nun das nächste Mal nach dieser offenbaren Liebeserklärung wieder in die Gegend kam, wo ein neuer Blumenwurf ihrer wartete, riß sie sich schnell von ihrem Tänzer los, umfaßte den neckenden Gnom, nahm ihn wie ein Kind auf den Arm und walzte mit ihm herum. Der Hut flog ihm vom Kopfe, und der altmodische Haarzopf — durch den bei der gewaltsamen Entführung aufwärts geschobenen Rock aus seiner Lage gebracht — stand wie ein Spieß in die Luft hinaus. Aber noch lustiger ward die Sache, als der Gnom wie ein störriges Kind mit den Füßen strampelte und sie ihn durch einen derben, schnalzenden Kuß zu besänftigen suchte. Da verwandelte sich seine Liebe in den grimmigsten Zorn, und der Unhold mißhandelte die schöne Nymphe mit klatschenden Maulschellen. Sie machte sich Anfangs wenig daraus und walzte fort; als aber die Dacheln immer gewichtiger ausfielen und die Musikanten vor Lachen nicht mehr aufspielen konnten, da ward sie selbst böse und warf den groben Gesellen wie einen Frosch in's Gras.

„Verfluchter Schandbalg!“ schrie er mit schäumendem Munde und setzte noch andere Ehrentitel hinzu. Sie stürzte wieder auf ihn los, hob ihm den Rock auf, zog die Beinkleider straff an und züchtigte ihn auf der dazu bereiteten Stelle mit unzähligen Plätzern. Er erhob ein Mordgeschrei. Keuchend kam der dicke Bürgermeister mit seiner bewaffneten Macht und sagte sehr ernsthaft: „Ich erstaune billig, mein Herr, Sie abermals hier in der Klopfe zu finden. Haben Sie schon wieder Pech angegriffen?“

„Schlimm genug, daß es so viel Pech hier gibt!“ versetzte der Gnom.

„Enthalten Sie sich, wenn ich bitten darf, solcher Anzüglichkeiten!“ warnte der Vater der Stadt. „Berichten Sie mir mit kurzen und gesetzten Worten, was Ihnen widerfahren ist.“

Schnell und frech trat der Balg vor Gericht und sagte: „Er liebäugelte mit mir und neckte mich, als wär' er in mich vernarrt — ich zog ihn zum Tanz auf und mußte ihn, weil er so klein ist, auf den Arm nehmen — da gab er mir Ohrfeigen nach dem Takte und dafür paukt' ich ihn ein bißchen. Das ist die ganze Geschichte, und Alle, die hier stehen, sind meine Zeugen.“ —

„Ja, so war's, hochedler Herr Bürgermeister!“ riefen viele Stimmen.

Der Richter kehrte sich hierauf zu dem geschlagenen Männlein und sagte bedächtlich: „Bei sothaner Bewandtniß, mein Herr, kann ich kein anderes Urtheil sprechen, als Dieselben vorhin an der Kletterstange über sich selbst fällten: Wer Pech angreift, besudelt sich.“

Damit zuckte er die Achseln und ging fürbaß mit seinem Gefolge.

„In Kunkelwitz gibt's keine Gerechtigkeit! Sie ist todt!

mauſetodt! Läutet ſie zu Grabe!“ kreiſchte der Rath hinterher und ſtieß noch mehr dergleichen Verunglimpfungen aus, die ihm leicht neue Händel zuziehen konnten, wenn nicht ein anderer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit der Leute von ihm abgelenkt hätte.

Es hatte ſich nämlich, von dem Grafen dazu verſchrieben, ein Meiſter der Luftſchiffskunſt eingefunden, um die Zuſchauer mit einer Jagd zu beluſtigen. Ein Jäger zu Pferde und fünf oder ſechs Hunde ſollten ein wildes Schwein in die Wolken hineinhetzen. Dieſe Jagd ging jetzt los, verunglückte jedoch ganz: denn die Hetzer wurden gehetzt. Der Weidmann und ſeine Rüden ſegelten, vom Winde gejagt und umgeworfen, mit emporgeſtreckten Beinen voran, und das Schwein, das ſich auf den Füßen erhalten und weislich ſeinen Feinden den Vorſprung gelaſſen hatte, verfolgte die Krüppel. — Darüber ward viel gelacht und gewitzelt, und niemand machte ſich luſtiger, als der mißvergnügte Commerzienrath. Er klatſchte in die Hände und krähte: „So iſt's recht! Ein Stückchen aus der verkehrten Welt! Das paßt für Kunkelwitz! Da geht und ſteht auch alles auf dem Kopfe und keine Gerechtigkeit gilt!“

„Bei meiner Seele, das Herrchen hat Recht!“ rief ein liederlicher, immer betrunkener Bürger, der einige Tage vorher, wegen ſchuldiger Steuern ausgepfändet worden war.

„Den Teufel mag's Recht haben, das Ding!“ fuhr ein Grobſchmid den Trunkenbold an. „Wie kann ſich ſo ein fremder Naſeweis unterſtehen, unſere werthe Stadt und die edle Obrigkeit zu läſtern? — Und noch dreimal ſchlechter iſt's, wenn hieſige Bürger es thun. Man laſſe mich dergleichen Worte nicht mehr hören; ſonſt ſchlag' ich zu!“

„Ho! ho! — Bürger gegen Bürger ſo ſträflich? —

Gleich zuschlagen, wie auf den Amboß? — Das geht nicht, Meister Peter!“ — So schallte Mißbilligung von allen Seiten, und Huzel bekam Muth, mit eingestemmten Armen vor den handfesten Vulkan hinzutreten und zu fragen: „Bin ich ein Ding? bin ich ein Naseweis? he?“

Meister Peter, ein sehr stolzer und deßhalb gar nicht beliebter Mann, der es nicht der Mühe werth hielt, sich gegen jemand, der kein Hufeisen schmieden konnte, zu vertheidigen, gab dem Frager keine Antwort, sondern setzte ihm seinen rußigen Daumen auf die Brust, um das naseweise Ding nach seiner Meinung sanft von sich zu schieben; aber diese Grobschmidssanftheit war von so kräftiger Art, daß Huzelmännchen wie ein Kegel umfiel.

„Gewalt! Gewalt!“ schrie der Trunkenbold, und noch viele Andere murrten über diese Anwendung des Faustrechts. Meister Peter sah sich wild um, ging dem nächsten Tadler zu Leibe und drohte ihm mit geballter Hand. Unerschrocken that Jener ein Gleiches. So standen sie eine Minute lang wie ein Paar feindliche Hähne voreinander. Peter glaubte, diesen Trotz bestrafen zu müssen und schlug aus. Plötzlich fiel ein mächtiger Bund über ihn her. Er brüllte und wehrte sich wie ein Löwe. Einige Freunde und Gevattern traten ihm bei und kämpften unter seinem Panier. Es gab mit Stöcken und Fäusten eine lächerliche Bürgerschlacht. Aber Frauen und Kinder, die ihre werthen Angehörigen im Getümmel fechten sahen, erhoben ein Jammergeschrei.

11.

„Ruhe! Ruhe! — Im Namen des Königs gebiet' ich Ruhe!“ schrie der Bürgermeister, der an der Spitze seiner Trabanten eiligst herbeistapfte. Alsbald legten sich

die wilden Wellen der Schlacht. Der Bürgermeister hob die Hände ausgebreitet empor und sagte feierlich: „Geliebte und sonst so friedliche Mitbürger! ich frage mit Betrübniß meines Herzens: wer warf einen Zankapfel unser euch?“

„Dieser grüne Frosch!“ antwortete Meister Peter, indem er den Commerzienrath beim Kragen nahm, vor Gericht zog und den ganzen Verlauf haarklein und wahrhaft erzählte.

„Haben Sie wirklich die gerügten Schmähungen wider Stadt und Obrigkeit ausgestoßen?“ fragte der Bürgermeister den Beklagten.

„Ich bin nicht verbunden, Ihnen Rede zu stehen;“ antwortete Dieser und blähte sich auf.

„Wie so?“ sagte der Consul. „Ist es Ihnen vielleicht nicht unter freiem Himmel gefällig, so mögen Sie es morgen in der Rathsstube thun. Ich finde mich vollkommen befugt und berechtiget, einen schmähsüchtigen Ruhestörer, der sich nun zum dritten Mal auf dem fahlen Pferde finden läßt, in leidlichen Gewahrsam zu nehmen.“

„Das müssen Sie bleiben lassen!“ versetzte der kleine Held. „Ein Bürgermeister von Kunkelwitz hat keine Gewalt über mich.“

Der Consul machte große Augen und fragte: „Wer sind Sie denn?“

„Ich bin der Commerzienrath Huzel.“

„Commerzienrath Huzel? — Hm! ich weiß, ohne Ruhm zu melden, den königlichen Hof- und Staatskalender ganz auswendig; aber ein Commerzienrath Huzel ist mir noch nicht darin vorgekommen.“

„Sehr natürlich! Ich bin Fürstlich-Holzhausenscher Commerzienrath.“

„O! wenn das ist," sagte der Bürgermeister, „so sind Sie in hiesigen Landen jeder Gerichtsbarkeit, wo Sie sich befinden und sich vergehen, unterworfen, und ich nehme mir ohne Bedenken die Freiheit, Sie arretiren zu lassen."

Huzel sträubte sich toll; aber es half nichts, er ward abgeführt in die Stadt.

Ferdinand und die beiden Frauenzimmer, die den theuern Mann immer in der Ferne beobachtet hatten, waren Zeugen davon. Sie hielten es, so wenig er auch Mitleid verdiente, für Pflicht, sich seiner anzunehmen. Als aber Ferdinand den Bürgermeister um Loslassung des Gefangenen ersuchte, empfing er den Bescheid: der Frevler müsse zuförderst des folgenden Tages verhört werden; dann wolle man sehen, was sich thun lasse. — Der gute junge Mann fuhr mit Bitten und Vorstellungen fort. Endlich sagte der Bürgermeister: „Wohlan, aus Achtung gegen Sie will ich so weit nachgeben, daß ich Ihren unartigen Oheim gegen baare Bürgschaft von Einhundert Reichsthalern vor der Hand auf freien Fuß stelle. Melden Sie ihm auf dem Rathhause, wo er sich im bürgerlichen Gehorsam befindet, meinen Entschluß, und halten Sie das Geld bereit. Ich komme längstens in einer Stunde dahin, es in Empfang zu nehmen." — Mehr war von dem strengen Manne nicht zu erhalten.

Ferdinand führte nun vor allen Dingen die Frauenzimmer in den Gasthof, ging dann auf's Rathhaus und trug die Hiobspost in den Bürgergehorsam. Der Oheim verfluchte den Tag seiner Geburt. Er hatte kaum zehn Thaler bei sich. Man mußte daher einstweilen seine goldene Uhr und zwei Ringe als Bürgen anbieten. Damit war der Bürgermeister nicht zufrieden, und ward es nicht eher, bis alle sieben Ringe, die Huzel an diesem

Tage trug, und überdieß noch ein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe, in die Wagschale der Gerechtigkeit gelegt wurden. Zuletzt mußte der Fürstlich-Holzhausensche Rath dem Rathe von Kunkelwitz mit Handschlag angeloben, die Pfänder, bei Verlust derselben, innerhalb drei Tagen einzulösen, und sich auf jedesmaliges Erfordern persönlich vor Gericht zu stellen.

12.

Ingrimmig sprach er auf dem Wege vom Rathhause in den Gasthof kein Wort, warf sich dort, ohne die Frauenzimmer anzusehen, in eine Ecke und rief wild: „Der Kutscher soll anspannen!“

Die Bergräthin und besonders Luise fürchteten sich vor der Heimreise. Um keinen Preis wollten sie den verächtlichen Menschen wieder in ihrer Mitte dulden. Ferdinand überredete deßhalb seine zwei Freunde, ihr Unterkommen in einem andern Wagen zu suchen.

Als sie der Commerzienrath vermißte, fragte er nach ihnen. Ferdinand antwortete: sie hätten eine bequemere Gelegenheit gefunden. „Meinetwegen!“ sprach Jener laut, und dann leise dem Vetter in's Ohr: „Aber bezahlen müssen sie dennoch ganz. Ich halte mich an dich!“

Auf der ersten Meile gab er keinen Laut von sich. Doch auf der zweiten goß er seinen Zorn über die Bergräthin aus und warf ihr vor: sie habe ihn durch ihren Hang zu Lustbarkeiten in ein bodenloses Unglück gestürzt. „Ich bin verrathen und verkauft!“ fuhr er fort. „Listig schmeichelte man mir, der heutige Tag würde mein Glück entscheiden; doch diese schöne rothe Lockbeere schnappte mir ein schlimmer Vogel weg und ich gerieth in die Schlinge.“ — So schimpfte der Rohrsperling immer weiter. Es

ward am Ende der Bergräthin so unerträglich, daß sie drohte, ihn mit eigener Hand aus dem Wagen zu werfen.

„Wie? was?“ fuhr er auf. „Diese Ehre soll mir in einem Wagen widerfahren, den ich aus meinem Beutel bezahle?“

„Wer verlangt das?“ versetzte sie. „Ich bezahle den Wagen und alles, was Sie und wir heute verzehrten, wenn Sie von diesem Augenblick an Ihr verdammtes Maul halten. Erfüllen Sie diese Bedingung, so können Sie mir morgen die Rechnung schicken, und ich entrichte den Betrag auf der Stelle.“ —

Das wirkte trefflich; er muckte nicht mehr. Die Bergräthin ließ an seinem Hause vorfahren. Stumm wie ein Fisch stieg er aus und ging ohne Abschied in seine Wohnung, nachdem er zuvor dem Kutscher zugerufen hatte: „Die Frau Bergräthin bezahlt den Wagen!“

Des folgenden Tages übersandte der Filz seine Rechnung. Der erbettelte Malaga war zu einem Dukaten angeschlagen und sogar die Farbe, womit der Windbeutel sein Trinkwasser in scheinbaren Wein verwandelt hatte, in Ansatz gebracht.

Hunger und Kummer und Wechselarrest waren nun lange Zeit sein Loos. Er befand sich noch in Püstrichs Schuld und Haft, als Ferdinand und Luise ihre Hochzeit feierten. Damit er aber auch ein Fest habe, beschloß er, den Tag nach Johannis Jahr für Jahr als Buß-, Trauer- und Fasttag zu begehen.

VI.

Das Turnier.

Unter dem Vorwand einer Luſtreiſe, eigentlich aber mit Heirathsgedanken, ritt ich im Sommer 1814 nach Eichenberg zum Gutsherrn Freimund, der von Jugend auf der innigſte Freund meines verſtorbenen Vaters geweſen war. Er nahm mich mit offenen Armen auf, und ſchickte ſogleich nach Paulinen, ſeiner Tochter, um ſie mir vorzuſtellen. Ich hatte ſie zuletzt als ein zwölfjähriges Mädchen geſehen und das kleine niedliche Bild immer im Kopfe herum getragen; doch wie ward ich überraſcht, als eine hohe, ſchlanke Geſtalt, in voller Blüthe der Schönheit, hereintrat und mich wie einen Fremdling begrüßte. Das Blut ſtieg mir ins Geſicht; ich war um Worte verlegen. Glücklicher Weiſe ließ ſich eben im Hofe ein Getrampel von Pferden vernehmen; Vater und Tochter eilten ans Fenſter; ich folgte ihnen.

Ein langer, ſtarker, ſeltſam gekleideter Mann, der einen Reitknecht hinter ſich hatte, ſchwang ſich vom Pferde. Er trug eine ſchwarzſammtne, platte, pilzförmige Mütze mit einer Feder, ein gleichfarbiges kurzes Wamms mit einer breiten Leibbinde, einen großen weißen, ausgezackten Halskragen, und Halbſtiefeln mit weiten, hinten zugeſpitzten Schnabelſtulpen, die mit goldenen Franſen verziert waren.

„Wer iſt der abenteuerliche Ritter?“ rief Freimund.

„Ei! kennen Sie ihn denn nicht?“ ſagte Pauline. „Es iſt ja der Herr Amtmann Flau von Teutlingen.“

„Wahrlich, er ist's!“ sprach der Vater. „Aber welche Tracht! Er scheint zu einer Maskerade zu reiten, und spricht wohl nur gelegentlich bei uns ein.“

Hiermit ging er ihm in den Vorsaal entgegen.

„Guten Tag, alter Freund!“ rief der Amtmann. „Ich komme zu Euch als Gesandter des ehrsamen Städtchens Teutlingen: ich soll Euch auffordern, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen.“

„Worin?“ fragte Freimund.

„In Allem, was zur Wiederherstellung der alten Deutschheit gehört; vor der Hand in der altdeutschen Tracht. Man ließ mir nicht Ruhe, ich mußte mit meinem Beispiele vorleuchten. Die ganze Stadt will mir nachfolgen, und ich hoffe, wir haben bald das Vergnügen, Euch eben so gekleidet zu sehen.“

„Schwerlich, lieber Amtmann!“ versetzte Freimund. „Sie wissen, ich bin ein Deutscher in Wort und That; doch Neben- und Außendinge sind mir gleichgültig.

Eine Volkstracht ist übrigens in mancher Rücksicht löblich und gut. Man suche sie nur nicht in der Plunderkammer der Vorwelt, sondern erfinde eine, die unserm heutigen Geschmacke nicht widersteht; sonst kommen wir doch aus dem Sclavenjoche der Nachahmung nimmer heraus.“

„Ich denke wie ihr!“ sprach der Amtmann. „Glaubt Ihr denn, daß ich mir in dem kurzen Käppchen gefalle? Ich sehe darin aus wie ein Wenzel in der deutschen Karte, das weiß ich; aber man ist nun einmal von Gottes Gnaden Amtmann im Städtel und muß bei jeder Gelegenheit vortanzen.“

Jetzt ging er auf Paulinen zu, küßte ihr die Hand und sagte mit möglichster Mäßigung und Anmuth seiner Donnerstimme: „Mein schönes Fräulein, wie befinden Sie sich?“

„Was Fräulein! was Fräulein!“ fiel ihr Vater ein. „Meine Tochter heißt Jungfer Freimund, und so ziemt sich's, wenn es unser rechter Ernst ist, der neudeutschen Prahlsucht zu entsagen und bescheidene Altdeutsche zu seyn. Jungfrau ist ein edles Wort; wer kann es tadeln? Hat aber eine junge Bürgerin daran nicht genug, sondern will durchaus Fräulein heißen, so ist sie ein eitles Wesen und kein deutsches Mädchen, wie es seyn soll.“

„Predigt das ja nicht auf dem Markte in Teutlingen, werther Freund!“ sagte der Amtmann. „Ihr würdet gesteiniget werden. Ich befürchte ohnedieß nächstens einen Aufruhr, weil der edle Rath im Sinne hat, die Titel Madame und Demoiselle durch ein öffentliches Gebot abzuschaffen, und dafür Frau und Jungfrau in Gang zu bringen. Die Sache ist verrathen worden, und es entstehen schon merkliche Gährungen darüber. Unsere Frauenzimmer wollen zwar die französischen Titel mit Vergnügen aufgeben, begehren aber dafür Herrin und Fräulein zu heißen.“

Wir lachten einstimmig und der Amtmann am stärksten. Er wette darauf, fuhr er fort, daß sogar seine alte Haushälterin, die Tochter eines Kesselflickers und Wittwe eines Sudelkochs, künftig werde Herrin genannt seyn wollen; wenigstens mache sie täglich Versuche, sich der Herrschaft über ihn zu bemächtigen: er werde sie aber bald vom Hausthrone stoßen und eine junge, schöne Gemahlin darauf setzen, die er mit Freuden als seine Herrin anerkennen wolle. — Er blinzelte dabei Paulinen mit kleinen, verliebten Augen an, und beunruhigte mich nicht wenig damit. Doch war es mir tröstlich, daß sie ernsthaft zur Erde sah, und sich ein Geschäft machte, um sich mit Anstand entfernen zu können.

Eine Flasche Wein, die ihm jetzt aufgetragen wurde, brachte ihn auf andere Gedanken. Er erzählte mancherlei Geschichten von Teutlingen, und fragte zuletzt, ob sich nicht bisher häufig Bettler auf dem Lande gezeigt hätten.

„Ja wohl!“ sprach Freimund. Ich bemerkte darunter besonders ein Paar höchst unverschämte Gesellen, die mich vier Wochen lang täglich, einer um den andern, heimsuchten, und nicht eher wegblieben, bis ich ihnen drohte, sie einstecken zu lassen.“

„Und Ihr kanntet die Herren nicht?“

„Die Herren?“ —

„Nicht anders! Denn es waren der Herr Kirchenvorsteher Lämmel und der Herr Rathmann Gimpel, die sich durch Lumpen und bepflasterte Gesichter unkenntlich gemacht hatten. Die guten Narren lasen in einem öffentlichen Blatte — wenn ich nicht irre, im allgemeinen Anzeiger der Deutschen — den Vorschlag eines Ungenannten: es sollten brave Männer, als Bettler verkleidet, Deutschland ins Kreuz und in die Quere durchziehen, und für ihre durch den deutschen Freiheitskrieg unglücklich gewordenen Landsleute — jedoch ohne Angabe dieser Absicht — Tag für Tag und von Haus zu Haus einen Pfennig sammeln, wodurch eine ungeheuere, allen Schaden ersetzende Summe gewonnen werden würde. Das schien den Herren Gimpel und Lämmel ein trefflicher Einfall. Sie machten sich also stracks auf den Weg, sind aber gestern Abend, nach vieler ausgestandenen Schmach, jämmerlich zerbläut, und mit zwei oder drei Gulden Kupfergeld in der Tasche, wieder nach Hause gekommen.“

„Sie haben ihre Schläge verdient;“ sagte Freimund. „Jeder Lug und Trug, wenn er auch den redlichsten Zweck hat, ist eines Deutschen unwürdig. — Ich erinnere

mich, den weisen Rath geleſen zu haben. Beſonders lächerlich war mir des Erfinders Zuſatz: es wäre gut, wenn man zu dieſem Geſchäfte wirkliche Bettler bekommen könnte. Daran, dächt' ich, wäre kein Mangel."

„Nein, das weiß Gott!" rief der Amtmann. „Ich ſelbſt kann aus meinen Amtsdörfern ein bedeutendes Heer ſtellen."

Die Flaſche war leer; er nahm Abſchied. Da bemerkte Freimund, daß er, anſtatt einer Reitgerte, eine ruſſiſche Knute in der Hand hatte, und fragte ihn, wie er zu dieſer Koſakenpeitſche komme.

„Wißt Ihr nicht, daß es jetzt Mode iſt, damit zu reiten?" verſetzte der Amtmann.

„O, wir Deutſchen! wir poſſirlichen Deutſchen!" rief Freimund. „Wir ſind und bleiben doch die Affen aller Ausländer."

Als der Amtmann fort war und ich meine Schüchternheit gegen Paulinen überwunden hatte, wollte ich gern ihr Gemüth gegen ihn erforſchen, und ſagte ſcherzend: der altdeutſche Ritter ſcheine Luſt zu haben, ihr als ſeiner Herrin zu huldigen. „Daran denkt er wohl nicht;" antwortete ſie gleichgültig, und brach ſo geſchwind davon ab, daß es mir nicht klar wurde, ob ich einen begünſtigten Nebenbuhler hatte oder nicht.

In der Frühe des andern Tages ſtellte ich mich, als wollte ich mein Pferd ſatteln laſſen und weiter ziehen. „Nein, lieber Otto!" ſagte Freimund. „Sie haben Zeit, Sie müſſen einige Monate bei uns bleiben. Sollte Sie auch hier auf dem Dorfe die Langeweile dann und wann anfechten, ſo wird Ihnen doch das Städtchen Teutlingen, das nur eine Meile entfernt iſt, manche luſtige Unterhaltung verſchaffen. Man will dort, wie Sie vom Amt-

mann hörten, mit aller Gewalt der alten Deutschheit wieder auf die Beine helfen, und wenn solche Leutchen irgend etwas, das über ihren alltäglichen Gesichtskreis hinaus liegt, mit Eifer und Sturm unternehmen, so gibt es unfehlbar dabei zu lachen."

„Ich ergab mich der gastfreundlichen Einladung vor der Hand auf acht Tage. Freimund führte mich nun in seinen Gebäuden und Gärten herum. Ueberall zeigte sich der denkende Haushalter, der ungezwungen das Nützliche mit dem Schönen verbunden hatte. Gegen Abend machten wir einen Spaziergang durch's Dorf. Es bestand uns lauter wohlgebauten und meistens mit heitern Farben angestrichenen Häusern, an deren Thüren und Fenstern uns frohe Menschen freundlich und traulich begrüßten. Freimund hatte alle Taschen voll kleiner Geschenke für sie. In dem einen Hause gab er eine Arznei ab, im andern einen auf Verlangen gefertigten Aufsatz, im dritten Becker's Noth- und Hülfsbüchlein oder eine Kinderschrift, und so weiter. Paulinen, die mit uns ging, umringten mehr als zwanzig kleine Landmädchen, und zeigten ihr, wie fleißig sie das von ihr gelernte Stricken und Nähen fortsetzten. Sie hatte nach dem Tode ihrer Mutter dieses Lehramt übernommen, und betrug sich wie ein Engel gegen die Kinder. Ich vergaß, daß sie schön war, ich bewunderte nur ihre Herzensgüte, und hätte sie anbeten mögen.

Des folgenden Tages ritt ich nach Teutlingen, um diese neue Wiege der alten Deutschheit in Augenschein zu nehmen. Ich kam früh um neun Uhr ans Thor. Ein kleines, säbelbeiniges Männchen, das mit seiner Flinte ohne Schloß eine Schildwache vorstellen wollte, trat mir in den Weg und sagte: „Halt, der Herr ist ein Fremder; er muß

sich sogleich vor dem Herrn Stadtrichter **Ballhorn** gestellen.“ Dann schrie er: „Unteroffizier 'raus!“ und es erschien ein alter Barmarbas, dessen langer schneeweißer Schnurbart gegen seine drähterne Beutelperücke drollig abstach. Er sollte mich zum Stadtrichter führen; da er aber, wie er mir klagte, mit dem Zipperlein behaftet war, und deßhalb Holzpantoffeln trug, so machte er mir das wunderliche Ansinnen, ihn mit auf's Pferd zu nehmen. Ich erinnerte mich zwar, daß die Ritter der Vorzeit bisweilen schöne Fräulein hinter sich aufsitzen ließen; ich hatte jedoch zu einer so nahen Nachbarschaft mit dem gichtbrüchigen Männlein keine Lust, und antwortete daher: ich wolle ihm den Sattel allein überlassen, wenn er sich auf's Reiten verstehe.

„Das denk' ich!“ sprach er stolz. „Ich war schon vor fünfzig Jahren Husar und der beste Reiter im ganzen Regimente. Der alte General Ziethen, der auf dem Wilhelmsplatze in Berlin in Stein gehauen zu sehen ist, nannte mich nicht anders als: mein liebes Söhnchen, oder mein kleiner Teufel.“

So auf den Mund geschlagen, stieg ich ab. Er führte meinen Schimmel an eine Bank und kam glücklich hinauf. Jetzt aber stieß er ihm, um sich als ein gewaltiger Reiter zu zeigen, die Holzpantoffeln heftig in die Seite, und das beleidigte Thier ging auf der Stelle mit ihm durch. Er verlor Pantoffeln, Hut, Perücke, und überhaupt alles, was nicht knopf- und bandfest an ihm war. Endlich flog er selbst auf einen der großen, weichen Düngerhaufen, die der wohlweise Rath auf der Straße zu dulden schien, um in solchen Fällen zu einem bequemen Ankerplatze zu dienen.

Als sich mein Schimmel so gerächt hatte, blieb er stehen. Der beschämte Prahler drohte ihm mit geballter

Faust, wieß dann auf ein nahes Haus und brummte: „Dort wohnt der Stadtrichter!“ Ich gab ihm ein paar Groschen Schmerzengeld. „Großen Dank!“ sprach er. „Der Herr ist höflicher als sein Gaul.“

Das mir gezeigte Haus war himmelblau und mit silbernen Sternen besä't. Oben unter dem Dache befand sich eine Mondscheibe, und auf derselben ein altes, finsteres Gesicht, das den sogenannten Mann im Monde vorstellen sollte. Ueber der Thür hing eine Tafel mit der Inschrift: Ordnei-Amt.

Mit Ehrfurcht trat ich in diesen Himmel auf Erden und klopfte an die mit goldenen Buchstaben bezeichnete Ordnei-Stube. Ein langer, kerzensteifer, feierlicher Mann öffnete mir. Ich erschrack; denn vor mir stand der leibhafte Mann im Monde, der sein vollkommen ähnliches Konterfei dort hatte anbringen lassen. Altdeutsch gekleidet, wich er von seinem Musterbilde, dem Amtmann, bloß darin ab, daß er unförmliche, vorn abgestutzte Schuhe mit gelben Bandrosen trug.

Ich sagte ihm, daß ich, als Fremder, die Weisung erhalten habe, mich bei ihm zu melden.

Er klopfte bedächtig auf seine Tabaksdose und fragte mit einem langsamen, gedehnten Tone: „Haben Sie eine Reiseurkunde, oder, um mich kürzer auszudrücken, einen Bahnbrief?“

Ich sah ihn an und bekannte, daß ich ihn nicht verstehe.

„Ich meine einen Paß,“ fuhr er fort. „Wir haben uns hier verbunden, durchaus reines Deutsch zu sprechen; folglich ward das Wort Paß, als ein ursprünglicher Ausländer und Sohn des lateinischen Passus, verwiesen. Daher lesen Sie auch an der Thür: Ordnei, statt Polizei, und ich heiße nicht Polizei-Inspector, sondern Ord-

nei-Obsichter, wie ich mich gern nennen höre, damit diese trefflichen Wörter in Umlauf gebracht werden."

Das alles lobte ich sehr, um ihn damit zu bestechen, weil ich keinen Bahnbrief aufzeigen konnte. Ich berief mich auf Freimunds Bekanntschaft. Er ließ das höflich gelten und fing an, mir das Manuscript eines zum Druck bestimmten Handbüchleins vorzulesen, worin er zum gemeinen Besten der Stadt Teutlingen alle fremde Wörter, die nach und nach von Schulfüchsen und Zierlingen in unsere Sprache verpflanzt wurden, gedollmetscht hatte.

Diese Vorlesung ward aber, ehe wir das Ende des Werkleins erreichten, durch eine Hiobspost unterbrochen. Ein athemloser Eilbote stürzte herein: „Um Gotteswillen, Herr Stadtrichter, eilen Sie, kommen Sie! Die Weiber sind in Aufruhr; sie stürmen das Rathhaus; der regierende Herr Bürgermeister und die ganze hohe Obrigkeit steckt drin, wie eine Maus in der Falle, und begehrt sehnlich Rath und Hülfe von Ihnen." — Hiermit rannte der Bote wieder fort.

„Der Satanas ist in die Weiber gefahren!" sagte Herr Ballhorn mit einem kreideweißen Gesichte. Er nahm (wie es in seinem Verdeutschbüchlein lautet) einen Griff aus seiner Schnupfbüchse und fuhr fort: „Ich finde mich fast bewogen, dem Himmel dafür zu danken, daß meine Gattin wegen einiger Unpäßlichkeit das Zimmer hüten muß; sonst wäre sie wohl auch von dem Strome der Empörung mit fortgerissen worden." Er erzählte mir nun, was ich schon muthmaßte, daß der Rathsschluß, die französischen Damen und Demoisellen in deutsche Frauen und Jungfrauen zu verwandeln, den Aufstand errege. „Reiten Sie doch ja aufs friedliche Dorf hinaus!" setzte er hinzu.

„Hier ist Mord und Todtschlag zu befürchten. Wir Obrigkeit geben nicht nach; wir lassen uns eher unter den Trümmern des Rathhauses begraben.“

Er machte sich jetzt mit großen Schritten auf den gefährlichen Weg, und ich ging ihm auf dem Fuße nach. Der Markt war mit zahllosen, wild durch einander schnatternden Weibern und Mädchen bedeckt. Sie umzingelten sogleich den Herrn Ordnei-Obsichter und wollten ihm den Kopf zurecht setzen. Hundert Hände faßten und hielten ihn; er machte sich aber die langen Arme frei, streifte die Letten, die sich an ihn hängten, links und rechts von sich ab und erreichte das Rathhaus. Hier sah's kriegerisch aus. Zwanzig wüthende, mit Besen, Ofengabeln und Krauthaken bewaffnete Amazonen belagerten die Thür und donnerten mit Holzärten daran. „Geliebte Frauen und Jungfrauen!“ begann Herr Ballhorn in einem bittenden, kläglichen Tone und wollte eine rührende Rede halten; aber eine alte, häßliche, etwas vornehmer als die andern gekleidete Furie sprang auf ihn los, packte ihn am Kragen und schrie: „Sagen Sie meine Herrinnen und Fräulein, oder Sie kommen nicht lebendig von der Stelle!“ — Er trotzte standhaft dem Tode und sprach den geforderten Gruß nicht aus, sondern drang mit Gewalt hin zur Thür, die von innen ein wenig für ihn geöffnet wurde. Da sie aber, weil die tollen Weiber mit hineinbrechen wollten, so schnell als möglich wieder zugedrückt werden mußte, so gerieth sein linker Fuß, den er nicht geschwind genug nachzog, in die Klemme und verlor den Schuh, den die Weiber sogleich mit wildem Geschrei auf einer Stange herumtrugen.

Als nun alle Versuche, die Rathhausthür aufzusprengen, vergeblich waren, hielt die alte Rädelsführerin Kriegsrath

und eilte dann mit einigen ihres Gelichters ans nahe Spritzenhaus, dessen offene Thür ein abgelebter Spießbürger bewachte. Sie warfen den armen Teufel, der ihnen den Eingang verwehren wollte, wie einen Kegel zu Boden, bemächtigten sich einer Feuerleiter und legten sie ans Rathhaus an. Die Belagerten wurden darüber höchst unruhig, rissen die Fenster auf und schalten und wetterten grimmig. Daraus machten sich aber die aufrührerischen Unholdinnen so viel, als ob Gänse zischten. Sie kletterten wie Katzen die Leiter hinauf. Die Rathsherren feuerten mit schweren Folianten in Holz- und Hornbänden auf sie hinab, goßen ihnen Tinte auf die Köpfe und warfen ihnen Streusand in die Augen. Aber auch dieses Hagelwetter nicht achtend, erklommen sie das Fenster, wo der ganze Rath, um den Sturm abzuschlagen, in Schlachtordnung stand. Die jüngsten Mitglieder waren vorangestellt und hatten, da es zum Handgemenge kam, das schlimmste Loos. Die Vorfechterin riß zweien derselben die undeutschen Perücken vom Haupte und warf sie unter das Volk. Bald darauf brachten die langen Borstbesen und Ofengabeln den Vortrab zum Weichen. Er drängte die hintern Reihen zurück; es entstand eine schimpfliche Flucht, und die Veste war erobert. Die Sieger hielten ihren Einzug durch's Fenster, öffneten dann die Pforte, und alle weibliche Schaaren, die sich auf dem Markte zusammengerottet hatten, drangen hinein.

Eine Viertelstunde nachher that sich die Pforte wieder auf; die Weiber strömten frohlockend heraus; ihre Hauptmännin hielt einen Bogen Papier in der Hand, stellte sich in der Mitte des Marktes auf eine Tonne und las mit lauter Stimme:

„Wir Bürgermeister und Rath der Stadt Teutlin„gen thun hiermit kund und zu wissen: daß Wir, um

„zur Vertilgung des leidigen Franzosenthums das „Unsrige beizutragen, einstimmig beschlossen haben, „die fremden Wörter Madame und Demoiselle „im gesellschaftlichen Leben zu verbieten und die ehr„haften Benennungen Herrin und Fräulein an „deren Stelle zu setzen. Solches wird, auf geziemen„des Ansuchen unserer geliebten Mitbürgerinnen, hier„mit bekannt gemacht und hat sich männiglich darnach „zu achten.

„Gegeben zu Teutlingen am zwanzigsten Tage des „Erndtemonats im Jahr 1814.

„Leopold Zaunkönig,
regierender Bürgermeister.“

Jauchzen und Händeklatschen erschallte; ich aber mußte über das geziemende Ansuchen, wovon ich Zeuge gewesen war, laut auflachen. Die Heroldin heftete die vorgelesene Verordnung an die auf dem Markte stehende Postsäule; die zufriedene Versammlung ging jubelnd aus einander, und die Herren des Raths schlichen, als der Weg rein war, beschämt in ihre Häuser.

Einige Tage darauf kam der Herr Bürgermeister Zaunkönig, ein kleines, geckenhaft behendes Männchen von ungefähr dreißig Jahren, nach Eichenberg zum Besuch. Er bewies seinen Reichthum, der ihn zum Abgott der Teutlinger machte, durch einen zierlichen Wagen mit trefflichem Gespann. Auch seine altdeutsche Kleidung war außerordentlich fein und stand ihm nicht übel. Nur das gefiel mir nicht, daß er Paulinen wie ein Schmetterling buhlerisch umgaukelte und ihr tausend Schmeicheleien vorsagte. Freimund, der eben so wenig damit zufrieden war und

seinen verliebten Uebermuth demüthigen wollte, neckte ihn mit dem Siege, den die Herrinnen und Fräulein von Teutlingen über ihn und seine Mitherrscher davon getragen hatten. „Das Blättchen wird sich bald wenden;“ gab er lachend zur Antwort. „Ich habe der Landesregierung den Vorfall berichtet, und die Aufwieglerin, Frau Spitzmaus, wird mit gebührender Strenge gezüchtigt werden.

Pauline fragte ihn, wer diese Person sey.

„Sie gehört zu einem erzfrechen Geschlechte;“ antwortete er: „sie ist die Wittwe eines Nachdruckers, der außer Landes, ich weiß nicht wo, sein Raubnest hatte. Erst vor einigen Monaten ließ sie sich hier nieder, und machte seitdem lauter schlimme Händel. Ich habe darauf angetragen, sie an den Pranger stellen zu lassen, damit ihr die Ehre widerfahre, die man ihrem seligen Gemahl schuldig geblieben ist.“

Das Gespräch lenkte sich nun auf einen gewissen Hofrath Bär, und aus allerhand verblümten Neckereien, womit Herr Zaunkönig Paulinen anstichelte, errieth ich mit Verdruß, daß abermal von einem Liebhaber die Rede war. Der Bürgermeister beklagte sich über ihn. „Wo er mich sieht,“ sprach er, bewitzelt er meine Gestalt, weil ich kein so vierschrötiger Mensch bin, wie er; und geb' ich ihm zu verstehen, daß er sich Unhöflichkeiten erlaube, so schlägt er sich auf den Bauch und sagt: Ich bin ein Deutscher! — gleichsam als hätte er deßhalb ein Recht, grob zu seyn. Aber er komme nur aus dem Bade zurück! Ich habe ihm eine scherzhafte Züchtigung zugedacht, und er soll sie bei einem Gastmahl erhalten, wozu ich Sie insgesammt vorläufig einlade.“

Er verbeugte sich dabei auch gegen mich, und brach bald nachher seinen Besuch ab.

So standen also drei bedeutende Männer, ein Bürger-

meister, ein Amtmann und ein Hofrath, als Nebenbuhler mir gegenüber. Mehrere solche Herrschaften lauerten vielleicht noch im Hinterhalte; ich aber, der weder Amt noch Titelchen hatte, verlor dennoch den Muth nicht: denn daß mir Pauline ein wenig gut war, offenbarten mir wider ihren Willen tausend kleine Kennzeichen von Liebe und Huld. Ich übergehe jedoch das alles jetzt und künftig mit Stillschweigen, weil es gar nicht meine Absicht ist, eine empfindsame Geschichte zu schreiben.

Nach Verlauf einer Woche erhielt ich von Herrn Ballhorn ein seltsam abgefaßtes Handbriefchen, worin er mir meldete: daß Frau Spitzmaus, die Rädelsführerin des neulichen Aufruhrs, auf landesherrlichen Befehl des folgenden Tages am Schandpfahl ausgestellt werde. Zu diesem Schauspiele lud er mich ein, mit freundlichem Ersuchen, zuvor ein Frühstück bei ihm einzunehmen.

In Erwartung lächerlicher Auftritte ritt ich nach Teutlingen, und war schon um acht Uhr im blauen Himmel.

Der Herr Ordnei-Obsichter nahm mich sehr wohlwollend auf und fragte sogleich: ob er mir mit einer Schale amerikanischen Fruchtkern-Trank dienen könnte.

Ich begriff nicht, was er mir anbot.

„Ei, ei!" sagte er, „vergaßen Sie schon, daß ich in meinem Verdeutschbüchlein das französische Wort Chokolade so übersetze? — Ich könnte kürzer und bestimmter sagen: Cacao-Trank, denn Cacao ist wenigstens nicht französisch; aber ich hasse dieses Wort, weil es mich an die weiland beliebte Farbe Caca du Dauphin erinnert. — Es war eine hündische Kriecherei des Franzvolkes, sich in den Unflath seines Kronprinzen zu kleiden. Daß sich aber auch die Deutschen so bodenlos tief erniedrigten und es

ihm nachthaten, das ist uns eine ewige Schande. — Und fast eben so schimpflich wälzte sich auch einmal die ganze feine deutsche Welt im Pariser Straßenkothe, indem sie eine Farbe trug, die man Boue de Paris nannte.“ —

Ich stimmte lebhaft in diesen gerechten Tadel mit ein. Dagegen gestand ich ihm meine Verwunderung, daß er in seinem Briefstein auch alten, ehrlichen, ächtdeutschen Worten hart mitgespielt, und ihnen entweder den Schweif gestutzt oder sie auf andere Weise verstümmelt habe. „Sollte diese Sprachumwälzung,“ fuhr ich fort, „weiter um sich greifen, so würden dadurch alle bisher geschriebene deutsche Meisterstücke, besonders die poetischen, vernichtet.“

„Fürchten Sie das nicht!“ sprach er. „Bei neuen Auflagen lassen sich die alten Fehler leicht verbessern. Ich selbst erbiete mich, die Werke verstorbener Dichter, z. B. Klopstocks, Bürgers, Schillers u. s. w., bei einer Pfeife Tabak umzuarbeiten, und die hier und da nach Ihrem Ausdruck von mir gestutzten Schweife durch geschickte Füllwörtchen zu ersetzen.“ —

Da war's Kunst, das Lachen zu verbeißen!

Unter solchen lehrreichen Gesprächen kam die zehnte Stunde heran. Herr Ballhorn mußte nun aufs Rathhaus. Ich begleitete ihn bis dahin, und erstaunte nicht wenig, kein weibliches Wesen auf der Straße zu sehen. In den Häusern rings um den Markt waren alle Fenster geschlossen, und die Vorhänge der meisten dicht zugezogen. An einigen andern zeigten sich zwar Frauen und Mädchen, kehrten aber der Ehrensäule, an welcher ihre Heldin den Lohn der Tapferkeit empfangen sollte, den Rücken zu. Diese verächtliche Stellung galt aber auch vielleicht dem an der

Postsäule angehefteten Rathsbefehle: daß künftig keine Herrinnen und Fräulein in Teutlingen herrschen, sondern nur Frauen und Jungfrauen bescheiden wandeln sollten. —

Auf Ansuchen des Stadtraths hatte der Amtmann den Landsturm seines Gebiets zu Roß und Fuß einrücken lassen, um die Weiber, wenn sie etwa auf's neue Sturm laufen wollten, im Zaume zu halten. Ein tüchtiger, gesetzter Forstbedienter befehligte die Reiterei; der Feldhauptmann des Fußvolks hingegen war ein vorwitziger und überthätiger Schulmeister, der sich mächtig in die Brust warf, entsetzlich viel Worte machte, und nicht aufhören konnte, sein ungelenkes und widerspänstiges Häuflein zu ordnen und zu richten.

Zur Abwechselung gab er auch einen lebendigen Beweis, wie leicht es damals war, jemand in den Verdacht unvaterländischer Gesinnungen zu bringen.

Es lief ein ältlicher, hagerer Mann, den ich Magister Günther nennen hörte, schnell und scheu über den Markt. Er war mit einem verwitterten lederfarbenen Rocke bekleidet, trug einen platten Hut unter dem Arme, und einen ungeheuern Haarbeutel an seinem kahlen Kopfe. „Seht, der ist französisch gesinnt; er trägt einen Haarbeutel!“ sagte der naseweise Schulmeister zu einigen herumschwärmenden Straßenjungen. Sogleich verfolgte die Rotte den fliehenden Magister und schrie: „Haarbeutel-Günther! Französisch-Gesinnter!“ Er fuhr in ein Haus, erschien bald darauf an einem Dachfenster, warf den Haarbeutel auf die Straße und rief: „Da, ihr Belialskinder! da zerreißt den Franzosen!“ — Und das geschah auch sofort.

Indessen hatte die Glocke schon lange eilf geschlagen, und die Feierlichkeit am Pranger verzog sich noch immer.

Da durchlief den Markt das Gerücht: die Herrin Spitzmaus habe in der deutschen National-Frauentracht öffentlich ausstehen wollen; als es aber der Rath nicht genehmiget, habe sie den trotzigen Entschluß gefaßt, im Reifrock zu prunken; und da man ihr dieß, weil der Reifrock eine widrige französische Erfindung sey, unbedenklich erlaubt habe, so kleide sie sich jetzt um, und das verursache den Verzug ihres Auftritts.

Dieses Gerücht hatte Grund. Gegen zwölf Uhr erschien sie wirklich im Reifrock und Schleppkleide, und bestieg mit kecken Schritten die Bühne, wo man aus Furcht vor ihrer Lästerzunge drei oder vier Fellraßler (nach unsers Johann Ballhorns Dollmetschung des Wortes Tambour) aufgestellt und ihnen befohlen hatte, aus Leibeskräften zu rasseln, sobald sie Schmähungen gegen die Obrigkeit ausstoße.

Eine Minute lang sah sie frech umher; dann erhob sie ihre Stimme und sagte zu dem sie angaffenden Volke: „Denkt ihr, ich soll mich schämen? Nein, ich schäme mich nicht. Ich habe für eine gute Sache gekämpft; aber Undank ist der Welt Lohn, sagte mein seliger Mann. — Ach, lebte der Edle noch! Er hat's wahrlich nicht um die Welt verdient, daß man mit seiner Wittwe so umgeht. Die vortrefflichsten Bücher gab er den Leuten um's halbe Geld, und Fürsten schützten ihn gegen seine Neider und Feinde. Aber meiner nimmt sich kein Mensch an. Ich stehe hier wie eine Missethäterin, weil ich ein Paar einfältigen Rathsherren die Perücken — —"

Hier fielen ihr die Fellraßler mit einem so gewaltigen und anhaltenden Getöse ins Wort, daß sie, aller Anstrengung ungeachtet, keinen vernehmlichen Laut wieder aufbringen konnte.

Als sie die gehörige Zeit zur Schau gestanden hatte,

ward sie zur Stadt hinaus geführt und bedeutet, sich nicht wieder darin betreten zu lassen. Sie wandte sich, wie man sagt, in ihre alte Heimath zurück, und heirathete dort wieder einen Nachdrucker, der durch seine Geschäfte geübt war, sich über Ehre und Schande hinwegzusetzen, und folglich auch kein Bedenken trug, eine vom Pranger kommende Dame zum Altar zu führen.

Wenige Tage darauf kam der Hofrath Bär nach Eichenberg, um seine Rückkunft zu melden. Ich sah den breiten, wohlgenährten Mann aus dem Wagen steigen und über den Hof gehen. Sein trotziges Gesicht, plumper, schwer aufstampfender Gang und noch mehrere Merkzeichen der ihm nachgesagten Ungeschliffenheit machten mich nach seiner Bekanntschaft nicht lüstern, und ich nahm keinen Antheil an seinem Besuche.

Das ihm aufgehobene Gastmahl des Bürgermeisters ging bald darauf vor sich. Wir wurden mittelst einer Karte auf deutsche Hausmannskost eingeladen, und diese Worte waren dreifach unterstrichen. Freimund und Pauline ahnten schon aus diesem Umstande eine gegen den Hofrath angelegte Neckerei; denn sie kannten ihn als einen Leckermund, der es sehr übel nahm, wenn man ihm nur Hausmannskost vorsetzte.

Der Saal war mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt; alle Gäste erschienen in altdeutscher Tracht; nur wir, das Kleeblatt von Eichenberg, machten davon eine Ausnahme, und wurden deßhalb von allen Seiten gescholten. Der Amtmann, der Hofrath, der Obsichter, die Vornehmen des Raths, und noch acht oder zehn andere, mir unbekannte Personen, bildeten die Gesellschaft. Der merkwürdigste Mann unter den letztern war der Doctor Matz, der

Arzt des Städtchens, eine drollige kleine Kürbisgestalt, mit einem Kupfergesichte.

Als wir uns zur Tafel gesetzt hatten, ward ein Stück Rindfleisch mit Meerrettig und anderer gemeiner Zukost aufgetragen. „Keine Suppe?“ — murrte der Hofrath. „Nein!“ sagte der Bürgermeister. „Ich will heute meine werthen Gäste mit einer ächt vaterländischen, kerndeutschen Mahlzeit bewirthen. Rindfleisch ist kräftig und derb, wie der ehrliche Deutsche; aber die flüssige Suppe gleicht dem immer schwankenden, unzuverlässigen Franzmann, und ward auch wahrscheinlich von ihm erfunden.“

„Der Name ist unstreitig französisch;“ sprach der Obsichter. „Doch läßt er sich bequem durch Gelöffel verdeutschen. Man kann sagen: Weingelöffel, Biergelöffel, Milchgelöffel und so weiter.“

„Ich möchte nur,“ entgegnete der Bürgermeister, „kein junges, artiges Frauenzimmer auf ein Gelöffel einladen. Das würde sehr zweideutig klingen.“

Es ward gelacht; der Hofrath allein blieb ernsthaft und knurrte: „Eine gute Brühsuppe, deutsch oder französisch, wäre mir lieber, als all' die Wortklauberei.“

Er rührte, in Hoffnung besserer Zeiten, das Rindfleisch wenig an. Aber auch die zweite Tracht entsprach seiner Erwartung nicht. Sie bestand aus Schinken mit Erbsen, Klößen und ganz alltäglichen grünen Gemüsen. Der unzufriedene Gast aß keinen Bissen davon, ungeachtet ihn der Wirth ermahnte: er möge sich vorsehen, daß er nicht hungrig vom Tische aufstehe.

Die dritte Schüssel brachte einen Hecht, der, nach seiner Größe, ein Fürst der Wasserwelt gewesen war. Aber der Hofrath hatte keine Achtung vor ihm. „Das verdammte Raubthier,“ sagte er laut, „hat wohl alle Forellen und

Aale verschlungen, daß wir keine zu sehen bekommen.“

„Der Fisch ist gut!“ rief Doctor Matz. „Er will aber schwimmen, und ein Deutscher trinkt gern.“ — Damit stürzte er seinen Pokal aus; denn statt der Weingläser standen große Humpen auf dem Tische, und wurden fleißig mit köstlichem Rheinwein gefüllt.

Jetzt erschien ein Harfenspieler in einem langen Gewande. Er setzte sich unweit der Tafel, griff in die Saiten und sang ein Lied zum Ruhm und Preis der alten deutschen Zeit, und ein anderes zum Lobe der Frauen. Das letztere, das höchst wahrscheinlich der verliebte Bürgermeister selbst gedichtet hatte, krönte Paulinen zur Königin des Festes, und bezeichnete sie, ohne Nennung ihres Namens, so deutlich, daß sie die Augen niederschlagen mußte, indeß ihre Verehrer dem Sänger Beifall zuklatschten und auf ihr Wohl die Humpen leerten. Zu meinem Erstaunen mischte sich auch der Doctor unter das lärmende Chor der Anbeter, und bezeugte sich sogar noch feuriger als die übrigen: denn er trank auf Paulinens Gesundheit zwei volle Humpen, und die andern weihten ihr nur Eine.

Hierauf sang der Harfner folgendes Spottlied:

An die Franzmänner.

Ei! wie habt ihr Ueberklugen
Mit den Deutschen es versehn,
Daß sie euch so tapfer schlugen
Und sich drob nicht wenig blähn?

Denken denn die Undankbaren
Keinen Augenblick daran,
Was ihr seit viel hundert Jahren
Ihnen Gutes habt gethan?

Eure Sprache, eure Moden
Gabt ihr ihnen, wie bekannt;
Sandtet auch vom Vaterboden
Große Künstler in ihr Land.

Kammerdiener, Gouvernanten,
Köch' und Tänzer zogen ein,
Und die deutschen Elephanten
Lernten leicht und zierlich seyn.

Und für diese reiche Spende,
Schmückend Körper, Geist und Haus,
Batet ihr euch nichts am Ende
Als die deutsche Freiheit aus." —

Ja, ein Veilchen gab man Proben
Treuer Dienstbeflissenheit;
Aber bald begann ein Toben
Ueber diese Kleinigkeit.

Alle Männer, alle Weiber
Klagten über Zwang und Drang,
Und der Kiel der Bücherschreiber
Nannte frech euch kurz und lang.

Und indeß man wie besessen
In die Lärmtrompete stieß,
Schlug das Kriegsvolk euch vermessen
Bis ins heilige Paris.

Aber laßt die Donnerwolke
Nur getrost vorüberziehn!
Euch kann doch beim deutschen Volke
Neues Herrscherglück erblühn.

Fährt es fort, euch nachzuahmen,
Bleibt es eurer Sprache treu,
So entsprießt aus diesem Samen
Einst ihm wieder Sklaverei.

„Das verhüte Gott!“ rief Herr Ballhorn. „Wenigstens an uns sollen sie diese Freude nicht erleben. Wir werfen ihre Sitten und Sprache zur Stadt hinaus, und ganz Deutschland möge sich an uns spiegeln.“

„Amen, das werde wahr!“ fiel der Doktor ein, und bekräftigte seinen Wunsch mit einem tüchtigen Trunke.

Diesem poetischen Zwischenspiele folgte der höchst prosaische Auftritt eines Lammsbratens mit weißen Rüben. „Sehen Sie hier,“ sagte der Bürgermeister, ein merkwürdiges, ächt deutsches Gericht! Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, der edle Kämpfer für deutsche Freiheit, ward mit Lammsbraten und weißen Rüben von seiner Hausfrau bewirthet, als er einsmals von einem glücklichen Zuge in seine Burg zurück kam und einen gefangenen Gast, den Ritter Weislingen, mitbrachte.

„Ich durfte nicht Götz seyn!“ rief der Hofrath. „Ich hätte das Weib meine schwere eiserne Hand fühlen lassen, wenn mir nichts Besseres aufgetischt worden wäre.“

Er wandte sich dann zu mir, den das Loos getroffen hatte, sein Nachbar zu seyn, und sagte vertraulich: „Nun haben wir, Gott sey Dank! die Vexiermahlzeit überstanden; nun wird unser spaßhafter Herr Wirth den rechten Schmaus anfangen lassen. Ich freue mich nur, daß ich so klug war, mich mit jenen gemeinen Philisterspeisen nicht anzufüllen.“

Er ließ denn auch den ritterlichen Braten mit Verachtung bei sich vorübergehen. Wir andern aßen, ohne uns an sein Hohnlächeln zu kehren, unsern Theil davon. Hierauf kam ein Weinmuß für die Frauen, und zugleich der Nachtisch, der nichts enthielt, als Butter und Käse, ein paar Teller Obst und eine Schüssel mit gebratenen Eicheln, die der Bürgermeister für die Urkost unserer Alt-

vordern ausgab und deutsche Kastanien nannte. Dennoch aber wies Jedermann die herbe Frucht mit Lachen von sich.

„Nun Scherz bei Seite, Herr Bürgermeister!“ rief mein Nachbar. „Lassen Sie gefällig auftragen, was Sie uns im Ernste bestimmten.“

„Sie schweben in einem seltsamen Irrthum, bester Herr Hofrath!“ versetzte Jener. „Unsere einfache deutsche Mahlzeit ist völlig vorbei.“

Er machte große Augen und wollte das nicht glauben; als es ihm aber der Schalk nochmals versicherte, ward er unbeschreiblich grob und forderte gebieterisch die abgetragenen Speisen zurück. Sie wurden gebracht, und er aß wie ein Wolf.

Aber auch diesen Nothgenuß verbitterte ihm der Harfner durch den Gesang nachstehender Romanze.

Zaunkönig und Bär.

Ein Zaunkönig und ein Zottelbär
Das waren verwünschte Prinzen.
Sie zogen vereint in der Welt umher
Und hatten nicht Kleider, nicht Münzen.

Prinz Bär war grob und bekam dafür
Mitunter tüchtige Prügel;
Allein das kleine, gefügelte Thier
War ganz der Höflichkeit Spiegel.

Sie mußten, Kraft der Verzauberung,
Die Menschheit so lange missen,
Bis eine Prinzessin, schön und jung,
Sich frei entschloß, sie zu küssen.

Drum wanderten beide sich müd' und matt
Und schweiften nach allen vier Winden,
Um irgend in einer Königsstadt
Entzaubernde Küsse zu finden.

Einſt ſahn ſie ein reizendes Fürſtenkind,
Umgeben von Zofen und Schranzen,
Im Grünen, umfächelt vom Abendwind,
Mit andern Prinzeſſinnen tanzen.

Prinz Bär, gleich verliebt bis über's Ohr,
Thät ſich nicht lange beſinnen,
Und brach wie ein Sturm aus dem Wald hervor,
Um Minneſold zu gewinnen.

Die Tanzgeſellſchaft hatte nicht Luſt,
Den wilden Beſuch zu erwarten:
Sie floh, mit Geſchrei und bebender Bruſt,
In einen ummauerten Garten.

Der täppiſche Buhler legte ſich kühn
Am Gitterthor auf die Lauer.
Da ſtürmte von allen Seiten auf ihn
Ein Steinregen über die Mauer.

Indeſſen hatte ſein kleiner Geſell
Sich in den Garten geſchwungen,
Und ſang ſo wunderlieblich und hell,
Als nie ſeines Gleichen geſungen.

Die ſchöne Prinzeſſin ſah empor;
Doch zitterte ſie vor dem Bären,
Und konnte jetzt kein ruhiges Ohr
Dem freundlichen Vöglein gewähren.

Es flog zu dem Brummer hinaus und ſprach:
„Du haſt dich übel empfohlen!“ —
„Was thut's?“ verſetzt' er. „In ihrem Gemach
Will ich nun Küſſe mir holen.

Uns ſoll und muß in künftiger Nacht
Ein raſcher Ueberfall glücken.
Ich bring' ins Schloß durch die fliehende Wacht
Und trag' dich hinein auf dem Rücken.“

„Schön Dank!“ rief spöttelnd das Königlein:
„Da würd' ich zehnmal erschlagen!
Denn schrecklich wird man den Bucket dir bläu'n,
Beginnst du den Einbruch zu wagen.“ —

Es wurde Nacht und der lüsterne Bär
Ging schnoppernd herum an den Thoren.
Er fand bald eins, wo Herz und Gewehr
Die feigen Wächter verloren.

Und als sie vor ihm mit Hasenlauf
Die Flucht ins Weite genommen,
Stieg er die Marmortreppen hinauf,
Um zu der Prinzessin zu kommen.

Ach! aber in dem Trabantensaal
Von seinem Unstern gewiesen,
Umringten ihn, starrend von Erz und Stahl,
Wohl dreißig gewappnete Riesen.

Die Schwerter ziehend, mähten sie schnell
Ihm beide Ohren vom Kopfe,
Und mühsam bracht' er sein blutendes Fell
Durch schleunige Flucht aus der Klopfe.

Prinz Zaunkönig suchte während der Zeit
Sein Glück auf geschicktere Weise.
Er machte sich, unter des Mondes Geleit,
Behutsam und still auf die Reise.

Die warme, ruhige Sommernacht
Hielt ihm die Schloßfenster offen;
Die Zimmer durchhellte der Ampeln Pracht,
Und bald war das rechte getroffen.

Er sah die Prinzessin, schön wie ein Bild,
Im süßesten Schlummer liegen,
Und zögerte nicht, von Lieb' erfüllt,
Aufs seidene Bettchen zu fliegen.

Er weckte sie mit muntrem Gesang;
Aufblitzten die Äuglein, wie Sterne.
Doch lauschte sie still drei Minuten lang,
Damit er nicht scheu sich entferne.

Sein Schnäbelein wagte mit feiner Art
Ihr Schwanenhändchen zu tippen.
Da faßte sie ihn und streichelt' ihn zart,
Und küßt' ihn mit rosigen Lippen.

Schnell wuchs das Vöglein ihr aus der Hand,
Warf sich auf den Fußteppich nieder,
Verwandelte sich im Hui und erstand
Als blühender Jüngling wieder.

Sie fuhr zusammen mit einem Schrei,
Doch war sie ihm plötzlich gewogen;
Und kurz, kaum huschten acht Tage vorbei,
So ward die Vermählung vollzogen.

Sein Unglücksgefährte vernahm die Mähr',
Und wollte sich wüthend entleiben.
Er ist noch bis heut ein plumper Bär
Und wird es sein Leben lang bleiben.

Bei den letzten Worten sprang der Hofrath hastig auf; der Harfenspieler sah sich erschrocken um und machte sich schnell aus dem Staube. „Das rieth ihm Gott, Herr Stadtmusikant!“ donnerte der Hofrath ihm nach, und setzte sich mit funkelnden Augen wieder an seinen Ort.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Bürgermeister gelassen.

„Das will ich Ihnen morgen unter vier Augen — und allenfalls unter vier Händen — erklären;“ antwortete Jener, und that sich, durch die Romanze gezähmt, außenscheinliche Gewalt an, nicht mehr zu sagen.

Es entstand eine bängliche Stille, die jedoch der Amtmann nur eine halbe Minute dauern ließ. Dann fing er an, die Güte zu pflegen, und es kam halb und halb ein Vergleich zu Stande.

Als wir vom Tische aufgestanden waren, wurde Warmbier in Kaffeeschalen dargeboten.

„Wieder ein neuer Eulenspiegelstreich!“ rief der Hofrath mit gezwungenem Lächeln. „Warum denn kein Kaffee?“

„Weil wir wiedergeborene Altdeutsche sind;“ sagte der Bürgermeister. „Wir enthalten uns daher eines ausländischen Getränks, das unsere Urväter nicht kannten.“

„Sehr wahr!“ fiel der Doktor ein. „Doch Warmbier tranken sie schwerlich nach Tische. Sie fingen's da beim Becher wieder an, wo sie es bei der Mahlzeit gelassen hatten.“

Der Bürgermeister verstand den Wink und ließ frischen Wein bringen. Zugleich aber ward uns Eichenbergern und den Frauenzimmern insgesammt Kaffee gereicht.

„Nun, was für ein Vorrecht haben denn Diese?“ brummte der Hofrath.

„Die Herren von Eichenberg,“ entgegnete der Bürgermeister, „zeigen durch ihre Kleidung, daß sie heute noch keine Altdeutsche sind und mit dem schwächern Geschlechte, das sich ungern vom Kaffee trennt, muß man Anfangs einige Nachsicht haben.“

Der Hofrath schüttelte den Kopf und sagte zu den übrigen, vom Kaffee ausgeschlossenen Männern: „Kommt, wir wollen uns am Weine rächen.“ — Sie becherten nun weidlich. Das empfand der Trinktisch, um den sie sich gestellt hatten. Wer das Gleichgewicht verlor, schob ihn den gegenüber stehenden Zechern auf den Leib, und diese gaben taumelnd den Stoß zurück. Dabei ward der deutschen Freiheit manches Lebehoch gebracht. Aber indem sie so auf Freiheit pochten, waren einige von ihnen gefesselte Sklaven, die mit gläsernen Augen sehr demüthig um einen Gnadenblick von Paulinen flehten. Sie hatten auch mit Vater Freimund viel abzumachen. Einer nach dem andern

führte ihn in ein Nebenzimmer und kam von der geheimen Unterredung mit heiterem Angesichte zurück.

Freimund, dem der Ton der Gesellschaft nicht gefiel, ließ zeitig anspannen. Da erhob sich, als es ruchbar wurde, ein großer Auftstand. Der Bürgermeister bat dringend, noch länger zu verweilen, und Paulinens Liebhaber brauchten Gewalt, indem sie unsere Hüte, Handschuhe und anderes Eigenthum in Beschlag nahmen, um uns zum Bleiben zu zwingen. Standhaft setzten wir aber unsern Willen durch und brachen auf. Der Abschied zog Paulinen viel ungeschickte Zärtlichkeiten zu; ihr Vater hingegen bekam zu gleicher Zeit neue derbe Verweise, daß er nicht in altdeutscher Kleidung erschienen war, und der Amtmann, des Strafens gewohnt, legte ihm sogar die Buße auf, nächstens ein deutsches Fest zu geben.

„Etwa ein Turnier!“ sagte der Bürgermeister.

„Ja, ein Turnier! ein Turnier!“ rief ein zehnstimmiges Echo.

„Turnei!“ fiel der Obsichter nachdrücklich ein. „Turnier ist wegen seiner ausländischen Endung verwerflich.“

„Nun, so gebt uns ein Turnei, lieber Freimund!“ sagte der Amtmann. „Und der Preis des Sieges — oder, in der Ritterſprache zu reden, der Dank — sey eine gewisse köstliche Perle! — Ihr wißt schon!“ —

„Das kann ich nicht versprechen,“ antwortete Freimund. „Doch eine mit Schranken umzogene Rennbahn steht zu Diensten. Da mag, wer Lust hat, turnieren!“ —

„Turnen, turnen!“ rief der Obsichter, und drohte sträflich mit dem Zeigefinger.

Am folgenden Tage sagte Freimund zu mir: „Ich will aus gewissen Ursachen die Narren in Teutlingen zum Nar-

ren haben und ihnen ein Kampfspiel veranstalten. Die Herren Flau, Bär, Zaunkönig und Matz sind beritten; sie mögen sich also auf ihre Streitrosse schwingen und Lanzen mit einander brechen. Es gehört aber in meinen Plan, daß keiner von ihnen am Ende Sieger bleibt und auf den Ritterdank Anspruch machen kann. Irgend ein Anderer muß zuletzt den tapfersten Kämpfer aus dem Sattel heben, und diese Rolle übertrage ich Ihnen, Freund Otto! Ihrer Jugendkraft und Gewandtheit ist es ein Leichtes, mit den steifen Männern und Männchen fertig zu werden, und der Ihnen bestimmte Dank wird Sie erfreuen."

Die letzten räthselhaften Worte machten mich aufmerksam. Sollte wohl, sagte ich zu mir selbst, Pauline darunter gemeint seyn? Hat der Vater Euer Verständniß belauscht? und will er das Mädchen lieber dir gönnen, als einem jener vier Herren, die vielleicht in der gestrigen Trunkenheit um sie warben? — Diese Möglichkeiten und Ahnungen bewogen mich sogleich zur Erklärung, daß ich die Posse mitspielen wolle. Es war mir auch nicht bange, den Sieg über meine Gegner davon zu tragen, weil ich mich in frühern Jahren, als ich die Reitbahn besuchte, im Ringelrennen fleißig geübt und manchen pappenen Türken und Chinesen niedergehauen hatte.

Das Ausschreiben des Turniers, die Anschaffung der Harnische und andern Erfordernisse, die auf der Tummelbahn gehaltenen Vorübungen, und überhaupt alle vorläufige Anstalten, worüber ein ganzer Monat verfloß, übergehe ich mit Stillschweigen. Ich rüstete mich in geheim, und ließ niemand merken, daß ich mich mit den obgenannten vier Rittern messen wollte. Im Gegentheil stellte ich mich, in ritterlichen Turnkünsten ganz unerfahren zu seyn.

Am Kampftage erschienen die Ritter folgendermaßen gerüstet:

Ritter Flau ragte auf einem großen, stattlichen Rappen wie ein Thurm über die andern hervor. Sein stahlblauer, gefirnißter Harnisch war, gleich den Panzern der übrigen Ritter, von starker Pappe zusammengeleimt. Seinen Schild zierte ein sinnreiches Gemälde. Es zeigte die Göttin der Gerechtigkeit in Paulinens Gestalt, mit einer Wage in der Hand. In der rechten Schale thronte sehr kennbar der Ritter, und überwichtig sank sie mit ihm; in der linken Schale hockten seine drei Nebenbuhler jämmerlich aufeinander und schnellten hoch in die Luft.

Ritter Zaunkönig, goldfarben geharnischt, ritt ein so hohes Roß, daß er es nicht anders, als mittelst einer Leiter erstiegen haben konnte. Das Sinnbild seines Schildes war ein kleines Vögelchen, das auf einem Zaune saß und eine im Schnabel haltende Rose einem schönen Fräulein überreichte.

Ritter Bär strotzte auf einem Karngaule, der so plump war, als er selbst. Sein Harnisch war eisengrau, und im Schilde führte er einen schwarzen Bären, auf welchem ein Liebesgott ritt und ihn am Zügel lenkte.

Ritter Matz glich ganz dem alten Silenus. Benebelt, wie Dieser, hing er schwankend auf einem kleinen grauen Rößlein, das einem Esel ähnlicher sah, als einem Pferde. Seine Rüstung hatte die Farbe der Nacht, und auf dem Schilde war er selbst, als Besieger des Todes, dargestellt. Der Tod kniete vor ihm und schien um sein Leben zu bitten; aber der übermüthige Sieger schlug ihm eine große Arzneiflasche am hohlen Schädel entzwei. Neben ihm stand Pauline und setzte ihm einen Kranz auf.

Das waren die vier Ritter, die sich auf der Stechbahn einstellten. Außerhalb der Schranken hatte sich ganz Teutlingen gelagert. Pauline und die übrigen Frauen saßen

auf einer erhöhten Bühne. Ich aber, mit einem Blechharnisch bekleidet, hielt zu Pferde hinter einem nahen Hügel, wo ich den Kampf sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Trompeten forderten auf, das Ritterspiel zu beginnen. Zaunkönig sprengte zuerst hervor, und band, um das dünnste Brett zu bohren, mit dem dicksten Ritter an. Herr Matz ließ sich eine Weile necken, ehe er den Rückenhalt der Schranken aufgab. Als er sich endlich ins Freie wagte, rannte Zaunkönig mit vorgestreckter Lanze gegen ihn an, als wollte er ihn durch und durch stoßen. Das war nicht zu befürchten, weil die Lanzen, dem geschlossenen Vertrage gemäß, keine Spitzen, sondern lederne, mit Baumwolle ausgestopfte Köpfe hatten; dennoch war dem feigen Matz vor dem drohenden grimmigen Stoße so bange, daß er sich rückwärts von seinem Grauchen warf und eilig davon lief. Ein allgemeines Gelächter überschallte das Geschmetter der siegverkündenden Trompeten.

Der Ausreißer hatte seinen Helm verloren. Zaunkönig häkelte ihn mit seiner Lanze geschickt von der Erde auf und wollte Paulinen dieß Siegeszeichen überreichen. Ritter Bär verrannte ihm aber den Weg und legte die Lanze gegen ihn ein. Zaunkönig nahm die Ausforderung an; sie stürzten aufeinander los; Bär bekam einen ohnmächtigen Puff auf die pappene Brust und blieb unverrückt im Sattel. Aber beim zweiten Rennen ward Zaunkönig mit einem kräftigern Stoße begrüßt, und saß plötzlich wie ein Frosch im Sande. „Sehn, Sie," sagte Bär, „diese Kraft meines Armes verdank' ich den kernhaften Speisen, die ich neulich bei Ihnen genoß." — Zaunkönig sprang mit Rachgier empor und strebte hastig, seinen hohen Gaul zu erklimmen. Bei dieser vergeblichen Anstren-

gung platzte sein goldener Harnisch an verschiedenen Orten auf und gab ihm das Ansehen einer von Kindern zerrissenen Puppe. Dadurch noch wilder gemacht, zog er sein Schwert, um seinen hohnlachenden Feind damit zu züchtigen. Doch Freimund und einige andere friedliebende Männer eilten herbei, entwaffneten ihn durch freundliches Zureden und führten ihn aus den Schranken.

„Nun machen wir unsern Tanz!“ rief Flau dem Sieger zu. „Das versteht sich!“ antwortete Dieser mit einem übermüthigen Tone, als sey er unüberwindlich. Sie stellten sich in möglichster Entfernung einander gegenüber. Bär schien entschlossen, Roß und Mann zu Boden zu rennen; so stürmend ritt er an. Plötzlich aber stolperte sein ungelenkes Thier über seine eigenen Beine, und er schoß mit der Nase in den Sand. Er raffte sich schnell wieder auf; doch sein Verhängniß hatte ihm diesen Platz bestimmt. Flau, stärker und geschickter als er, stach ihn beim zweiten Angriff vom Pferde, und er fiel eben dahin auf den Rücken, wo er zuvor die Erde geküßt hatte.

Ich flog jetzt hinter dem Berge hervor und in die Stechbahn hinein. Die Zuschauer empfingen mich mit langen Hälsen und frohen Gesichtern; aber Herr Flau sah mich finster an, weil er schon den Kampfpreis gewonnen zu haben glaubte, und ihn nun wieder auf's Spiel setzen mußte. Ich ritt zu den Frauen hin, senkte den Speer vor Paulinen, tummelte dann meinen Schimmel, und erbat mir von dem scheelsüchtigen Ritter die Ehre, eine Lanze mit ihm zu brechen. Wild begab er sich an den gehörigen Ort und stürzte wie ein Bergfall auf mich los. Doch der Zorn machte ihn blind; er verfehlte mich, schoß bei mir vorbei, und sein Rappe, der halb und halb mit ihm durchging, hätte beinahe die Plan-

ken übersprungen. Die daran sitzenden Zuschauer flohen mit Schrecken und purzelten im Getümmel übereinander. Wir machten hierauf den zweiten Ritt, und gaben und empfingen beiderseits tüchtige Stöße, die jedoch den Wettstreit nicht entschieden. Erst beim dritten Rennen gelang es mir, den tapfern Kämpen so zu erschüttern, daß er die Bügel verlor, und nach fruchtlosem Ringen, sich auf dem Pferde zu erhalten, hinab mußte. „Hol' der Henker das Kinderspiel!" rief er aus und verließ den Schauplatz.

Ich sah mich um, ob jemand vorhanden sey, der des Amtmanns Niederlage rächen und mich aus dem Sattel heben wolle; aber die Rennbahn blieb leer, und bald erschien ein Herold, der ausrief: „Das Turnier ist vorbei! Die Herren Ritter werden geladen, sich im hiesigen Schlosse einzufinden, und nach erfolgter Austheilung des Dankes ein Ehrenmahl zu genießen."

Mir klopfte das Herz; ich folgte zaghaft dem Rufe. Die andern vier Kämpen stellten sich, ungeachtet sie keinen Dank zu erwarten hatten, ebenfalls ein. Auch die ganze vornehme Welt von Teutlingen war zu Freimunds Tafel geladen und zog vom Turnplatze dahin. Freimund rief mich und meine vier Waffenbrüder in ein abgesondertes Zimmer und sagte zu Diesen: „Meine Herren, Sie eröffneten mir neulich an Einem Tage und in Einer Stunde einen gleichstimmigen Wunsch, und eben denselben hatte ich schon lange vorher in den Augen meines hier gegenwärtigen jungen Gastfreundes gelesen. Da gedachte ich der biblischen Worte: Das Loos stillet den Hader, und stellte das heutige Turnier an, um die Entscheidung der Sache dem Waffenglücke zu überlassen. — Es begünstigte meinen Gastfreund, und er soll vor Ihren Augen den ausgesetzten Preis empfangen." —

Mit diesen Worten ging er in ein Nebengemach, kam sogleich, Hand in Hand mit Paulinen, wieder zurück und sagte: „Hier, Otto, ist Dein Dank! — Ich hoffe, mir damit Euren Dank, meine Kinder, zu verdienen.“

Stumm vor Freude warfen wir uns ans väterliche Herz, und ich hörte, wie im Traume, daß die vier Herren hinter mir verdrießliche Worte ausstießen und zornig fortgehen wollten. Schnell aber besann sich der Doctor eines Bessern. „Hört, ihr Korbgesellen!“ rief er: „wir wären Thoren, wenn wir Freimunds herrliche Weine im Stiche ließen. — Nein, wir wollen uns gütlich thun, und wer dann noch schmollen will, der schmolle!“

„Ein guter Rath!“ sagte Freimund. „Es war nicht möglich, daß Sie insgesammt meine Schwiegersöhne werden konnten. Wollen Sie deßhalb aufhören, meine Freunde zu seyn?“

Die Herren gingen in sich und — zur Tafel, wo selbst der Hofrath, der seinen Mißmuth vorher am härtesten aussprach, durch einen Ueberfluß leckerhafter Speisen geschweigt und versöhnt wurde.

Ich wohne seitdem in Eichenberg als Mitbesitzer des schönen Gutes, und mein junges, liebes Weib zaubert es mir zu einem Paradiese. Vater Freimund hat sich noch nicht zur altdeutschen Tracht bequemt, und im Sprechen und Schreiben entwischt ihm noch manchmal ein Bankart oder Bastardwort. Aber bei dem allen ist er der biederste Kernmann, den ich kenne, und es würde, auch ohne der Teutlinger wohlgemeintes Spiel mit der altdeutschen Puppe, gut um Deutschland stehen, wenn jeder deutsche Mann an Tugend ihm gliche.

3

4

5

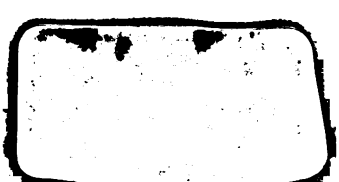
6

7

8

7

8.

12

54656403